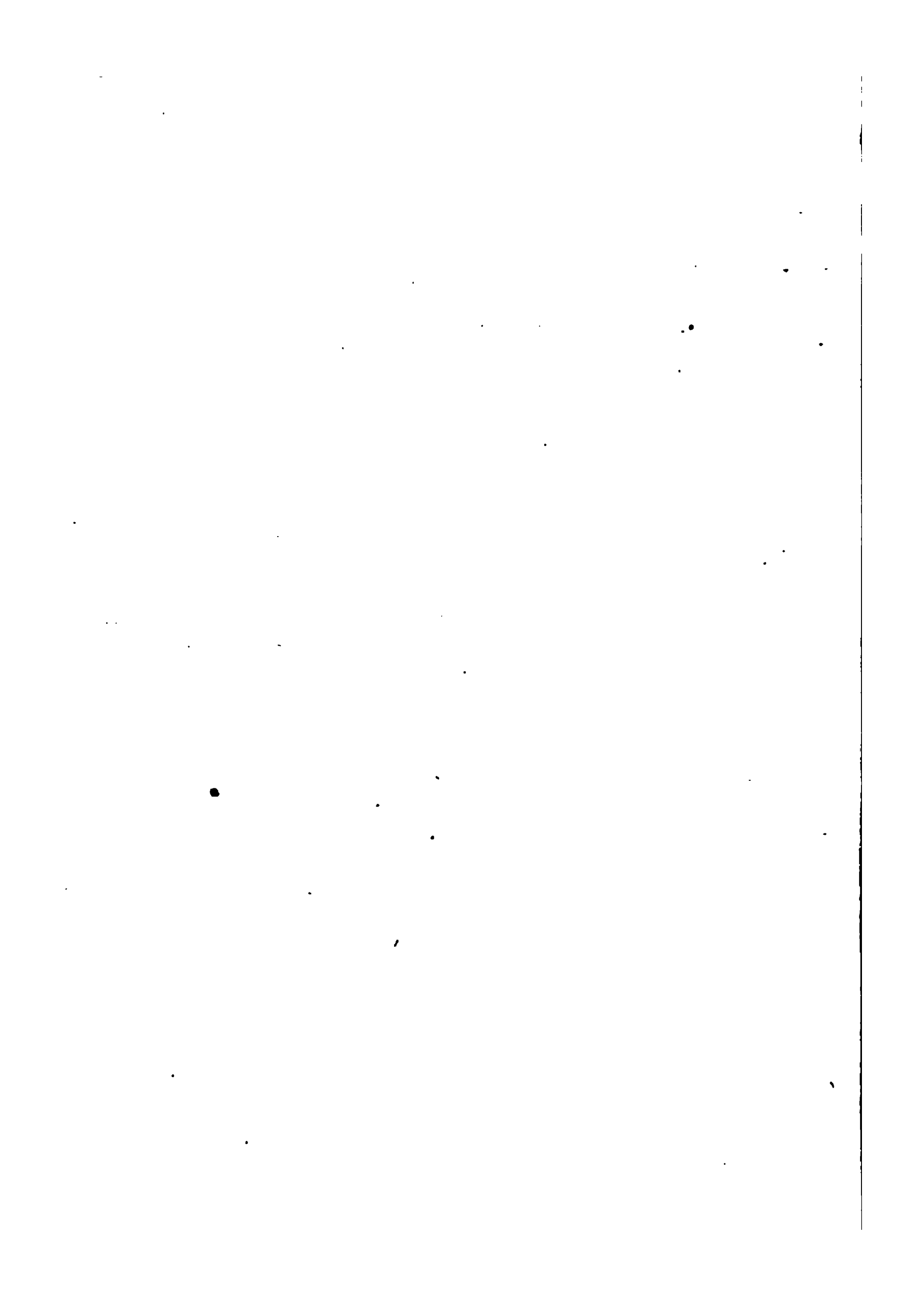
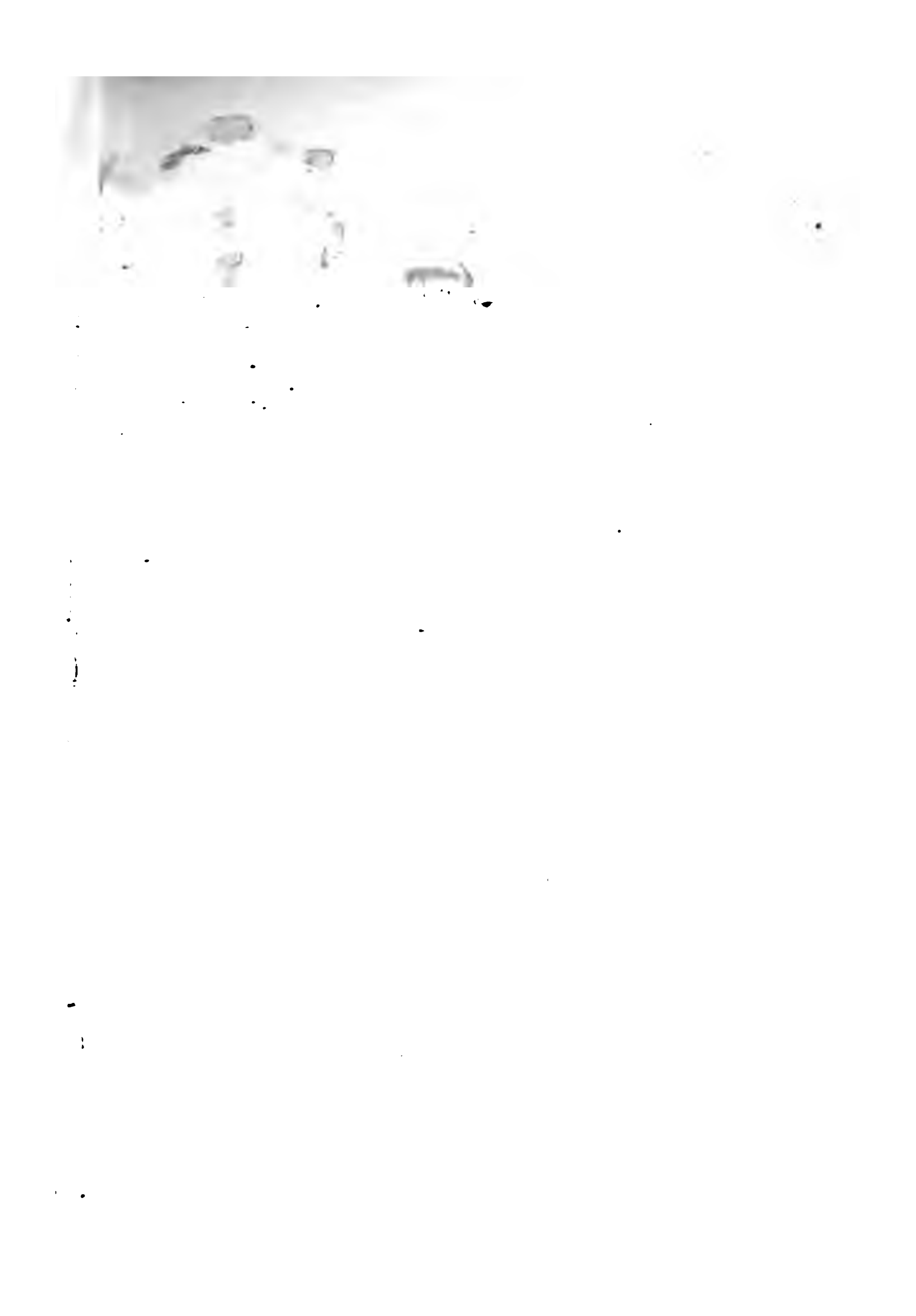
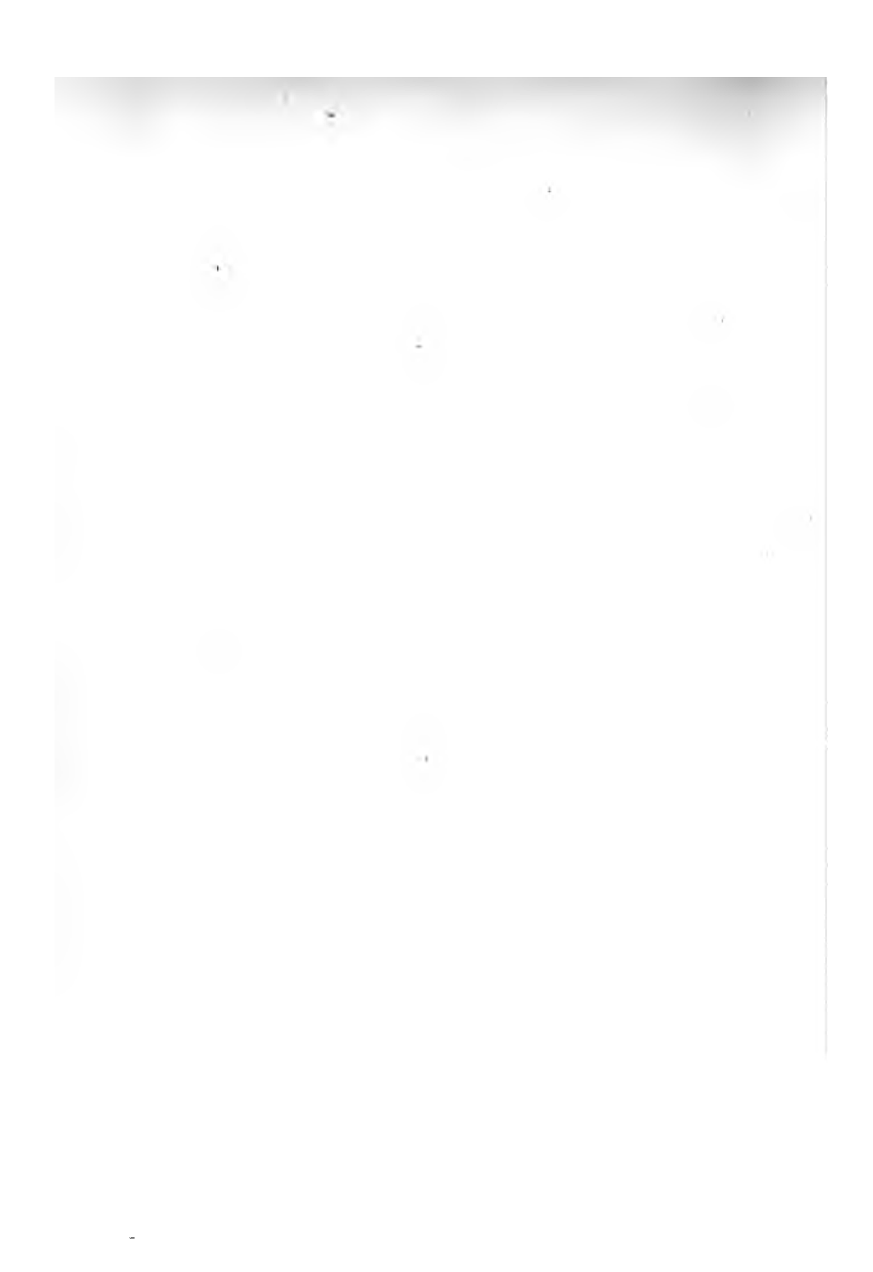

WIDENER LIBRARY
HX Q4XC $


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO
ET
ECCLESIAE









H. Heine's

Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweite, verbesserte Auflage.

Erster Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1873.

Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist ein äußerlich scheinloses, stilles, durch keine gewaltsamen Ereignisse bewegtes Leben, das die nachfolgenden Blätter vor uns entrollen. Ein deutsches Dichterleben! Die Armuth stand an seiner Wiege, die kalte Sonne des Ruhmes beglänzte seinen einsamen Pfad, und trüb und traurig erlosch es in der unwirthlichen Fremde.

Was ist von solchem Lose Viel zu erzählen in unsrer geräuschvollen Zeit? Was kümmert uns das arme Dichterherz, das zu Staub geworden in seiner Gruft auf dem Friedhofe von Montmartre, und das nicht mehr theilnimmt an unseren Kämpfen und Siegen? Unter dem Donner der Schlachten erbebte die Welt, seit der müde Puls jenes Herzens den letzten Schlag gethan, Könige stürzten gerichtet von den Thronen, Völker befreiten und einigten sich, jenseit des Weltmeeres zerbrach die Fessel des schwarzen Sklaven, und rasch, wie das Dampfross auf den Eisenschienen oder das Wort auf den Flügeln des Blitzes dahin fährt, rollen die Fortschrittsräder der Geschichte dem Aufgang zu!

Wir sind wach und mündig geworden, nicht mehr in weichlicher Klage legen wir thatlos die Hände in den Schoß, oder spotten mit ohnmächtigem Witz unsrer Ketten, oder gaukeln uns in idealistischen Zukunftsträumen hinweg über die Noth der Gegenwart; wir sind ein männlich ernstes,

verständiges Geschlecht, das mit harter Arbeit sich selber sein Schicksal schmiedet, das mit scharfem, klarem Blicke den Gesetzen der Völkerwohlfahrt nachspürt, das die trotzigen Naturkräfte in den Dienst des Menschen zwingt, und in der Verfolgung nützlicher, praktisch erreichbarer Zwecke von Tag zu Tag einem glückvolleren Dasein entgegen schreitet. Was haben wir noch zu schaffen mit dem stillen Schläfer im Kirchhofsgrund, dessen Zeit vorüber ist, und der seinen dornendurchflochtenen Lorber mit in das Grab hinunter nahm?

So fragen die prahlerischen Lobredner der Gegenwart, und vergessen des Dankes, den sie den Männern der Idee schuldig sind, die dem heutigen Geschlechte den Weg bereitet haben. Sie vergessen, daſs die schmerzliche Klage über die Ungerechtigkeit und Verderbtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zuerst der Menschheit all ihr Leid zum Bewuſstsein brachte, und dadurch jene gefühls- und verstandesklare Unzufriedenheit erschuf, die sich nicht wieder zur Ruhe begeben kann, bis eine bessere Grundlage des politischen und socialen Gebäudes errungen ist. Sie vergessen, daſs jenes satirische Gelächter, gleich den Trompeten von Jericho, die Zwingburg des Absolutismus und die Mauern der gothischen Dome erschütterte, hinter denen die rohe Gewalt und die lichtscheue Dummheit sich verschanzten. Sie vergessen, daſs die hehren Ideale, die stolzen Träume und Hoffnungen von einem Auferstehungsmorgen der Menschheit, den Herzen der Besten und Edelsten jenen lebensfreudigen Todesmuth einsenkten, der das zeitliche Glück des eigenen Daseins unbedenklich hinopfert, um der ewigen Idee zum Siege zu verhelfen. Sie rühmen sich ihres hohen Standpunktes, und vergessen, daſs ihr Blick nur deſshalb einen so weiten Horizont überschaut, weil sie auf den Schultern ihrer Väter stehen.

Solches Unrecht zurückweisend, möchten wir einen Bruchtheil des Dankes der realistischen Gegenwart gegen die idealistische Vergangenheit, aus der sie hervor geblüht, abtragen durch das vorliegende Buch.

Wohl ist es vielleicht noch zu früh, eine nach allen Richtungen vollständige Schilderung des Lebens und Wirkens von Heinrich Heine zu unternehmen. Noch enthält die Familie des Dichters in kleinherziger Beschränktheit die von ihm hinterlassenen Memoiren, Gedichte, Briefe und manche sonstigen Zeugnisse seines Strebens dem Publikum vor, und Alles, was sie demselben seit elf Jahren statt der erwarteten Geistesschätze geboten hat, beschränkt sich auf ein Dutzend unordentlich durch einander gewürfelter Anekdoten in den Spalten eines Unterhaltungsblatts*). Dennoch glaube ich, daſs die äußere Geschichte des Lebens, das ich darzustellen versuchte, nicht allzu viel' erhebliche Lücken aufweisen wird. Selbst über die Kindheitsjahre des Dichters, über welche bis jetzt wenig Zuverlässiges bekannt war, sind mir durch noch lebende Jugendgenossen Heine's werthvolle Mittheilungen zugeflossen, und fast nur die Zeit seines Komptoirlebens in Frankfurt und Hamburg bleibt in ein gewisses Dunkel gehüllt, das schwerlich jemals ganz aufgehellt werden wird.

Mit ernstlicherer Sorge erfüllt mich die Frage, ob es mir gelungen ist, die inneren Bezüge des Dichters und seiner Werke zu den literarischen, politischen und socialen Kämpfen seiner Zeit überall in das rechte Licht zu stellen. Diese Kämpfe sind zum größten Theile bis auf den heutigen Tag nicht beendet, das letzte Wort in ihnen soll erst

*) Bald darauf zu einem Buche erweitert, unter dem Titel: „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie, von seinem Bruder Maximilian Heine." Berlin, 1868.

gesprochen werden, und künftigen Geschlechtern bleibt es vorbehalten, ein abschließend parteiloses Urtheil über ihren Werth für die Geschichte der Menschheit zu fällen. Einstweilen musste jedoch der Versuch gemacht werden, die Stellung, welche Heinrich Heine zu den großen Fragen des Jahrhunderts einnimmt, nach bester Einsicht und mit gewissenhafter Benutzung des vorliegenden Materials klar zu bestimmen, möge diese Stellung nun im einzelnen Fall eine richtige oder falsche gewesen sein. Auf dem jetzigen Standpunkt der Geschichtschreibung genügt es nicht mehr, durch anekdotische Mittheilung der äußeren Lebensumstände eines Schriftstellers gleichsam die schwarze Silhouette seines Bildes in die leere Luft zu zeichnen — ich halte mich daher überzeugt, dass die breitere Ausmalung des kultur- und literarhistorischen Hintergrundes meiner Arbeit keiner Entschuldigung bedarf. Mit besonderem Fleiß habe ich dem so oft zu niedriger Schmähung benutzten, aber niemals in voller Bedeutung gewürdigten Verhältnisse des Dichters zum Judenthum nachgeforscht, und ich darf hoffen, dass die nach handschriftlichen Urkunden gebotene Darstellung der in den zwanziger Jahren von Berlin ausgegangenen und von Heine warm getheilten Bestrebungen für eine humanistische Reform des israelitischen Lebens interessante Aufschlüsse über die seither wenig beachtete Einwirkung der Hegel'schen Philosophie auf die geistig fortgeschrittensten jüdischen Kreise geben wird.

Meinen besten Dank schließlich Allen, die mich durch gütige Mittheilungen in dem Bemühen unterstützten, eine glaubwürdige Biographie des Dichters zu liefern.

Hamburg, den 15. September 1867.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche dies Buch bei seinem ersten Erscheinen gefunden, hat es mir zur angenehmen Pflicht gemacht, dasselbe für die vorliegende neue Ausgabe sorglichst zu revidieren und in mancher Beziehung zu vervollständigen und zu verbessern.

Aus dem Nachlasse H. Heine's ist seitdem von mir ein Supplementband seiner Werke („Letzte Gedichte und Gedanken." Hamburg, 1869.) veröffentlicht worden, der ein abschließendes Urtheil über die poetische Thätigkeit seiner letzten Lebensjahre gestattet.

Den Umfang der Anmerkungen habe ich besonders dadurch auf ein geringeres Maß beschränkt, dass ich bei Anführung der zahlreichen Belegstellen aus den Werken des Dichters die betreffende Band- und Seitenzahl, zur Bequemlichkeit des Lesers, in Klammern dem Text selber einfügte. Auch das angehängte Sach- und Namen-Register wird das Auffinden jedes einzelnen Gegenstandes bedeutend erleichtern.

Henni's Villa,

Steglitz bei Berlin, den 15. Oktober 1873.

Inhalt.

Erstes Buch.



Erstes Kapitel.

Die Knabenzeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Altona der jüdische Kaufmann Meyer Schamschen Popert, welchem seine Frau, Frummit, geb. Heckscher, zwei Töchter, Jette und Mathe, gebar. Jette, die Aeltere der Beiden, heirathete den wohlhabenden Baruch Ahron, genannt Bendix Schiff, während der minder mit Glücksgütern gesegnete Händler Heymann Heine in Altona, der, wie es scheint,[1]) aus Bückeburg stammte, die jüngere Schwester Mathe heimführte, und bald darauf mit ihr nach Hannover zog. Nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Schwester vermählte sich Mathe in späterer Zeit wieder mit ihrem verwittweten Schwager, dem sie zu seinen drei Söhnen und eben so vielen Töchtern sechs Kinder ihres ersten Mannes — Isaak, Samson, Salomon, Meyer, Samuel und Hertz, genannt Henry (zwei Töchter waren schon früher gestorben) — in die Ehe brachte. Von ihren näheren Lebensumständen ist uns Wenig bekannt; doch werden ihre Verhältnisse bis zu ihrer zweiten Verheirathung dürftig genug gewesen sein. Mittellos mussten die heranwachsenden Kinder hinaus in die Welt, mit zäher Energie den Kampf um die Existenz zu beginnen. So wissen wir, daß ihr dritter Sohn Salomon in seinem siebzehnten Jahre, mit einem Paar Lederhosen angethan und nur sechzehn Groschen in der Tasche, das elterliche Haus in Hannover verließ und auf gut Glück nach Hamburg pilgerte, wo er sich durch eigene Thatkraft, und vom Lächeln Fortuna's

begünstigt, im Laufe der Zeit vom armen Wechselausträger zum weltberühmten Bankherrn und Besitzer von Millionen emporschwang. Sein ältester Bruder, Isaak, wanderte nach Frankreich aus und etablierte sich in Bordeaux, wo er sich mit einer Französin verheirathete und 1828 mit Hinterlassung eines ansehnlichen Vermögens starb; zwei seiner Söhne, Armand und Michel, sind gegenwärtig Chefs des bekannten Bankhauses Oppenheim & Fould in Paris.[2]) Auch der jüngste Bruder, Henry, der all' seine Geschwister überlebte und, hochbetagt, 1855 in Hamburg starb, wusste sich durch Fleiß und Kraft eine behagliche Lebensstellung in kaufmännischer Sphäre zu erringen.

Nicht so freundlich ruhte der Silberblick der launischen Glücksgöttin auf dem zweiten der Brüder, Samson Heine, welcher am 19. August 1764 in Hannover geboren war. Nachdem er in Hannover und Altona die erste kaufmännische Vorbildung erlangt hatte, kam er im December 1798 auf einer Geschäftsreise nach Düsseldorf am Rhein. Empfehlungsbriefe führten ihn dort in das hoch geachtete van Geldern'sche Haus, dessen Stammvater Isaak van Geldern um das Jahr 1700 von Holland nach dem Herzogthume Jülich-Berg ausgewandert war. Das „van“ oder „von“ seines Namens verdankte Derselbe nicht einem Adelsbriefe[3]); es zeigte nur an, daß er aus Geldern gebürtig sei. Der Adel Isaak's bestand allein in seiner edlen Gesinnung, welche er durch aufopfernde Wohlthätigkeit gegen seine verfolgten und unterdrückten Stammesgenossen in Deutschland bekundete. Er war ein reicher Mann; Freund und Korrespondent des berühmten Bankiers Oppenheim in Wien, war er, wie Dieser, unermüdlich thätig für die Verbesserung der traurigen Lage der Juden. — Was er begonnen, setzte sein Sohn Lazarus fort. Derselbe war mit der Tochter des am kaiserlichen Hofe zu Wien hoch geehrten Simon Preßburger vermählt und galt für einen aufgeklärten und unterrichteten Mann. Ueberhaupt erfreuten sich die Juden in Düsseldorf, in welcher Stadt Lazarus sein Domicil aufgeschlagen, vor ihren Glaubensgenossen in anderen Theilen Deutschlands des Rufes der Rechtschaffenheit und Bildung. Ihr Thun und Treiben war auch nicht bloß auf Handel und Gewerbe beschränkt, sondern Viele von ihnen waren mit Liebe und

Fleiß den Künsten und Wissenschaften ergeben, so daß aus Düsseldorf mancher Mann jüdischen Glaubens hervorging, der zu den Zierden des gelehrten Standes gerechnet werden muß. Auch die Söhne des Lazarus van Geldern, Simon und Gottschalk, erfreuten sich eines weit über ihre Vaterstadt hinaus gehenden Rufes. Der Erstere, geb. zu Wien am 11. November 1720, widmete sich mit Eifer und Erfolg dem Studium der Sprachwissenschaft und machte sich besonders durch seine großen Reisen in ganz Europa und einem Theile des Orients, sowie durch ein in englischer Sprache verfasstes Gedicht „Die Israeliten auf dem Berge Horeb“ bekannt. Er starb zu Forbach im Jahre 1774. Sein jüngerer Bruder Gottschalk, geb. zu Düsseldorf den 30. November 1726, war ein ausgezeichneter Arzt und bekleidete das Ehrenamt eines Vorstehers der damals in den Herzogthümern Jülich und Berg sich bildenden israelitischen Gemeinden. Wie ein Vater für seine Kinder, sorgte er, nach allen Seiten hin thätig, für das Wohl seiner Glaubensgenossen. Als aufopfernder Menschenfreund und berühmter Heilkünstler stand er bei Juden und Christen gleich hoch in Ehren. Er erschien als Freund und Rathgeber in den Häusern der Großen und Reichen, als heilbringender Retter und Beschützer in den Hütten der Armen und Hilfsbedürftigen. Sein ältester Sohn, Joseph van Geldern, geb. 1765, bezog, nachdem er sich schon bei seinen ersten Studien in Düsseldorf ausgezeichnet hatte, mit reichen Kenntnissen ausgerüstet, die Bonner Hochschule, studierte später in Heidelberg, und promovierte als Doktor der Medicin und Philosophie zu Duisburg. Dann begab er sich nach München, um sich dort vor dem landesherrlichen medicinischen Kollegium der Staatsprüfung zu unterwerfen. Die glänzende Art, in welcher er das Examen bestand, erwarb ihm die damals für einen Juden doppelt ehrende Auszeichnung, vom Kurfürsten Karl Theodor zum Hofmedikus ernannt zu werden. Trotzdem blieb er nicht in München, sondern kehrte zum Beistand seines alternden und kränklichen Vaters nach Düsseldorf zurück. Nur wenige Jahre wirkten Vater und Sohn zusammen; im Herbst 1795 starb Gottschalk, und schon im Frühling des nächsten Jahres folgte ihm sein Sohn. Sein um drei Jahre

jüngerer Bruder Simon hatte, wie Joseph, in Bonn und Heidelberg Medicin studiert und sich gleichfalls in Düsseldorf als praktischer Arzt niedergelassen. Er erbte die Praxis des Vaters und Bruders, und stand, wie Diese, bis an seinen Tod (er lebte bis zum Jahre 1833) als Arzt wie als Mensch in hohem Ansehen. Seine Schwester Betty, geb. den 27. November 1771, lebte in seinem Hause und führte ihm die Wirthschaft. Schön und anmuthig, obschon von kleiner Statur, gebildet und geistvoll, war sie der Liebling der ganzen Familie. Von vielen Freiern umworben, wies sie alle zurück. Mit dem Wirken im engsten häuslichen Kreise zufrieden, sprach sie häufig die feste Absicht aus, unvermählt zu bleiben, und es schien ihr mit diesem Vorsatze Ernst zu sein, denn sie näherte sich schon den Dreißigen, als sie noch auf demselben beharrte. Samson Heine, von ihrem Bruder zu Tische geladen, war entzückt von ihrem anspruchslosen, sicheren und freundlichen Wesen; er wiederholte seinen Besuch und hielt bald darauf um ihre Hand an. Ein hübscher, stattlicher Mann, von lebhaftem Temperament und redlichem Herzen, wenn auch nicht von besonders scharfem Verstande, gewann er das Wohlwollen des Dr. Simon van Geldern, der, im Verein mit den übrigen Verwandten, die Werbung aufs eifrigste unterstützte. Dem einstimmigen Zureden der Familie und zur Hälfte wohl auch dem Drange des Herzens folgend, gab Betty ihre Einwilligung, und die Heirath fand, nach jüdischer Sitte ohne langen Brautstand, bereits am 1. Februar 1799 statt.

Das neu vermählte Paar bezog zunächst ein enges, niedrig gebautes, einstöckiges Haus in der Bolkerstraße, welches damals mit Nr. 602 bezeichnet war, und in welchem Samson Heine einen Tuch- und Manufakturwaaren-Laden etablierte. Da seine Frau einer ziemlich begüterten Familie entstammte, bot ihre Mitgift wahrscheinlich die Mittel zur Begründung des Geschäftes, das sich aus kleinen Anfängen noch zur Zeit der napoleonischen Kriege durch Tuchlieferungen für die französische Armee auf einen einträglicheren Standpunkt erhob.

Am 13. December 1799[4]) begrüßten in dem erwähnten Hause die Strahlen der Sonne das Antlitz eines Knaben, der als erster

Sproß einer glücklichen Ehe hoch willkommen war, und, einem Londoner Geschäftsfreunde des Vaters zu Ehren, den Vornamen Harry erhielt. Diesen Namen vertauschte er erst später bei seinem Uebertritte zum Christenthum mit dem Namen Heinrich; doch ist es charakteristisch, daß er auf den Titelblättern seiner sämmtlichen Schriften stets nur den Anfangsbuchstaben seines Vornamens drucken ließ, und sich noch in späteren Jahren sehr verstimmt zeigte, als sein Verleger einmal seinen vollen Vornamen auf eins seiner Bücher gesetzt hatte.[5])

Sein ganzes Leben lang bewahrte H. Heine seiner Vaterstadt eine liebevolle Anhänglichkeit. „Die Stadt Düsseldorf", heißt es in den „Reisebildern", „ist sehr schön, und wenn man in der Ferne an sie denkt, und zufällig dort geboren ist, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es ist mir, als müsste ich gleich nach Hause gehn. Und wenn ich sage: nach Hause gehn, so meine ich die Bolkerstraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie doch jetzt kaum so Viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftsteller werde, so hat Das meiner Mutter genug Mühe gekostet."

Als der Dichter diese humoristischen Zeilen schrieb, existierte indeß sein Geburtshaus schon lange nicht mehr. Im Jahre 1811 oder 1812 hatten seine Eltern dasselbe verlassen, und waren in das gegenüber liegende große Haus gezogen, welches jetzt die Nummer 42 führt.[6]) Das alte Haus aber ging in andere Hände über, und ward abgebrochen, und ein neues, größeres Gebäude, mit einer neuen Nummer (53), trat an seine Stelle.[7]) Dasselbe ist seit dem 31. Januar 1867 mit

einer einfachen marmornen Gedenktafel verziert, welche die Inschrift: „Geburtshaus von Heinrich Heine" trägt.

Der Umstand, dass H. Heine, der so gern und liebevoll bei den Erinnerungen seiner Kindheit verweilte, in seinen Schriften und Briefen nur selten und höchst beiläufig seines Vaters gedenkt, dürfte schon darauf hindeuten, dass Letzterer schwerlich ein Mann von hervorragenden Geistesgaben gewesen ist. Auch von anderer Seite wird uns dies Urtheil bestätigt.[8]) Wir haben über ihn nur noch erfahren, dass er ein eifriger Verehrer Napoleon's war, und als Officier in der Bürgerwehr diente, die während der französischen Zeit von 1806—1809 in Düsseldorf bestand.[9])

Um so häufiger, und mit Worten der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit, erwähnt H. Heine seiner Mutter, der er in zahlreichen Liedern und Sonetten ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.[10]) Der Einfluss, den diese treffliche, feinfühlende und hochverständige Frau auf die Herzens- und Geistesbildung ihres Sohnes ausgeübt, muss nach Allem, was uns von ihr berichtet wird, sehr bedeutend gewesen sein. Sie nährte ihre sämmtlichen Kinder selbst, und gab ihnen auch den ersten Lese- und Schreib-Unterricht. H. Heine nennt sie eine Schülerin Rousseau's, und sein Bruder Maximilian erzählt, dass Goethe ihr Lieblingsschriftsteller gewesen sei, und dass sie sich besonders an Dessen Elegien erfreut habe. Bei der guten Erziehung, die sie im elterlichen Hause und im Umgange mit ihren gelehrten Brüdern genossen, lässt sich ohnehin mit Sicherheit annehmen, dass sie einen mehr als gewöhnlichen Grad allgemeiner Bildung besaß, und nicht wenig dazu beitrug, schon früh in ihrem begabten Sohne das Interesse für die Meisterwerke der Kunst und Poesie und für eine idealere Lebensauffassung zu wecken. Während die Kraft und Thätigkeit des Vaters in dem mühsamen Kampfe um die Subsistenzmittel der Familie aufging, fiel der Mutter fast ausschließlich die Sorge für die Erziehung der Kinder zu. Sie entledigte sich dieser Pflicht in der tüchtigsten Weise, und ließ es, bei aller Milde und Freundlichkeit, vorkommenden Falls auch an der nöthigen Strenge nicht fehlen. Ein Beispiel ihrer Erziehungsweise berichtet Maximilian Heine:

„Unsere Mutter hatte von unserer ersten Jugend an uns daran gewöhnt, wenn wir irgendwo zu Gaste waren, nicht Alles, was auf unseren Tellern lag, aufzuessen. Das, was übrig bleiben musste, wurde „der Respekt“ genannt. Auch erlaubte sie nie, wenn wir zum Kaffee eingeladen waren, in den Zucker so einzugreifen, dass nicht wenigstens ein ansehnliches Stück zurück blieb. Einstmals hatten wir, meine Mutter und ihre sämmtlichen Kinder, an einem schönen Sommertage außerhalb der Stadt Kaffe getrunken. Als wir den Garten verließen, sah ich, dass ein großes Stück Zucker in der Dose zurück geblieben sei. Ich war ein Knabe von sieben Jahren, glaubte mich unbemerkt, und nahm hastig das Stück aus der Dose. Mein Bruder Heinrich hatte Das gesehen, lief erschrocken zur Mutter und sagte ganz eilig: „Mama, denke Dir, Max hat den Respekt aufgegessen!“ Ich bekam dafür eine Ohrfeige, vor der ich mein ganzes Leben Respekt behalten habe.“ — Mit Eifer las Frau Betty die Schriften deutscher Patrioten, und versäumte keine Gelegenheit, ihre herangewachsenen Söhne auf die traurigen politischen Zustände des damaligen Deutschlands aufmerksam zu machen, besonders auf die Misère der Kleinstaaterei. „Versprecht mir,“ wiederholte sie oft Denselben, „versprecht mir, nie in einem kleinen Staate eure Heimat zu suchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutsches Herz für das deutsche Volk!“ Der älteste ihrer Söhne zog später nach Paris, der zweite nach Wien, der dritte nach St. Petersburg, den größten Städten dreier Kaiserreiche. Die innige Liebe, welche die Kinder ihr bis ins späte Alter bewahrten, legt in der That das schönste Zeugnis dafür ab, dass die Mutter es verstanden hat, nicht bloß die treue Pflegerin ihrer Kindheit, sondern, was mehr ist, auch die Theilnehmerin ihres geistigen Lebens und die einsichtsvolle Freundin ihrer reiferen Jahre zu sein.

Bevor wir mit Hilfe der spärlichen, uns zu Gebot stehenden Notizen ein Bild von der Knabenzeit des Dichters zu gewinnen suchen, wird es geboten sein, einen Blick auf die Zeitverhältnisse zu werfen, unter denen sein junger Geist sich entfaltete. Die politische Konstellation bei der Geburt eines

Schriftstellers ist ja in keinem Falle bedeutungslos, und jedenfalls wichtiger, als die einst so sorgfältig beachtete Stellung der himmlischen Gestirne, die ihm bei seinem Eintritt ins Leben leuchteten. Ist diese Wahrheit heut zu Tag schon im Allgemeinen anerkannt, so gilt sie wohl ganz vorzüglich bei einem Dichter, der in jeder Zeile, die er schrieb, von den Ideen seines Jahrhunderts erfüllt war, und uns in seinen Werken vor Allem ein treues Spiegelbild seiner Zeit hinterlassen hat.

H. Heine's erste Jugend fällt in die Jahre der tiefsten Schmach und der trübsten politischen Erniedrigung seines Vaterlandes. Selbst der männlichste, hoffnungsfreudigste Dichter unseres Volkes hatte den Anbruch des neuen Jahrhunderts mit einer Klage der bittersten Verzweiflung begrüßt: überall sah er das Band der Länder gehoben, die alten Formen einstürzen, nirgends dem Frieden und der Freiheit sich einen Zufluchtsort öffnen, und es blieb ihm nur der zweideutige Trost, aus der rauhen Wirklichkeit in die Welt des Ideals, in „des Herzens stille Räume" zu flüchten, die von der Erde verbannte Freiheit in das Luftreich der Träume hinüber zu retten.

In der That herrschten damals überall in Europa, zumal in Deutschland, Zustände chaotischer Verwirrung. Die Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution waren als befruchtender Gährungsstoff in die dumpfe Stagnation des politischen Lebens gefallen; tief auf dem Grunde begann sich's in den schläfrigen Massen langsam zu regen, aber es war noch eine dumpfe, unklare Aufregung der Gemüther, ohne festes Ziel und ohne zuversichtlichen Glauben an eine bessere Zukunft. Aller Augen waren nach Frankreich gewandt, und hingen mit Staunen und Grausen, mit Furcht oder mit Hoffnung, an dem blutig ernsten Schauspiel, dessen Akteurs seit einem Jahrzehnt durch den Donner ihrer Stimmen und das Getös ihrer Waffen halb Europa erschütterten. Hatte es dem großen Drama doch weder an spannendster Handlung und buntestem Wechsel der Scenen und Dekorationen, noch an Helden gefehlt, deren tragische Schuld durch ein tragisches Ende gesühnt ward! Der erste Theil des Stückes, die Schreckensherrschaft der Guillotine, war zu Ende gespielt, und der Held des zweiten, der allmächtige

Korse, welcher, das Erbe der Revolution antretend, ihren klaffenden Schlund mit Hekatomben von Schlachtopfern schließen sollte, hatte mit den unerhörtesten Erfolgen seine Siegeslaufbahn begonnen. Schon lag ihm Italien überwunden zu Füßen; schon hatte Oesterreich, die Ehre Deutschlands und die eigene preisgebend, in den geheimen Artikeln des Friedens von Campo Formio seine Zustimmung zu einer künftigen Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ertheilt; schon war der neue Alexander von seinem orientalischen Feldzuge, der fabelhaften Expedition nach Aegypten, glücklich heimgekehrt, und hatte am 18. Brumaire das Direktorium sammt der Verfassung gestürzt, um als erster Konsul an die Spitze der Regierung zu treten. Einen Monat später, am 13. December 1799 — demselben Tage, an welchem H. Heine geboren ward, — war die neue, ganz nach Bonaparte's Absichten gefertigte Verfassung vollendet, und es bewährte sich bald genug das Wort, das Sieyès über ihn gesprochen: „Jetzt haben wir einen Meister; er kann Alles, er versteht Alles, und er will Alles.“ Im Sturmeslauf schritt der kühne Eroberer binnen weniger Jahre von einer Staffel des Ruhmes zur andern empor: zum Konsul auf Lebenszeit, zum Kaiser der Franzosen, der sich vom Papste krönen ließ und sich die eiserne Krone von Italien selbst aufs Haupt setzte, zum Beherrscher von Spanien, Holland und Belgien, zum Lenker der Geschicke von Oesterreich, Preußen und allen übrigen mitteleuropäischen Staaten. Das altehrwürdige deutsche Reich sank in Trümmer, nachdem sich die meisten seiner Fürsten in der Stunde der Noth feige von ihm losgesagt und unter dem Protektorate Napoleon's den fluchwürdigen Rheinbund geschlossen; Oesterreich wand sich gedemüthigt im Staube, und dem König von Preußen blieb nach den Schlachten von Jena und Eylau zuletzt Nichts von seinen Landen und seiner Macht, als was ihm der hochmüthige Sieger im Tilsiter Frieden als Gnadengeschenk wieder zuwarf.

Die Knabenjahre H. Heine's verstrichen fast ganz unter den direkten Einflüssen der französischen Herrschaft. Düsseldorf, damals die Hauptstadt des Herzogthums Jülich-Berg, war bereits seit dem 6. September 1795 von französischen Revolutionstruppen

besetzt, deren Abzug erst am 31. Mai 1801 in Gemäßheit des Lüneviller Friedensschlusses erfolgte. Die Bewohner der Stadt und ihr Eigenthum waren während dieser Zeit unter den Schutz der „großen, freien Nation" gestellt; aber die von ihnen zu beschaffenden Verpflegungskosten der fremden Einquartierung beliefen sich in den sechstehalb Jahren auf eine Million Thaler, und die heimkehrende vaterländische Besatzung wurde von den erfreuten Bürgern in feierlichem Aufzug durch die Stadtthore geleitet. Im nächsten Jahre wurden die Festungswerke geschleift, und Düsseldorf blieb während der nachfolgenden Kriegsstürme von dem unmittelbaren Walten des furchtbaren Schlachtengottes verschont. Wechselvoll genug freilich waren die Schicksale, welche über die schöne Stadt am Rhein und ihre Umgebung dahinbrausten. Dem Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, welcher die Malerakademie begründet und durch großartige Bauten Viel für die Verschönerung und das Aufblühen Düsseldorf's gethan hatte, war am 16. Februar 1799 Maximilian Joseph IV. aus dem Zweibrückener Nebenzweige der Wittelsbacher als Regent in den Gesammtlanden Pfalz-Baiern und im Herzogthume Berg gefolgt. Ein aufgeklärter, selbst wissenschaftlich gebildeter Mann, von großer Leutseligkeit und Milde des Benehmens, von strenger Reinheit der Sitten und von einnehmendstem Aeußern, wusste er sich durch heilsame und wohlwollende Maßregeln bald die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben. Eine seiner ersten Regierungshandlungen war die Aufhebung des Censur-Kollegiums, „weil es den liberalen Gang der Wissenschaften aufzuhalten scheine", und Ersetzung desselben durch eine Censur-Kommission mit der Anweisung zu einem „bescheidenen Verfahren". Auch dies Institut hob er durch eine spätere Verordnung wieder auf, und überließ der Polizeibehörde die Sorge, gegen die Verbreiter staatsgefährlicher oder verleumderischer Schriften eine Untersuchung bei der Landesdirektion anhängig zu machen. Auch für das Wohl des Handels und der Fabriken traf er heilsame Einrichtungen. Die Oberleitung der Regierungsgeschäfte im Herzogthum Berg übertrug Maximilian Joseph anfänglich dem Freiherrn von Hompesch, seit dem Jahre 1804 jedoch, mit Abtretung eines Theils der Hoheitsrechte, vorherrschend seinem

Vetter, dem Herzog Wilhelm von Baiern. Auch Dieser regierte nur kurze Zeit. „Damals hatten nämlich die Franzosen", wie Heine mit treffendem Witz diese Periode charakterisiert, „alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die sonst blau gewesen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden sogar blutroth, die bestimmten Lehrbuchseelen wurden so sehr vertauscht und vermischt, dass kein Teufel sie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten sich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchsen jetzt, wo sonst nur Hasen und hinterher laufende Landjunker zu sehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten sich, die Deutschen wurden gelenkig, die Franzosen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenster hinaus, und die Venetianer waren nicht schlau genug, unter den Fürsten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Absatz wie frische Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und mussten auf andere Art ihr Brot zu verdienen suchen."

Der Länderschacher und Völkertausch stand in vollster Blüthe. Am 25. December 1805 wurde zu Paris ein Traktat unterzeichnet, wonach Preußen seinen Antheil des Herzogthums Cleve auf dem rechten Rheinufer an Frankreich abtrat; gleichzeitig wurde der Kurfürst Maximilian Joseph (am 1. Januar 1806) zum König von Baiern erhoben, und als Kourtage für die Standeserhöhung seines Vetters verlor der bisherige Statthalter des Herzogthums Berg, Herzog Wilhelm, sein Land an die Franzosen. Am Tage seiner Abreise von Düsseldorf nahm er in einem vom 20 März 1806 datierten Erlasse[11]) einen liebevollen Abschied von seinen bisherigen Unterthanen, und Joachim Murat, der Schwager Napoleon's, hielt als Regent des aus den abgetretenen deutschen Rheinlanden für ihn geschaffenen Großherzogthums Cleve-Berg seinen Einzug in die neue Residenz. Ein wohlmeinender, offenherziger Mann, von soldatisch straffen Formen, jeder Schmeichelei abhold, erwiderte er dem Bürgermeister, der ihn bei der Huldigung mit einer langen salbungsvollen Rede empfing: „Es ist unmöglich, dass man mich in einem Lande, für das ich noch Nichts gethan, schon lieben kann,

aber man wird mich lieben, ich versichere es." Und in Wirklichkeit ließ es Joachim I. an den ernsthaftesten Bemühungen nicht fehlen, sich die Zuneigung der seiner Obhut anvertrauten Bevölkerung zu erwerben. Er suchte zunächst dem Nothstande derselben durch Getreide-Zufuhren abzuhelfen, die er vom linken Rheinufer in beträchtlicher Menge herbeischaffen ließ. Auch während seiner bald darauf erfolgten Entfernung vergaß er nicht seiner neuen Pflichten. Eine von ihm nach Paris berufene Deputation des Handelsstandes aus beiden Herzogthümern musste ihm ihre Wünsche und Ansichten vortragen, wie Handel und Fabrikwesen des Landes noch mehr zu heben sei. Selbst als er sich in Polen befand, erwirkte er beim Kaiser den Elberfeldern wohlthätige Handelsbegünstigungen, und erließ aus Warschau eine umständliche Verfügung, welche den Pensionsstand der Staatsdiener, ihrer Wittwen und Kinder in feststehender Weise ordnete. Obschon sein Minister Agar, den er persönlich besonders schätzte, ein Franzose war, zeigte Joachim sich im Uebrigen einer Besetzung der Beamtenstellen durch Franzosen höchst abgeneigt, und als er im Jahre 1807 einige französische Militärs beim Kontingent anstellte, richtete er an sie die ausdrückliche Mahnung, seiner Wahl Ehre zu machen, und nie zu vergessen, dass sie fortan nicht mehr in französischen, sondern in deutschen Diensten stünden, bei einem Fürsten, der ein Mitglied des Rheinbundes sei. Selbst dem Kaiser gegenüber sprach er in Betreff seiner Unterthanen nicht selten ähnliche Grundsätze aus, und suchte sie in Opposition gegen Dessen Willen geltend zu machen.

Während solchergestalt das Großherzogthum, besonders in Bezug auf Handel und Fabriken mittels der nachbarlichen Verbindung mit Frankreich, durch die neue Regierung mancherlei Vortheile erhielt, und gleichfalls in Verwaltung und Justiz mehr als Eine nützliche Einrichtung ins Leben trat, lastete dagegen von nun an die französische Militär-Konskription mit schwerem Druck auf dem Lande, und eine verfehlte Finanzoperation — die Prägung des bergischen Groschens, — sowie die Einführung einer hohen Familiensteuer gereichten der Bevölkerung zu großem Schaden. Doch suchte der neue Regent seinen Unterthanen auch in Betreff der verhassten Militär-Konskription billige Erleichte-

rungen zu verschaffen, indem er z. B. den Bezirk Elberfeld in Berücksichtigung seines großen Bedarfs an Fabrikarbeitern gänzlich von derselben befreite. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm daher das Land im Sommer des Jahres 1808 die Kunde, daß Joachim Murat, zum Könige von Neapel avanciert, das Herzogthum Berg wieder an Napoleon abgetreten habe, der es am 3. März des folgenden Jahres dem fünfjährigen Sohne seines Bruders Ludwig, dem Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig, übertrug. Seltsam und unpatriotisch genug klingt es, wenn H. Heine in einer Anwandlung legitimistischer Laune deshalb bei einer späteren Gelegenheit[12]) den Kaiser der Franzosen, Napoleon III., seinen „legitimen Souverän" nennt, da jener ältere Bruder „niemals abdiciert" habe, und „sein Fürstenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach seinem Ableben dem jüngeren Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon, de jure zugefallen" sei.

Uebrigens behielt sich Napoleon I. ausdrücklich die Oberregierung des Großherzogthums bis zur Majorennität seines Neffen vor, und das Land wurde nach französischer Schablone, kraft eines kaiserlichen Dekretes vom 14. November 1808, sofort in Departements, Bezirke, Kantone und Gemeinden eingetheilt. Während ein französischer Senator, Graf Röderer, von Düsseldorf aus als Minister und Staatssekretär das Großherzogthum regierte, und die Bewohner mit einer Unzahl drückender Steuern[13]), mit Einführung der Salz- und Tabak-Regie und mit einer unverschämt strengen Handhabung der Kontinentalsperre belästigte, wurden ihnen auf der anderen Seite die Segnungen jener bürgerlichen Gleichheit zu Theil, mit welchen der siegreiche Sohn und Erbe der Revolution die seiner Herrschaft unterworfenen Länder für den Verlust ihrer nationalen Freiheit und Unabhängigkeit entschädigte. Schon am 12. December 1808 erließ der Kaiser ein Dekret, welches die Leibeigenschaft jeder Art, nebst allen daraus entspringenden Rechten und Verbindlichkeiten, aufhob, also die bisher leibeigenen oder dienstbaren Bauern in vollen Genuß der bürgerlichen Rechte versetzte. Es folgten am 1. März 1809 die Unterdrückung aller im Großherzogthum Berg bestehenden Lehen, deren Ländereien als freies Eigenthum

den Lehnssassen amheimfielen, und die Aufhebung aller Frohndienste ohne Entschädigung. Am 31. März desselben Jahres wurden die Verfügungen im preußischen Rechte, welche die Verheirathung Adliger mit Töchtern des Bauern- und Bürgerstandes verboten, abgeschafft. Drei Jahre später, mit dem 11. Februar 1812, traten die heilsamen Reformen des Gerichtswesens und der Justizverwaltung nach napoleonischem Muster in Kraft. Von diesem Tage an war jedes Privilegium in Jurisdiktionssachen erloschen, alle Bewohner des Großherzogthums gehörten fortan ohne Unterschied der Person bei gleichen Fällen vor denselben Richter, und wurden nach denselben Formen behandelt, und die Justiz war von der Verwaltung getrennt. Die Richter, mit Ausnahme der Friedensrichter, wurden einstweilen auf fünf Jahre ernannt, und hatten nur im besonderen Verdienstfalle eine Verlängerung ihrer Amtsdauer auf Lebenszeit zu erwarten. Mit Einführung der französischen Gesetzbücher und Dekrete in Betreff der Justizverwaltung traten, wie in Frankreich, Friedensgerichte, Gerichtshöfe erster Instanz, Schwurgerichte und ein Appellationsgericht, von dem die Kassations-Rekurse an den Kassationshof nach Paris gingen, ins Leben, und am 29. Mai 1812 wurde in Düsseldorf das erste Schwurgericht eröffnet.

Es kann nicht Wunder nehmen, daß, bei so vielen praktischen Vortheilen des neuen Regierungssystems, die städtische und mehr noch die ländliche Bevölkerung des Großherzogthums ohne allzu großes Bedauern das deutsche Reich zusammenstürzen sah, und sich fast ohne Murren in die veränderten Zustände fügte. Was galt den Bürgern und Bauern am Rheine das heilige deutsche Reich, und was konnte es ihnen gelten? Was hatte es für sie gethan, und in welcher fühlbaren Verbindung standen sie mit ihm? Es war ja längst zum mark- und kraftlosen Schatten seiner einstmaligen Größe herabgesunken, und fristete nur noch ein kümmerliches Scheinleben in verknöcherten Formen, leeren Titeln und einem pedantischen Ceremoniell. Nur auf das Nächste, auf das Gedeihen des engeren Vaterlandes, waren die Wünsche der Bevölkerung gerichtet, und man hatte sich längst gewöhnt, dessen Flor auch ohne die Größe und Kraft des Reiches für möglich zu halten. Waren die Sympathien für die französische

Revolution, welche die rheinländischen Republikaner, Joseph Görres an der Spitze, in jüngstverflossenen Jahren aufs leidenschaftlichste geschürt hatten, auch in Folge des Schreckenssystems der Guillotine und des ihm gefolgten Militär-Terrorismus wesentlich geschwächt worden, so blieben doch die einmal geweckten Zweifel an dem Recht des Bestehenden und die Tendenz durchgreifender politischer Reformen wach in den Gemüthern, und jede Aenderung stellte sich leicht als ein Fortschritt dar. Zudem ließ sich ja nicht leugnen, daß durch die neuen Einrichtungen manches jahrhundertelang schweigend erduldete Unrecht, mancher veraltete Mißbrauch und Zwang im Handumdrehen beseitigt ward; die französischen Gesetze hatten mindestens den Vorzug, einfach, klarverständlich und für Alle gleich zu sein; dem Bürger und Bauer schmeichelte es, wenn der früher so barsche Amtmann jetzt demüthig vor ihnen die Mütze zog und Jeden höflich wie seines Gleichen als citoyen begrüßte, und der Kaiser ließ es vor Allem an den großmüthigsten Verheißungen nicht fehlen. So erschien — abgesehen von der Militär-Konskription, der Jeder sich gern zu entziehen suchte — die französische Herrschaft den meisten der Bewohner des Rheinlandes kaum als ein Unglück, oder höchstens als eine vorübergehende Kalamität, und Napoleon war ihnen das gewaltige Werkzeug, dessen sich die Vorsehung bediente, um eine bessere Zukunft herauf zu führen.

Die Wirkung dieser Einflüsse auf die Knabenzeit H. Heine's kann nicht scharf genug betont werden, wenn man zu einer gerechten Würdigung seiner Entwicklung und seiner nachmaligen schriftstellerischen Thätigkeit gelangen will. Um so weniger dürfen wir dies Moment außer Acht lassen, als er selbst den höchsten Werth darauf legt, und jene Einflüsse der französischen Zeit im Buche „Le Grand“ mit unübertrefflicher Lebensfrische geschildert hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der französischen Nationalität ihm selbst jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Gesellschaft erhob. Andererseits freilich wurden durch diesen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die ersten Keime zu jener

schillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernst seiner Ueberzeugung späterhin oftmals in so zweifelhaftem Lichte erscheinen ließ.

Wir haben schon erwähnt, dass sein Vater ein enthusiastischer Bewunderer Napoleon's war. „Wollte Gott, wir hätten ihn noch!" seufzte er, als in den Tagen der Restauration von seinen Hamburger Verwandten auf den Kaiser und dessen Generäle gescholten ward, und dann wandte er sich an Harry, der bei Davoust's, des Prinzen von Eckmühl, Rückkehr nach Frankreich auf der Rheinfähre mit Demselben französisch gesprochen: „Sage mal, Harry! war er nicht ein liebenswürdiger Mensch?" [14]) — Für die jüdische Familie Heine's gewann außerdem die französische Zeit noch eine besondere Bedeutung. Napoleon, der zu Rekruten Alles gebrauchen konnte, was eine Waffe zu führen im Stande war, hatte den Anfang gemacht, die Juden den Christen gleichzustellen; er musste in ihren Augen also fast wie ein Messias erscheinen, der das tausendjährige Joch bürgerlicher und politischer Knechtschaft von ihnen abnahm, und ihnen die vorenthaltenen Menschenrechte zurückgab. In Preußen gelangten die Juden erst am 11. März 1812, nachdem Hardenberg Staatskanzler geworden war, in den Besitz bürgerlicher Rechte, — eine Vergünstigung, die ihnen nach Beendigung des Befreiungskampfes, in dessen Schlachten sie wacker mitgefochten, rasch wieder verkürzt und verkümmert ward. Die mit dem Ehrenkreuz und dem Officiersdiplom heimkehrenden jüdischen Krieger mussten aus der Armee scheiden, wenn sie sich nicht zu Gemeinen degradiert sehen wollten, und der Wiener Kongress sorgte dafür, die den Juden ertheilten Verheißungen illusorisch zu machen, indem er die Ausführung derselben dem Bundestage anheimgab, d. h. sie ad calendas graecas vertagte.

Von tiefster und nachhaltigster Einwirkung auf die geistige Entfaltung des Knaben muss aber der französische Unterricht gewesen sein, den H. Heine während des größten Theils seiner Schuljahre im Lyceum genoss. Vorher besuchte er, wie aus einem bis jetzt ungedruckten humoristischen Gedichte aus seinen letzten Lebensjahren hervorgeht, die ABC-Schule einer Frau Hindermans. Er schildert höchst ergötzlich, wie er dort im Flügel-

Kleide als das einzige kleine Bübchen zwischen einem Dutzend allerliebster, ganz erbärmlich buchstabierender Mägdlein saß, während die wackelköpfige Alte mit der Brille auf der langen Nase, die vielmehr einem Eulenschnabel glich, im Lehnstuhl thronte und die arme kleine Brut aufs grausamste mit der Birkenruthe maltraitierte. Dann wurde er mit mehren anderen Knaben seines Alters in die israelitische Privatschule geschickt, welche ein entfernter Verwandter seiner Familie, ein Herr Rintelsohn (mit Geburtsnamen Wallach) aus Hamburg, in einem Hause der Retingerstraße hielt. Der Umgang des jungen Heine war zur Zeit seines Aufenthaltes in Düsseldorf meist auf seine israelitischen Verwandten und auf Spielkameraden seiner eigenen Konfession beschränkt. Zu Ersteren gehörte vor Allem sein Oheim, der Doktor Simon van Geldern, welcher auf der linken Seite des kurzen Gäßchens wohnte, das von der Andreas- nach der Mühlenstraße führt. Harry's beste Freunde und Spielgefährten waren Joseph Neunzig, der Sohn eines Bäckermeisters und Bierbrauers, dessen Haus (Nr. 606) wenige Schritte von dem Heine'schen Hause gelegen war, — Samuel Heinrich Prag (gest. den 26. Juni 1868 als Stadtrath in Düsseldorf), der mit ihm die Rintelsohn'sche Schule besuchte, — und ein katholischer Knabe, Fritz von Wizewski, der im Düsselbache neben dem Franciskanerkloster ertrank, als er auf Harry's Aufforderung ein hineingefallenes Kätzlein retten wollte. Dies traurige Ereignis machte einen unauslöschlichen Eindruck auf das Gemüth des Dichters, und nicht nur in den „Reisebildern", sondern auch noch in späterer Zeit hat er in den „Liedern des Romancero" eine pietätsvolle Erinnerungsblume auf das Grab des lieblichen Knaben gepflanzt.[15])

Im elterlichen Hause ward Harry zu einer strengen Erfüllung der jüdischen Religionsvorschriften angehalten. Wie genau er dieselben beobachtete, zeigt folgendes Beispiel, das Joseph Neunzig berichtet. Die beiden Kinder standen an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen rasselten herbei und die müßigen Gaffer wurden aufgefordert, sich in die Reihe der Löschmannschaften zu stellen, um die Brandeimer weiter zu reichen. Als an Harry

die gleiche Aufforderung erging, sagte er bestimmt: „Ich darf's nicht, und ich thu's nicht, denn wir haben heut Schabbes!" — Schlau genug wusste der acht- bis neunjährige Knabe jedoch ein anderes Mal das mosaische Gebot zu umgehen. An einem schönen Herbsttage — es war wieder ein Samstag — spielte er mit einigen Schulkameraden vor dem Prag'schen Hause, an dessen rebenumranktem Spalier zwei saftige reife Weintrauben fast bis zur Erde herabhingen. Die Kinder bemerkten dieselben und warfen ihnen lüsterne Blicke zu, aber der Vorschrift gedenkend, nach welcher man an jüdischen Feiertagen Nichts von Bäumen abpflücken darf, wandten sie bald der verführerischen Aussicht den Rücken und setzten ihr Spiel fort. Harry allein blieb vor den Träubchen stehen, beäugelte sie nachdenklich aus geringer Entfernung, sprang dann plötzlich bis an das Spalier heran, biss die Weinbeeren eine nach der andern ab, und verzehrte sie. „Rother Harry!" — diesen Spitznamen hatten ihm seine Kameraden wegen der röthlichen Farbe seines Haares ertheilt, die später mehr ins Bräunliche überging — „Rother Harry!" riefen die Kinder entsetzt, als sie sein Beginnen gewahrten, „was hast du gethan!" — „Nichts Böses," lachte der junge Schelm; „mit der Hand abreißen darf ich Nichts, aber mit dem Munde abzubeißen und zu essen hat uns das Gesetz nicht verwehrt."

Es wird sich uns an späterem Orte Gelegenheit bieten, H. Heine's Stellung zum Judenthum in den verschiedenen Perioden seines Lebens ausführlich zu beleuchten. Schon jetzt aber möchten wir die Wichtigkeit dieser Beziehungen im Vorbeigehn hervorheben. Die jüdische Abstammung des Dichters blieb ihm zeitlebens eine unversiegbare Quelle von Liebe und von Hass, je nachdem er das heroische Märtyrerthum und die zweitausendjährige Leidensgeschichte, oder die starrsinnige Beschränktheit ins Auge fasst, mit welcher seine israelitischen Landsleute an veralteten Formen festhielten und sich den Fortschritten der Civilisation widersetzten. Das eine Mal sind ihm die Juden „ein Urübelvolk, das aus Aegypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums, kam, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine so-

genannte positive Religion mitbrachte, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern musste, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. O dieses Aegypten!" ruft er mit bitterer Verwünschung aus, „seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt, schaurige Gebete verrichtend, worin es seine Leiden bejammert und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind und nur noch in Ammenmärchen leben — der Jude aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, daß er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht". In ähnlicher Stimmung nennt er ein anderes Mal die Juden „die Schweizergarde des Deismus. Sie können bei politischen Fragen so republikanisch als möglich denken, ja sich sogar sanskülottisch im Kothe wälzen; kommen aber religiöse Begriffe ins Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetisches, der doch von ihrer ganzen Sippschaft Nichts mehr wissen will und sich zu einem gottreinen Geist umtaufen lassen, einem Parvenu des Himmels, der vielleicht gar nicht mehr wissen will, daß er palästinischen Ursprungs und einst der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's gewesen ist". Man darf wohl an die Ehrlichkeit seiner Aeußerungen glauben, wenn Heine in solchen Momenten versichert, daß er „auf seine jüdische Abstammung niemals eitel war"; ebenso aufrichtig aber sind seine Worte gemeint, wenn er ein andermal die deutsche Nation dadurch zu ehren gedenkt, daß er sie mit dem jüdischen Volke vergleicht, eine innige Wahlverwandtschaft zwischen „diesen beiden Völkern der Sittlichkeit" findet, Judäa als die Wiege des modernen kosmopolitischen Princips der Freiheit und Gleichheit betrachtet, und in diesem Sinne behauptet, daß heut zu Tag „nicht bloß Deutschland die Physiognomie Palästina's trage, sondern auch das übrige Europa sich zu den Juden erhebe". Mit den Jahren steigerte

sich die Vorliebe Heine's für das Religions- und Kulturleben seiner Stammgenossen und die Bewunderung für den unbeugsamen Sinn, den sie sich, trotz achtzehn Jahrhunderten des Elends und der Verfolgung, bis auf den heutigen Tag bewahrt. „Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt", sagt er in den „Geständnissen", „und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben."[16]) Mögen diese Aeußerungen aus verschiedenen Lebensperioden auf den ersten Blick noch so widerspruchsvoll erscheinen, so konstatieren sie doch vorläufig auf jeden Fall den Einfluß, welchen die jüdische Abstammung des Dichters von seiner Kindheit bis in seine letzten Tage auf seine Anschauungsweise geübt hat. —

Alle Mittheilungen stimmen darin überein, daß H. Heine ein ziemlich wilder, ausgelassener Knabe war, dessen Verstandeskräfte sich frühzeitig entwickelten und ihm ein überlegenes Ansehn bei seinen Altersgenossen verschafften. Der Vater hatte manchmal seine liebe Noth mit dem unbändigen Jungen, welcher bei jedem Possenstreiche, der in der Nachbarschaft verübt wurde, sicher an der Spitze stand, oder doch einen hervorragenden Antheil daran nahm. Die übliche Strafe, das Einsperren in den Hühnerstall, verfehlte bald ihre Wirkung; denn Harry wusste sich in seinem Gefängnis aufs beste zu amüsieren. Mit natürlichster Stimme krähte er wie ein Hahn, und brachte durch sein Kikiriküh alles Geflügel der Nachbarhöfe in Aufruhr. Statt ein gefürchteter Schreckensort zu sein, blieb das Hühnerhäuschen lange Jahre ein Lieblingsspielplatz des Knaben, und als er im Laufe der Zeit drei Geschwister — Charlotte, Gustav und Maximilian — erhielt, wurden mit ihnen in diesem Versteck und in den großen Waarenkisten des Hofes jene idyllischen Scenen harmloser Jugendspiele aufgeführt, welche das an seine Schwester gerichtete Lied: „Mein Kind, wir waren Kinder" so reizend beschreibt. Mehr, als die Einsperrungsstrafen

des Vaters, war die derb zuschlagende Hand der gestrengen Mutter gefürchtet, und zwar nicht bloß von den eigenen Kindern, sondern auch von den Nachbarsknaben, wenn Diese mit Jenen zugleich einen Schabernack verübt oder ihnen ein kleines Leid zugefügt hatten. Dem Joseph Neunzig z. B. passierte einst das Malheur, Harry beim Spiele durch einen Steinwurf so heftig am Kopf zu verletzen, daſs das Blut aus der Wunde floſs. Auf das Geschrei des Knaben eilte die Mutter herbei, und der Uebelthäter hatte kaum Zeit, sich in das elterliche Haus zu flüchten, als schon Frau Betty ihm nachgestürmt kam, und ihn durch die Drohung erschreckte: „Wo ist der böse Junge, der meinem Harry ein Loch in den Kopf geworfen hat? Ich will's ihm eintränken!“ Joseph verkroch sich voll Angst unter das Bett, und war froh, daſs ihn Niemand dort auffand. Als er später auf der Universität Bonn Harry an jenen Steinwurf erinnerte, sprach Dieser mit ironischem Lächeln: „Wer weiß, wozu es gut war! Hättest Du nicht die poetische Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verschafft, so wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!“ —

In seinem zehnten Jahre trat Harry in die untere Klasse der von den Franzosen in den Räumen des ehemaligen Franciskanerklosters errichteten höheren Unterrichtsanstalt ein, welche damals das Lyceum hieß, und später unter der preußischen Regierung den Namen Gymnasium annahm. Früher hatte sich in den katholischen Rheinlanden das gesammte Schul- und Unterrichtswesen fast ausschließlich in Händen der geistlichen Orden, insbesondere der Jesuiten, befunden. Mit Aufhebung der Klöster waren jedoch ihre Lehranstalten ihres Vermögens beraubt worden, und mehrstentheils eingegangen. Die Franzosen hatten sich daher an den meisten Orten zur Anlegung neuer Schulen genöthigt gesehen, die in Gemäßheit des kaiserlichen Dekretes vom 17. März 1808, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Sprache, Sitte und Bildung, völlig nach dem Zuschnitt der in Frankreich begründeten Anstalten eingerichtet wurden. Die Lehrkräfte aller höheren und niederen Schulen von der Nordsee bis zum Mittelmeer sollten nach dem Willen des Kaisers ein organisches Ganzes bilden, das von oben herab durch einen, dem Minister des Innern

verantwortlichen Großmeister, Fontanes, gelenkt ward. Dieser entschied über die Anstellung, Beförderung oder Absetzung sämmtlicher Lehrer, und suchte nicht sowohl ein wissenschaftliches, als ein politisches Ziel zu erreichen: es sollten die deutschen Schüler zu willfährigen Unterthanen Napoleon's und zu brauchbaren Werkzeugen seiner Regierung gemacht werden. Die Unterrichtssprache und alle Lehrbücher, selbst die der Geometrie und Prosodie, sollten französisch sein; Lehrer, welche nur Deutsch verstanden, wurden entfernt; fast ein Drittheil sämmtlicher Stunden musste auf französische Grammatik und Literatur verwandt werden. „Die Anstalten, vor Allem die Lyceen", berichtet ein hervorragender Geschichtschreiber dieser Periode,[17]) „trugen einen halb klösterlichen, halb militärischen Charakter; ein Theil der Zöglinge, die sogenannten Internen, hatten in denselben nicht allein Unterricht, sondern auch Wohnung und Kost; sie lebten gemeinsam, und nach außen so abgeschlossen wie früher in den Klosterschulen; während des Essens ward vorgelesen; Briefe durften die Zöglinge nur durch den censeur, Taschengeld nur durch den proviseur empfangen. Die Zucht war soldatisch, die Schüler waren in Kompagnien unter Sergeanten eingetheilt; gingen sie gemeinsam aus, so marschierten sie in Reih' und Glied, den censeur und Exerciermeister an der Spitze; der große Bonapartehut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörten zur Kleidung der Knaben; Trommelschlag verkündete den Anfang und das Ende des Unterrichts. Die meisten Lehrer waren zwar Deutsche, aber Deutsche von geringer Bildung, da das Schulfach weder Ehre noch Auskommen verhieß; in den meisten Anstalten wurde daher der Unterricht von einigen früheren Ordensgeistlichen ertheilt, denen andere Aussicht nicht offen stand".

Auch im Lyceum zu Düsseldorf waren die Lehrer fast lauter katholische Geistliche, unter denen sich manche ehemalige Mitglieder des Jesuitenordens befanden[18]). Die Leitung der Anstalt war in der französischen Periode dem Rektor Schallmeyer anvertraut, einem geistlichen Herrn, der hauptsächlich den deutschen Sprachunterricht ertheilte, aber auch für die oberste Klasse Vorlesungen über Philosophie hielt, „worin er unumwunden die freigeistigsten griechischen Systeme auseinandersetzte, wie grell

diese auch gegen die orthodoxen Dogmen abstachen, als deren Priester er selbst zuweilen in geistlicher Amtstracht am Altar fungierte. „Es ist gewiss bedeutsam", schreibt Heine in den „Geständnissen", — „und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, dass ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Vergünstigung genoss ich vorzugsweise, weil der Rektor Schallmeyer sich als Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessierte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn studiert hatte, war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung ertheilte er ihr einstmals den Rath, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflussreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern." Die Mutter schlug indessen dies verführerische Anerbieten aus, und in der That ruft der Gedanke, dass Heine zur geistlichen Laufbahn bestimmt gewesen sei, so humoristische Betrachtungen hervor, dass der Dichter bei Erzählung dieser Thatsache es sich nicht versagen kann, die muthwilligsten Spekulationen darüber anzustellen, wie er sich wohl im schwarzseidenen Mäntelchen des römischen Abbate, im Violettstrumpf des Monsignore, im rothen Kardinalshute, oder gar mit der dreifachen Krone auf dem Haupte ausgenommen hätte, den Segen ertheilend der Stadt und der Welt!

„Etwas deutsche Sprache", berichtet Heine an einer anderen Stelle (Sämmtl. Werke, Bd. I, S. 240) „lernte ich auch von dem Professor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geschrieben hat, und in dessen Klasse sich meine Mitbuben am meisten rauften". Der Unterricht in der Mathematik war dem Professor Brewer übertragen, die griechischen und lateinischen Klassiker wurden von Professor Kramer expliciert, während der Abbé J. B. Daulnoy, „ein emigrierter Franzose,

der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rothe Perücke trng", der französischen Klasse vorstand. Zu seinen Lehrfächern gehörte, außer der Rhetorik und Dichtkunst, auch die Histoire allemande. Er war im ganzen Gymnasium der Einzige, welcher deutsche Geschichte vortrug, und in seinen Lehrstunden fielen bei dem Versuch, die Zöglinge zum Verständnis und Gebrauch der französischen Sprache heran zu dressieren, oft die ergötzlichsten Scenen vor. „Da gab es manches saure Wort", erzählt uns Heine im Buche Le Grand. „Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es gestern geschehen, dass ich durch la réligion viel' Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henri, wie heißt der Glaube auf Französisch? Und sechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt le crédit. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wüthende Examinator: er heißt la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten."

Am Ende jedes Schuljahres fanden im Lyceum öffentliche Prüfungen statt, und einige der Zöglinge trugen bei dieser Gelegenheit auswendig gelernte Gedichte vor. Auch Harry traf einstmals das Loos, bei dem feierlichen Schulaktus ein solches Gedicht zu deklamieren. Der junge Gymnasiast schwärmte zu jener Zeit für die Tochter des Oberappellationsgerichts-Präsidenten von A., ein hübsches, schlankes Mädchen mit langen blonden Locken. Der Saal, in welchem die Festlichkeit stattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Vorn auf prachtvollen Lehnstühlen saßen die Schulinspektoren, und in der Mitte, zwischen denselben, stand ein leerer goldener Sessel. Der Präsident kam mit seiner Tochter sehr spät in den Saal, und es blieb nichts Anderes übrig, als dem schönen Fräulein auf dem leerstehenden goldenen Sessel, zwischen den ehrbaren Schulinspektoren, ihren Platz anzuweisen. Harry war in der Deklamation des Schiller'schen Tauchers eben bis zu dem Verse gelangt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt —"

da wollte es ein Missgeschick, dass sein Auge gerade auf den goldenen Sessel fiel, wo das von ihm angebetete schöne Mädchen saß. Harry stockte. Dreimal wiederholte er die Worte: „Und der König der lieblichen Tochter winkt", aber er kam nicht

weiter. Der Klassenlehrer soufflierte lauter und lauter — Harry hörte Nichts mehr. Mit großen, weit offenen Augen schaute er, wie auf eine überirdische Erscheinung, auf die schöne Maid im goldenen Sessel, und sank dann ohnmächtig nieder. „Daran muß die Hitze im Saale schuld gewesen sein“, sagte der Schulinspektor zu den herbei eilenden Eltern, und ließ die Fenster öffnen. — „Wie war ich damals unschuldig!“ rief H. Heine ein Mal über das andere aus, als er nach vielen Jahren seinem Bruder Max diese Jugenderinnerung erzählte.

Wenn man dem Einflusse der ersten Jugendeindrücke auf die späteren Werke des Dichters nachspürt, wird man einerseits der Anregungen gedenken müssen, welche das heitere Leben am Rhein in der freundlichen Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, mit den stattlichen Alleen des Hofgartens, mit ihrer leichtlebigen, stets zum Scherz aufgelegten Bevölkerung, mit ihrem bunten Karnevalstreiben und ihren blumengeschmückten Straßenaltären bei den feierlichen Processionsumzügen, dem empfänglichen Gemüth und der lebhaften Phantasie des Knaben gewährten. Andererseits aber fehlte seinem Jugendumgange und seinen frühesten Erlebnissen auch nicht jenes düstere, unheimliche Element, das in den „Traumbildern“ und zahlreichen anderen Gedichten des „Buches der Lieder“ mit so überraschender Stärke hervortritt. Maximilian Heine erzählt von dem Verkehr seines Bruders Harry mit einem jungen phantasiereichen Mädchen, das Josepha oder, mit rheinländischer Abkürzung des Namens, Sefchen hieß. Ihr Oheim war Scharfrichter in Düsseldorf, und lebte gänzlich vereinsamt in dem abgelegenen Freihause. Zu diesem sinnigen und seltsamen Wesen, das eine Waise war, fühlte der Knabe sich magnetisch hingezogen; seine Besuche füllten oft ihre einsamen Stunden aus. An diesem düsteren, verfehmten Orte traf er zuweilen auch des Scharfrichters Schwester, die sogenannte „Hexe von Goch“, welche den Kindern die unheimlichsten Volkssagen erzählte und ihnen schauerliche Todtenlieder vorsang. Ein Ereignis in dem Freihause, das seine jugendliche Freundin ihm mit allen Einzelheiten berichtete, blieb besonders lebhaft in der Erinnerung des Dichters. Eines Tages wurde Josepha frühzeitiger, als gewöhnlich, vom Oheim auf ihre Schlafkammer ge-

wiesen. Sie vermuthete etwas Geheimnisvolles, und schlich gegen Mitternacht die Treppe hinab. Da sah sie, wie allmählich im Wohnzimmer sich Männer versammelten, die alle mit scharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerschwert in den Händen hielten. Sie sprachen kein Wort, seufzten aus tiefstem Herzen, und erhoben sich, als die Mitternachtsstunde schlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete sich; der Oheim, gleichfalls im scharlachrothen Mantel, das Henkerschwert in der Hand, schritt voran. So ging es in mondheller Nacht bis in das Dickicht des nächsten Waldes. Immer seufzten die schweigsamen Männer. Josepha war ihnen auch dahin nachgefolgt, und erlauschte, wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnisvoller Ceremonie das Henkerschwert des Oheims, des Hauptleidtragenden, bestattet wurde. Es war nämlich uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, daſs das Henkerschwert, nachdem fünfzigmal mit ihm geköpft worden, von den Scharfrichtern und ihren Gesellen feierlichst bestattet wurde. Nach einiger Zeit wurde das Schwert von der oben erwähnten Schwester des Scharfrichters, der „Hexe von Goch“, die das Geheimnis ebenfalls von Josepha erfahren hatte, wieder ausgegraben und bei ihren Zauberkünsten vielfach in Anwendung gebracht. Nach Maximilian Heine's Versicherung, hatte sein Bruder, der noch in späteren Jahren gern von dem schönen, blassen Kinde erzählte, in seiner frühesten Jugendzeit eine Novelle geschrieben, in welcher Sefchen und die Hexe von Goch die Hauptfiguren waren, und welche nachmals mit vielen anderen Papieren bei einem Brande im Hause der Mutter zu Hamburg verloren ging.

Mit Recht bemerkt Emil Kuh, daſs die ganze Bilderflucht des Unheimlichen, der wir vom „Buch der Lieder“ an bis zum „Romancero“ in den poetischen Arbeiten des Dichters begegnen, von diesen Jugendeindrücken die Färbung des Erlebten empfangen hat. „Das traumhaft und schwermüthig Unheimliche, das in der blauen Blume spielt, der Armesünderblume, die am Kreuzweg hin und her schwankt, das gemein Unheimliche, das in dem Gassenliede spukt, vom Weibe, das rothen Wein trank, sich aufs Bett warf und lachte, als ihr spitzbübischer Liebster gehenkt ward, das Unheimliche, das sich in einen schauerlichen Humor

verkleidet hat, wie in „Karl I.“ („Schlafe, mein Henkerchen, schlafe!“) u. s. w., diese ganze Farbenskala des Unheimlichen ist wohl zum großen Theil auf den Verkehr Heine's mit der Nichte des Scharfrichters zu Düsseldorf zurück zu führen. Daher auch die Lust Heine's an den Bildern der Judith und Karl's I., daher seine Vorliebe für Herodias mit dem abgeschlagenen Kopfe des Täufers, für diese blutbesprengte Morgenländerin, die sich bald in den phantastischen Reigen mischt, welchen er im „Atta Troll“ durch die Lüfte brausen läßt, bald im Boudoir des Freudenmädchens sich einstellt, das er im „Romancero“ als Königin Pomare feiert. Stets ist uns die ausgesprochene Neigung Heine's für das wollüstig Märchenhafte, das sich um den Galgen herum angesiedelt hat, aufgefallen, und wenn sich auch noch anderswohin ihre Wurzeln erstrecken mögen, so findet sie doch gewiß in jener Jugendepisode ihre vornehmste Erklärung.“

Intimen Umgang pflog Harry, als er das Gymnasium besuchte, mit dem Sohne eines wucherischen Kornhändlers, einem gelbbleichen, frühreifen Jüngling von menschenfeindlichem, verschüchtertem Wesen, der seiner exaltierten Richtung und seiner philosophischen Freigeisterei halber vom Vater fast verstoßen war. Er aß selten daheim am Familientische, er haßte seinen jüngeren Bruder, der sich unter der Anleitung des Vaters zum Geschäftsmann ausbildete; mit einem Häring und einem Stück Brot in der einen Tasche, philosophischen Schriften in der andern, brachte er viele einsame Stunden in den Nebenalleen des Hofgartens zu. Man gab ihm den Spitznamen „der Häringsphilosoph“, Andere nannten ihn „den Atheisten“. Harry hatte mit ihm geheime Zusammenkünfte, da der junge absonderliche Mensch auch im Heine'schen Hause sehr ungern gesehen wurde. Sie lasen gemeinschaftlich mit einander die Werke Spinoza's und allerlei rationalistische Schriften, über welche sie die ernsthaftesten Diskussionen führten.

Als recht bedeutungsvoll will uns der Umstand erscheinen, daß die Tieck'sche Uebersetzung des „Don Quixote“, des größten Meisterwerkes der humoristischen Literatur, das erste Buch war, welches Harry in die Hände fiel, als er schon in ein verständiges Knabenalter getreten war. „Ich erinnere mich noch ganz genau

jener kleinen Zeit", schreibt er am Schlusse der „Reisebilder", „wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die duftigen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindlichen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroß mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoß, und da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen eben so wie die Kinder von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst, und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche schluchzte, und der Wasserfall schüttelte heftiger seinen weißen Bart, und schien zu schelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daß der Heldensinn des Ritters darum nicht minder Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampflust den Rücken kehrte, und daß seine Thaten um so preisenswerther, je schwächer und ausgedörrter sein Leib, je morscher die Rüstung, die ihn schützte, und je armseliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden so

prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geschmückt mit buntseidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geisteskraft und Edelsinn so weit überlegen war. Dulcinea's Ritter stieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderbaren Buche las, was in demselben Garten täglich geschah, so dass ich schon im Herbste das Ende der Geschichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergessen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter so schmählich unterliegen musste! Es war ein trüber Tag, hässliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen schmerzlich von den Bäumen, schwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dass meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“ Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!“

Die Nachwirkung dieser Knabenlektüre tritt nicht bloß in der angezogenen Stelle, sondern auch in den späteren Schriften H. Heine's oftmals sehr deutlich hervor. Auf all' seinen Lebensfahrten verfolgten ihn die Schattenbilder des dürren Ritters und seines fetten Knappen, und die große Satire des Cervantes gegen die menschliche Begeisterung erschien ihm nicht selten als eine unheimliche Parodie seines eigenen Kampfes. „Vielleicht habt ihr doch Recht“, seufzt er in wehmüthigen Stunden, „und ich bin nur ein Don Quixote, und das Lesen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben so wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rousseau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder

Agramanth, und ich habe mich zu sehr hineinstudiert in die Heldenthaten der französischen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnsinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geschöpft, sind von entgegengesetzter Art als der Wahnsinn und die fixen Ideen des Manchaners; Dieser wollte die untergehende Ritterzeit wieder herstellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben ist, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir also mit ganz verschiedenen Ansichten. Mein Kollege sah Windmühlen für Riesen an, ich hingegen kann in unseren heutigen Riesen nur prahlende Windmühlen sehen; Jener sah lederne Weinschläuche für mächtige Zauberer an, ich aber sehe in unseren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinschlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kastelle, Eseltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen hatte unsre Kastelle nur für Lumpenherbergen, unsre Kavaliere nur für Eseltreiber, unsre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, so halte ich unsre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben so tapfer wie der tapfere Manchaner schlage ich drein in die hölzerne Wirthschaft" . . . „Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, daſs der edle Ritter eine längst abgestorbene Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, daſs es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klepper, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt!" . . . „Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine spätere Zeit von seinem Werke machen würde? Hat er wirklich in seinem langen, dürren Ritter die idealische Begeisterung überhaupt, und in Dessen dickem Schildknappen den realen Verstand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer spielt jedenfalls die lächerlichere Figur, denn der reale Verstand mit allen seinen hergebrachten gemeinnützigen Sprichwörtern muſs

dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einher trottieren; trotz seiner bessern Einsicht muss er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, daß der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muss". — „Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoss, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris."

Neben dem „Don Quixote" von Cervantes, gehörten auch „Gulliver's Reisen" von Swift zu den Lieblingsbüchern des Knaben, und in den Schicksalen des Riesen, dessen bedrohliche Gegenwart den lilliputanischen Zwergen so viel Noth und Sorge macht, sah er einige Jahre später „ein Spiegelbild des Kampfes, den das koalisierte Europa gegen den korsischen Helden focht, der seinen Besiegern noch als Gefangener auf St. Helena so viel Angst bereitete."

Die Mutter empfahl ihren Kindern besonders die Lektüre von Reisebeschreibungen und Büchern, welche in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde gehörten. Im Uebrigen sind uns über die Lektüre und den Bildungsgang Harry's in seinen Schuljahren keine näheren Details bekannt geworden. Noch lange jedoch blieb die wehmüthig heitere Erinnerung in ihm wach, „wie er einst als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen musste, und dann unmäßig jauchzte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf schlug". Er machte seiner eigenen Angabe nach [19]), sämmtliche Klassen des Lyceums durch, in welchen Humaniora gelehrt wurden; und hatte der muthwillige Knabe Anfangs geringe Lernlust bewiesen, so erwachte dieselbe doch in der Folgezeit, und in der

oberen Klasse zeichnete er sich durch Fleiß und Eifer vor der Mehrzahl seiner Mitschüler aus.

Wie sein Bruder Maximilian erzählt, war es die Absicht der Mutter, welche selbst fertig die Flöte spielte, daß ihre sämmtlichen Kinder auch eine gründliche musikalische Ausbildung erhielten. Harry sollte das Violinspiel erlernen, und ein Lehrer wurde angenommen, der die Stunden in dem oberen Stübchen eines im Garten gelegenen Anbaus der Heine'schen Wohnung ertheilte. Obschon der Knabe nicht die mindeste Lust zur Erlernung des schwierigen Instrumentes besaß, wagte er doch nicht, sich der Mutter zu widersetzen, und da er sich ihr gegenüber ganz zufrieden über seinen Violinunterricht aussprach, kümmerte sie sich um weiter Nichts, als daß der Lehrer allmonatlich richtig bezahlt wurde. So war fast ein Jahr verstrichen, als die Mutter eines Tages um die Zeit der Musikstunde im Garten spazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte sie ein gutes und fertiges Violinspiel. Erfreut über die Fortschritte ihres Sohnes, eilte sie die Flügeltreppe hinauf, um dem gewissenhaften Lehrer ihren Dank auszusprechen. Wie sehr erstaunte sie jedoch, als sie Harry bequem auf dem Sofa hingestreckt liegen sah, während der Lehrer vor ihm auf und ab ging, und ihn mit seinem Violinspiel unterhielt! Es stellte sich jetzt heraus, daß fast alle Stunden in derselben Art ertheilt worden waren, und der musikalische Zögling nicht einmal die Tonleiter rein zu spielen vermochte. Der Lehrer wurde verabschiedet, und bei dem ausgesprochenen Widerwillen Harry's gegen das Violinspiel fanden die Musikstunden ein für alle Mal ihr Ende.

Nicht besser erging es mit dem Tanzunterricht, welcher dem Knaben, wo möglich, noch verhassster war. Der kleine, dürre, aber sehr grobe Tanzmeister quälte ihn immerfort mit Battements, so daß Harry bald alle Geduld verlor, und Grobheit mit Grobheit erwiderte. Ein vollständiger Konflikt begann, und der aufs höchste gereizte Knabe warf den leichten Tanzlehrer aus dem Fenster. Glücklicherweise fiel er auf einen Misthaufen, und wurde von den Eltern des gewaltthätigen Eleven mit einer Geldsumme entschädigt. Harry hat nie im Leben wieder getanzt.

Größeres Vergnügen gewährte ihm der Zeichenunterricht,

den er seit frühester Jugend auf der Akademie empfing. Unter den aufstrebenden Künstlern, welche dort um jene Zeit ihre Studien machten, ragte vor Allen Peter von Cornelius hervor, der im Jahre 1811 seine erste Reise nach Rom antrat, und einer der Hauptbegründer der romantischen Kunstrichtung in der Malerei ward. H. Heine sympathisierte später nicht sonderlich mit dieser Richtung, aber er zollt der genialen Ursprünglichkeit und kühnen Schöpferkraft seines großen Landmanns die freudigste Bewunderung; die Hand des Cornelius ist ihm „eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst", und im Sommer 1828 schreibt er aus Genua: „Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daß sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskontouren ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte." Den Zeichenunterricht Harry's leitete übrigens der Bruder des berühmten Cornelius, und der Knabe machte auf diesem Felde recht erfreuliche Fortschritte. Die von ihm mit Kreide gezeichneten Köpfe wurden noch lange nachher unter Glas und Rahmen im elterlichen Hause aufbewahrt. — —

Inzwischen nahte die Katastrophe des großen Kaiserdramas heran. Napoleon hatte den Wendepunkt seines Glückes erreicht, seine hochfliegendsten Wünsche waren erfüllt, durch die Geburt eines Thronerben schien sogar der Bestand seiner Herrschaft für kommende Geschlechter verbürgt zu sein; aber der Glanz seines Geschickes verblendete ihn, und bald genug sollte das prophetische Wort sich bestätigen, welches Pozzo di Borgo in Anlaß der Geburt des Königs von Rom zum englischen Gesandten in St. Petersburg gesprochen hatte: „Napoleon ist ein Riese, der die hohen Eichen im Urwald niederbeugt; aber eines Tages sprengen die Baumgeister ihre Fesseln, stürmisch werden die Eichen empor rauschen, und den Riesen zerschmettern." Noch freilich stand der Riese aufrecht in trotziger Kraft; aber schon ging ein unheimliches Flüstern durch die gefesselten Eichen, und

raunte weiter von Stamm zu Stamm. Die vereinzelten Befreiungsversuche eines Katte, Dörnberg, Schill mochten erfolglos geblieben sein: der Geist, der sich in ihnen aussprach, lebte fort in den Männern des Tugendbundes, in den Feuerseelen eines Stein und Hardenberg, in den Heldenherzen eines York, Blücher, Scharnhorst und Gneisenau.

Zuerst im Jahre 1811, und dann wieder im Monat Mai 1812 kam der Kaiser nach Düsseldorf, und unvergesslich war der Eindruck, den seine Erscheinung auf den dreizehnjährigen Gymnasiasten hervorbrachte. „Wie ward mir, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn selber, Hosiannah! den Kaiser. Es war" — so erzählt H. Heine — „in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an seine Thaten und Schlachten, mein Herz schlug den Generalmarsch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, dass man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widersetzte sich ihm; hinter ihm, stolz auf schnaubenden Rossen und belastet mit Gold und Geschmeide, ritt sein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, und das Volk rief tausendstimmig: Es lebe der Kaiser!" . . . „Nie schwindet dieses Bild aus meinem Gedächtnisse. Ich sehe ihn immer noch hoch zu Ross, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgesichte, schicksalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er schickte sie damals nach Russland, und die alten Grenadiere schauten zu ihm hinauf so schauerlich ergeben, so mitwissend ernst, so todesstolz — Te, Caesar, morituri salutant!"

Der Ausfall des russischen Feldzuges ist bekannt. Auf den Schneefeldern von Smolensk, in den Eiswellen der Beresina fand die „große Armee" ihren Untergang, und der Abfall York's gab das erste Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen das nur zu lang getragene Joch der Fremdherrschaft. Und als im Februar des folgenden Jahres der König von Preußen die Verordnung zur Bildung freiwilliger Jägerkorps und zwei Monate später den hochherzigen Aufruf „An mein Volk" erließ,

da brauste ein Frühlingssturm der Befreiung durch alles deutsche Land; von der Weichsel bis zum Rheine, von der Oder bis zur Elbe strömte Alles, was eine Waffe tragen konnte, zu den Fahnen, und in der Völkerschlacht bei Leipzig erlag der stolze Eroberer der vereinigten Kraft eines Volkes, das nur durch die vielköpfige Ohnmacht und selbstsüchtige Feigheit seiner Fürsten so schmachvoll besiegt und geknechtet worden war.

Auch für das Großherzogthum Berg schlug jetzt die Befreiungsstunde. Namentlich seit dem Jahre 1811 war die Militär-Konskription dort von den kaiserlichen Beamten mit größter Strenge durchgeführt worden, und zahlreiche bergische Jünglinge hatten auf der Schlachtbank Spaniens ihr Blut im vaterlandsfeindlichen Heere verspritzt, oder waren auf den Schneesteppen Russlands erfroren. Die Aushebung für den russischen Feldzug war so stark, dass viele Fabriken aus Mangel an Arbeitern still standen, und sogar der Landbau zum Theil von weiblichen Händen betrieben werden musste. Nicht minder begann der Handel unter dem Druck der Kontinentalsperre zu leiden, und den Staatsgläubigern wurden bei der schlechten Finanzverwaltung nicht einmal die Zinsen ihrer Schuldforderungen ausbezahlt. Als daher die Kunde von der Niederlage der großen Armee, von dem kläglichen Ende des russischen Feldzugs sich verbreitete, brach schon im Januar 1813 ein voreiliger Aufstand unter den Rekruten von Solingen und Barmen los, und von dem bergischen Lancier-Regimente desertierte wenige Monate später der größte Theil der Mannschaft mit den Officieren zum preußischen Heere. Als letzteres nach der Schlacht von Leipzig in raschem Siegeslaufe bis ins Herz von Westfalen vordrang, bewaffnete sich auch im Großherzogthume Berg überall das Volk, vertrieb die französischen Beamten, und zog laut jubelnd den Befreiern entgegen. Die Franzosen räumten in eiliger Flucht das Land, und am 10. November 1813 ward Düsseldorf von einer Abtheilung russischer Dragoner, der Avantgarde der verbündeten Heere, besetzt. Die nächsten anderthalb Jahre brachten einen bunten Wechsel von Truppen der verschiedensten Nationen: Russen, Schweden und Dänen, Preußen, Sachsen und Hanseaten fielen der Stadt als Einquartierung zu; aber die Last wurde

von den zurückbleibenden Bürgern mit derselben Bereitwilligkeit ertragen, mit welcher die junge Mannschaft aller deutschen Gauen begeisterungsvoll zu den Waffen griff, um die Befreiung des Vaterlandes durch den Zug nach Paris und den Sturz Napoleon's zu vollenden.

Der Friede Europa's sollte zunächst freilich nur für kurze Dauer gesichert sein. Noch zankten sich auf dem Wiener Kongresse die verbündeten Herrscher mit gegenseitiger Eifersucht um die Beute des Sieges, als die Schreckenskunde an ihr Ohr schlug, daß der entthronte Kaiser von dem ihm angewiesenen Asyle auf der Insel Elba nach Frankreich zurückgekehrt sei — und abermals bebten die Fürsten auf allen europäischen Thronen. Abermals erhob sich zu ihrer und des Vaterlandes Rettung das opfermuthige Volk, und in den Blutströmen der Schlacht bei Belle-Alliance erlosch für immer der Stern Napoleon's. Zu der Zahl begeisterter Jünglinge, welche damals ihre Dienste dem Vaterland anboten, gehörten auch sämmtliche Schüler der obersten Klasse des Düsseldorfer Gymnasiums — unter ihnen Harry Heine und Joseph Neunzig. Letzterer nahm wirklich am Feldzuge Theil, während Heine und die meisten übrigen seiner Schulgefährten in Düsseldorf blieben, da bald nachher der zweite Pariser Friede geschlossen ward.

Zweites Kapitel.

Junge Leiden.

Harry Heine hatte jetzt ein Lebensalter erreicht, in welchem es nöthig ward, über die Wahl seines künftigen Berufes eine Entscheidung zu treffen. Am liebsten hätte der aufgeweckte Jüngling nach Absolvierung des Gymnasialkursus eine Universität bezogen und sich wissenschaftlichen Studien zugewandt; allein die beschränkten Mittel des Vaters hätten weder für die Verwirklichung solcher Wünsche ausgereicht, noch hätte dem Juden eine andere als die medicinische Laufbahn offen gestanden, für welche Harry nicht das mindeste Interesse bewies. So wurde er denn nach wiederholten Berathungen dem Handelsstande bestimmt und zu seiner Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf auf einige Monate in die Vahrenkampf'sche Handelsschule unweit seines elterlichen Hauses in der Bolkerstraße gesandt. Im Jahre 1815 nahm ihn sein Vater zur Messe nach Frankfurt mit, und es gelang Dessen Bemühungen, ihm dort im Komptoir des Bankiers Rindskopf einen Platz zu verschaffen. Das einförmige Geschäftsleben war jedoch nicht im Stande, Harry's lebhaften Sinn zu fesseln, und nur mit Widerwillen erinnerte er sich in späterer Zeit dieses gezwungenen Aufenthalts in der alten Reichsstadt. Einige Jahre vor seinem Tode äußerte er gegen seinen Bruder Gustav: „Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Bureau des Bankiers meines Vaters als Volontär

arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort, und benutzte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Bankiers brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Bankier im Dienste gestanden. Gott weiß, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daß den Bankiers einmal die Weltherrschaft anheim falle".

In der That erklärt es sich leicht, dass der junge Heine aus Frankfurt keine allzu freundlichen Erinnerungen mit hinwegnahm. Nicht allein das merkantilische Geschäftsleben, dem er sich gegen seine Neigung widmen sollte, war ihm bei dem ersten Einblick in die Details seines aufgedrungenen Berufes sofort gründlich verhasst geworden, sondern auch die verachtete und gedrückte Stellung seiner Glaubensgenossen zeigte sich ihm tagtäglich im grellsten Lichte. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Frankfurter Juden wie eine aussätzige Pariahkaste in ein Ghetto eingepfercht; nirgends wo ein grüner Raum war, weder auf dem Schneidewall, noch im „Ross", noch auf dem Römerberg oder in der Allee, durfte sich ein Jude betreffen lassen; jeden Sonntagnachmittag um vier Uhr wurden die Thore der Judengasse geschlossen, und der Wachtposten liez höchstens Denjenigen passieren, der einen Brief zur Post oder ein Recept in die Apotheke trug. Alljährlich durften nur vierundzwanzig Bekenner des mosaischen Glaubens heirathen, damit die jüdische Bevölkerung nicht in zu starkem Maß anwachse, und erst die französische Herrschaft hatte diesen rechtlosen Zuständen mittelalterlicher Unduldsamkeit ein Ende gemacht. Die jüdische Gemeinde von Frankfurt schloss im Jahre 1810 mit dem Fürsten Primas einen Vertrag, welcher durch Zahlung von 450,000 Gulden realisiert ward und den Israeliten den Besitz aller bürgerlichen Rechte zusicherte. Aber die Befreiung der Stadt durch die verbündeten Heere brachte den Juden die alte Knechtschaft zurück; der Senat entzog ihnen alsbald wieder das

theuer erkaufte Bürgerrecht, und vergebens wandten sie sich im Jahre 1815 mit einer Rechtsklage an den neu eingesetzten Bundestag, der erst nach neunjährigen Verhandlungen die Anerkennung eines Theils ihrer Ansprüche vermittelte.

Mehr als einmal hat der Dichter nachmals der Erinnerung an die Leiden und Verfolgungen, welche seine Stammesgenossen in Frankfurt zu erdulden gehabt, den beredtesten Ausdruck verliehen — wir verweisen vor Allem auf die Schilderung des Ghettos im „Rabbi von Bacharach", — und als im Jahre 1821 die Frankfurter ein Goethe-Denkmal errichten wollten, machte er seinem ungemilderten Hasse gegen das „Krämernest" in einem geharnischten Sonette Luft, das mit den beißenden Worten schloss:

O, lasst dem Dichter seine Lorberreiser,
Ihr Handelsherrn! behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.
Im Windelnschmutz war er euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüsslein trennt vom Sachsenhäuser.

Bei seinem Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1815 traf H. Heine in dem Lesekabinett einer Freimaurerloge, wohin sein Vater ihn mitgenommen, auch zum ersten Male den Doktor Ludwig Börne, dessen scharfe Theaterkritiken zu jener Zeit großes Aufsehen erregten. Die charaktervolle Erscheinung und das vornehm sichere Wesen des außerordentlichen Mannes machten auf ihn schon bei dieser flüchtigen Begegnung einen tiefen Eindruck, und mit Ehrfurcht betrachtete er den gefürchteten Recensenten, vor dessen spitziger Feder alle Schauspieler zitterten. Nur Wenige mochten damals ahnen, zu welcher hervorragenden Rolle diese Feder berufen sein sollte, als sie sich später in einen Dolch verwandelte, und auf dem Felde politischer Kämpfe so manchem Feinde der Freiheit mit den Stilettstößen ihres schneidigen Witzes den Rest gab. —

Von Frankfurt kehrte Harry zunächst wieder in das elterliche Haus zurück, und es lässt sich denken, dass der Vater in nicht geringer Sorge um das künftige Schicksal des „ungerathenen Jungen" war, der so wenig Lust verrieth, sich den monotonen

Beschäftigungen des Komptoirlebens zu widmen. Mit welcherlei Plänen und Hoffnungen sich Harry damals trug, welcherlei Studien er in dieser Zeit oblag, ist völlig unbekannt. Weder er selbst noch Andere haben uns bestimmten Aufschluss darüber ertheilt, in welcher Art sein äußeres Leben und seine geistige Entwicklung sich während der nächsten vier Jahre gestalteten. Wir wissen nur, dass er 1816 oder 1817 — wahrscheinlich auf Anrathen seines Oheims Salomon Heine, welcher damals noch Theilhaber der Firma „Heckscher & Kompagnie" war, und erst 1819 ein Bankgeschäft unter eigenem Namen etablierte — nach Hamburg kam, um hier seine kaufmännische Karrière fortzusetzen. Wie das Hamburger Adressbuch uns belehrt, gründete er in dieser Stadt zu Anfang des Jahres 1813 unter der Firma „Harry Heine & Kompagnie" ein Kommissionsgeschäft in englischen Manufakturwaaren, das zuerst am Graskeller Nr. 139, nachmals in der Kleinen Bäckerstraße betrieben, aber nach kurzem Bestehen bereits im Frühling 1819 liquidiert ward. Schon der Unmuth, mit welchem H. Heine in späteren Briefen und Schriften seines damaligen ersten Aufenthaltes in Hamburg gedenkt, lässt mit Sicherheit schließen, dass seine Abneigung gegen die merkantilische Laufbahn dort eher eine Steigerung als eine Abschwächung erfuhr, und die Lauge des Spottes, welche er so oftmals über die poesielose Handelsstadt ausgießt, mag großentheils den subjektiven Eindrücken seiner Jugendzeit entfließen. Ist es doch eben der geschäftlich trockene, prosaisch materielle Charakter Hamburg's, den er bei jedem sich darbietenden Anlass zur Zielscheibe seiner humoristischen Einfälle nimmt! „Die Stadt Hamburg ist eine gute Stadt; lauter solide Häuser. Hier herrscht nicht der schändliche Macbeth, sondern hier herrscht Banko. Der Geist Banko's herrscht überall in diesem kleinen Freistaate, dessen sichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiser Senat. In der That, es ist ein Freistaat, und hier findet man die größte politische Freiheit. Die Bürger können hier thun, was sie wollen, und der hoch- und wohlweise Senat kann hier ebenfalls thun, was er will; Jeder ist hier freier Herr seiner Handlungen. Es ist eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt, den Ludwig Philipp zu finden, so würde er gewiss seinen Fran-

zosen die hamburgischen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg ist die beste Republik. Seine Sitten sind englisch, und sein Essen ist himmlisch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwischen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unsre Philosophen keine Ahnung haben. Die Hamburger sind gute Leute und essen gut. Ueber Religion, Politik und Wissenschaft sind ihre respektiven Meinungen sehr verschieden, aber im Betreff des Essens herrscht das schönste Einverständnis. Mögen die christlichen Theologen dort noch so sehr streiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagsmahls sind sie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tischgebet auf Deutsch spricht, während eine andere es auf Hebräisch absingt: beide Parteien essen, und essen gut, und wissen das Essen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Gesetze, die so lange die Gesetze wenden und anwenden, bis ein Braten für sie dabei abfällt, Diese mögen noch so sehr streiten, ob die Gerichte öffentlich sein sollen oder nicht: darüber sind sie einig, dass alle Gerichte gut sein müssen, und Jeder von ihnen hat sein Leibgericht. Das Militär denkt gewiss ganz tapfer spartanisch, aber von der schwarzen Suppe will es doch Nichts wissen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten so sehr uneinig sind und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeschwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleisch oder als Homöopathen durch $^1/_{10,000}$ Tropfen Absinth in einer großen Kumpe Mockturtlesuppe zu kurieren pflegen: diese Aerzte sind ganz einig, wenn von dem Geschmacke der Suppe und des Rauchfleisches selbst die Rede ist. Hamburg ist die Vaterstadt des letztern, des Rauchfleisches, und rühmt sich Dessen, wie Mainz sich seines Johann Faust's und Eisleben sich seines Luther's zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation in Vergleich mit Rauchfleisch? Ob beide ersteren genutzt oder geschadet, darüber streiten zwei Parteien in Deutschland; aber sogar unsere eifrigsten Jesuiten sind eingeständig, dass das Rauchfleisch eine gute, für den Menschen heilsame Erfindung ist . . . Die Frauen fand ich in Hamburg durchaus nicht mager, sondern meistens sogar korpulent, mitunter reizend

schön, und im Durchschnitt von einer gewissen wohlhabenden Sinnlichkeit. Wenn sie in der romantischen Liebe sich nicht allzu schwärmerisch zeigen und von der großen Leidenschaft des Herzens Wenig ahnen, so ist Das nicht ihre Schuld, sondern die Schuld Amor's des kleinen Gottes, der manchmal die schärfsten Liebespfeile auf seinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeschick viel zu tief schießt, und statt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, so sah ich meistens untersetzte Gestalten, verständige kalte Augen, kurze Stirn, nachlässig herabhängende rothe Wangen, die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hosentaschen, wie Einer, der eben fragen will: Was hab' ich zu bezahlen?"

Eine noch unheimlichere Physiognomie bot die Stadt mit ihren Bewohnern dem Dichter zur Winterzeit. „Der Schnee lag auf den Dächern, und es schien, als hätten sogar die Häuser gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernstiegs waren nur todte Bäume mit dürren Aesten, die sich gespenstisch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war schneidend blau und dunkelte hastig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsstunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen stiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entsetzlich! in diesem Augenblick durchschauerte mich die schreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödsinn auf allen diesen Gesichtern lag, und daß alle Menschen, die eben vorbei gingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen schienen. Ich hatte sie schon vor zwölf Jahren um dieselbe Stunde mit denselben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derselben Bewegung gesehen, und sie hatten seitdem ununterbrochen in derselben Weise gerechnet, die Börse besucht, sich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet: zweimal zwei ist vier — Entsetzlich, rief ich, wenn Einem von diesen Leuten, während er auf dem Komptoirbock säße, plötzlich einfiele, daß zweimal zwei eigentlich fünf sei, und daß er also sein ganzes Leben verrechnet und sein ganzes Leben in einem schauderhaften Irrthum

vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich selbst ein närrischer Wahnsinn, und als ich die vorüber wandelnden Menschen genauer betrachtete, kam es mir vor, als seien sie selber Nichts anders als Zahlen, als arabische Ziffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer schwangeren und vollbusigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatschelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechse und eine noch wohlbekanntere böse Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie sie vorüberschwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Assekuradeur, der sonst wie ein Pfingstochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerste von Pharao's mageren Kühen aussah . . . Unter den vorüber rollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern längs den Häusern des Jungfernstiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz! hinter dem Trauerwagen einherstelzend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundischem Kostüm: kurze schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perücken und weiße Halsberge, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar possenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm. Aber noch unheimlicher und verwirrender als diese Bilder, die sich wie ein chinesisches Schattenspiel schweigend vorbei bewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heisere, schnarrende, metalllose Töne, ein unsinniges Kreischen, ein ängstliches Plätschern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeschreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Bassin der Alster war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entsetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geschöpfe, die darin herumschwammen und in entsetzlicher Todesangst schrieen, und ach! es waren dieselben Schwäne, die einst so weich und heiter meine

Seele bewegten. Ach! die schönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit sie im Herbst nicht auswandern konnten nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden sie festgebannt in seinen dunklen Eisgruben — und der Marqueur des Pavillons meinte, sie befänden sich wohl darin und die Kälte sei ihnen gesund. Das ist aber nicht wahr, es ist Einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert ist, fast eingefroren, und Einem die Flügel gebrochen sind, und man nicht fortfliegen kann nach dem schönen Süden, wo die schönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergseen — Ach! auch mir erging es einst nicht besser, und ich verstand die Qual dieser armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieselben Sterne, die einst in schönen Sommernächten so liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber so winterkalt, so frostig klar und fast verhöhnend auf sie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende, mitfühlende Wesen sind, sondern nur glänzende Täuschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts".

Diese bitteren Worte geben ohne Zweifel ein treues Bild der hoffnungslosen Stimmung, in welcher Harry Heine jene Zeit seines Geschäftslebens in Hamburg verbrachte. Wider Neigung und Willen in der nüchternen Handelsstadt an den Komptoirbock geschmiedet, fern der sonnigen Heimat des sagenumklungenen grünen Rheins, mit der Aussicht auf ein verlorenes Leben, mochte er sich wohl vorkommen wie ein armer Schwan mit gebrochenen Flügeln, der im nordischen Eise erstarrt. — Und zu der Qual eines verfehlten Berufes gesellte sich noch das schmerzliche Leid einer unglücklichen Liebe, die ihren Stachel zeitlebens im Herzen des Dichters zurückließ. In fast unzähligen Liedern hat er diese Liebe besungen: sie erweckte ihm die ersten Klänge des Saitenspiels, auf dem er frühe schon so herzergreifende Accorde anschlug; sie huscht als finsterer Schatten durch die wüsten, wilden „Traumbilder", sie klagt und weint und grollt in den Liedern und Balladen der „Jungen Leiden"; sie folgt ihm auf die Universität, und grollt und weint fort im

„Lyrischen Intermezzo“ der Tragödien, die selbst auch wieder nur eine andere Form der Klage sind. Jahre verrinnen im Strom der Zeit, aber die alte Liebe will nicht erlischen, ob auch die Geliebte als das Weib eines Andern längst für den Dichter verloren ist; und der Cyklus „Die Heimkehr“ zeigt uns, daß bei dem Wiedersehen der Stätten, wo er einst mit ihr gewandelt, die alten Wunden mit erneuter Gewalt wieder aufbrechen und sich nimmerdar schließen wollen. Es wechseln die Namen und Formen, unter denen er uns sein Weh vor die Seele führt: heut ist's die bleiche Maria im Nebel Schottlands, die der gespenstische William Ratcliff mit sich ins Reich des Todes hinunter reißt; morgen vermummt sie sich als Zuleima in das Gewand der christlich umgetauften Maurin, und Almansor stürzt sich mit dem geraubten Liebchen den Felsen hinab; ein andermal nennt sie sich Donna Clara, und ladet den unseligen Ramiro zum Tanz auf ihrer Hochzeit ein; dann wieder kommt sie zu ihm im Traume der Nacht, und gesteht ihm, daß sie unsäglich elend sei, oder sie blickt ihn in ferner, fremder Stadt aus einem alten Bilde Giorgione's mit den Zügen der todten Maria an. Bald grüßt er sie „Evelina“ und schwelgt in dem Wohllaut des süßen Namens, bald schreibt er mit leichtem Rohr in den Sand oder mit der in den Aetna getauchten Riesentanne Norwegs an die dunkle Himmelsdecke: „Agnes, ich liebe dich!“, und selbst in den Fieberträumen seines langjährigen Sterbelagers in Paris taucht das Bild der Jugendgeliebten vor ihm auf, und zwinkert ihn an mit den meergrünen Nixenaugen seines Mühmchens Ottilie. Aber ob Agnes, Zuleima oder Donna Clara, Maria, Evelina oder Ottilie: unter allen Vermummungen birgt sich dieselbe Gestalt, das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund“, das traulich und lieblich im Römerglase sich wiederspiegelt, das blasse, stille Mädchen, das tief unten am Fenster des hochgegiebelten, menschenleeren Hauses der verschollenen Meerstadt sitzt!

Mit zartester Diskretion hat H. Heine es selbst in Privatbriefen an seine vertrautesten Freunde lange Zeit ängstlich vermieden, jemals den wirklichen Namen dieser Jugendgeliebten zu nennen, die eine so hervorragende Rolle in seinem Lebensdrama

spielt. Die Angabe Steinmann's, welcher den Liebesroman nach Düsseldorf verlegt, daß sie Evelina von Geldern geheißen habe und eine Nichte von Harry's Mutter gewesen sei, entbehrt jeglicher Wahrheit; eine Verwandte dieses Namens, von welcher auch F. W. Gubitz in seinen „Erlebnissen" fabelt, hat überall nicht existiert. Erst in einem Briefe an Varnhagen von Ense vom 19. Oktober 1827 lüftet der Dichter den poetischen Schleier, mit welchem er dies Herzensgeheimnis umwoben hat. Die Geliebte Harry's war seine in Hamburg lebende Kousine Amalie Heine, die im Jahre 1800 geborene dritte Tochter seines Oheims Salomon, und das bekannte Gedicht:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit Dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten, besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel dran.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei —

dies Gedicht enthält in wenigen Zeilen den wirklichen Verlauf [20]) jenes Herzensromans, den der Poet nach eignem Geständnis später mit einer bis zur Karikatur gesteigerten Natürlichkeit unter Einfügung von Jahreszahl und Datum noch detaillierter in Verse bringt [21]), nachdem der Anblick eines jungen Mädchens ihm aufs Neue den alten schmerzlichen Traum erweckt hat:

Im Jahre achtzehnhundertsiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Gestalt und Wesen,
Auch trug sie ganz wie du das Haar.

„Ich geh' auf Universitäten",
Sprach ich zu ihr, „ich komm' zurück
In kurzer Zeit erwarte meiner." —
Sie sprach: „Du bist mein einz'ges Glück."

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Dass meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blass und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas . . .

In Wirklichkeit ist der Dichter wohl nie von den bitteren Nachwirkungen dieser Täuschung genesen. Noch im Jahre 1850 erzählte Gérard de Nerval, der ihm in seiner letzten Lebensperiode einer der treuesten Freunde war, einem deutschen Besucher [22]): „Was ich zuerst ahnte, gestand Heine mir später selbst, nachdem auch er mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derselben Krankheit: wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt. Wir singen noch immer, und sie stirbt doch nicht! Eine hoffnungslose Jugendliebe schlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt seine Thränen aus Groll. Heine hat mir selbst gestanden, dass, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb. — Außer den Erinnerungszeilen im „Romancero", welche „Böses Geträume" überschrieben sind:

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter
Wettlaufend mit Ottiljen [23]) Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand; —
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet,
Und heimlich bebend küss' ich ihr die Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilje,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilje,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei.“

Was sie zur Antwort gab, Das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr — —

außer dieser Reminiscenz des alten Liebestraumes stimmen zu der Erzählung Nerval's auch die von Schmidt-Weißenfels aus dem Nachlasse des Dichters mitgetheilten Strophen, in denen uns die Jugendgeliebte wieder unter einem anderen Namen begegnet:

Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde sollte Hochzeit sein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Sie folgte den Basen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu', sie hielt nicht Schwur,
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe sonst
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk' ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunsch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Es würde ein thörichtes und unfruchtbares Geschäft sein, aus diesen und ähnlichen poetischen Andeutungen die näheren Umstände von Heine's Jugendliebe, die Details ihres Verlaufes in der Wirklichkeit, ermitteln zu wollen. Ob das Mädchen ihm Hoffnung auf ihre Hand gemacht, ob sie einen stillen Bund der Herzen flattersinnig oder auf Antrieb ihrer Verwandten gebrochen, ob die leicht erregte Phantasie des jungen Schwärmers für Ermuthigung nahm, was vielleicht nur arglose Kokettterie oder unschuldiges Behagen an den ihr schüchtern dargebrachten Huldigungen war, kann uns gleichgültig sein, und wir wollen es Anderen überlassen, Untersuchungen so indiskreter Art anzustellen, deren Resultat schließlich in keinem Falle den Werth der betreffenden Lieder erhöht oder verringert. Niemand hat sich zudem über derartige Versuche, das poetische Wesen eines Schriftstellers aus zusammengerafften Histörchen zu konstruieren, missbilligender ausgesprochen, als Heine selbst. „Nur Etwas,“ schreibt er einmal bei solchem Anlasse an Immermann (Bd. XIX, S. 83), „kann mich aufs schmerzlichste verletzen, wenn man den Geist meiner Dichtungen aus der Geschichte (Sie wissen, was dieses Wort bedeutet), aus der Geschichte des Verfassers erklären will. Wie leicht auch die Geschichte eines Dichters Aufschluss geben könnte über sein Gedicht, wie leicht sich wirklich nachweisen ließe, dass oft politische Stellung, Religion, Privat-

hass, Vorurtheil und Rücksichten auf sein Gedicht eingewirkt, so muss man Dieses dennoch nie erwähnen. Man entjungfert gleichsam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desselben, wenn jener Einfluss der Geschichte, den man nachweist, wirklich vorhanden ist; man verunstaltet das Gedicht, wenn man ihn fälschlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig ist oft das äußere Gerüste unserer Geschichte mit unserer wirklichen, inneren Geschichte zusammenpassend! Bei mir wenigstens passte es n i e." — Lassen wir uns daher an der einzig in Betracht kommenden Thatsache genügen, dass Heine's erste leidenschaftliche Liebe ein wehvoller Traum und das Erwachen aus ihr eine schmerzliche Enttäuschung war, die ihm den Trank des Lebens für alle Zeit mit ihrem Wermuth verbitterte. —

Die ersten poetischen Versuche Harry's mögen — abgesehen von einigen versificierten Glückwünschen, die nach der von Maximilian Heine mitgetheilten Probe [24]) kein ungewöhnliches Talent verrathen — in die Zeit seines Düsseldorfer Aufenthaltes nach der Rückkehr aus Frankfurt fallen. Doch ist uns von denselben nur ein einziges Gedicht (Bd. XVII, S. 228 [Bd. XV, S. 263]) erhalten, eine träumerische Klage um den Untergang der guten alten Zeit,

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtscheu die Jugend
Vor dem Greisenalter stand;

Wo kein Jüngling seinem Mädchen
Modeseufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in System gefügt;

Wo ein Handschlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eisenkleide
Und ein Herz im Manne war.

Wie schon diese unschuldigen Verse erkennen lassen, war das ganze Gedicht ein ziemlich trivialer Nachklang Arndt'scher und Schenkendorf'scher Poesien, von romantischer Tendenz und in

durchaus romantischem Tone. Bemerkenswerth tritt jedoch in diesem jugendlichen Versuche bereits der melodische Fluss einzelner Strophen, die natürliche Kraft und Einfachheit der Sprache, und jenes ironische Spiel mit Antithesen hervor, das der Heine'schen Dichtweise eigenthümlich ist. Oder tragen Verse wie die folgenden:

Zwar auch unsre Damen preis' ich;
Denn sie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in süßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu',
Freilich zweifelnd im Geheimen,
Ob das Märchen möglich sei.

Unsre Mütter einst erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Dass den schönsten der Demanten
Nur der Mensch im Busen trägt.

Ganz nicht aus der Art geschlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Fraun in unsern Tagen
Lieben auch die Edelstein' —

tragen diese Verse nicht, trotz aller breitspurigen Unbeholfenheit der Form, schon unverkennbar dasselbe Gepräge, welches uns aus der späteren scharf pointierten Lyrik des Dichters so originell entgegen blickt?

Aber vollere und selbständigere Töne sollte die Liebe bald der noch ungeübten Harfe entlocken. Die Zeitschrift „Hamburg's Wächter" brachte in ihren Nummern vom 8. und 27. Februar und vom 17. März 1817 mehre Lieder des jungen Poeten, die freilich nicht mit seinem wirklichen Namen, sondern mit dem wunderlichen Pseudonym „Sy Freudhold Riesenharf" unterzeichnet waren. Dies schwerfällige Anagramm hatte er aus den Buchstaben seiner Vaterstadt „Düsseldorff" und seines eigenen

Vor- und Zunamens „Harry Heine“ zusammengestellt. Die Gedichte, mit welchen er unter der Maske dieses fremdartigen Schriftstellernamens zuerst an die Oeffentlichkeit trat, waren von sehr verschiedenem Werthe. Zwei derselben — „Die Weihe“ und „Die Lehre“ (Bd. XV, S. 64. u. 96 [273 u. 276]) — sind fast kindische Tändeleien von alltäglichstem Inhalt und plattester Form, das erste Stück außerdem kokettierend mit dem Marienkultus und Minnedienst der Romantik in Brentano'schem Geschmacke. Um so bedeutender, wenn auch keineswegs frei von den Einflüssen derselben romantischen Richtung, sind die übrigen Lieder. Da treffen wir zuerst jenes herzbeklemmende Traumbild von der schönen gespenstischen Maid, die dem Dichter inmitten des sonnigen Blumenlandes sein Todtenkleid wäscht, ihm auf der Waldlichtung den Sarg zimmert, und auf der weiten Haide sein Grab gräbt (Bd. XV, S. 28 [21]). Träg und langsam — so verkünden es die folgenden Lieder (Bd. XV, S. 55 u. 56 [42 u. 44]) — schleppen sich die Stunden dahin, und spotten der ungeduldigen Sehnsucht des Liebenden, in dessen Herzen bei Tag und Nacht der Todtenwurm pickt und ihm wiederum den Todtensarg hämmert. Aber dämonischer noch, als diese finsteren Klagen, starrt uns die Ballade von Don Ramiro (oder, wie er in dieser ältesten Fassung heißt, Don Rodrigo) entgegen, der als blutiger Schatten auf dem Hochzeitsfeste der treulosen Geliebten erscheint und den Reigen mit ihr tanzt, während er sie mit den eiskalten Händen umfasst und Leichenduft auf ihre Wangen haucht.

Wahrlich, solche Lieder — Das fühlt jeder Leser heraus — entsprangen keiner glücklichen, hoffnungsfreudigen Liebe, sondern einer verzehrenden Leidenschaft, die keine Erwiderung fand und in sich selber die Keime des Todes barg. Aber das Herz ist ein trotzig eigensinniges Ding, zumal das Herz eines jungen Poeten, der, an die Galeere eines prosaisch dürren Werkeltagsberufes gekettet, um so sehnsüchtiger danach trachten musste, sich in der Welt des Gemüthes und der Phantasie ein schöneres Reich aufzubauen. Die Liebe ging ihm auf wie dem verirrten Wanderer ein Licht in der Finsternis, und er folgte dem hellen Schimmer, unbekümmert, ob es ein Irrwisch sei, der ihn nur noch tiefer in

nächtiges Dunkel verlocke, oder ob ein ewiger Stern ihm den Weg weise zu den hesperischen Gefilden des Glücks. Und das Licht wurde strahlender und größer, wie er dem Scheine nachging; aber es war kein traulich stilles Herdfeuer, an dessen Gluth er sich wärmen durfte, sondern die düsterrothe Fackel des Genius, welche die Abgründe des Seins durchleuchtet, und, vom unscheinbarsten Punkte beginnend, im Spiegel des kleinen Ich strahlenförmig das ganze Weltall erhellt.

Nicht bloß dem jungen Dichter, auf dessen Haupt sich diese Flamme herabgesenkt, sondern auch seinen Hamburger Verwandten musste es allmählich klar geworden sein, dass er sich für den kaufmännischen Erwerb schlecht qualificiere. Auch Salomon Heine, der reiche Oheim, hatte sich in den letzten Jahren aus eigener Anschauung überzeugt, dass der „dumme Junge", wie er seinen Neffen in gutmüthigem Scherz gern titulierte, zum Merkursjünger verdorben sei, und erklärte sich endlich bereit, ihm die Mittel zu einem dreijährigen Universitätsstudium zu gewähren. Von Harry's poetischen Talenten und Dessen schriftstellerischem Treiben hegte er freilich keine allzu hohe Meinung — „Hätte der dumme Junge was gelernt, so brauchte er nicht zu schreiben Bücher", soll er noch in späteren Jahren achselzuckend geantwortet haben, als ihm Jemand von seinem berühmten Neffen sprach; — daher stellte ihm Salomon Heine die Bedingung, daß er mit Ernst und Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft obliege, um nach beendigtem Universitätskursus im Stande zu sein, den Doktorgrad zu erwerben und die Advokaten-Karrière in Hamburg einzuschlagen. Letzteres bedingte zwar den Uebertritt Harry's zum Christenthum; aber so treu der Oheim, trotz seiner vorurtheilslosen Gesinnung, für seine eigene Person am ererbten Glaubensverbande festhielt, so wenig' Hindernisse legte er seinen Familienmitgliedern in den Weg, wenn sie sich taufen lassen wollten, und fast all' seine Töchter heiratheten in christliche Familien. —

Voller Freude, dem quälenden Joche des Geschäftslebens endlich dauernd entronnen zu sein, begab sich Harry Heine im Sommer 1819 zunächst wieder nach Düsseldorf in das elterliche Haus, um sich dort während einiger Monate in stiller Zurückgezogenheit auf die Universitätsstudien vorzubereiten. Unter An-

derm nahm er, um sich im Lateinischen zu vervollkommnen, mit seinem Jugendgespielen Joseph Neunzig Unterricht in dieser Sprache bei einem alten Privatlehrer aus der Schule der Jesuiten. Der fromme Herr hatte mit seinen israelitischen Zöglingen viel Noth auszustehen; denn Harry machte sich einen Spaß daraus, wo es sich irgend thun ließ, travestierende Versionen der römischen Klassiker zu liefern, und die Werke der Letzteren nicht in schulgerechtes Deutsch, sondern in hebraisierenden Judenjargon zu übersetzen.

Neben den trockenen Schulstudien regte jetzt auch die Poesie in der vom Alpdruck eines verfehlten Berufes befreiten Seele des Jünglings kühner und mächtiger ihre Schwingen Das Bild der Geliebten und die heimliche Hoffnung, vielleicht dereinst noch ihr Herz und ihre Hand zu erringen, umgaukelten ihn bei Tag und bei Nacht, die Träume wurden zu Liedern, und hübsche Lippen flüsterten bald von Haus zu Haus, daß der Harry wieder da sei und gar schöne Verse dichten könne. Manches holde Nachbarkind machte ihm einen Willkommsbesuch, und bat ihn mit schelmischem Erröthen um einen Album-Spruch, und es sollen oftmals sehr originelle Aperçus gewesen sein, mit denen er sich zur Erinnerung in die Stammbücher der jungen Damen einschrieb. Welchen Trost für sein Liebesleid Harry aber vor Allem in dem milden Blick und theilnahmvollen Wort seiner Mutter fand, mögen uns die Sonette verkünden, in denen er so rührend diesen besänftigenden Einfluß ihres festen, stillen, herzlichen Wesens geschildert hat:

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn ist auch ein bischen starr und zähe;
Wenn selbst der König mir ins Antlitz sähe,
Ich würde nicht die Augen niederschlagen.

Doch, liebe Mutter, offen will ich's sag'n:
Wie mächtig auch mein stolzer Muth sich blähe,
In deiner selig süßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

Ist es dein Geist, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geist, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend sich zum Himmelslichte schwinget?

Quält mich Erinnerung, daſs ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das schöne Herz, das mich so sehr geliebet?

Im tollen Wahn hatt' ich dich einst verlassen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte sehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfassen.

Die Liebe suchte ich auf allen Gassen,
Vor jeder Thüre streckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesspende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Hassen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hause, krank und trübe.

Doch da bist du entgegen mir gekommen,
Und ach, was da in deinem Aug' geschwommen,
Das war die süße, langgesuchte Liebe.

Harry's Lieblingslektüre waren um diese Zeit die Uhland'schen Lieder und Balladen. Was er selbst während seines diesmaligen Aufenthaltes in Düsseldorf dichtete, wurde fast stets seinem Freunde Joseph Neunzig mitgetheilt, der sich gleichfalls mit poetischen Versuchen beschäftigte. Eines Tages kam Harry mit begeistrungstrahlenden Wangen zu ihm hinüber geeilt, und las ihm das Gedicht „Die Grenadiere" vor, das er so eben geschrieben, und nie vergaß Dieser die tiefschmerzliche Betonung der Worte: „Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!" Bald nachher wurde die unsterbliche Romanze von dem Düsseldorfer Tonkünstler Max Kreuzer in Musik gesetzt und von ihm dem französischen Marschall Soult gewidmet, dessen Gemahlin aus dortiger Gegend stammte. — Auch das Gedicht „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang", entstand in dieser Zeit. Es ist an die damalige Primadonna der Düsseldorfer Oper, Karoline Stern, gerichtet, welche viel im Heine'schen Hause verkehrte und

in einem Wohlthätigkeits-Koncerte eine, mit großem Beifall aufgenommene Romanze vortrug.

So schwand den beiden, nach vierjähriger Trennung wieder vereinigten Freunden unter wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten der Sommer dahin, und im Spätherbst 1819 bezogen sie gemeinschaftlich die Universität Bonn.

Drittes Kapitel.

Der Bonner Student.

Die im Jahre 1777 durch den Kurfürsten Maximilian Friedrich von Köln gegründete Hochschule zu Bonn war in der französischen Zeit, gleich so manchen anderen Pflanzstätten deutscher Bildung, von Napoleon aufgehoben, und erst am fünften Jahrestage der Schlacht von Leipzig, am 18. Oktober 1818, durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wieder eröffnet worden. Die ausgezeichneten, an die junge Universität berufenen Lehrkräfte verschafften ihr bald einen glänzenden Ruf; die lernlustige Jugend strömte in Scharen herbei, und die Zahl der Studenten hatte sich am Schlusse des zweiten Semesters schon auf 700 gehoben. Kein Wunder; denn die evangelisch-theologische Fakultät hatte Namen wie Augusti, Lücke und Sack aufzuweisen, während die katholische Theologie besonders durch den geistreichen Georg Hermes, den Begründer der katholischen Dogmatik, vertreten war. In der medicinischen Fakultät finden wir die Professoren Bischoff, Harleß, Walther, Nasse, Mayer, Ennemoser und Windischmann, — Letzterer nachmals ein Hauptgegner von Hermes, und wegen seiner Einmischung pietistischer Extravaganzen in die wissenschaftliche Heilkunde erbarmungslos von Börne verspottet. Die Lehrstühle der Jurisprudenz waren von Anfang an mit Männern wie Mackeldey, Mittermaier, Welcker und Walter besetzt, die noch ein Halbjahrhundert später zu den Celebritäten ihrer Fachwissenschaft zählten; und in der philosophischen Fakultät hatten Namen

wie Arndt, August Wilhelm von Schlegel, Hüllmann, Delbrück, Nees von Esenbeck, G. F. Welcker, Diesterweg, Heinrich, Freytag, Naeke, Radlof, Nöggerath und Goldfuß großentheils schon damals einen guten Klang als Zierden deutscher Wissenschaft und Literatur.

Aber auch das lernende Element, die akademische Jugend, war um diese Zeit von einem tüchtigen, sittlich reinen und wissenschaftlich strebsamen Geiste beseelt. Noch loderte in den Herzen der meisten jungen Leute, die sich auf deutschen Hochschulen zusammenfanden, das Feuer patriotischer Begeisterung, welches die Freiheitskriege geweckt hatten, und der Gedanke einer innigen Gemeinschaft der verschiedenen Stämme und Gauen des Vaterlandes fand seinen Ausdruck im Principe der auf dem Wartburgsfeste gestifteten allgemeinen deutschen Burschenschaft. Freilich drohten seit der unheilvollen Ermordung Kotzebue's durch den Schwärmer Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 schon jene Verfolgungen heran, welche das harmonische Band zwischen den Studierenden auf den meisten Universitäten zerreißen, und ein rohes, in Rauf- und Sauflust ausartendes Korpsleben an Stelle der idealeren Bestrebungen herauf führen sollten. Die Feinde der Einheit und Freiheit wussten recht wohl, warum sie die Gründung der „Landsmannschaften" von oben herab insgeheim unterstützten und Letztere stillschweigends duldeten, obgleich officiell ein Verbot aller Studentenverbindungen erlassen ward. Der burschenschaftliche Geist sollte unterdrückt, der freie Sinn der Jugend gebrochen werden — welches Mittel konnte diesem schmählichen Zwecke förderlicher sein, als die Spaltung der akademischen Bürger in schroff gesonderte Parteien und die Ablenkung der jugendlichen Thatlust auf das Gebiet hohler Renommage des Fechtbodens und der Bierbank?

H. Heine sollte diesen Auflösungsprozeß des Studententhums, den Untergang der allgemeinen deutschen Burschenschaft und das Emporwuchern eines liederlichen Korpsgeistes, zum Theil schon auf der Bonner Universität mit erleben. In den ersten Tagen nach seiner Ankunft war er noch Zeuge und Theilnehmer der letzten Ovation, welche von den Studierenden der rheinischen Hochschule dem Traume politischer Freiheit dargebracht ward.

Als Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerschlacht hatte die akademische Jugend am 18. Oktober 1819 einen Fackelzug nach dem nahe liegenden Siebengebirge veranstaltet. Ein auf dem Gipfel des Drachenfelsens errichteter Holzstoß ward durch die zusammengeworfenen Fackeln in Brand gesetzt, und Heine war einer der Eifrigsten unter den Jünglingen, welche den flammenden Schober durch Zutragen neuen Reisigs in Gluth erhielten. Begeisterte Worte für die Ehre und Größe Deutschlands wurden an diesem Oktoberfeuer gesprochen — aber schon überwachten Spione und Delatoren der Reaktion die arglosen Gesellen, und die Redner wurden hinterdrein auf höheren Befehl in Untersuchung gezogen. Klagte doch, nach dem Zeugnisse Hoffmann's von Fallersleben [25]), schon im Sommer 1820 der Regierungsbevollmächtigte von Rehfues, welcher als Kurator der Universität fungierte: „Ich kann es gar nicht begreifen, — ich werde durch verdächtigende Winke gerade auf Diejenigen fortwährend aufmerksam gemacht, welche die Tüchtigsten und Gesittetsten auf der ganzen Universität sind." Ein Glück, daß der redliche Mittermaier damals akademischer Richter war und seine schützende Hand über die jungen Leute hielt — sonst würden der schönen Stadt am Rheine gewiß nicht die Schrecken der Mainzer Untersuchungs-Kommission und der Tzschoppe-Kamptz'schen Demagogenverfolgungen erspart geblieben sein!

Heine hat die Erinnerung an diese Oktoberfeier in einem Sonett aufgezeichnet, das wir an dieser Stelle hauptsächlich deßhalb mittheilen, weil es zeigt, wie frühe schon sein Humor es liebte, den ernsthaftesten Betrachtungen einen ironischen Schluß anzuhängen. Das Gedicht lautet:

Die Nacht auf dem Drachenfels.

Um Mitternacht war schon die Burg erstiegen,
Der Holzstoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burschen lustig niederkauern,
Erscholl das Lied von Deutschlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutschlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir sahn den Burggeist auf dem Thurme lauern,
Viel' dunkle Ritterschatten uns umschauern,
Viel' Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.

Und aus den Thürmen steigt ein tiefes Aechzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause.

Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

Da Harry Heine, der ursprünglich einem andern Geschäft bestimmt gewesen war, kein Abgangszeugnis von einem Gymnasium mitbrachte, musste er sich, gleich den meisten „Füchsen", deren Schulstudien durch Theilnahme an den Freiheitskriegen oder durch sonstige Zeitverhältnisse unterbrochen worden waren, vor seiner Immatrikulation als akademischer Bürger einer Maturitätsprüfung unterwerfen. Letztere fand vor einer, besonders zu diesem Zweck eingesetzten Prüfungs-Kommission statt, und bedingte ein mündliches wie ein schriftliches Examen. Unter den schriftlichen Aufgaben war ein Aufsatz über den Zweck der akademischen Studien. Als Heine die Reinschrift seiner Arbeit abgeliefert hatte, begab er sich mit andern Examinanden, zu denen auch Joseph Neunzig gehörte, in eine Studentenkneipe, und las dort unter schallendem Gelächter seiner Kameraden aus dem Brouillon, das er zu sich gesteckt, seine Abhandlung vor. Er hatte das aufgegebene Thema, mit Vermeidung jeder ernsten Betrachtung, in durchaus humoristischer Weise behandelt, und seinem Muthwillen in keckster Laune die Zügel schießen lassen. Joseph Neunzig erinnert sich u. A. einer Stelle, in der es ungefähr hieß: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor Allem der Schreibbänke; denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsre Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unsres Daseins zu hinterlassen." — Nach einigen Tagen erfolgte die Censur. Es wurde vom Vorsitzenden der Kommission tadelnd bemerkt, daß Heine „von dem aufgegebenen Thema bedenklich abgewichen" sei; doch lasse sich nicht verkennen, daß er „eine

beachtenswerthe Anlage zur Satire" verrathe. So empfing denn Harry, nachdem er sich das Zeugnis leidlicher Reife für die Universitätslaufbahn erworben[28]), am 11. December 1819 die Matrikel als Studiosus der Rechts- und Kameralwissenschaften.

Wie schon erwähnt, lockte der steigende Ruf der jungen Hochschule bald eine große Zahl strebsamer Jünglinge nach Bonn, die, aus den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes entstammt, oft auf den Bänken desselben Kollegs saßen und sich in der gleichen Schwärmerei für burschenschaftliche Zwecke oder in geselligem Verkehr auf der „Kneipe" begegneten, während ihr Geschick sie später auf die heterogensten Bahnen wies. Gewiss nicht Mancher von Denen, welche 1819 und 1820 über den alten Marktplatz zu den Hallen des palastähnlichen Universitätsgebäudes wanderten, mochten ahnen, daß jener Kommilitone, der, die Mappe unterm Arm, im deutschen Rocke, höflich grüßend, so friedlich neben ihm einher schritt, nach wenigen Jahren ihn als Todfeind in der Arena politischer oder theologischer Kämpfe befehden, und mit zelotischer Wuth dieselben Ideale verketzern sollte, an deren Verwirklichung er heut seine beste Kraft, vielleicht sein Leben zu setzen bereit war! Wer hätte in dem schwärmerischen Jarcke, der sich mit politischen Weltverbesserungsplänen trug, den nachmaligen servilen Publicisten der Wiener Hof- und Staatskanzlei, das allzeit gefügige Werkzeug der ultramontanen Reaktion erkannt? Wer in dem siebzehnjährigen Burschenschafter Hengstenberg, dessen Mund von deutsch-patriotischen Phrasen troff, den Begründer der neulutherischen Orthodoxie, den fanatischen Wiederhersteller der Erbsündenlehre des sechzehnten Jahrhunderts, dem jede freie patriotische Regung ein Greuel geworden? Eher schon hätte man weissagen mögen, dass aus jenem selbstgefälligen Polterer mit scharfknochigem Mongolengesicht und lang herabwallendem Haupthaar, der so absprechend in den Studentenversammlungen auftrat, sich nach einigen Wandlungen der „Franzosenfresser" und Denunciant aller freisinnigen Bestrebungen entpuppen würde, welcher dem Namen Wolfgang Menzel einen wenig beneidenswerthen Ruf verschafft hat. — Früher noch, als Jarcke, traten zwei andre seiner Kommilitonen, die Gebrüder Goßler, der romantisch reaktionären Zeitströmung folgend, zum

Katholicismus über; und von den Jüngern der Themis, welche auf Mackeldey's, Welcker's und Mittermaier's Vorträge lauschten, dienten Alexander von Daniels, Bauerband und v. Linde bald nachher als Universitätslehrer und juristische Schriftsteller in Wissenschaft und Staatsleben eifrig derselben ultrakonservativen Richtung, während der milde Eduard Böcking sich den extremen Parteien ferne hielt, und seinen Namen um so ruhmvoller denen der großen Rechtslehrer der Neuzeit beigesellte. Unter den jungen Theologen, welche damals in Bonn studierten, zeichnete sich, außer Hengstenberg, später besonders Karl Hagenbach als gelehrter Dogmatiker und Kirchengeschichtschreiber aus. Wenden wir uns zu dem medicinischen und naturwissenschaftlichen Felde, so finden wir auch hier ein Dreigestirn nachmaliger Koryphäen der Wissenschaft, dessen Licht weit über die engere Heimat hinaus seinen Glanz verbreiten sollte: J. F. Dieffenbach, übte zu jener Zeit an den Schwänzen aller Hunde und Katzen, die er erwischte, seine Schneidelust, die ihn in der Folge zum ersten Operateur Deutschlands machte; Johannes Müller, der große Physiolog, und Justus Liebig, der Schöpfer der modernen Agrikulturchemie, thaten bei Analysen und Experimenten den ersten Blick in die verborgenen Gesetze des Weltalls, deren sie später so manches zum Heil und Segen der Menschheit entdeckten. Auch die schönwissenschaftliche Literatur hatte in Simrock und Hoffmann von Fallersleben ihre achtungswerthen Vertreter. Ersterer tummelte mit frühreifer Gewandtheit das Musenroß zu zierlichen Sprüngen und sang von dem lustigen Leben am weinbergüberschatteten Strome, Letzterer vertiefte sich schon damals in die Schätze der altdeutschen Literatur, und gab als erste Frucht seiner Forschungen 1821 die Bonner Fragmente des Otfried heraus.

Von all' diesen Jünglingen, welche 1819 und 1820 gemeinsam die Bonner Hochschule besuchten und sich später auf so verschiedenartigen Gebieten Ruf und Namen erwarben, waren es indeß nur Simrock, Daniels und Dieffenbach, mit denen Heine in näherem Verkehre stand. Im Uebrigen beschränkte sich sein Umgang meist auf unbedeutendere Geister, wie Johann Baptist Rousseau, den unermüdlichen Versschmied, welcher seinen Freund damals in wortschwallreichen Sonetten verherrlichte, — Schopen

(später Gymnasialdirektor in Bonn), — die uns gänzlich unbekannten Pelmann und Bölling, — den Prinzen von Witgenstein und dessen Hofmeister, — und die Westfalen Friedrich von Beughem, Christian Sethe (nachmals Oberstaatsanwalt beim Kammergerichte zu Berlin, † daselbst am 17. Januar 1872 als Vorsitzender des Direktoriums der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eisenbahn) und Friedrich Steinmann. Letzterer hatte in Düsseldorf die unteren Gymnasialklassen besucht, während Heine schon in einer höheren Klasse war, und traf ihn jetzt unerwartet in Bonn wieder. Am Tage nach seiner Ankunft fand er ihn mit mehren Studenten am Rheinufer stehen, Fischern im Kahne zuschauend, und hörte den ersten Witz, den Heine riß, indem er seiner Umgebung zuraunte: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht ins Wasser fallt! — man fängt hier Stockfische.“ Dabei reckten sich seine Mundwinkel scharf auseinander, und verkündeten, daß er einst schreiben würde, wie er heute sprach.

Der Verkehr Heine's mit Simrock, Rousseau, Beughem, Steinmann und Neunzig zog seine geistige Nahrung hauptsächlich aus dem lebhaften Interesse für Kunst und Poesie, das ihnen gemeinsam war. Alle Sechs versuchten sich eifrig in poetischer Produktion; sie lasen einander gegenseitig ihre neuesten Lieder und Tragödien vor, und tauschten ihr Urtheil über den Werth derselben aus. Die Briefe Heine's an Steinmann und Immermann [27]) beweisen, ein wie scharfer und redlicher Kritiker der Erstère nicht allein gegen sich selbst, sondern auch gegen seine poetisierenden Freunde war. „Streng sei gegen dich selbst!“ ist die unablässige Mahnung, welche er ihnen zuruft, und für deren Befolgung er ihnen durch die gewissenhafte Sorgfalt in der Ausarbeitung auch der kleinsten seiner Lieder ein treffliches Beispiel giebt. Es war ihm heiliger Ernst mit der Kunst, und Nichts verstimmte ihn mehr, als wenn der Besuch eines Freundes ihn just zu der Zeit überraschte, wo er mit einer poetischen Arbeit beschäftigt war. Um solchen Störungen zu entgehen, riegelte er sich oftmals in seinem Zimmer ein, und ließ sich durch Niemand unterbrechen, bis er seine Arbeit vollendet hatte.

H. Heine schloß sich in Bonn mit Eifer der Burschenschaft an, deren Leiter großentheils alte Jenenser Studenten waren,

sein Hauswirth habe einen fremden Menschen, den er für einen Studenten angesehn, in sein Zimmer gelassen, und Dieser habe ihm seinen neuen Rock gestohlen. Der satirische Zug verschwand dabei nicht, er verzog sich vielmehr zu einem höhnischen Grinsen. [29])

Heine rauchte nie; der Tabaksrauch war ihm so zuwider, dass er später in Göttingen mit den Bekannten, welche ihn mit brennender Pfeife besuchten, zu kapitulieren und sie mit dem Geschenk eines Tabakpäckchens abzufinden pflegte. Auch war er schon als Student höchst mäßig im Genuss geistiger Getränke; namentlich das Bier liebte er nicht. Man konnte ihn also nicht zu der Zahl sogenannter „flotter Bursche" rechnen; nur den Fechtboden besuchte er fleißig, ohne jedoch große Fertigkeit im Führen der Hieb- und Stoßwaffe zu erlangen.

Mit jüdischen Familien pflog Harry zu Bonn keinen Verkehr, und vermied es im Allgemeinen, sich über seine religiösen Ansichten zu äußern. Joseph Neunzig erzählt, dass in einer Studentengesellschaft einst das Gespräch auf Religionsfragen kam. Ein Israelit, welcher Medicin studierte, gestand, er zöge das Christenthum dem Judenthume vor und würde sich gern taufen lassen, wenn nur nicht das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria allzu fatal den Gesetzen der Wissenschaft widerspräche. Heine hörte aufmerksam zu, er sagte Nichts, aber ein sarkastisches Lächeln umspielte seine Lippen. Ueberhaupt sprach er wenig; er war mehr Beobachter und Denker, als redseliger Theilnehmer an der allgemeinen Konversation; wenn er sich in letztere einmischte, geschah es meist durch kurze, schlagartig treffende Bemerkungen oder drollige Witze. Selten nur gewährte er selbst den vertrautesten Freunden einen offenen Einblick in das Reich seiner tiefern Empfindungen; er liebte es nicht, die Gefühle seines Herzens zur Schau zu tragen; gutmüthig und weich bis zum Uebermaß, schämte er sich fast der ihm angeborenen Empfindsamkeit, und suchte dieselbe mit trotzigem Stolz unter einer schroffen, abstoßenden Umgangsform zu verstecken. „Heine", sagt Rousseau, [30]) der zu seinen ältesten Jugendfreunden gehörte, „ist einer von denjenigen Dichtern, welche durch mannigfache, meist unverschuldete Leiden in die Dornen

der Poesie hineingejagt wurden, um als Nachtigallen zu singen und zu sterben. Wollte er die Nacht des Lebens aufsuchen, oder überraschte sie ihn am Morgen des Glückes: genug, seine ganze Jugend war nur ein Wechsel von Irrsal, das erst seine Eltern, dann ihn selber betraf. Eine finstere Ansicht aller menschlichen Dinge prägte sich früh seinem Charakter ein, vielfache Reisen und Umherschleuderungen durch Thorheiten, von denen die wenigsten Jünglinge verschont bleiben, lehrten ihn Welt und Menschen bald von einer, wie ihm däuchte, unangenehmen Seite kennen, und eine sonderbare Liebe kam hinzu, brennende Naphtatropfen in das aufgeregte Meer seiner Brust zu schütten. Mit einer glühenden Einbildungskraft, die ihm als Geschenk der Natur zugefallen, drang und wühlte er sich in die Abgründe des Daseins; hier baute sich seine Muse ihren Palast, im Reiche der Nacht und des Traumes wurde sie heimisch, hier blitzten die Krystalle seiner Thränen, rieselten die Tropfsteine seiner Wehmuth, graute der Basalt seines Schmerzes, gleißten die Flammen seiner Verzweiflung, höhnten die Gnomen seiner Ironie, und Thränen, Wehmuth, Schmerz, Verzweiflung und Ironie schliffen sich zu Diamanten der Lieder am Prüfsteine seines guten Herzens. Dies Herz ist wirklich ein gutes und ein treu biederes, wie ich selten eins auf Erden gefunden; aber der Dichter schämt sich seiner Gutmüthigkeit, er will absichtlich seinen Zeitgenossen eckig, wild und verdorben erscheinen, und die Sucht, sich selbst in einem schlimmen Lichte darzustellen, ist bis zur Schwachheit in ihm aufgereift. Es geht ihm wie manchen Männern, die sich schämen, wenn sie einmal geweint haben, weil es, wie Schlegel mit Recht bemerkt, Menschen giebt, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeste und edelste wäre. Aus dieser unedlen Scham, ein sanftes und rührendes Gefühl preisgegeben zu haben, entsteht bei Heine das Bestreben, der Aussprache des Heiligsten eine kleine Lästerung nachzusenden, seinem Amor immer eine Schellenkappe oder seiner Grazie den Klumpfuß beizugeben. Sein Lob wird Ironie, sein Tadel Humor, jede Zusammenstellung ist Witz, auf Liebe folgt Hohn, auf Entzücken Schlangenbiß oder doch der schwellende Stich der Wespe — und dies Alles aus-

gesprochen in Liedern, die auf das geheimste Seelenleben des Verfassers anspielen! Um Heine lieb zu gewinnen, ist es fast nöthig, ihn persönlich zu kennen. Freilich ist die liebenswürdige Seite seines Wesens so schalkhaft versteckt, daß es schwer hält, ihrer habhaft zu werden. Ist Dies aber einmal gelungen, so genießt man den originellsten Menschen, dessen Charakter nicht auf der Oberfläche schwimmt, sondern der studiert sein will, um selbst während der Dauer eines langjährigen Umgangs begriffen zu werden. Eitelkeit und Stolz, die man ihm so häufig vorwirft, sind vielleicht zwei Tugenden seines Wesens".

Es würde jedoch irrthümlich sein, aus dieser, im Allgemeinen zutreffenden Charakteristik den Schluß zu ziehen, daß Heine in so jungen Jahren schon mit herber Verbitterung sich gänzlich die Genüsse eines zwanglos gemüthlichen Umgangs und den anregenden Seelenaustausch mit gleichgestimmten Freunden versagt hätte. Im Gegentheil liefern die uns erhaltenen Briefe und Gedichte aus seinen Universitätsjahren ein Zeugnis dafür, daß er in dieser Zeit mannigfache Verbindungen anknüpfte, denen ein warmes Freundschaftsinteresse zu Grunde lag, und von denen nicht wenige bis ans Lebensende fortdauerten. Die Freunde mussten sich freilich seine oftmals wechselnden Launen, und vor Allem die muthwilligen Einfälle eines Humors gefallen lassen, der Nichts, was ihm lächerlich vorkam, mit seinem Spotte verschonte — dafür ertrug aber auch Heine mit unermüdlicher Geduld ihre Fehler und Schwächen, und erhob niemals den Anspruch, daß ihre Neigungen oder Ansichten mit den seinigen übereinstimmten. Der spätere Briefwechsel mit Moser giebt uns zahlreiche Beispiele dieser toleranten Gemüthsstimmung, welche vom Freunde nur Verständnis und liebevolle Theilnahme, keineswegs aber Billigung oder Bewunderung für die Handlungen, Gefühle und Ueberzeugungen des Andern verlangt; „er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Principien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist“ [31]. „Daß Gans mir versöhnend schreiben wollte“, bemerkt Heine gegen Moser bei der Nachricht von Gans' Uebertritte zum Christenthum, „ist ganz überflüssig, insofern ich ihn

jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das ist es eben, was mir so viel' Schmerzen im Leben verursacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer". — „Ich habe mich davon überzeugt, und leider überzeugt", schreibt er bei einer andern Gelegenheit, „alle Gefühle, die mal in meiner Brust aufgestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, so lange die Brust selbst und Alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt". Dieselbe Gesinnung klingt aus dem drastischen Zuruf hervor: „Ich liebe dich von ganzer Seele und bin kein Schuft — wenn du diese Formel im Kopfe behältst, werden dir meine Ausdrücke nie missfallen". Und wer die Sprache des Humors zu deuten weiß, wird einen ähnlichen Grundton auch in folgendem scherzhaften Geplauder erkennen: „Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal so einfällt, nicht weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast und Dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa, oder sentimental bin". —

Dem auf Wunsch seines Oheims ergriffenen Brotstudium der Rechtswissenschaft vermochte der junge Poet keinen Geschmack abzugewinnen. Was galten ihm die Institutionen des Gajus, was ihm das graue Spinnwebnetz der Pandekten? Sein liebe- und schönheitdurstiges Herz fühlte sich unmuthig eingeklemmt zwischen den „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme", und nach wenig' Wochen sah man ihn nur äußerst selten noch ein juridisches Kolleg besuchen. Desto fleißiger wohnte er den übrigen, nach Neigung gewählten Vorlesungen bei, deren er, trotz ihrer großen Zahl, selten eine versäumte. „Geschichte", sagt Steinmann, welcher zum Theil dieselben Kollegien frequentierte, „besonders deutsche Geschichte und Literatur, war sein

Hauptstudium während seines akademischen Aufenthaltes auf der Rheinuniversität. Die Vorlesungen Hüllmann's, Radlof's und Schlegel's hörte er sämmtlich ohne Ausnahme. Seine Hefte waren vollständig und sauber geschrieben; denn er schrieb schnell und schön zugleich, — eine Kaufmannshand, — und revidierte täglich seine Aufzeichnungen, in seinen Lieblingsstudien gewissenhaft wie Einer". Unter den Vorlesungen, die Heine im ersten Semester besuchte, und worin meistens deutsche Antiquitäten behandelt wurden, zählt er selber (Bd. I, S. 155) die folgenden auf: „1) Geschichte der deutschen Sprache bei Schlegel, der fast drei Monate lang die barockſten Hypothesen über die Abstammung der Deutschen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutschen Wäldern jene Tugenden suchte, die er in den Salons der Gegenwart vermisste, 3) germanisches Staatsrecht bei Hüllmann, dessen historische Ansichten noch am wenigsten vag sind, und 4) deutsche Urgeschichte bei Radlof, der am Ende des Semesters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Sesostris". — Fügen wir hinzu, dass Harry außerdem ein regelmäßiger Zuhörer in Professor Delbrück's literaturgeschichtlichen und ästhetischen Vorträgen war, und mit nicht geringerer Aufmerksamkeit die Belehrungen des Privatdocenten Hundeshagen über Kunst und Leben des Mittelalters entgegen nahm, so erkennen wir leicht, welchen Anregungen die damalige Vorliebe des Dichters für altdeutsche Geschichte, Kunst und Literatur entsprang. Das Studium des Mittelalters, die germanistischen Forschungen, insbesondere die Beschäftigung mit der alt- und mittelhochdeutschen Poesie, waren durch die Bestrebungen der romantischen Schule, von welcher im nächsten Abschnitt ausführlicher die Rede sein wird, eifrigst geweckt worden, und fanden, wie schon das Verzeichnis obiger Vorträge lehrt, auf der rheinischen Hochschule eine hervorragende Vertretung. Durch von der Hagen's Herausgabe der St. Galler Handschrift des Nibelungenliedes war seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit der ganzen literarisch gebildeten Welt vor Allem auf dies größte Werk mittelalterlicher Poesie hingelenkt worden; eine andere wichtige Handschrift desselben Gedichtes, der sogenannte rheinische Kodex, befand sich im Besitze des Docenten Hundes-

hagen, der eine kritisch-historische Ausgabe des Nibelungen-Epos beabsichtigte, während Schlegel die Schönheiten des letztern in seinen kunstvoll gegründeten Vorlesungen feinsinnig analysierte, und in den Herzen seiner jugendlichen Zuhörer ein begeistertes Interesse für die neu entdeckten Schätze der ersten Blüthezeit unserer Literatur wachrief. „Es war lange Zeit", schreibt Heine bei einem gelegentlichen Rückblick auf diese Bemühungen der romantischen Schule um die Wiedererweckung der altdeutschen Poesie, (Bd. VI, S. 201), „von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klassischen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieses Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber stritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere sei. Jedenfalls ist dieses Lied von großer, gewaltiger Kraft. Die Sprache, worin es gedichtet, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht sich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen". Der Dichter verzweifelt daran, von den Riesenleidenschaften, die sich in diesem Liede bewegen, den Franzosen einen Begriff zu geben: „Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeschritten der Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. s. w., und Diese machten der schönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es ist wahr, daſs ihr Gang ein bischen unbeholfen ist, daſs einige darunter sich sehr linkisch benehmen, und daſs man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wuth gerathen, wie sie sich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterschlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptpersonen des Nibelungenliedes keinen Begriff machen;

Ich bin zu eitel, um mich hierüber zu wundern. Seine erste Frage ist immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte stehe. Je öfter ich zu ihm komme, desto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er ist, und dass man sagen kann:

> Unsichtbare Grazien ihn umrauschen,
> Um neue Anmuth von ihm zu erlauschen."

In der That stand Schlegel, wiewohl er bereits in sein drei und fünfzigstes Jahr getreten war, damals noch in der Fülle geistiger Kraft. Nachdem er durch seine meisterhafte Uebersetzung Shakspeare's, Calderon's und der italiänischen Dichter, wie durch seine zahlreichen kritischen Schriften dem deutschen Volke die Schätze der britischen und romanischen Literaturen erschlossen hatte, suchte er gegenwärtig in seinen Zuhörern das Interesse für die Poesie des deutschen Mittelalters zu beleben, und wandte sich mit bewundernswürdiger Vielseitigkeit seit Kurzem auch jenen orientalischen Studien zu, durch deren Resultate er zuerst eine wissenschaftliche Behandlung der indischen Literatur in Deutschland einführen sollte. Er war damals noch nicht jener eitle, kindisch gewordene Geck, der seinen eigenen Ruhm überlebt hatte, er stand vielmehr im Zenith seines Glanzes, Professoren und Beamte gesellten sich zu dem zahlreichen Auditorium, das bewundernd zu ihm empor schaute, wenn er im großen Universitätssaal über akademisches Leben und Studium oder alte und neue Literatur las, und die zierliche Erscheinung des deutschen Gelehrten mochte wohl auch Andern als einem jungen Studenten imponieren, der sich einen Dichter und Professor ganz anders vorgestellt hatte. „Sein Aeußeres," berichtet Heine (Bd. VI, S. 126 u. 127), „gab ihm wirklich eine gewisse Vornehmheit. Auf seinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige silberne Härchen, und sein Leib war so dünn, so abgezehrt, so durchsichtig, dass er fast aussah wie ein Sinnbild des Spiritualismus. Er war, mit Ausnahme des Napoleon, der erste große Mann, den ich damals gesehen, und ich werde nie diesen erhabenen Anblick vergessen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor seinem Katheder stand und ihn sprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flausch, eine rothe Mütze, lange

blonde Haare, und keine Handschuhe. Herr August Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandschuh, und war noch ganz nach der neuesten Pariser Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Gesellschaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und Eleganz selbst, und wenn er vom Großkanzler von England sprach, setzte er hinzu: ‚mein Freund‘, und neben ihm stand sein Bedienter in der freiherrlichst Schlegel'schen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf silbernen Armleuchtern brannten, und nebst einem Glase Zuckerwasser vor dem Wundermanne auf dem Katheder standen. Livreebedienter! Wachskerzen! silberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandschuh! Zuckerwasser! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines deutschen Professors! Dieser Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich besonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. s. w.“

Diese Oden — wie Heine in humoristischer Selbstpersifflage hier seinen an A. W. von Schlegel gerichteten Sonettenkranz nennt (Bd. XV, S. 103 ff. [75 ff.]) — legen auf alle Fälle ein Zeugnis für die Hochachtung und Verehrung ab, welche er zu jener Zeit dem mächtigen Wortführer der romantischen Schule zollte, der sich so leutselig für die poetischen Erstlingsfrüchte seiner Muse interessierte, und dessen Lob ihm ein stolzes Vertrauen auf die Echtheit des ihm verliehenen Talentes gab. Denn auch Heine hatte, wie jedes große Künstlergenie, seine qualvollen Stunden, in denen Alles, was er seither geschaffen, ihm als schal und unbedeutend erschien, und er sich, wenn er den unsterblichen Werken der Kunst in anbetender Bewunderung gegenüberstand, demüthig fragte, ob ihn die Stimme nicht täusche, die ihm so oftmals das stolze Wort zugeraunt: Anch' io sono pittore! Auch mir kann so Herrliches gelingen! In solchem Schmerzgefühl, daß ihm das Höchste zu leisten versagt sei, schreibt er einige Jahre später an Moser (Bd. XIX, S. 172): „Mit Shakspeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu sehr, daß ich nicht seines Gleichen bin, er ist der allgewaltige Minister, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es ist mir, als ob er mich jeden Augenblick absetzen könnte.“ Damals zu Bonn aber waren es kleinere

Geister, die Schleppenträger und hohlwangigen Nachzügler der Romantik, die Fouqué, E. T. A. Hoffmann und Konsorten, denen Heine den Tageslorber zufallen sah, und mit denen den Wettkampf aufzunehmen Schlegel ihn wohl ermuthigen durfte. Der Sonettenkranz, in welchem Heine seinen Dank für diese Ermuthigung aussprach, ist ehrend für Den, dessen Haupt er schmücken sollte, wie für Den, der ihn in aufrichtiger Liebe und Verehrung wand. Die Eingangsworte lauten:

> Der schlimmste Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
> Das schlimmste Gift: an eigner Kraft verzagen,
> Das wollt' mir fast des Lebens Mark zernagen;
> Ich war ein Reis, dem seine Stützen sanken.
>
> Da mochtest du das arme Reis beklagen,
> An deinem güt'gen Wort lässt du es ranken,
> Und dir, mein hoher Meister, soll ich's danken,
> Wird einst das schwache Reislein Blüthen tragen.

Wenn auch dieser Dank später in das schnöde Gegentheil umschlug, und Heine — um uns seines eigenen Ausdrucks (Bd. XVII, S. 7) zu bedienen — den Schulmeister prügelte, nachdem er der Schule entlaufen war, stand er doch in der ersten Periode seines dichterischen Schaffens noch ganz unter den Einflüssen der Romantik, er huldigte ihr als seiner Göttin, und zögerte nicht, durch den Abdruck der erwähnten Sonette auch dem Meister, der ihn in das Reich der Göttin eingeführt, seine offene Huldigung darzubringen und mit kräftigem Wort für ihn einzutreten, als die Bemühungen Schlegel's um die indische Literatur im Frühjahre 1821 einen scharfen Angriff in einer Berliner Zeitschrift erfuhren. In den Begleitworten jener Sonette heißt es: „Sie entstanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfasser den Gefeierten in seiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüstigkeit sah. Der Geist Desselben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu sitzen! — Ob der Verfasser jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politische Tendenz der jetzigen Bestrebungen Schlegel's eifere, mag hier unentschieden

bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen setzen dürfen, die dem literarischen Reformator durchaus nicht versagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium selbst betrifft, so wird über den Nutzen desselben die Zeit entscheiden. Portugiesen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus, jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hause geschleppt; wir Deutsche hatten immer das Zusehen. Aber die geistigen Schätze Indiens sollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank u. s. w. sind unsere jetzigen Ostindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien sein."

Eine eben so warme Anerkennung der Verdienste Schlegel's enthält der fast verschollene Aufsatz (Bd. XIII, S. 15 ff.), durch welchen Heine im Sommer 1820 im „Kunst- und Wissenschaftsblatt" des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" auf einen von W. v. Blomberg verfassten satirischen Angriff wider Romantik und romantische Form entgegnete. Die poetischen Verdienste seines Lehrers und Berathers werden hier von dem dankbaren Schüler sogar weit überschätzt und in ein ganz falsches Licht gerückt, wenn Heine, nach einstmals beliebter Weise auch Goethen in den Kreis der romantischen Schule hineinziehend, Diesen und A. W. v. Schlegel „unsre zwei größten Romantiker, zu gleicher Zeit auch unsre größten Plastiker" nennt, und „in den romantischen Dichtungen Schlegel's dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Kontouren, wie in Dessen wahrhaft plastischer Elegie auf Rom" erblickt. Im Uebrigen ist die kleine Abhandlung aus mehr als Einem Grunde beachtenswerth, und durfte schon als die erste Arbeit in Prosaform, welche von Heine bekannt geworden ist, nicht übergangen werden. Auffallend ist zunächst der ernste, ruhig würdevolle, nur die Sache im Auge behaltende Ton in einer, doch zum Mindesten ihrer Veranlassung nach, polemischen Erwiderung. Jede scherzhafte oder spöttelnde Wendung, jeder geharnischte Ausfall ist sorglich vermieden — es ist eine Darlegung ästhetischer Grundsätze in objektivster Form. Der Verfasser nimmt die Romantik, speciell sogar die christlichgermanische Romantik, in Schutz, aber er fordert vor Allem, statt mystisch-unklarer Symbolik, eine plastisch greifbare, sinnlich lebendige Gestaltung der romantischen Stoffe; denn „nie und nimmer-

mehr ist Dasjenige die wahre Romantik, was so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italiänischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, wie die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden." Mit edelster Wärme kämpft der junge Poet für das deutsche Wort und seine fernere Ausbildung zu dichterischen Zwecken; denn „dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst Demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern". Wie streng Heine, bei all seiner Vorliebe für die Kunstprincipien der Schlegel'schen Schule, auch damals schon die kirchlich und politisch reaktionären Gelüste derselben, ihr zweideutiges Kokettieren mit einer Restauration mittelalterlicher Zustände, verurtheilte, sehen wir aus den Schlusßworten seines Aufsatzes: „Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluß das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Oel hinzu zu gießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deßhalb soll auch die deutsche Muse

wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein. Möchten doch Viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorber muss welken, ehe wieder das Oelblatt auf unserem Parnassus hervor grünt."

Man sieht, der erste Aufsatz, mit welchem H. Heine das literarische Turnierfeld betrat, war gewissermaßen ein Programm der ästhetischen Grundsätze, von denen sein künstlerisches Schaffen damals und während der nächstfolgenden Jahre beherrscht ward. Ein überraschend hoher Grad kritischen Bewusstseins in einem Lebensalter, das sich bei anderen Dichtern eher durch ein Vorwuchern sorgloser Produktionslust zu kennzeichnen pflegt! Es lässt sich sogar nicht bestreiten, daß Heine, trotz seines späteren Abfalls und leidenschaftlichen Kampfes gegen die romantische Schule, im Wesentlichen den in diesem jugendlichen Programm ausgesprochenen Principien seine ganze Schriftstellerlaufbahn hindurch ziemlich treu geblieben ist.

Indess ging die Zeit seines Bonner Aufenthalts auch in engerem Sinne nicht der Muse verloren. Während Harry die vorhin erwähnten wissenschaftlichen Vorlesungen fleißig besuchte, seine Kollegienhefte in musterhafter Ordnung erhielt, und daneben alle bedeutenderen neuen Erscheinungen der poetischen Literatur des Inlandes und Auslandes mit aufmerksamen Blicken verfolgte, blieb auch sein dichterischer Schöpfungsdrang nicht müßig. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" waren zum größten Theil schon in Hamburg und, nach der Rückkehr von dort, in Düsseldorf entstanden; einige derselben wurden jedoch erst in Bonn verfasst. So auch fast sämmtliche Sonette. Diese Versart war, nach Bürger's Vorgange, hauptsächlich durch die Romantiker wieder in Aufnahme gebracht worden, und sicherlich ward auch Heine zunächst durch die Anregungen Schlegel's bestimmt, sich in diesem reizenden Spiel kunstvoller Reimverschlingungen in streng geschlossener Form zu versuchen. Weit entfernt jedoch, sich mit einer Nachahmung der vorgefundenen Muster zu begnügen, trug er in den „Fresko-Sonetten" einen ganz neuen Inhalt in die überlieferte Form. Während Bürger in den vier-

zehnzeiligen Reimpaaren seine weichen Liebesklagen ausgehaucht, Schlegel sie vorherrschend zur Einkleidung kunstphilosophischer Aphorismen benutzt, der jüngere Nachwuchs der romantischen Schule ein leeres Wortgeklingel damit getrieben, und Rückert sie als scharfe Waffe im Freiheitskriege geschwungen hatte, schuf Heine aus ihnen die eisernen Reifen, in welche er mit ingrimmiger Wuth den ganzen unheilbaren Wahnsinn seiner Liebesschmerzen und all seinen titanischen Trotz gegen eine Welt hineinzwängte, die ihm, wie ein schaler Mummenschanz, nur noch eines Hohnlachens werth erschien.

Denn wenn des Glückes hübsche Siebensachen
Uns von des Schicksals Händen sind zerbrochen,
Und so zu unsern Füßen hingeschmissen;

Und wenn das Herz im Leibe ist zerrissen,
Zerrissen, und zerschnitten, und zerstochen, —
Dann bleibt uns doch das schöne gelle Lachen.

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermasken prunken,
Nicht wähnen, ich sei Einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart versunken,
Verleugne all' die schönen Geistesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.

So tanz' ich auf dem großen Maskenballe,
Umschwärmt von deutschen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzschwert prügeln sie mich Alle.
Das ist der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müßte all das Galgenpack verstummen.

In dieser Verwendung des Sonetts, der maßvollsten und zierlichsten Dichtungsart, zu kraftgenialischen Ausbrüchen der Verzweiflung und burlesken Zornergüssen einer schwarzgalligen Phantasie spricht sich schon ungemein deutlich das eigenthümliche Wesen des Humoristen aus. Er zersprengt das Gefäß der Kunst, indem er es zu Zwecken missbraucht, für die es nimmer geschaffen ward. Form und Inhalt decken sich nicht mehr, sondern stehen in Widerspruch zu einander; der gewaltige Inhalt überragt possierlich die winzige Form, und im Bestreben, sie zu erweitern, verschiebt und verzerrt er ihre Linien über das Schönheitsmaß hinaus zur lächerlichen Fratze; das Große erscheint klein durch den beengenden Druck des Rahmens, aus dem es unförmlich hervor quillt, das Kleine hinwieder bläht sich zu barocker Größe auf; das Märchen wird zur Tragödie, die Tragödie sinkt zur Farce herab; aus den Blumen ringeln sich giftige Schlangen, und statt des süßen Mädchengesichts, dessen Lächeln den Dichter bezauberte, starrt ihn ein Medusenhaupt an, das kalt und erbarmungslos mit versteinerndem Hohn auf ihn niederblickt. — Mit welchen Gedanken mag Schlegel diese „Fresko-Sonette“ gelesen haben, deren Titel schon einen ironischen Hinweis auf die derben Pinselstriche gab, welche hier an die Stelle der feinen Miniaturmalerei traten? Ahnte er wohl, dass in diesem seltsamen Spiel mit den traditionellen Formen der Poesie ein rebellischer Geist, sich selbst unbewusst, schon die Pfeile schärfte zum Kampfe wider dieselbe Romantik, in deren gespenstischem Reigen er heute noch als getreuer Schildknappe einherzog? Oder täuschte den Heerführer des romantischen Chorus eben jene Ironie über den tieferen Ernst, welcher ihr zu Grunde lag? . . .

Nachdem Heine in den „Fresko-Sonetten“ an seinen Freund Christian Sethe die stumme Qual seines Herzens ausgeschrieen, überkam ihn allgemach eine sanftere Stimmung, und er schloss den verzweiflungstollen Gedichtcyklus mit dem weicheren Liede:

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüstig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht, am Boden muss ich kleben,
Umkrächzt, umzischt von eklem Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Einen ferneren Versuch, sein Liebesleid durch die Tröstungen der Poesie zu bewältigen, machte Harry in der Tragödie „Almansor". Hier erscheint der wilde Schmerz schon zur elegischen Klage abgedämpft, und die melodischen Verse entfluthen der wunden Brust wie ein lindernder Zährenstrom, durch welchen das Herz sich vom Alpdrucke seiner tödlichen Last befreien will. Gegen Ende des Sommersemesters 1820 verließ Heine seine Stadtwohnung in Bonn und zog nach dem lieblichen Dörfchen Beul am gegenüberliegenden Rheinufer, um dort während der Universitätsferien völlig ungestört an seiner Tragödie arbeiten zu können, deren erstes Drittheil im Augustmonat vollendet ward.

Im Herbst des Jahres entschloß er sich jedoch, den Aufenthalt in einer Universitätsstadt, die seinem geistigen Leben so vielfache und werthvolle Anregungen bot, mit einer andern Hochschule zu vertauschen. Musste er sich doch gewaltsam der verlockenden poetischen Thätigkeit entreißen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, bei längerer Vernachlässigung seines juristischen Brotstudiums sich den ernstlichen Unwillen seines gestrengen Oheims zuzuziehen. In den Briefen an Steinmann und an Friedrich von Beughem, der nach absolviertem Examen seit Kurzem als Referendar beim Oberlandesgerichte in Hamm eingetreten war, nennt Heine die Absicht des „Ochsens" ausdrücklich als den Grund seines Fortganges von Bonn; vielleicht auch, dass ihn daneben, bei der Verstimmtheit des Gemüthes, die aus

eben diesen Briefen spricht, die friedlose Unrast seiner Seele von dannen trieb — genug, im September 1820 packte er den Tornister und ergriff den Reisestab, um, nach kurzem Besuch bei den Eltern, über die Marken der „rothen Erde“ nach Göttingen zu pilgern. In Hamm verweilte er mehrere Tage bei seinem Freunde v. Beughem; in Soest traf er mit Christian Sethe zusammen, welcher zur Fortsetzung seiner Studien die Berliner Universität bezog. Wie sehr diese mehrwöchentliche Fußreise durch Westfalen — der herrliche Anblick des Ruhr- und Weserthals, die Wanderung über die einsame Heide und durch den erinnerungsreichen Teutoburger Wald, vor Allem aber der Verkehr mit dem schlichten, kernigen Menschenschlag jener Gauen — ihn erfrischte und aufheiterte, sagt uns folgende Stelle eines Briefes, den er fünf Vierteljahr' später (Bd. XIII, S. 23) an Dr. H. Schultz in Hamm, den Herausgeber des „Rheinisch-westphälischen Anzeigers“, schrieb: „Der September 1820 schwebt mir noch zu sehr im Gedächtnis. Die schönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, die Alterthümer in Soest, selbst die Paderborner Heide, Alles steht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauschen, wie jedes Blatt mir zuflüstert: Hier wohnten die alten Sachsen, die am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wanderer, steh! hier hat Armin den Varus geschlagen! Man muß zu Fuß, und zwar, wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen, Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will.“

Mehr als zwanzig Jahre sollten vergehen, bevor H. Heine als gefeierter Dichter, dessen Ruhm die Welt durchhallte, diese Gegenden, die er als junger Student mit leichtem Ranzen und schwerem Knotenstocke durchpilgert hatte, zum ersten und letzten Mal flüchtig wiedersah. Er war inzwischen ein Anderer geworden in Herz und Gesinnung; manche Erinnerung, die einst so schwärmerische Gefühle in ihm wachgerufen, weckte auf der Lippe des gereiften Mannes nur noch ein spöttisches Lächeln — aber mit jugendlicher Wonne vernahm er wieder den

„lispelnd westfälischen Accent", und setzte im „Wintermärchen" seiner unverringerten Liebe für die „lieben, guten Westfalen, ein Volk, so fest, so sicher, so treu, ganz ohne Gleißen und Prahlen", nach seiner humoristischen Weise ein freundliches Denkmal.

Viertes Kapitel.

Charakter der Literaturepoche.

Die Einwirkung der romantischen Schule auf H. Heine's Jugenddichtungen wurde schon mehrmals in flüchtiger Andeutung berührt. Um aber zu einem klaren Verständnis dieser Einflüsse und ihrer weitreichenden Folgen für die literarische Thätigkeit unseres Dichters zu gelangen, thut es vor Allem noth, daſs wir uns den Charakter der Literaturepoche, in welche er eintrat, in einem deutlichen, fest umrissenen Bilde veranschaulichen.

Die großen politischen Veränderungen auf der Weltbühne, welche dem Geist des heranwachsenden Knaben ihren unauslöschlichen Stempel aufprägten, haben wir an früherer Stelle skizziert. Es leuchtet ein, daſs der Rückhall so gewaltiger Ereignisse auch aus der zeitgenössischen Literatur vernehmlich hervor klingen muſs. In der That ist Solches der Fall, wenn auch in mehr indirekter, dem oberflächlichen Blick nicht sofort sich aufdrängender Weise.

Deutschlands äußere und innere Geschicke waren bis zu Anfang dieses Jahrhunderts von den tieferen Einflüssen der französischen Revolution im Ganzen und Großen noch ziemlich unberührt geblieben. Im politischen Leben herrschte eine stumpfe Gleichgültigkeit, und nur wenige schwärmerische Gemüther am Rhein begeisterten sich kurze Zeit für das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit, das vom Nachbarvolke so laut und wild unter dem Donner der Schlachten und dem unheimlichen

Blinken des Fallbeils der Guillotine gepredigt ward. Der patriarchalische Absolutismus, welcher sich auf den weich gepolsterten Thronstühlen der drei bis vier Dutzend deutscher Länder und Ländchen in behaglicher Sicherheit wiegte, ließ sich's nicht träumen, wie bald seine Tage gezählt sein, und fremde Eroberer über sein Erbe als willkommene Siegesbeute das Loos werfen sollten. Selbst der nationale Gedanke der Einheit und Zusammengehörigkeit des Reiches, das geistige Band, welches ehemals die vielgliedrigen Stämme des germanischen Volkes umschlang, war seit dem dreißigjährigen Religionskriege in brudermörderischem Wahnwitz gelockert und zersprengt worden — das Pfeilbund lag auseinander gefallen in seine einzelnen Stäbe, deren jeder leicht zu zerbrechen war, weil ihm das Ganze keinen Schutz und Rückhalt mehr bot. Ein kräftiger Stoß, und das altersschwache deutsche Reich sank zusammen wie ein Kartenhaus! Und wie die Blätter eines Kartenspiels mischte Napoleon die niedergeworfenen Länder, und errichtete aus ihren mit Blut gekitteten Trümmern auf Kugeln und Bajonettspitzen das großartig phantastische Gebäude seiner Universalmonarchie. Aber die ihrem natürlichen Verband entrissenen, willkürlich zusammengefügten Bruchstücke besannen sich ihres gemeinsamen Lebens, die Erde bebte, die Kugeln kamen ins Rollen, die Bajonette zersplitterten, und, wie unlängst der alte, krachte jetzt wieder der neue Bau nieder in den Staub. Abermals ein Rennen und Laufen, ein rathloses Köpfezusammenstecken der Herren Diplomaten, ein Schachern und Feilschen um jeden Fußbreit Landes, ein wirres Durcheinanderwürfeln und Zerreißen der Nationalitäten, eine willkürliche Staatenkonstruktion, geflickt und geleimt aus Protokollen und Aktenfascikeln auf Kongressen und Konferenzen, ein neues papierenes Kartenhaus, — der deutsche Bund!

Wen mag es wundern, daſs in solcher Zeit selbst unter den Besten des Volkes die Theilnahme am öffentlichen Leben gering war, und daſs sich letzteres hauptsächlich nur negativ — durch verachtungsvolle Abwendung der edelsten Talente von der politischen Misère — in Kunst, Literatur und Wissenschaft spiegelte? Die napoleonische Herrschaft erdrückte jeden Einzelwillen und beugte mit unwiderstehlicher Kraft jedes der vorgefundenen

Elemente einem und demselben Ziele zu, alles individuelle Leben ward aufgezehrt, der stolze Ueberwinder Europa's allein machte mit seinen siegreichen Kohorten die äußere Geschichte der Zeit — was blieb da noch dem deutschen Geiste übrig, als sich aus den Händeln der Außenwelt, bei denen ihm keine Rolle zuertheilt war, in das Reich des Gedankens und des Gemüthes zurückzuziehen, und auf einem anderen Felde, als dem Gebiet der brutalen Thatsachen, seine unsterblichen Schlachten zu schlagen, oder seine mondlichtumflimmerten Träume zu träumen? Er that Beides, er versenkte sich tief in den geheimnisvollen Schacht seiner inneren Welt und holte von dort zwei Edelsteine ans Licht hervor: den reinen, klaren Bergkrystall der deutschen Philosophie, und den wunderlich schillernden Karfunkel der deutschen Romantik. Sehen wir uns beide genauer an und suchen uns über ihren Werth und ihre Bedeutung zu verständigen.

Den naiven Anfangspunkt der geistigen Entfaltung der Neuzeit, deren philosophische Seite in den ersten Decennien unsres Jahrhunderts einen so mächtigen Aufschwung nahm und zugleich unsre poetische Literatur so herrlich mit dem Inhalt neuer Ideen befruchtete, bezeichnet die lutherische Kirchenreform. Nach jahrhundertelangem Schlaf regte die menschliche Vernunft im Kampfe gegen das Papstthum zum ersten Mal siegreich ihre Schwingen; aber ihre Waffen waren noch nicht wider jede Knechtung des Geistes, sondern nur wider eine besondere Form derselben, wider den von Rom aus geübten Glaubenszwang gerichtet. Nach wie vor blieb die Bibel für alle Parteien das unangetastete und unantastbare Gotteswort; „das Wort sie sollen lassen stahn!“ hieß es in dem energischen, von Luther selbst gedichteten Liede, das der Schlachtgesang der Protestanten in so vielen blutigen Religionskriegen ward. In gleichem Sinne schrieb Ulrich von Hutten, schrieben Flemming, Gerhard, Dach, Neumark und die späteren Verfasser protestantischer Kirchenlieder.

Aber die menschliche Vernunft konnte sich mit dem ihr endlich zugestandenen Recht einer freien Auslegung der Bibel nicht auf die Dauer begnügen; die Zeit musste kommen, wo die Forschung *in* der Bibel sich zu einer Forschung *über* die Bibel,

über ihren Werth und ihre Gültigkeit für den Menschen der Gegenwart, über die letzten Gründe menschlicher Erkenntnis, menschlichen Glaubens und Wissens erweiterte. Spinoza, der tiefe Denker, welcher schon die Offenbarung für „ein Produkt der Einbildungskraft Solcher" erklärte, „die im begrifflichen Denken über höhere Wahrheiten nicht geübt sind", Voltaire und die englischen Deisten, Leibnitz und Wolf waren die ersten vermittelnden Uebergangsglieder des philosophischen Befreiungsprocesses der Menschheit. Die vereinzelten Lichtstrahlen all' dieser verschiedenen Denksysteme fasste Lessing, der große Toleranzprediger, zuerst in dem Centrum des poetischen Brennspiegels, vor Allem in seinem „Nathan", zusammen. Sein Ringen und Kämpfen diente mit Bewusstsein dem Zwecke, die Menschheit von dem Joche des „Wortes", des todten Buchstabens, zu erlösen. Ihm hatte bereits jedes religiöse Bekenntnis nur in dem Grade Werth, in welchem es sich als ein Sporn zu edlen Thaten erwies.

Den zweiten kühnen und wahrhaft entscheidenden Schritt in dieser Richtung that Immanuel Kant, der Schöpfer der kritischen Philosophie. Mit unerbittlich scharfer Logik prüfte er die Quellen der menschlichen Urtheilskraft auch auf religiösem Gebiete, er zerstörte die herkömmlichen Beweise für die Existenz eines persönlichen Gottes, dessen Dasein nur noch als unbeweisbares Postulat der praktischen Vernunft behauptet ward, und setzte an die Stelle des blinden Dogmenglaubens der Kirche die Forderung eines reinen Vernunftglaubens und einer aus dem Wesen und der Erkenntnis unseres freien, sein Gesetz in sich selbst tragenden Willens abgeleiteten Moral. Es ist bekannt, mit welchem Eifer und mit wie glücklichem Erfolg besonders Schiller sich durch diese muthvolle Philosophie zu gedankenreichen poetischen Produktionen anregen ließ, deren erhabener Schwung noch heut unsre Jugend begeistert. Die Bedeutung von Kant's „kategorischem Imperativ", die Forderung, dass der Mensch das seiner Brust eingeschriebene, auf Freiheit und Selbstbestimmung des Willens basierte höchste Gesetz der Sittlichkeit mit nie erlahmender Kraft in all' seinen Handlungen bethätige, konnte nicht leicht eindringlicher ausgesprochen werden, als mit Schiller's Worten:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Während Schiller mehr die negative Seite der neuen Weltanschauung, die Befreiung von dem Joche der alten Satzungen auf sittlichem, religiösem und politischem Felde betonte, waren andere Dichter — so namentlich Herder — bemüht, in friedlicher Vermittlung den positiven, humanitarischen Inhalt der jungen Doktrin mit den etwa noch lebenskräftigen Elementen der alten Lehre in Einklang zu setzen. Doch führten, bei ihrer schwankenden Unentschiedenheit und bei der rasch fortschreitenden Entwicklung des philosophischen Kampfes, diese Vermittlungsversuche in der Folge meist, wie bei Herder, zu einer erbitterten Befehdung des neuen Princips, das nicht so bequem und versöhnungsdurstig mit sich handeln ließ, sondern allmählich in immer schärferen Gegensatz zu den Traditionen der Vergangenheit trat.

Die Auflösung des Gottesbegriffs in den Begriff der „moralischen Weltordnung" wurde zunächst von Fichte noch energischer, als von Kant, proklamiert, und die Untersuchung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" öffnete dem Zweifel an derselben Thür und Thor. Immer weiter dehnte die menschliche Vernunft ihr Recht der freien Forschung aus, das sich in unaufhaltsamer Progression bald auf alle Gebiete des Denkens und Lebens erstreckte. Die Zersetzung der alten sittlichen, religiösen und politischen Ideale ging Schritt für Schritt ihren nothwendigen Gang, und wie manche einst für wahr gehaltene, scheinbar tröstliche Vorstellung auch durch die bessere Erkenntnis dem menschlichen Herzen geraubt ward: dasselbe fand sich zuletzt nicht ärmer, sondern reicher durch den hellen Sonnenglanz der Wahrheit, welcher das Traumdunkel des Irrthums verscheuchte. Allerdings — und Das ist eine wichtige Thatsache, die schon hier nachdrücklich betont werden mag — wurde die Kluft zwischen der alten und neuen Weltanschauung durch diesen Entfaltungsproceß des menschlichen Geistes immer weiter aufgerissen. Hatte sich die christliche Menschheit seit der Reformation im Wesentlichen schon in zwei große Heerlager getheilt, denen beiden jedoch immer noch die

Bibel als gemeinsame Basis des Glaubens und als gemeinsame Quelle der ethischen Vorschriften galt, so bildeten sich nun allmählich immer zahlreichere Kreise, die auf einem ganz neuen, einem ganz andern Boden standen, als jene nur durch einzelne kirchliche Dogmen unterschiedenen Bekenner des Christenthums. Nicht, als hätte die moderne Philosophie sofort mit einer Negierung des persönlichen oder auch nur des christlichen Gottes begonnen. Nein, sie nahm, wie gesagt, Anfangs nur das Recht in Anspruch, die Gründe des Glaubens an einen solchen Gott zu untersuchen, zu prüfen. Langsam und stufenweis fortschreitend, widerlegte sie zuerst die Richtigkeit der in früherer Zeit ausgeklügelten Beweise für seine Existenz, aber sie tastete noch weder die Möglichkeit einer Offenbarung an, noch leugnete sie etwa das Dasein Gottes, weil sie dasselbe nicht zu beweisen vermochte. Die Philosophie begnügte sich im Gegentheil vorläufig damit, das Sittengesetz aus dem erkannten und weiter zu erkennenden Wesen der Vernunft abzuleiten, und Fichte war mit Recht erstaunt, als man ihn, der nur auf dem bezeichneten Pfade ernst und ruhig fortgewandelt war, plötzlich des Atheismus, der Gottesleugnung, beschuldigte. Indessen, auch seine Gegner hatten so Unrecht nicht, wenn ihnen seine Lehre als ein gefährlicher Angriff gegen die seither herrschende Religion erschien. Es mochte ihnen wohl die leise Ahnung aufdämmern, daß die Grundpfeiler der christlichen Kirche erschüttert würden, sobald man aufhöre, die Glaubens- und Sittenlehre als ein unmittelbar von Gott selbst geoffenbartes ewiges und unabänderliches Gesetz zu betrachten. Welchen Werth, durften sie fragen, hat fortan der Glaube an die Existenz eines persönlichen Gottes, wenn nicht aus ihm, sondern aus dem eigensten Wesen der Vernunft das mit der fortschreitenden Entwicklung jedes Jahrhunderts sich ändernde Moralgesetz abgeleitet wird? In der That war von jetzt an eine Vermittlung und Versöhnung der entgegenstehenden Ansichten über die höchsten Dinge des Lebens nicht mehr denkbar, und man begann zu ahnen, daß die alte und die neue Weltanschauung sich naturgemäß befehden müssen, bis die eine von beiden den vollkommenen Sieg über die andre erringt. Immer schärfer, aber zugleich immer klarer, trat in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts der

Gegensatz zwischen Religion und Philosophie hervor. Schritt für Schritt hat letztere während dieser Zeit an Terrain gewonnen, und weder durch Verfolgungseifer, noch durch halbe Koncessionen vermochten Staat und Kirche das stets weitere Umsichgreifen der neuen Weltanschauung zu hemmen.

Die nächste Stufe in diesem Entwicklungsprocesse des menschlichen Geistes war die von Schelling begründete und später von Hegel erweiterte Identitätsphilosophie. Der außerweltliche, aus seinem „Himmel" vertriebene Gott flüchtete sich als eine Art pantheistischer Weltseele in das All und behauptete dort unter der Firma „das Absolute" eine mysteriöse Existenz. Während Schelling dies Absolute noch in der „Anschauung" oder dem „Gefühl" erkennen wollte, schrumpfte es bei Hegel schon in den „Begriff" zusammen, um sich bei seinen Nachfolgern vollends in das „Naturgesetz" aufzulösen. Und damit sind wir in unsrer Ueberschau der einzelnen Stadien dieses Processes bei dem heutigen Standpunkte der Philosophie angelangt, den am kühnsten und ehrlichsten Ludwig Feuerbach vertritt, und den wir füglich κατ᾽ ἐξοχήν mit dem Namen des Humanismus bezeichnen dürfen, weil ihm der Mensch (homo), mit Einschluss der Natur als der Basis des Menschen, der alleinige, höchste Gegenstand philosophischer Betrachtung ist. Alle Religion erweist sich von diesem Standpunkte als ein Produkt des Menschen, alle Theologie als Anthropologie, und nicht nur unsre jeweilige Vorstellung von Gott, sondern das göttliche Wesen selbst ist nichts Anderes mehr, als das von uns objektivierte, der individuellen Schranken entkleidete Wesen des Menschen. „Homo homini deus est."

Es hieße jedoch die Vergangenheit aus der Gegenwart, das Frühere aus dem Späteren ableiten, wenn wir annehmen wollten, dass die zersetzende Bedeutung der neueren Philosophie und ihre nothwendige letzte Konsequenz zu Anfang unsres Jahrhunderts schon von irgend einem der damaligen Schriftsteller deutlich erkannt worden sei. Der deutsche Geist glich vielmehr einem Richter, der parteilos, mit unbefangenem Sinne, die Akten eines wichtigen Processes prüft, und im Voraus unmöglich wissen kann, welche Entscheidung er nach gewonnener Einsicht in alle Details des Falles schließlich abgeben muss. Oder er glich einem rüstigen

Wanderer, der den nie betretenen höchsten Gipfel eines Gebirges erklimmen will, und, so oft er einen Berg erstiegen hat, hinter diesem wieder einen neuen Felskegel emporragen sieht, ohne sagen zu können, ob dieser nun endlich sich als der wolkennächste Aethersitz erweisen wird. Wenn ein scharfer und ehrlicher Denker wie Fichte noch mit Befremden und Entrüstung den Vorwurf des Atheismus zurückwies, so dürfen wir uns wohl überzeugt halten, daß einem Schiller oder Goethe die religionsfeindliche Tendenz der philosophischen Kämpfe nicht minder ein Geheimnis war, als den übrigen ihrer Zeitgenossen. Goethe, der sich die harmonische Ruhe des Daseins um jeden Preis ungetrübt zu bewahren strebte, und sich, wie gegen die großen politischen Staatsumwälzungen, so auch gegen die Revolution auf dem Felde der Philosophie ablehnend verhielt, erlebte freilich noch großentheils die späteren Phasen dieser Bewegung, und es ist zweifelhaft, ob er mehr sich selbst oder sein Publikum über die Tragweite derselben zu täuschen suchte.

Auch die Romantiker hatten schwerlich ein viel schärferes Bewusstsein von der allmählichen Auflösung der früheren religiösen, sittlichen und politischen Ideale durch die Einwirkung der Philosophie. Am wenigsten begriffen sie die positive Bedeutung der neuen Lehren; eher schon erkannten sie hin und wieder deren negative, zerstörende Seite. Bevor wir jedoch auf diese Gegensätze zurückkommen, müssen wir einige Bemerkungen über den Entwicklungsgang der deutschen Dichtung bis zum Auftreten der romantischen Schule voraussenden.

Die von Luther unternommene Kirchenreformation ward bereits oben als der Ausgangspunkt des modernen Geisteslebens bezeichnet; gleicherweise eröffnet sich mit ihr das Wiederaufblühen der deutschen Literatur. Zuerst freilich entwindet sich die neugeborene Poesie nur langsam und mühevoll den Wehen der Zeit, und trägt lange noch die Nabelschnur ihrer schweren Geburt mit sich herum. Fast nur auf einem einzigen Gebiete, dem des Kirchenliedes, hören wir Anfangs frische, kräftige Töne erschallen; hier aber in um so erfreulicherer Weise. Unsere Dichtung war, nach ihrer ersten großen Blüthezeit unter den Hohenstaufen, während der nachfolgenden Jahrhunderte in den Händen spießbürger-

licher Sängerzünfte allmählich zu einer läppisch inhaltslosen Formenspielerei versandet — jetzt rauschte sie im protestantischen Kirchenliede plötzlich wieder wie ein lebendiger Quell, und der neue Inhalt, der in glaubensfrommer Begeisterung die Herzen durchglühte, fand wie von selber die schlichten Naturlaute der ihm angemessenen poetischen Form. Leider trat in der so muthvoll begonnenen Bewegung der Geister nur zu bald wieder ein Stillstand ein. In verheerendem Bruderkriege musſten sich die Bekenner der neuen Lehre das Recht der Glaubensfreiheit erkämpfen, und die protestantische Theologie verknöcherte, statt sich zur freien wissenschaftlichen Forschung zu erheben, binnen Kurzem zu einer scholastischen Dogmatik, welche den kaum aus den Banden des Katholicismus losgerungenen Geist abermals an die Satzungen des todten Buchstabens kettete. Die alte Glaubenseinheit war vernichtet, Zank und Hader und blutige Kriege hatten die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands immer tiefer aufgerissen, und als der Friede von Münster endlich dem wilden Morden ein Ziel setzte, schlichen die feindlichen Brüder todeswund und erschöpft nach Hause, die Einen unter das zur Ruine gewordene klösterliche Dach der Mutterkirche, die Andern in den unwirthlich kahlen, halbfertigen Neubau, der mehr einem unbekleideten Nothgerüste als einer schutzbietenden Wohnung glich. Wie hätte die deutsche Poesie in so jämmerlicher Behausung sich frisch und fröhlich entfalten, wie hätte sie vom Abhub so ungesunder Pfaffenkost lebenskräftig sich nähren können? Sie verkümmerte mehr und mehr, sie floh endlich ganz aus der Heimat, wo sie in besseren Tagen an der Fürstentafel gesessen oder mit dem Berghirten und dem Jägerburschen im Walde das ländliche Mahl getheilt hatte, und sie ging betteln in der Fremde, sich mit den Brosamen begnügend, die der Wälsche von seinem prahlerisch aufgeputzten Tische fallen ließ. Beim Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war unsre gesammte Literatur zu sklavischer Nachahmung der französischen Muster herabgesunken, die Sprache Luther's blähte sich auf im bauschigen Faltenrock unnatürlicher Phrasen und schritt auf dem steifen Alexandrinerkothurn neurömischer Hof- und Staatsaktionen einher, bis Lessing erschien und durch sein gewaltig exorcierendes Wort den gespenstischen Spuk verbannte.

Er riß den Dienstmägden der französischen Hofklassiker die staubigen Perücken von den Köpfen, hob ihnen die Schädeldecken ab, und zeigte dem Publikum, daß Nichts als leeres Stroh darunter war. Von den Zerrbildern antiker Kunstschöpfungen wies er auf die unsterblichen Originale hin, drang auf strenge Scheidung der Künste, deren verschiedene Gattungen barbarisch mit einander vermengt worden waren, und leitete die ewig gültigen Regeln für jede derselben aus den Meisterwerken hellenischer Vorzeit ab. Zu lange jedoch war die deutsche Poesie in der Fremde umhergeirrt, als daß sie sofort auf deutschem Boden wieder hätte heimisch werden können. Und zudem, welchen ungünstigen Zuständen begegnete sie im politischen Leben des Vaterlandes! Nach hundertjährigem Schlafe der Ohnmacht und Ermattung standen in Deutschland Nord und Süd sich in den Eroberungskriegen Friedrich's II. abermals feindlich gegenüber, und der große König, welcher dem deutschen Namen zuerst wieder Achtung und Ehrfurcht im Rath der europäischen Völker verschafft hatte, liebäugelte selbst mit dem fremdländischen Wesen, verächtlich herabblickend auf Sprache, Kunst und Wissenschaft des eigenen Landes, die sich eben kraftvoll auf eigene Füße zu stellen begannen. Denn der deutsche Genius war erwacht, und sehnte sich in kühnem Schöpfungsdrange nach gewaltigen Thaten. Aber der schönen Seele fehlte der schöne Leib. Vergebens durchirrte sie die Räume der öden Wirklichkeit, die ihrem spähenden Auge keinen würdigen Anblick bot, in den sie sich mit stolzer Befriedigung hätte versenken können, um das Geschaute in künstlerisch veredelter Gestaltung zu spiegeln. Außer der heldenhaften Erscheinung Friedrich's des Großen und den redlich gemeinten, aber durch vorschnelle Ueberstürzung und Pfaffenlist vereitelten Humanitätsbestrebungen Joseph II., hatte das achtzehnte Jahrhundert Nichts aufzuweisen, worin für das deutsche Gemüth und den patriotischen Sinn die Verheißung einer besseren Zukunft lag. Eine thatlose Zeit und eine träge Nation ohne freies Staatsleben und ohne lebendige Geschichte war für den Dichter kein Stoff, an dem sich seine Phantasie in begeistertem Aufschwung emporzuranken vermochte. Um das Höchste erreichen, um die Erscheinungen des äußeren Lebens in verklärtem Bilde wiederstrahlen zu können, fehlte der

Kunst die Hauptbedingung ihrer naturgemäßen Entfaltung, die schönheitsvolle Wirklichkeit.

Die von Lessing eingeleitete, in Schiller und Goethe zur glänzendsten Blüthe gelangte klassische Periode unsrer neueren Dichtung krankt an diesem geheimen Fluche, der wie ein giftiger Mehlthau rasch wieder ihr hoffnungsreiches Leben zerstört. Es war sicher eine rühmliche, nicht hoch genug zu schätzende Geistesthat, wenn jene Heroen unsrer modernen Literatur in all' ihren Bestrebungen auf das goldene Zeitalter der griechischen Kunst zurückgingen, und statt der gepuderten und geschminkten Aftermuse, die aus den beschnittenen Taxusalleen der Hofgärten von Versailles nach Berlin und Leipzig herüber promeniert war, der ewigen Schönheit huldigten, die uns aus den Gesängen Homer's heute so frisch wie vor zweitausend Jahren anblickt. Nur wurde Eins dabei übersehen, oder mindestens nicht zur Genüge beachtet. Es wurde übersehen, daſs die mit Recht so hoch gepriesenen griechischen Kunstwerke, die man sich allerorten zum Muster nahm, eben deſshalb so groß und herrlich waren, weil Form und Inhalt in ihnen sich deckten, weil der Dichter sang, der Bildhauer formte, was in der lebendigen Erinnerung seines Volkes lebte, weil die Blume der Kunst ihre festen Wurzeln im Boden der Heimat schlug und der blaue Himmel von Hellas sich über ihr wölbte, die blinkenden Wellen des ägäischen Meeres ihren Kelch umrauschten. Wenn der Rhapsode die Schlachtscenen des trojanischen Krieges vortrug, so horchten ihm die Enkel der Helden, die am skäischen Thore gestritten; Aeschylos hatte selber bei Marathon, Salamis und Platäa den Befreiungskampf Griechenlands mitgekämpft, den er in seinen „Persern" verherrlichte; und im Theater belächelte Sokrates als harmloser Zuschauer das dreiste Spottbild seiner Lehren, welches ihm Aristophanes von der Bühne herab in den „Wolken" vor allem Volke entgegen hielt. Der Künstler befand sich nicht im Gegensatze zu seiner Zeit und seiner Nation, sondern begeisterte sich an ihrem Dichten und Trachten, die Kunst stand in inniger Wechselbeziehung zur Wirklichkeit — die erhabensten Hymnen des Dichters feierten den Sieger in den olympischen Spielen, und Diesem wieder galt als der höchste Ruhm, daſs er sich werth gemacht, von einem Pindar besungen

zu werden. So verklärte die Kunst das schönheitsvolle Leben, und dieses rang nach dem Preise, solcher Verklärung würdig zu sein.

Hätte die deutsche Literatur und Kunst bei ihrer Rückkehr zu antiken Mustern vorherrschend diesen Gesichtspunkt im Auge behalten, so wäre mancher Fehlgriff vermieden worden, der auf lange Zeit hinaus die verhängnisschwersten Folgen nach sich zog. Leider nur allzu früh gaben unsre modernen Klassiker den in ihren Jugendwerken — im „Werther“, in den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“ — so muthig unternommenen Versuch auf, der sie umgebenden Wirklichkeit fest ins Auge zu blicken, den Finger theilnahmvoll in die Wundenmale der Zeit zu legen, und durch künstlerische Bewältigung der Gegenwart dieser den Spiegel der Selbsterkenntnis vorzuhalten. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in diesen Worten nur eine Klage, keine Anklage, liegen soll. Die Zeit selber war ja zu traurig und trübe, als daß sie unseren Dichtern auf die Dauer einen würdigen Stoff hätte darbieten können: dem politischen Leben fehlten die großen Charaktere und erhebenden nationalen Ziele, das gesellschaftliche Leben krankte an schönseliger Verweichlichung und Empfindelei; herbstlich fahl und welk fiel Blatt um Blatt vom deutschen Eichbaume zu Boden, und der entlaubte Stamm trieb noch keine neuen Frühlingskeime hervor; ringsumher Moder und Verwesung — — da mochten wohl Schiller und Goethe eher Dank als Tadel verdienen, wenn sie das ihnen anvertraute Kleinod der deutschen Poesie für bessere Tage auf die reinen Aetherhöhen des Olymps retteten und sich bei den Göttern Griechenlands zu Gaste luden . . .

> Komm her, wir setzen uns zu Tisch!
> Wen sollte solche Narrheit rühren?
> Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch,
> Wir wollen sie nicht balsamieren!

Das unermeßliche Verdienst unserer klassischen Dichter liegt in dem Umstande, daß sie in einer staatlich unfreien, politisch trägen und gesellschaftlich ungesunden Zeit den Sinn für innere

Freiheit des Daseins nährten, einem in stumpfe Gleichgültigkeit versunkenen Geschlechte das Evangelium der Schönheit predigten und das Ideal der Humanität vor Augen hielten, daß sie einer Nation, die durch das Unglück von Jahrhunderten zerrissen und zerschnitten war, in einer großartigen Literatur das erste Band gemeinsamen Zusammenhangs schenkten, und den Grund ebneten, auf dem ein nationaler Zukunftsbau sich dereinst erheben kann. Das Bedenkliche aber lag darin, daß jene Männer, indem sie die griechische Kunst als Vorbild ihres eigenen Schaffens nahmen, zuletzt nicht mehr, gleich dieser, im Leben ihrer Zeit und ihres Volkes wurzeln blieben, sondern den rauhen Boden der Wirklichkeit mit einer idealen Welt vertauschten, ein geistiges Hellas auf deutscher Erde zu gründen suchten, uns mit den Formen der griechischen Poesie zugleich wesentliche Momente der hellenischen Weltanschauung aufdrängen wollten, die der fortgeschrittene Bildungsgang späterer Jahrhunderte längst überwunden hatte. Hermann Hettner weist in seiner trefflichen Schrift über die romantische Schule bedeutungsvoll auf eine Stelle des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels hin, in welcher Schiller die Gefahren der damaligen Literaturepoche ungemein scharfsichtig und wahr charakterisiert. „Zweierlei", sagt er, „gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo Beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch; oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch." Dem letztbezeichneten Fehler eines platten Kopierens der unschönen Wirklichkeit verfielen die Nicolai und Wieland, die Iffland und Kotzebue; den andern Irrweg eines idealistischen Verlassens der Wirklichkeit und des Sinnlichen betrat zuerst Klopstock, als er in den Bardieten der Hermannsschlacht die Phantasmagorie seiner abenteuerlichen Urteutschen heraufbeschwor, und im „Messias" die blutlosen

Schattengestalten einer religiösen Gefühlsschwelgerei an uns vorüber huschen ließ. Vor einer so vollständigen Flucht aus der realen Welt und vor einem so unkünstlerischen Aufgeben jeder plastischen Gestaltung blieben nun freilich Schiller und Goethe durch ein tief eingehendes Studium der hellenischen Kunstgesetze bewahrt, die vor Allem eine sinnlich greifbare Darstellung der Charaktere und Situationen forderten. Schiller und Goethe verließen wohl den Boden ihrer Zeit und Umgebung, sie traten in idealistischen Gegensatz zu der Bildungsstufe ihrer Kulturepoche und zu den unmittelbaren Bedürfnissen ihrer Nation — aber sie gedachten, als sie in das Bad griechischer Schönheitsform hinabtauchten, nicht der Wirklichkeit überhaupt zu entrinnen, sondern den Genius der deutschen Poesie in jenem Schönheitsbade zu kräftigen und zu verjüngen. Aber weiter und weiter lockte der Sirenengesang der Muse von Hellas sie fort von den heimatlichen Gestaden, und die Schmeicheltöne des fremden Liedes bezauberten so sehr ihre Sinne, daß sie zuletzt fast nur noch Herz und Ohr für die Weise hatten, die über die Kluft von zwei Jahrtausenden zu ihnen herüber klang. Das Mittel wurde zum Zweck; es galt nicht mehr vor Allem, die griechischen Formen der deutschen Nationalität und dem Leben und Inhalt der neuen Zeit anzupassen, sondern in deutscher Sprache zu dichten, wie es das hellenische Kunstgefühl im goldenen Zeitalter längst verschollener Tage verlangt hätte. Nicht anders ist's zu erklären, wenn sich Goethe ausdrücklich vornahm, in seiner Achilleïs ein Heldengedicht zu schaffen, das keine Zeile enthalten sollte, die nicht Homer hätte schreiben können, und wenn Schiller in seinen Dramen vom „Wallenstein“ bis zur „Braut von Messina“ sich mehr und mehr beeiferte, die antike Schicksalsidee, die ideale Typenhaftigkeit der Charaktere, und zuletzt gar den griechischen Chor, in die moderne Tragödie einzuführen. Je ernster unsere Dichter den eingeschlagenen Pfad verfolgten, um so weiter entfernten sie sich von dem ursprünglichen Ziele, um so mehr verloren sie den Boden der Nationalität, der Gegenwart, der Wirklichkeit aus den Augen, um so zwangvoller vertieften sie sich in ein abstraktes Formenspiel, über welchem das eigentliche Wesen, der geistige Inhalt, schier vergessen ward. Es war eine nahe liegende Konsequenz

dieses antikisierenden Strebens, daß mit der Vorstellungsweise der Hellenen auch die griechische Mythologie in die deutsche Dichtung hinüber genommen, und die Kluft immer größer wurde, die das Ideal-Leben der Poesie von den realen Bedürfnissen und dem Bewußtsein des Volkes abtrennte. Selbst Schiller, der in seinen kunstphilosophischen Abhandlungen so oft den Gedanken einer Erziehung des Menschengeschlechts durch die Schönheit zur Freiheit und Sittlichkeit ausgesprochen hatte, fand es immer schwieriger, in seinen Tragödien unmittelbar auf das Gefühl der Nation zu wirken; so gröblich sah er seine Absichten verkannt, daß man in „Maria Stuart" und der Jungfrau von Orleans" katholisierende Tendenzen witterte; und die Erörterung über den Gebrauch des Chores im Drama, welche er der „Braut von Messina" voraufsandte, erscheint, trotz der entgegengesetzt lautenden Eingangsbemerkung, fast wie ein verblümtes Geständnis, daß sein Werk sich nicht durch sich selbst rechtfertige und erkläre, sondern der künstlichen Vertheidigung bedürfe. Unglücklicher noch scheiterte Goethe's Versuch, in der „Natürlichen Tochter" die den tiefsten Grund der modernen Gesellschaft aufwühlenden Ideen der französischen Revolution zu einer, alles individuellen Lebens entkleideten, geschichtsphilosophischen Allegorie zu gestalten. Wäre unsere Dichtung auf diesem Wege fortgewandelt, dann hätte sie nach so herrlichem Aufschwunge bald gänzlich in eine gelehrte Kunstpoesie auslaufen müssen, ohne jede volksthümliche Wirkung, und in ihren Intentionen nur noch einem kleinen Kreise verständlich, dessen antiquarische Bildung an der mühsamen Nachahmung klassischer Formen und an der galvanischen Wiederbelebung einer abgestorbenen Weltanschauung hätte Geschmack finden können.

Die nothwendige Reaktion und das naturgemäße Korrektiv gegenüber dieser maßlosen Rückwendung zu antiken Kunstformen war die romantische Schule. Wie groß und verderblich auch ihre späteren Verirrungen gewesen sind — und es liegt uns wahrlich Nichts ferner, als dieselben in beschönigendem Lichte zu schildern, — so werden wir doch heut zu Tage kaum mehr auf erheblichen Widerspruch stoßen, wenn wir die Einwirkung dieser Schule auf das Erwachen unsres nationalen Lebens und auf die

volksthümliche Entwicklung unserer Literatur im Ganzen und Großen als einen Fortschritt betrachten. Freilich war der Kampf, den die Romantik gegen den Klassicismus führte, einseitig wie alle leidenschaftlichen Kämpfe, und schoß in der Folge weit über sein anfängliches Ziel hinaus. Aber in der Literatur so wenig, wie im politischen Leben, schreitet der Entwicklungsproceß eines Volkes in der ununterbrochenen, abweichungslosen Progression einer graden Linie fort. Zumal in stürmischen Zeitläuften wird das Schiff, welches die geistigen Güter der Nation an Bord trägt, wunderlich auf und nieder geschaukelt von den Wellen; Das ist ein Steigen und Sinken, ein Herüberneigen nach rechts und nach links, und wir dürfen von Glück reden, wenn die Fluthbewegung des Meeres den schwanken Kiel nicht völlig vom richtigen Kourse verschlägt, sondern ihn langsamer oder schneller dem Hafen einer verheißungsvollen Zukunft entgegen treibt.

Wir sahen, in wie bedenklicher Weise sich die antikisierende Richtung unserer Klassiker zuletzt bei dem Einen in ein gewaltsames Experimentieren mit hellenischen Kunstformen, bei dem Andern in die schattenhafteste Symbolik verirrte. Die deutsche Poesie, welche erst seit kaum einem Menschenalter aus der Abhängigkeit von französischen Mustern befreit worden war, gerieth in Gefahr, abermals den Einflüssen der Fremde — wenn auch diesmal eines besseren Vorbildes — zu verfallen, und nur allzu gefügig schmiegte sie sich in das neue Joch. Aber wie schön gemeißelten Faltenwurfs auch das erborgte Gewand ihre Glieder bedeckte, es war dennoch eine ihr aufgezwungene Sklaventracht, und unter der marmorglatten Hülle griechischer Formen erstarrte das ängstlich beklommene Herz und verflüchtigte sich das warme Leben zu kalter Abstraktion und personificierten Begriffen. Gegen diese tyrannische Unterwerfung des deutschen Geistes unter den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Poesie empörte sich jetzt das individuelle Freiheitsgefühl, das Subjekt machte sein Recht geltend wider die zwangsweise Reduktion auf ein Allgemeines, das nicht der natürliche Vereinigungspunkt der Ausstrahlungen seines eigenen nationalen Kulturlebens war, und diese Empörung des Subjekts gegen die künstlich geschaffene objektive Welt des Neuhellenismus ist der geheime Sinn der Bestrebungen

der romantischen Schule. Nur von diesem Gesichtspunkte aus sind dieselben in ihrer heilsamen und in ihrer schädlichen Wirkung richtig zu erfassen.

Wie jede literarische Revolte, begann die Auflehnung der romantischen Schule gegen das klassische Regiment mit einem kritisch-polemischen Feldzuge wider die herrschende Kunstrichtung. Es war ein hervorstechender Zug dieser Kritik, daß sie sich von vornherein auf einen universellen Boden stellte, und den Geist der Kunstwerke aller Völker nicht willkürlich nach einer einzigen Schablone oder aus abgerissenen Fragmenten zu erklären suchte, sondern jedes Kunst- und Literatur-Produkt im Zusammenhange mit dem eigenthümlichen Kulturleben der Nation betrachtete, aus welchem es als ein lebendiger Organismus hervorgewachsen. Indem sie solchergestalt sich über das weiteste Gebiet verbreitete, eröffneten sich bedeutende Analogien auf kunst- und kulturgeschichtlichem Felde, und es ist ein Hauptverdienst der Romantik, daß sie durch ihre vielseitigen Anregungen den Grund legte zu einer eben so geistvollen wie wissenschaftlich ernsten Behandlung der historischen Disciplinen. Im Gegensatz zu der typischen Verallgemeinerung der Charaktere, welche in den Schiller'schen und Goethe'schen Dramen manchmal zu sentenzenhaft poetisierender Weltbetrachtung ausgeartet war, vertiefte sich ferner die romantische Kritik mit Vorliebe in das psychologische Moment der von ihr zu beurtheilenden Kunstwerke, und hob, wie in Schlegel's Vertheidigung der Bürger'schen Gedichte, die Berechtigung der leidenschaftlichen Individualität gegenüber den idealistischen Abstraktionen der Klassiker von Weimar hervor. Das oppositionelle Bemühen, neue Grundlagen der Poesie ausfindig zu machen, führte zu einer Durchforschung aller Literaturen, und verschaffte uns jene meisterhaften Uebersetzungen des Shakspeare, Calderon und der spanischen und italiänischen Dichter, welche als Bausteine zum Tempel der Weltliteratur mit unermüdlichem Fleiß binnen weniger Jahre zusammengetragen wurden. In gleicher Tendenz erschlossen die Führer dieser literarischen Bewegung uns die Sprache und Weisheit der Inder, entfalteten vor unsern trunkenen Blicken die wieder aufgegrabenen Schätze der mittelhochdeutschen Poesie, und ließen den langverschütteten Quell des

heimatlichen Volksliedes frisch und rein hervorsprudeln mit ureigenem Rauschen.

In Alledieſem lag eine Bereicherung nnd ein unzweifelhafter Gewinn für die deutsche Literatur. Mochte der kosmopolitische Charakter der romantischen Bestrebungen auch an sich nicht gefahrlos sein, so befreite er doch unsre Dichtung von der Einseitigkeit hellenischer Muster, und leitete sie, obschon auf mancherlei Umwegen, schließlich auf den Boden nationaler Kultur und Geschichte zurück.

Unfruchtbarer erwiesen sich die Leistungen der Romantiker auf dem Felde selbständiger Produktion. Es war leichter, gegen die Kunstgesetze des Klassicismus zu rebellieren, als einen neuen ästhetischen Kanon aufzustellen, und wir begegnen hier den abenteuerlichsten Versuchen. Das ruhige Ebenmaß von Inhalt und Form, die fest umrissenen Kontouren, die plastische Gegenständlichkeit der Gestalten, Alles, was sich die klassische Kunst zum Ziele gesetzt, wird von den romantischen Dichtern principiell verschmäht und verworfen. Im Drange, sich jeder Fessel zu entledigen, zerbricht das Subjekt frevelnd das ewige Maß seiner Kraft, und träumt, sich in wirrem Taumel zum Alleinherrscher einer phantastischen Welt, die kein Gesetz außer dem willkürlichen Spiel seiner Laune auerkennt. Es ist charakteristisch, dass zu einer Zeit, wo unsere Nation ohnmächtig und fast widerstandslos unter den autokratischen Willen des fremden Eroberers gebeugt ward, die individuelle Freiheitslust, der im politischen Leben jede Bethätigung versagt schien, in unserer Literatur ihre wildesten Orgien feierte. Das Subjekt stellte sich in bewussten Gegensatz zu der objektiven Außenwelt, es suchte dieselbe unerhörter Weise zu überwinden, indem es sie entweder völlig negierte, oder sie als eine feindliche Macht ansah, die verhöhnt und vernichtet werden müsse, und einzig die von der Phantasie erschaffene Traumwelt wurde für wirklich und wesenhaft erklärt, alles Wirkliche aber für Dunst und Schein.

Die von den Romantikern versuchte Wiedereinsetzung des Subjekts in seine Rechte überschritt also von vornherein alles vernünftige Maß. Diese Schriftsteller wollten nicht mehr, wie Schiller und Goethe es in ihren besten Werken erstrebt hatten,

die Kunst als Hebel der ethischen Erziehung der Menschheit benutzen, sondern Kunst und Poesie erschien ihnen als die einzige menschenwürdige Aufgabe des Lebens. Die reale Welt hatte nur noch insofern Werth für sie, als sie ihnen Stoff zu poetischer Verklärung bot, und je trüber und schlechter die sie umgebende Wirklichkeit war, desto verachtungsvoller wandten sie ihr den Rücken. Sie hatten keinen Sinn für die Leiden des Volkes, für die Noth des Vaterlandes, für die rauhe Prosa des Lebens; ihren zwecklosen Gesang beseelte nicht jener humanistische Gedanke, der sich wie ein rother Faden durch die Werke Lessing's, Goethe's, Schiller's und Herder's zog — in genußsüchtiger Kunstschwelgerei versenkten sie sich ganz in ihr Inneres, und wiegten sich in den süßen Schwankungen des von seiner eigenen Herrlichkeit berauschten Gefühls oder in den Märchenwundern der gegenstandlos sich selbst aufzehrenden Phantasie.

Diese — die Phantasie — ist das ἓν καὶ πᾶν der romantischen Dichtung, ihr schrankenloses Walten das höchste Gebot des künstlerischen Menschen. „Es ist der Anfang aller Poesie", lehrt Friedrich von Schlegel, der Doktrinär der Schule, „den Gang und die Gesetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die schöne Verwirrung der Phantasie in das ursprüngliche Chaos der menschlichen Natur zu versetzen, für das es kein schöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter." — Der Theorie entspricht die Produktion. Von der raffiniert martervollen Selbstbespiegelung „William Lovell's" und den kalt ausgeklügelten Lüsternheiten „Lucindens" oder der mystischen Gefühlsmetaphysik „Heinrich's von Ofterdingen" bis zu den Schauergeschichten Brentano's, Arnim's und Hoffmann's oder den Blumenkoncerten des „Zauberrings" sehen wir in allen Kunstgebilden der romantischen Schule dasselbe gänzliche Verlassen der Wirklichkeit und des Sinnlichen, das mit Absicht völlig gesetzlose, jeder Vernunftfessel enthobene Umhertaumeln der souveränen Phantasie; denn „alle Beschränkung der Phantasie durch die Wirklichkeit ist eine Beschränkung und Entwürdigung des menschlichen Wesens, ein Verlust seiner angeborenen Unendlichkeit", und eben Das ist romantisch, „was uns einen sentimentalen Stoff in einer phantastischen, d. h. in einer ganz durch die

Phantasie bestimmten Form darstellt." Es ließe sich keine treffendere Parodie auf dies willkürlich formlose Spiel der subjektiven Laune mit den tollsten Ausgeburten des Gehirns ersinnen, als die völlig ernstgemeinte Schilderung der poetischen Zeit am Schlusse von Loeben's Roman „Guido", wo uns in seraphischer Verzücktheit die Wunder berichtet werden, so da geschahen, nachdem „auf dem Altar der Karfunkel gefunden", und unser Leben „ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen" geworden war: „Weiter wurde der Kreis, durch einander flogen die Tanzenden. Oben in der Luft tanzten der Adler und der Phönix, die Narcisse und die Hyacinthe zusammen; sie beschrieben unaufhörlich Kreise um die Sonne auf des Königs Haupt. Und die Planeten fassten sich an und rannten um die neue Sonne, und die Sterne fassten sich an und brausten um die Unendlichkeit, und Milchstraßen tanzten mit Milchstraßen, und Ewigkeiten fassten Ewigkeiten an, und immer schneller und schneller zuckten sie durch einander, und brannten auf, und schlugen empor, und stäubten verjüngend in die schmelzende Zeit hinein, und das Weltende jauchzte durch die sprühenden Funken hindurch, und die Walzer flogen um Gott."

Die phantastische Verwilderung der Form, die auf's Neue eintretende Vermengung aller Kunstarten, von welcher erst vor Kurzem Lessing und seine Nachfolger unsre Poesie unter Hinweisung auf die griechischen Muster erlöst hatten, und die gegenstandslose Armuth des Inhalts in den romantischen Dichtungen ging freilich mit Nothwendigkeit aus der versuchten Anwendung so abgeschmackter Kunsttheorien hervor. Galt die wirkliche Welt Nichts mehr, wurden die Gesetze der Vernunft in den Bann gethan, bestimmten die Eingebungen des subjektiven Gefühls und der von ihm aufgereizten Phantasie allein das künstlerische Schaffen, so musste natürlich und folgerichtig jede feste Kontour, jede an das reale Leben erinnernde plastische Gestaltung diesen Schriftstellern ein Gräuel sein. Vage, verschwommene Stimmungen, unbestimmte Empfindungen, die „liebliche Stille, das Säuseln des Geistes, welches in der Mitte der innersten und höchsten Gedanken wohnt," das magische Dämmerweben des Traumes, die unheimlichen Nachtseiten des Seelenlebens, Elfen-, Gespenster und Hexenspuk, sind das eigentliche Element dieser

Poesie, welcher der stoffloseste Stoff noch zu real, die formloseste Form noch zu maßvoll dünkt. Da wird das Märchen zum Drama, dessen marklose Schattengestalten sofort wieder in den Nebel lyrischer Dithyramben oder kunstphilosophischer Betrachtungen zerrinnen; die Wirklichkeit verflüchtigt sich zum Traume, während der Traum sich zur Wirklichkeit verdichtet; der Kater ist kein Kater, der Hund kein Hund, der Archivarius nebst seinen Töchtern kein wohlbestallter Philister mit seiner realen Descendenz, sondern Kater und Hund sind maskierte Literaturkritiker, der Archivarius aber ist eigentlich ein Salamander, und seine Töchter sind drei goldgrüne Schlänglein.

Man sollte meinen, daß diese gefühlstrunkene Stimmungspoesie wenigstens auf dem ihr naturgemäß zugewiesenen Felde der reinen Lyrik Bedeutendes hätte leisten müssen — aber selbst Dies ist nur bei einigen der spätesten Nachzügler der romantischen Richtung, bei Uhland, Chamisso und Eichendorff, der Fall; bei den Früheren, wie Tieck und Novalis, verwischt die gestaltungsohnmächtige Mystik der Behandlung jeden Hauch fühlbarer Lebenswärme aus ihren Natur oder Glaubensinbrunst verherrlichenden Hymnen, und nur dem Brentano gelingt hin und wieder ein frisches Lied. Nicht bloß ihren religiösen Dichtungen, sondern selbst ihrer vielbewunderten Naturpoesie fehlt meistens die echte Naivetät. Wurde doch von den Romantikern alles seither Feststehende auf den Kopf gestellt! wie hätten sie die Natur ausnahmsweise als ein Sicheres, friedlich Ruhendes betrachten sollen, an dessen Brust das gequälte Menschenkind Trost und Stärkung fände? Sie trugen ihre wilden Phantasmen auch in die Natur hinein, bevölkerten sie durch Auferweckung kindlicher Sagen wieder mit guten und bösen Dämonen, mit Feen und Berggeistern, Nixen und Kobolden, Wichtelmännchen und Alräunchen, und Diese kichern nun muthwillig hinter jedem Baume hervor, oder drohen aus der Felsenspalte, oder strecken die winkende Todtenhand aus dem schwarzen See. Dadurch wurde freilich die Natur, welche den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich zu langweilig deskriptiven oder theologisch-didaktischen Zwecken gedient hatte, lebendig beseelt und durchgeistet; aber den fröhlichen, Wald und Flur in pantheistischer Andacht durch-

schweifenden Wandersinn überwiegt meistens ein pandämonisches Grausen. Ueberall liegen die gespenstischen Repräsentanten der finsteren Mächte boshaft auf der Lauer, um das Glück des Menschen zu trüben oder gar zu zerstören; der Mensch steht nicht mehr in der Natur als ein Theil von ihr, sondern ist widerstandslos ihrer Gewalt unterworfen, ein Spielball des Schicksals, das in ihrem dunklen Schoße von Anbeginn über ihn verhängt war. Diese fatalistische Naturansicht trieb die romantische Poesie unvermeidlich der religiösen Mystik zu; denn welcher Rettungsanker blieb ihr in dem chaotischen Wirrwarr, außer der Hoffnung auf die göttliche Gnade?

So verzerrte sich dem ausschweifenden Subjektivismus der Romantiker, gleich den Erscheinungen des menschlichen Lebens, auch das stille Wirken der Naturwelt zu einer spukhaften Fratze. Da ihre Phantasie willkürlich schuf und zerstörte, bejahte oder verneinte, was ihr eben in den Sinn kam, hatten sie jedoch andererseits keinen recht ernstlichen Glauben an die von ihnen heraufbeschworenen Wunder und Schrecken. Wie unsinnig sie sich immer gebärdeten, wie ungeheuerliche Kapriccios sie ersannen: es blieb wenigstens bei den besseren dieser Schriftsteller immer noch ein Rest der geächteten Vernunft in einem Winkel ihres Gehirns sitzen, und flüsterte ihnen zu, daß all ihr Beginnen ein Spiel ohne innere Wahrheit, eine holde Lüge sei. Dieser Zweifel an den eigenen Kunstgebilden, dies geheime Bewusstsein, schließlich denn doch als freier Herr über dem selbstgeschaffenen Spuk zu stehen, ist die vielberufene romantische Ironie, welche mit dem Glauben an die innere Wahrheit ihrer Phantasmagorien auch dem Leser zuletzt jede Illusion benimmt. Weil dem Dichter selbst Alles wesenloser Schein ist, gleichen auch die von ihm erfundenen Gestalten nicht markig lebendigen Geschöpfen, sondern weichen Thonfiguren, wie ein Kind sie im Spiele knetet, um das kaum geformte Bildwerk im nächsten Augenblick nach Laune wieder umzumodeln oder ganz zu vernichten.

Aber die hochmüthig auf sich selbst gestellte Phantasie musste sich erschöpfen, das aller Bande der Wirklichkeit enthobene Subjekt in einer nebelhaften Idealwelt bald ein unheimliches Grauen vor seiner eingebildeten Herrlichkeit empfinden. Wie oben an-

gebeutet, wies diese ganze Richtung von vornherein auf die Flucht in eine religiöse Mystik hin, und in der That bildet die Religion schon seit frühester Zeit ein Lieblingsthema der romantischen Schriftsteller. Anfangs freilich sind Letztere noch weit davon entfernt, in ihr etwa den festen Archimedespunkt für die aus den Angeln gehobene Welt zu finden. Selbst Schleiermacher und Novalis, denen es am ernsthaftesten darum zu thun ist, den religiösen Sinn zu wecken, gehen keineswegs von dem Standpunkte des dogmatischen Kirchenglaubens aus; sie trachten vielmehr eifrigst danach, ihr religiöses Gefühl mit der modernen Weltbildung und mit den romantischen Bestrebungen in Einklang zu bringen, und sie gelangen zu dem Resultate, dass das Wesen der Religion schlechthin Ein und Dasselbe mit dem in der neueren Poesie wiedererwachten Subjectivismus, dass sie der Inbegriff aller höheren Gefühle, oder nach einer anderen Formel die in jedem Menschen schlummernde Poesie sei. So ertheilt sich der romantische Idealismus in anmaßender Ueberhebung selbst die priesterliche Weihe, und wie er von Anfang an Phantasie und Poesie mit einander verwechselte, so identificiert er jetzt Poesie und Religion. Dieser Standpunkt berührt sich vielfach mit der Schelling'schen Naturphilosophie, welche den Entwicklungsprocess der Romantik, alle Stadien mit ihr durchlaufend, von Anfang bis Ende begleitete.

Das Streben jener Männer, auf die Wiederherstellung einer lebendigen Religion hinzuwirken, führte jedoch im Laufe der ferneren Entwicklung einerseits auf längst überwundene Standpunkte zurück, andererseits über sich selbst hinaus zu einem weiteren Fortschritt. Sollten das Leben und die Kunst wieder von Religion durchdrungen werden, so lag es nahe, den Blick in eine Zeit zu wenden, wo solche Durchdringung schon einmal in höchster Potenz erlebt worden war. Bei manchen der Romantiker mochte es, wie bei A. W. von Schlegel, der sich niemals ganz der gesunden Vernunft entschlug, im Grunde nur eine prédilection d'artiste, eine künstlerische Vorliebe sein, was sie mehr und mehr zu der glaubensseligen Poesie des katholischen Mittelalters hinlenkte. Es liegt aber auf der Hand, dass letztere sowohl ihrem Stoffe wie ihrer Behandlung nach ganz besonders den Anforderungen

der romantischen Schule entsprach. Die geistlichen Dramen Calderon's, die Heldengedichte aus dem Kreise der Gral- und Artussage, die Legende vom Sängerkrieg auf der Wartburg, der Ritter- und Minnedienst der höfischen Sänger, boten der nahrungsbedürftigen Phantasie wenigstens einen Reichthum farbenprangender Stoffe dar, die bei erneuter Bearbeitung gleichsam von selbst zu phantastischen Schilderungen und zu tiefsinniger Symbolik herausforderten. Wurde Anfangs zu vorwiegend ästhetischen Zwecken ein Fetzen des Katholicismus nach dem andern abgerissen, ein Stück des Mittelalters nach dem andern als Schmuck der romantischen Dichtungen verwandt, so arbeiteten jene Kunstschwärmer sich unversehens tiefer und tiefer in Katholicismus und Mittelalter hinein, und ihre Vorliebe für deren hierarchische und feudale Institutionen gewann bald eine mehr als bloß ästhetische Bedeutung. Das feierliche Geläut der Kirchenglocken, der narkotische Weihrauchduft vor dem Hochaltare, das Lanzengeschwirr und der helle Schwerterklang bei Turnieren und ritterlichen Kämpfen betäubten die Sinne der Dichter, die uns all' diese Wunder einer längst erstorbenen Zeit schilderten, und sie vergaßen, daß Religion und Ritterthum ihnen ursprünglich nichts Anderes gewesen, als ein willkommener Stoff für das unbeschränkte Spiel ihrer Phantasie. Weil der genußsüchtige Kunstdilettantismus ihrer überschwänglichen Subjektivität sich mit dem unklar gährenden, rings zerklüfteten Leben der Gegenwart nicht in Einklang setzen ließ, waren sie in jene nebelhafte Traumwelt geflüchtet, die der Kunst jede reale Grundlage entzog — nun glaubten sie im katholischen Mittelalter plötzlich jene Einheit des ästhetischen, religiösen und politischen Lebens zu gewahren, welche sie in der modernen Gesellschaft so schmerzlich vermissten. Mit einer allmählich zum wildesten Fanatismus emporlodernden Begeisterung predigten sie von jetzt ab die Rückkehr zum Katholicismus und zu der hierarchisch-feudalen Staatsform vergangener Jahrhunderte. In seinem Aufsatze „Die Christenheit oder Europa" preist Novalis schon im Jahre 1799 über alles Maß „die schönen glänzenden Zeiten, wo Europa ein christliches Land war, wo Eine Christenheit diesen Welttheil bewohnte, Ein großes gemeinschaftliches Interesse die Provinzen dieses geistlichen Reiches verband, und

ein Oberhaupt ohne große weltliche Besitzthümer die großen politischen Kräfte lenkte und vereinigte. Angewandtes, lebendiges Christenthum war der alte katholische Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, seine Liebe zur Kunst, seine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit seiner Ehen, seine menschenfreundliche Mittheilsamkeit, seine Freude an Armuth, Gehorsam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge seiner Verfassung." Den Abfall von dieser einzig wahren Religion findet Novalis in der Reformation angebahnt, im Protestantismus konstituiert und festgehalten, und die französische Revolution ist ihm ein Beweis, dass auch die Formen des Staatslebens an einem verderblichen Zerrüttungsprocesse kranken. Nur die wahre, d. h. die katholische Religion vermag diese sündige Welt zu erretten und zu verjüngen. Auf politischem Felde ward diese Lehre zunächst durch Friedrich von Schlegel und Adam Müller weiter ausgebildet, in deren Fußtapfen später Haller mit seiner berüchtigten Restauration der Staatswissenschaften trat.

So vollzieht sich der merkwürdige Kreislauf, daß die romantische Schule, welche zu Gunsten einer willkürlichen Alleinherrschaft des von allen Bänden der Außenwelt losgelösten subjektiven Gefühls mit einer völligen Negierung der Wirklichkeit begonnen und, mit Goedeke zu reden, „alles Gesicherte, Staat, Kirche, Haus und Familie, Kunst, Dichtung, ja fast die Sprache selbst, bis zur Auflösung in Frage gestellt hatte", schließlich dahin gelangt, die eisernste Stabilität einer dem römischen Katholicismus und den Feudal-Institutionen des Mittelalters nachgeahmten hierarchischen Lebensform zu begehren. Die Romantik endet, diesem Verlangen gemäß, ganz konsequenter Weise damit, dass sie in den Dienst der kirchlichen wie der politischen Reaktion tritt, und der Restaurationsperiode ihren unheilvollen Stempel aufprägt. Eben hierin liegt aber in höherem Sinne nicht bloß ihr Verbrechen gegen den Fortschritt der Menschheit, sondern, so parador es klingen mag, zugleich ihr nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die Wiederauferweckung unsres nationalen und politischen Lebens und um die Befruchtung unsrer Literatur mit den weltreformatorischen Gedanken der neuen Zeit. Der falsche Idealismus einer in die Luft gebauten, von der Wirklichkeit schroff

getrennten Kunstwelt sah sich ad absurdum geführt; er hatte sich weder durch die Zurückstimmung des modernen Geisteslebens auf den Kulturgehalt und die Formgesetze der hellenischen Vorzeit, noch durch die buntschillernde Seifenblase der souveränen Phantasie verwirklichen lassen — jetzt beginnt eine ganz neue Entwicklungsphase, indem die Literatur aus ihrer unnahbaren Wolkenhöhe auf die Erde herabsteigt, um das zerrissene Band mit der realen Welt wieder anzuknüpfen. Der forcierte Eifer, mit welchem manche dieser Romantiker, die in ihren früheren Werken Nichts gelten ließen außer dem tel est mon plaisir der uneingeschränkten Subjektivität, nach wenigen Jahren das Recht des freiheitsfeindlichsten Zwanges und der obsoletesten Mißbräuche in Staat und Kirche vertheidigten, hat ohne Zweifel sein Widerwärtiges und Verächtliches, und die Motive, aus denen sie sich plötzlich in so enragierte Kämpfer für Thron und Altar verwandelten, waren sicher bei den Wenigsten so ehrenhaft und rein, daß wir ihnen Dank oder Bewunderung schuldig sind. Nichtsdestoweniger war ihr Bund mit den reaktionären Gewalten der erste Schritt, unsrer Literatur dauernd wieder eine reale und volksthümliche Grundlage zu verschaffen. Indem sie das Bestehende zu rechtfertigen oder die Zustände der Gegenwart nach dem Muster des christlich-feudalen Mittelalters zu restaurieren suchten, lernten unsre Schriftsteller sich ernstlich mit den Erscheinungen des wirklichen Lebens, mit der vaterländischen Geschichte und mit den Bedürfnissen des Volkes befassen, und die Literatur, welche in den Händen der Romantiker zu einem müßigen Phantasiespiele herabgesunken war, gewann jetzt eine weitreichende Bedeutung als Förderungsmittel der socialen und politischen Interessen der Nation.

Diese Entwicklung in ihrem weiteren Verlauf zu verfolgen, wird an späterer Stelle unsere Aufgabe sein. Für jetzt galt es, dem Leser ein allgemeines Bild der Literaturzustände zu geben, aus welchen H. Heine's schriftstellerisches Schaffen hervorwuchs. Wir haben die Schule, in die er gegangen, kennen gelernt; inwieweit er von ihren Einflüssen abhängig blieb, oder sich, neue Bahnen einschlagend, von ihrer Herrschaft befreite, muß die Betrachtung seiner Werke uns lehren.

Fünftes Kapitel.

Auf der Göttinger Universität.

Als Harry Heine im Herbst des Jahres 1820 nach Göttingen kam und sich am 4. Oktober daselbst als Student der Jurisprudenz immatrikulieren ließ, war die eigentliche Glanzperiode der Universität schon lange vorüber. Die Gegenwart zehrte vom Ruhm einer großen Vergangenheit, aus der nur wenige bedeutende Namen in die damalige Zeit hinüber ragten; aber diese Namen und jene glänzenden Erinnerungen sicherten der einst so gefeierten Hochschule noch immer eine außerordentliche Frequenz und einen achtungswerthen Ruf.

Die Georgia Augusta war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wesentlich im Gegensatze zu den übrigen deutschen Universitäten, gegründet worden. Letztere hatten ihre Aufgabe, Pflanzschulen der neuen, durch die Reformation geweckten wissenschaftlichen Forschung und allgemeinen Bildung zu sein, nur zu bald aus dem Auge verloren. Ueberall hatte die zu spitzfindiger Scholastik ausgedörrte Theologie sich den ersten Platz erkämpft und sich ein unbedingtes Aufsichtsrecht über die anderen Fakultäten angemaßt, das sie namentlich den naturwissenschaftlichen Disciplinen gegenüber mit hochfahrender Strenge behauptete. Durch solchen geistlichen Druck ward der freien Forschung nicht bloß auf theologischem Felde, sondern auch auf allen übrigen Gebieten der Lebensnerv unterbunden; die Wissenschaft erstarrte zu einem mechanischen Formalismus und zu todter Wortgelehr-

samkeit; die akademischen Lehrkräfte der einzelnen Hochschulen bildeten zunftmäßig abgeschlossene Korporationen, die sich selbst ergänzten und jedes neue Element geflissentlich fern hielten; und in gleicher Abhängigkeit seufzten die studierenden Jünglinge, die sich für den knechtischen Zwang, der auf ihnen lastete, durch einen rohen Pennalismus schadlos zu halten suchten.

Auch die Universität Helmstädt, welche unter dem gemeinschaftlichen Rektorate der kurhannövrischen und braunschweigischen Regierung stand, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hauptsächlich durch den Einfluss der theologischen Fakultät so sehr in Verfall gerathen, dass jeder einigermaßen begüterte Hannoveraner es vorzog, in Halle, Jena oder auf holländischen Universitäten seine Studien zu absolvieren. Zur Abhilfe dieser Missstände empfahl der wirkliche geheime Rath in Hannover Freiherr Gerlach Adolf von Münchhausen seinem königlichen Herrn George II., der, obschon er auf dem englischen Throne saß, seinem Geburtslande eine stete Vorliebe bewahrte, die Anlegung einer eigenen Landesuniversität in Göttingen. Die Wahl fiel auf diese ehemals reiche und mächtige Stadt des Hansabundes, weil dieselbe seit den Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges völlig heruntergekommen war, und einer scheinbar rettungslosen Verarmung entgegensah. Münchhausen wollte vor Allem ein freieres, vielseitigeres Studium, verbunden mit weltmännischer Ausbildung, befördern und brauchbare Staatsdiener erziehen. Um das verderbliche Uebergewicht der theologischen Fakultät von vornherein zu hindern und den Unfug eines einseitigen Klickenwesens nach Möglichkeit zu erschweren, behielt er das Vokationsrecht ausschließlich der Regierung vor, und berief Lehrer aus allen Gegenden und von fast allen protestantischen Universitäten. Den Professoren wurde nicht allein unbedingte Lehrfreiheit, sondern auch unbeschränkte Druckfreiheit, den Studierenden aber die Erlaubnis eingeräumt, nach Belieben ihre Wohnung und die von ihnen zu hörenden Kollegia zu wählen.

Der Erfolg entsprach den vortrefflichen Absichten, und die freiere Gestaltung der deutschen Hochschulen datiert seit der Gründung der Göttinger Universität. In ihrer ersten Periode ging von derselben hauptsächlich die religiöse Aufklärung aus.

Mosheim, der Vater der Kirchengeschichte, befreite diese auf philologisch-historischem Wege von den Fesseln der lutherischen Orthodoxie und dem krankhaften Einflusse der halleschen Pietisten; Johann David Michaelis brachte zuerst ein neues Licht in das Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Exegese und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären suchte. Albrecht von Haller, gleich berühmt als Dichter und als Gelehrter, brach von Göttingen aus neue Bahnen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, in den Zweigen der Physiologie, der Anatomie und Botanik. Nicht geringeres Verdienst erwarb er sich durch Stiftung der Societät der Wissenschaften und durch Redaktion der „Göttinger gelehrten Anzeigen", die ausführlich und getreu über die neuen Erscheinungen auf wissenschaftlichem Felde berichteten, und auch der englischen und französischen Literatur eine sorgliche Aufmerksamkeit schenkten. In der juristischen Fakultät glänzten Namen wie Gebauer und Pütter, — Ersterer ein Hauptvertreter der damals beliebten „eleganten" Jurisprudenz, der Kunst des feinen Distingierens und des gelehrten Citatenkrams, Letzterer ein muthvoller Kämpfer gegen alles juristische Unrecht, der von seinem Katheder herab mit jugendlichem Eifer „den Verfall des Reichsjustizwesens sammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts" erörterte. Johann Mathias Gesner und sein geistvollerer Nachfolger Christian Gottlob Heyne verschafften der klassischen Philologie als einer Schule der Bildung und des Geschmacks zuerst Anerkennung und Verbreitung in Deutschland, und erhoben dieselbe zur wahren Alterthumskunde. Sie halfen durch die Humanitätsstudien an den Alten den Boden bereiten, auf dem Goethe und Schiller ihre unverwelklichen Lorberen ernten sollten; nicht minder freilich beförderten sie durch die gelehrte Einseitigkeit ihrer Richtung jenen unpatriotischen Sinn, der vor dem Sonnenschein, welcher auf Griechenlands und Italiens Fluren lag, nicht den Winterfrost politischer Ohnmacht und Erniedrigung bemerkte, in dem das vaterländische Leben erstarrt war.

Auch für die Weckung des politischen Geistes sollte die Universität Göttingen jedoch in ihrer höchsten Blüthezeit wirken, die in die Jahre 1770—1790 fällt. An die Namen Schlözer

und Spittler knüpft sich ein epochemachender Fortschritt der Staatswissenschaften, die von Göttingen aus zuerst mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Schlözer zerstörte durch das Journal, welches er seit dem Jahre 1775 unter den Titel „Briefwechsel“ herausgab, die verderbliche Geheimniskrämerei, welche bisher in allen Staatsangelegenheiten herrschte und selbst rein statistische Notizen ängstlich zu verbergen suchte. „Publicität ist der Puls der Freiheit“, sagt Schlözer in einem denkwürdigen Artikel dieses Journals, das mit unermüdlicher Kraft für Pressfreiheit und für die Oeffentlichkeit der Gerichte, gegen Intoleranz und Jesuitismus kämpfte, jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit furchtlos ans Licht zog, und jedem Unterdrückten seine Spalten öffnete. Als der „Briefwechsel“ 1782 den Namen „Staatsanzeigen“ annahm, schrieb Schlözer die mannhaften Worte: „So lange noch der Altar steht, den George und seine gleich unsterblichen Staatsbeamten der noch hie und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenossen (gewisslich auch der Nachwelt) mächtig gestützt haben: so lange — aber auch nicht länger — soll der Briefwechsel oder, wie er seit Ostern heißt, sollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgesetzt werden“. Solche Sprache war verständlich, und musste ein weithin schallendes Echo finden. Nie vielleicht hat ein Journal größeren Einfluss geübt, — und zwar ein im edelsten Sinne unabhängiges Journal. Fürsten und Kabinette nahmen mehr als Notiz davon. Joseph II. und George III. schützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürsten und Prälaten, deren lichtscheues Treiben unerbittlich aufgedeckt ward, und Maria Theresia konnte auf einen Vorschlag in ihrem Staatsrathe äußern: „Was wird Schlözer dazu sagen?“ Man erhält einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Zeitschrift, wenn man erfährt, dass der Pfarrer Waser wegen eines einzigen Aufsatzes, den er durch Schlözer veröffentlichen ließ und der nur statistische, in Deutschland kaum verständliche Angaben über den Züricher Kriegsfond enthielt, zwei Monate später in Zürich hingerichtet ward. Schlözer verlieh der Geschichtschreibung, die bisher wenig mehr als eine geistvolle Zusammenstellung von Namen, Jahres-

zahlen und äußerlichen Thatsachen gewesen war, eine neue Gestalt, indem er politische, kulturhistorische und staatswirthschaftliche Gesichtspunkte hinein trug, und den Blick seiner Zeitgenossen von der einseitigen Ueberschätzung des Alterthums in die Gegenwart zu lenken bemüht war. Freilich setzte Ernst Brandes, der seinem Vater als Referent in Universitätssachen gefolgt war, es durch, daß Schlözern im Jahre 1796 die Censurfreiheit genommen ward, und die „Staatsanzeigen" mussten eingehen, da man dem freisinnigen Professor die Herausgabe eines politischen Journals für immer verbot; aber Schlözer ließ sich durch all' diese Tribulationen wenig in seiner echt patriotischen Gesinnung beirren. Nicht viele Männer haben bei Deutschlands Schmach und Preußens Fall den Muth gehabt, zu schreiben, wie Schlözer 1806 in einem für den Druck bestimmten Briefe schrieb: „Jetzt, ungefragt verkauft, vertauscht, verkuppelt man uns wie Herden, und unempfindlich für deutsche Ehre, gefühllos selbst für alle Menschenwürde, heucheln wir, jubilieren wir, illuminieren, singen Te deum und tanzen wir noch dabei! Lies, wenn du kannst und dir dein deutsches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutschen Stadt, bei Ueberreichung der Stadtschlüssel vom Oberbürgermeister. Wir Deutschen sind zwar in unserer jetzigen Lage arme Schafe, die sich blindlings von Einzelnen leiten lassen müssen, aber wir sind im Ganzen, als Nation, noch immer gesund; die Anzahl der Drehkranken unter uns ist unendlich klein — wie? wenn uns das Schicksal einst andere Leithämmel gäbe? Laß dir durch Voß das lateinische Kraftgebet der Dido im Virgil in eben solches Kraftdeutsch (nur nicht in Hexameter) übersetzen: exoriare aliquis, und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutsche sogenannte Männer schweigen, so müssen Weiber, Mädchen und Jungen schreien!" Und an seinem fünf und siebzigsten Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ der jugendkräftige Greis ein Rundschreiben an die Göttinger Professoren, worin er sich alle Gratulationen verbat, und die entrüstungsvolle Erklärung hinzufügte: „Ich verachte dieses lumpige Menschenleben, eben weil ich es so lange gelebt habe, tief, und kann besonders an die jetzige Generation, bestehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undank-

baren u. s. w., nur mit verbissenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlösung zu erleben mehr hoffen kann." Schlözer hatte zu so derben Worten triftigen Grund, denn seine Kollegen beugten und bückten sich damals, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, vor König Jérome, suchten Gehaltszulagen zu erhaschen, oder entzogen sich durch Versenkung in gelehrte Arbeiten den Anforderungen der Zeit. — Hervorragender noch als Geschichtschreiber, und ein fast eben so rüstiger Kämpfer für Aufklärung der Ideen in Kirche und Staat, war Spittler, von dem Wächter sagt: „Wie Schlözer mit seiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statistik die hergebrachte Geheimniskrämerei der Kabinette und Kanzleien angriff und glücklich bekämpfte, so wusste Spittler mit feiner Gewandtheit die Fürsten und ihre Minister zu überzeugen, wie Beförderung der Kultur zu ihrem eigenen Besten diene, und wie bloß geistige Kraft den Mangel der physischen ersetzen könne. Er eröffnete der deutschen Specialgeschichte ihre Archive." — Auch Planck ist hier zu erwähnen, der als Kirchenhistoriker würdig in die Fußtapfen von Mosheim und Michaelis trat, wenngleich er der philosophischen Richtung der Zeit einen ziemlich flachen Rationalismus entgegenhielt, der sich in ängstlicher Besorgnis vor den Gefahren der Spekulation an das Ethische, Allgemein-Menschliche und Praktisch-Vernünftige im Christenthum anklammerte. — Großen und lange Zeit andauernden Ruf erwarb sich Gustav Hugo, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts seinen siegreichen Feldzug gegen die versteinerten Formen der eleganten Jurisprudenz, gegen die elende Citiersucht der Lexmänner und den geistlosen Schematismus des Civilrechtes begann. Er rief durch seine Schriften zuerst eine systematische Bearbeitung der Rechtswissenschaft hervor, und legte den Grund zu jener historischen Schule, die später in Savigny ihren glänzendsten Vertreter fand.

Nur auf Einem — dem philosophischen — Felde bewahrte Göttingen auch in seiner Blütheperiode eine starrsinnige Abgeschlossenheit gegen den Fortschritt der Zeit. Nicht ihrem Stifter, der vor Allem das Praktisch-Nützliche, für das Leben Anwendbare befördern wollte, ist ein Vorwurf daraus zu machen, daß er der Philosophie kein besonderes Gewicht beimaß zu einer Zeit,

wo dieselbe noch so geringen Einfluss übte, und wo Friedrich I. der durch Leibnitz gegründeten Berliner Akademie kurz nach Dessen Tode höhnisch aufgeben konnte, Hexen und Kobolde das Stück zu 5 Thlr. zu fangen, und dafür zu sorgen, dass durch Konstellation des Jupiter und der Venus kein Unglück im Lande geschehe. Wohl aber verdient es strengen Tadel, dass die Göttinger Universität auch dann noch in einer grämlichen Feindschaft gegen die philosophische Entwicklung beharrte, als diese unter Kant, Fichte, Schelling und Hegel einen so mächtigen Aufschwung nahm. Der alte Feder bekämpfte die „sonderbare" kantische Philosophie mit einem platten Empirismus; Bouterweck wurde erst angestellt, nachdem die philosophische Gährung in seinem Kopfe den spekulativen Geist verflüchtigt und nur den abgestandenen rationalistischen Bodensatz zurückgelassen hatte; und als Herbart 1805 nach Göttingen berufen ward, hatte die fortschreitende Zeit seine abstrakte, auf dem Isolierstuhle der Skepsis sitzende Forschung längst überholt. Lichtenberg spottete schon 1787 mit Recht über die „geschmolzene Wassersuppenphilosophie", die in Göttingen „fast allgemein gespeiset zu werden anfing". Bekannt ist, was Dieser, Kästner und Blumenbach im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts für die mathematischen und naturwissenschaftlichen Disciplinen leisteten. In den exakten Wissenschaften gab Göttingen damals den Ton und die Richtung an, in der Philosophie blieb es hinter seinem Jahrhundert zurück.

Es ist schwer, den Zeitpunkt genau zu bestimmen, wo der Verfall der Göttinger Universität beginnt. Die Namen mancher Professoren, deren Vorträge und Schriften ihr Glanz und Auszeichnung verliehen, zogen, als die geistige Kraft ihrer Träger schon längst erloschen war, noch lernbegierige Schüler an. Hugo erlebte die Fortentwicklung, die Blüthezeit und zum Theil noch den Untergang der von ihm gestifteten Rechtsschule, Blumenbach trug sogar bis ins Ende der dreißiger Jahre seine anekdotenspielerische Behandlung der Naturgeschichte vor, als Oken und Humboldt ganz neue wissenschaftliche Bahnen erschlossen hatten. So Viel lässt sich behaupten, dass die seit der französischen Revolution mehr und mehr eintretende Entfremdung der Wissenschaft vom Leben, die sich selbst genügende todte Gelehrsamkeit,

welche jedes störende Aufsehn zu vermeiden trachtete und stets besorgt war, zu früh zur Wahrheit zu gelangen, die Hauptschuld an dem allmählichen Sinken der Hochschule trug. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon fand in Göttingen ein laues und kaltes Geschlecht. Der Indifferentismus der Alten hatte die Jugend angesteckt; Ernst Schulze, der Dichter der „Bezauberten Rose", war einer der wenigen Freiwilligen, die von Göttingen auszogen. Schlözer's Geist war von der Georgia Augusta gewichen, sie wurde zur Prinzen- und Grafen-Universität, ihr Charakter blieb, gegenüber der Begeisterung, welche anderwärts die Jugend deutscher Hochschulen entflammte, ruhig, geräuschlos, stabil.

In fachwissenschaftlicher Hinsicht behauptete sie jedoch immer noch eine ehrenhafte Stellung unter den vaterländischen Universitäten. In der Theologie waren Planck, Stäudlin und David Julius Pott die langlebigen Größen, deren Renomméen um mehre Decennien über die Grenzscheide des alten in das neue Jahrhundert hinüber blinkten. In der juristischen Fakultät wuchsen neben dem alternden Hugo und dem noch älteren Meister, einem trockenen, aber fleißigen und freidenkenden Kriminalisten aus der Schule seines Vaters, jüngere Kräfte empor: Anton Bauer, der sich um die Förderung der Strafrechtslehre erhebliches Verdienst erwarb und ein gesuchter Advokat bei Privathändeln der Fürsten war; der wohlwollende Bergmann, dessen beredter und klarer Vortrag um so anregender wirkte, als das Billigkeitsgefühl nicht hinter den syllogistischen Feinheiten der glatten Darstellung zurücktrat; Karl Friedrich Eichhorn, der sich als ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der deutschen Staats- und Rechtsgeschichte bewies, und nicht allein neben Savigny das Haupt der historischen Schule ward, sondern auch die historisch-kombinatorische Methode des deutschen Privatrechts begründete. Die mathemathische Physik wurde durch die Schriften und Entdeckungen von Gauß, die Chemie durch Stromeyer's Analysen, die Anatomie und Chirurgie durch Konrad Martin Langenbeck um werthvolle Resultate bereichert; und in der klassischen Philologie machten sich auf dem von Heyne betretenen Wege Mitscherlich durch seine Horaz-Ausgabe, Ludolf Dissen durch seine scharfsinnigen Pindar-Erklärungen rühmlich bekannt. Diese Richtung artete freilich mit

Nothwendigkeit immer mehr in einseitige archäologische Gelehrsamkeit aus, und es ist bezeichnend, dass der letztgenannte Gelehrte, welcher offen gestand, in der lateinischen Sprache keine entsprechenden Worte für unsre heutigen Denkkategorien über das Schöne zu finden, dennoch seine Kommentare lateinisch schrieb, während Mitscherlich gar sich rühmte, niemals die Werke von Schiller und Goethe gelesen zu haben, und in seinen akademischen Schulreden sich fort und fort mit der heftigsten Entrüstung über den zunehmenden Verfall des Lateinschreibens beklagte. Die orientalischen Sprachen und die allgemeine Literärgeschichte fanden in dem vielseitigen Johann Gottfried Eichhorn einen rüstigen Vertreter, der auch für die Erscheinungen der neueren Geschichte einen so vorurtheilsfreien Blick, wie wenige seiner Zeitgenossen, bewahrte. Seine zahlreichen historischen Arbeiten hatten den ausgesprochenen Zweck, eine genauere Bekanntschaft mit den Thatsachen der Geschichte zu vermitteln und dem politischen Urtheil eine festere Grundlage zu geben. Denn eine Richtung auf das politische Leben hielt Eichhorn für durchaus nothwendig; „wohl dem Volke", schrieb er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenständen seiner öffentlichen Diskussion machen darf: sie sind die beiden Achsen, um welche sich das Wohl der ganzen Menschheit dreht, und nur das Volk, welches sich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, ist im wahren Sinne des Wortes frei." Ueber altdeutsche Sprache und Literatur las Georg Friedrich Benecke, welcher dies Studium zuerst zu einem Gegenstande akademischer Vorlesungen erhob. Besonders anregend und lehrreich waren die kunstgeschichtlichen Vorträge Fiorillo's, welcher als Aufseher der Kunstsammlungen seinen Zuhörern die Hauptwerke berühmter Maler durch Kupferstiche zu veranschaulichen und das Verständnis derselben durch gediegene Mittheilungen über die Technik der bildenden Künste zu vermitteln wusste. Auch Bouterweck war noch am Leben, und hatte sich nach mancherlei philosophischen Kämpfen vorherrschend auf das Gebiet der Aesthetik und allgemeinen Literatur zurückgezogen. Er entfaltete dort eine ersprießliche Thätigkeit, und suchte der Philosophie eifrig die Bedeutung zu vindicieren, welche ihr in dem empirischen Göttingen so hartnäckig bestritten ward. Er nannte jede Gelehr-

samkeit, welche nicht mit der Poesie, noch mit der Philosophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbarisch und illiberal. „Der Gelehrte, der nicht philosophieren mag", schrieb er in seinem trefflichen Aufsatze „Idee einer Literatur", „sammelt nur Garben für seine Scheuer. Er trägt Kenntnisse in sein Fach ein, das freilich seine abgesonderte Welt ist, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erst dadurch einen Werth erhält, dass auch Andere hinein greifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen." Durch solche Gesinnungen trat er freilich in scharfen Gegensatz zu den meisten seiner Kollegen, die sich wohl gar noch, wie Heeren, Etwas darauf zu Gute thaten, dass alle Spekulation ihnen fremd geblieben sei. Letzterer hatte um diese Zeit als Historiker durch seine pragmatische Methode der Geschichtschreibung und durch seine Forschungen über den Gang des Welthandels bei den Völkern des Alterthums europäischen Ruf erlangt, wiewohl es ihm an jeder philosophischen Behandlung des Stoffes und jeder Gründlichkeit der Kritik fehlte. So beruht namentlich seine Geschichte des europäischen Staatensystems auf einer Verkennung der wahren Grundlage des Staates; der parteilichste Franzosenhass und eine aristokratisch-reaktionäre Gesinnung verleiteten ihn, die Macht und die Interessen der Dynastien über die Macht und die Freiheit des Volkes zu setzen, und mit Recht sagt Gervinus in seinen historischen Briefen, dass die Nachwelt in Heeren's Schriften vergeblich einen Anhauch des Geistes suchen würde, der seine Zeit lebensvoll durchdrang. In den maßlosesten Schmähungen auf den Kaiser Napoleon und das Volk der Franzosen aber erging sich Professor Saalfeld, ein hochmüthiger Kompilator, der später in Wahnsinn endete. Ihn überragte bei Weitem Georg Sartorius, der aufs edelste von dem Berufe erfüllt war, die Wissenschaft mit dem Leben zu verbinden, und sich in schwerer Zeit einen unabhängigen Sinn zu bewahren wusste. Nachdem er durch Goethe's Vermittlung im Auftrage des Herzogs von Weimar den Wiener Kongress besucht, sich dort aber bald von der Hoffnungslosigkeit seiner Erwartungen für eine freiheitliche Neugestaltung Deuschlands überzeugt hatte, wirkte er durch Rede und Schrift unermüdlich gegen die Vorkämpfer der Restauration und gegen die brutalen Grundsätze der

Haller'schen Staatstheorie. Seine Forschungen über die Geschichte des Hansabundes sind von bleibendem Werthe, und seine Flugschrift „Ueber die Gefahren, welche Deutschland drohen", war eine mannhafte, des Nachfolgers von Schlözer und Spittler würdige That. Er veröffentlichte diese Broschüre 1820, als die politische Verfolgungssucht und Demagogenriecherei die kopflosesten Maßregeln heran beschwor, und allmählich die geistige Freiheit in Fesseln geschlagen ward. Es lässt sich begreifen, dass ein Mann, welcher zu solcher Zeit den Muth besaß, auf die Erfüllung der dem Volke in § 13 der Bundesakte gegebenen Verheißung landständischer Verfassungen zu dringen und zu erklären, dass sich die Pressfreiheit auch in Deutschland nicht dauernd werde versagen lassen, einen erfreulichen Einfluss auf die studierende Jugend übte. H. Heine stellt ihm (Bd. I., S. 117) das ehrende Zeugnis aus, dass Sartorius ihm schon bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen, wo er sich aufs freundlichste seiner annahm, „eine innige Liebe für das Studium der Geschichte einflößte, ihn späterhin in dem Eifer für dasselbe bestärkte, und dadurch seinen Geist auf ruhigere Bahnen führte, seinem Lebensmuthe heilsamere Richtungen anwies, und ihm überhaupt jene historischen Tröstungen bereitete, ohne welche er die qualvollen Erscheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde." Er nennt ihn „einen großen Geschichtsforscher und Menschen, dessen Auge ein klarer Stern ist in unsrer dunklen Zeit, und dessen gastliches Herz offen steht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Besorgnisse des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter."

Wir verweilten etwas länger bei der Geschichte und dem damaligen Zustande der Göttinger Universität, weil nur durch Berücksichtigung dieser Verhältnisse der Spott, mit welchem H. Heine einige Jahre nachher den „engen, trocknen Notizenstolz" und die todte, selbstzufriedene Gelehrsamkeit der Georgia Augusta angriff, die rechte Beleuchtung erhält. Den jungen vorurtheilslosen Poeten, den Sohn eines neuen Geschlechtes, blendete nicht der matte Abglanz des Ruhmes einer vergangenen Zeit, und erkältend berührte ihn die selbstsüchtige Abwendung der Wissenschaft von den lebendigen Ideen der Gegenwart. Er sah, wie, mit wenigen Aus-

nahmen, die alten Professoren in der allgemeinen Bewegung der Geister stehen blieben, „unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Aegyptens — nur daß in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen war"; er hörte die Jungen piepsen wie die Alten pfiffen, und er hätte gleich die Worte als Stadt-Motto aufs Thor schreiben mögen, die auf der Straße ein Schulknabe zum andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wusste er nicht mal, wie der Genitiv von mensa heißt". Mit treffendem Witz und gerechter Schärfe charakterisiert Heine diese starre, der Wissenschaft jede Flüssigkeit raubende Buch- und Wortgelehrsamkeit in den „Reisebildern", wenn er von dem Professor erzählt, der von einem schönen Garten träumt, „auf dessen Beeten lauter weiße mit Citaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt und mühsam in ein neues Beet verpflanzt", — vor Allem aber in den Spukgebilden des Traumes, welcher den Dichter auf der Harzreise wieder nach Göttingen, und zwar nach der dortigen Bibliothek, zurückversetzt (Bd. I., S. 14 ff.).

Mochte Harry Heine in Bonn durch den regen Verkehr mit poetisierenden Freunden und durch das heiter gesellige Leben der dortigen Universitätsjugend vielfach von seinem juristischen Studium abgezogen worden sein, so sollte er diese erfrischenden Anregungen zu geistiger Thätigkeit in Göttingen desto empfindlicher vermissen. Während das lehrende Element sich in engherzigster Beschränkung auf seinen amtlichen Wirkungskreis von allen großen Interessen der Zeit ferne hielt, fehlte dem lernenden Elemente, obschon die Zahl der Studierenden in Göttingen damals an 1300 betrug, jeder ideelle Zusammenhang. Seit je hatte hier eine schroffe Scheidung der Adligen, besonders der hochmüthigen hannövrischen Junker, und der Bürgerlichen geherrscht, und der exklusive Korpsgeist der Landsmannschaften wucherte hier in ungemilderter Roheit zu einer Zeit, wo auf den meisten übrigen Universitäten der erwachende politische Gemeinsinn und die enthusiastischen Bestrebungen der Burschenschaft einen freien, lebhaften Verkehr unter den akademischen Jünglingen herbeiführten. Heine sucht den Grund jenes eitlen hannövrischen Adelsstolzes zumeist in der schlechten

Erziehung, die der jungen Noblesse des Landes zu Theil werde: „Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen, und sprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal Dergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentisches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist." Der Einfluss dieser impertinenten Herrchen trug nicht Wenig dazu bei, den Landsmannschaften ihre abgesonderte Stellung und die renommistische Duelliersucht zu bewahren, welche keinen allgemeinen, freundlich zwanglosen Verkehr unter der akademischen Jugend aufkommen ließ. Die „Harzreise" giebt eine köstliche Schilderung dieses rauflustigen Treibens und der dünkelvollen Universitätsstadt, die sich, wie es an einer andern Stelle (Bd. II., S. 202) heißt, das deutsche Bologna zu nennen pflegt, obschon „beide Universitäten sich durch den einfachen Umstand unterscheiden, dass in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind."

Heine, dem ein scharfes Auge für die Wahrnehmung der Lächerlichkeit solcher Zustände gegeben war, bereut daher bald seinen Fortgang von Bonn, und schon am 29. Oktober bekennt er offen in einem Briefe an seine westfälischen Freunde (Bd. XIX., S. 4), dass er sich in Göttingen furchtbar ennuyiere: „Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muss hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beul's zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augusta's." In demselben Briefe und in einem Schreiben an Friedrich v. Beughem vom 9. November 1820 beklagt er sich, dass Hofrath Benecke der Einzige sei, welcher über altdeutsche Literatur lese, und — horribile dictu — nur neun Zuhörer habe. „Denk dir, Fritz, unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind

nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geistigen Reliquien ihrer Väter Interesse haben. O Deutschland! Land der Eichen und des Stumpfsinns!" Zu der geringen Zahl Göttinger Studenten, welche sich, außer Heine, damals für die ältere deutsche Literatur interessierten, gehörten, neben einem gewissen Wimmer, die Münsteraner J. Funcke und Benedikt Waldeck, die schon seit dem vorigen Jahre dort verweilten. Beide beschäftigten sich um jene Zeit vielfach mit poetischen Versuchen, — und, wenn wir dem Urtheil Heine's, der viel mit ihnen zusammen kam, glauben dürfen, nicht ganz ohne Glück. „Viel Vergnügen hat mir die Bekanntschaft deines Freundes Funcke gemacht", schreibt er an Steinmann im Frühling 1821 (Bd. XIX., S. 18). „Er ist ein herzlich guter Junge. In seinen Gedichten spielen zwar die alten heidnischen Götter die Hauptrolle, und die schöne Daphnis ist seine Heldin; doch haben seine Gedichte etwas Klares, Reines, Bestimmtes, Heiteres. Er hat mit sichtbarem Vortheil seinen Goethe gelesen, und weiß ziemlich gut, was schön ist. Sein Hauskamisol Waldeck ist ein sehr guter Poet und wird mal Viel leisten. Ich habe durch Wort und Beispiel Beide tüchtig angespornt, habe Denselben meine Ansichten über Poesie faßlich entwickelt, und glaube, daß wenigstens bei Letzterm dieser Same wuchern und gute Früchte tragen wird." Diese Prophezeiung hat sich allerdings schlecht bewährt — Waldeck, der sich von Heine damals in die altdeutsche Literatur einführen ließ und sogar eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in Ottaverime begann, hat als unbeugsamer Kämpfer des Rechts und der Freiheit seine Lorbern auf ganz anderem als poetischem Felde geerntet, und die wenigen Proben seines dichterischen Talentes, welche ohne sein Zuthun in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, lassen kaum bedauern, daß er der belletristischen Laufbahn so rasch und vollständig entsagte. Ueberhaupt drängt sich uns die Bemerkung auf, daß Heine, der zu jener Zeit in seinen Briefen und kritischen Abhandlungen mit den ihm vorgelegten poetischen Versuchen seiner Freunde im Einzelnen streng ins Gericht ging, doch im Allgemeinen sich über den Umfang und die Tragweite ihres Talentes gewöhnlich täuschte. Er verweist freilich seinem Freunde Rousseau „das Dichten, ohne dabei zu denken" und „das Follenische Kraft-

worterisieren“, er vergleicht Dessen Sonette mit „Walderdbeeren, die überall herumranken und Wurzel schlagen, und daher viel' unbedeutende Schößlinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringen“; gelegentlich spottet er sogar: „Rousseau hat bisher mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte“ — aber trotzdem nennt er ihn einen „tüchtigen Poeten“, der „den Lorber verdiene“, und kann „sich nicht satt ergötzen an den Schönheiten“ seines Panegyrikus auf das Nibelungenlied! Ebenso räth er dem kaninchenhaft drauflos producierenden Steinmann, dessen „poetische Bilder wie Pharao's magere Kühe aussehn“, „das kritische Amputiermesser nicht zu schonen, wenn's auch das liebste Kind sei, das etwa ein Buckelchen oder ein Kröpfchen mit zur Welt gebracht“, und „das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken“ aus seinen Dramen zu verbannen — aber er hat die übersandten Proben doch „mit herzlichem Wohlbehagen gelesen und abermals gelesen“, und das Meiste von den poetischen Arbeiten des seichten Gesellen hat ihn „auf ungewöhnliche Weise angesprochen“ [33]). Das formlos undramatische Trauerspiel „Tasso's Tod“ von Wilhelm Smets hat ihn „beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt“, daſs es ihm „schwer ankömmt, dasselbe mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anordnungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen“ — dennoch verschwendet er an dies unbedeutende Machwerk eine bogenlange Recension (Bd. XIII., S. 204 ff.), findet die zwischen Nüchternheit und Schwulst umhertaumelnde Diktion des Verfassers „schön und herrlich“, und entschuldigt den Mangel an Einheit der Handlung und die lyrische Verschwommenheit der Charaktere mit der „Einheit des Gefühls“ und der religiösen Schwärmerei, die „mit leiser Hand den Himmelsvorhang lüftet und uns in das Reich des Ueberirdischen hineinlauschen läſſt.“ Auch die verschollenen Poeten des von Raſsmann herausgegebenen „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs“ werden sehr glimpflich behandelt, und wenn ja hin und wieder mal die Katzenkralle in

einem witzigen Tadel hervorguckt, so zieht sie sich sofort wieder ein, um den Gekratzten mit artigem Sammetpfötchen zu streicheln. In allen Beurtheilungen fremder Dichterwerke verräth Heine während seines Göttinger Aufenthaltes und im nächstfolgenden Jahre eine auffallende Ueberschätzung ihres poetischen Werthes und der Leistungsfähigkeit ihrer Verfasser. Er verwechselt, nach Art der Romantiker, deren Theorien zu dieser Zeit noch einen mächtigen Einfluss auf ihn übten, die poetisch gehobene Stimmung des Jünglingsalters mit dem dichterischen Talente, und steht oftmals fast in dem Wahne, „die Poesie sei nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft". Erst später [34]) gelangt er zur Einsicht, wie irrthümlich der Glaube vieler Jünglinge sei, „die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt."

Obschon Harry hauptsächlich des „Ochsens" halber nach Göttingen gegangen war, scheint er doch auch dort geringen Fleiß auf seine juristischen Studien verwandt zu haben. Wenigstens führt das am 16. April 1825 an Professor Hugo gerichtete Schreiben, in welchem er ein Verzeichnis der während seiner Universitätsjahre gehörten Vorlesungen giebt, für das Wintersemester 1820—21 kein einziges juridisches Kolleg auf, und erwähnt nur des Besuches der Vorträge von Benecke und Sartorius, welche Beide, zumal Letzterer, ihn ihrer besonderen Gunst würdigten. Deutsche Geschichte und Literatur waren also auch hier die Fächer, denen er mit besonderer Vorliebe treu blieb.

Von poetischen Arbeiten wurde der „Almansor" im Laufe des Winters nahezu beendet, und die ernste Beschäftigung mit dieser Tragödie, in die Heine, wie er seinen westfälischen Freunden schrieb, „sein eigenes Selbst hinein geworfen, mitsammt seinen Paradoxen, seiner Weisheit, seiner Liebe, seinem Hasse und seiner ganzen Verrücktheit", ließ ihn einigermaßen die anregungslose Sterilität des Göttinger Universitätslebens verschmerzen. Angewidert gleichsehr von dem Gelehrtendünkel der Professoren wie von den Roheiten des studentischen Treibens, zog er sich, außer dem gelegentlichen Verkehr mit seinen Kommilitonen H. Straube, Waldeck, Funcke und wenigen Anderen, unter welchen A. Meyer

(gegenwärtig Justizrath a. D. in Hannover) zu nennen ist, oder mit dem literarisch hochgebildeten Sartorius, der, wie einst zu Bürger und A. W. Schlegel, jetzt zu Goethe in freundschaftlicher Beziehung stand, auf sich selbst zurück. Sartorius erkannte schon frühe das hervorragende Talent des jungen Poeten, der sich in Göttingen so unbehaglich fühlte, und erfreute sich an dem Witz seiner Unterhaltung und an der leidenschaftlichen Gluth seiner Verse. „Indessen, man wird Sie nicht lieben", sagte er prophetischen Tones. Von weiblichem Umgange gänzlich abgeschlossen, schaffte sich Heine, wie er in „den Briefen aus Berlin" scherzt, als Gefährtin seiner Einsamkeit wenigstens eine Katze an, und versenkte sich ausschließlich in seine Tragödie, an der er mit aller Kraftanstrengung arbeitete.

Aus diesem dichterischen Stillleben sollte ihn jedoch unversehens die Berührung mit eben jenen rüden Elementen des Göttinger Studentenlebens herausreißen, von denen er sich so geflissentlich fernzuhalten gesucht. Da der Vorfall, welcher ihn die Universität zu verlassen zwang, ein eigenthümliches Licht auf die studentischen Sitten und auf das Verhältnis der akademischen Behörden zu den Ehrenhändeln der ihrer Justiz untergebenen Jünglinge wirft, wollen wir über das an sich unbedeutende Ereignis etwas ausführlicher, als sonst der Mühe verlohnte, berichten. [35])

Während seines Aufenthaltes in Göttingen aß Heine mit mehren anderen Studenten bei Michaelis im „Englischen Hofe" zu Mittag. Als dort eines Tages bei Tische das Gespräch auf die Verrufserklärungen einer Verbindung gegen andere kam, sprach sich Heine in starken Ausdrücken gegen diese Unsitte aus, und bezog sich dabei auf einen im Heidelberger Studentenleben unlängst vorgekommenen Fall. Der Student Wilhelm Wiebel aus Eutin bestritt die Wahrheit der von Heine angeführten Thatsache und verwies ihm in beleidigender Art, daß er sich ein Urtheil über dieselbe anmaße, da er nicht in Heidelberg gewesen sei. In Folge Dessen ließ Heine am 2. December Wiebel durch den Studiosus Johann Adam Vallender aus Rheinpreußen auf Pistolen fordern. Wiebel nahm durch seinen Kartellträger, den Grafen Ernst Ranzau aus Holstein, die Forderung an, und bestimmte Münden als Ort

des Duells. Noch am selben Tage kam die Sache jedoch dem Prorektor, Professor Tychsen, zu Ohren. Dieser ließ beiden Kontrahenten Stubenarrest auferlegen, und beschied sie auf den folgenden Tag vor sich. Er bewog Wiebel, bei Tische erklären zu wollen, daß er die beleidigende Aeußerung gegen Heine in der Hitze ausgestoßen habe und dieselbe zurücknehme, womit Heine zufrieden war. Wiebel sagte indeß Mittags nur, daß er die gegen Heine vorgebrachte Bemerkung zurückzunehmen vom Prorektor veranlasst worden sei, und erwiderte, als Heine auf den Zusatz: „in der Hitze gesprochen" drang, daß er eine solche Erklärung nicht abgeben könne, da er die bewusste Aeußerung mit ruhiger Ueberlegung gethan habe. Folgenden Tages ward Beiden, unter Androhung der Relegation, von der Gerichtsdeputation strengstens geboten, Ruhe zu halten. Am 8. December nochmals vor die Gerichtsdeputation geladen, erklärte Wiebel, die Worte in der Hitze gesprochen zu haben, — Heine, nun völlig zufrieden gestellt, — Beide, mit einander versöhnt zu sein. Die Sache blieb aber nicht hiebei beruhen. Es erhoben sich später Zweifel, ob das Duell als ein durch Versöhnung der Gegner beseitigtes oder durch den äußeren Umstand eines gerichtlichen Einschreitens verhindertes zu betrachten sei, und das königliche Universitäts-Kuratorium wurde um eine „authentische Erklärung" hierüber ersucht. Man weiß nicht: soll man sich mehr über die kindliche Naivetät einer solchen Anfrage, oder mehr darüber wundern, daß eine königliche Universitätsbehörde alles Ernstes auf die Beantwortung einging? Die Entscheidung fiel dahin aus, daß im vorliegenden Falle das Duell allerdings nur als ein durch äußere Umstände verhindertes angesehen werden könne, und die häßliche Geschichte fand damit ihr Ende, daß am 23. Januar 1821 Harry Heine mit dem Consilium abeundi auf ein halbes Jahr, Wallender und Graf Ranzau Jeder mit acht Tagen Karcer belegt wurden. Die Bestrafung Wiebel's ward ausgesetzt, da inzwischen neue Untersuchungen gegen ihn anhängig gemacht waren.

Wir bezweifeln, daß Harry die gezwungene Abkürzung seines Aufenthaltes in Göttingen sonderlich bedauerte. Nichts fesselte ihn dort, außer der eigenen Laune oder dem Willen seiner Verwandten, von denen er jetzt auch die Weisung erwartete, nach

welcher Universität er sich zur Fortsetzung seiner Studien begeben solle. Bis zum Eintreffen dieser Entscheidung und der nöthigen Geldmittel verschaffte ihm der Vorwand einer Krankheit, die seine sofortige Abreise verhindere, die Erlaubnis der akademischen Behörde, noch einige Tage in Göttingen zu verweilen. Die Tage verlängerten sich zu Wochen. Im Einklange mit seinen Wünschen, wurde ihm endlich von Hause die Universität Berlin bestimmt, und die letzten Tage des Februarmonats fanden ihn auf der Reise nach der preußischen Hauptstadt.

Sechstes Kapitel.

In der Residenz.

Das Schicksal hätte der geistigen Entwicklung H. Heine's nicht leicht eine größere Gunst erweisen können, als indem es ihn von Göttingen nach Berlin verschlug. Aus der Rumpelkammer todter Gelehrsamkeit trat er an den Herd der weltbewegenden philosophischen Gedanken des Jahrhunderts, — aus den engherzig abgeschlossenen studentischen Kreisen und der Isolierzelle des Poetenstübchens in das gesellige Leben der Residenz und den Verkehr mit der Elite der Geister, — aus den phantastischen Nebelträumen der Romantik mitten in die bunt erglänzende Tageshelle der Wirklichkeit.

Freilich war das Berlin der zwanziger Jahre sehr verschieden von der heutigen Metropole des deutschen Lebens. In der Politik namentlich wehte ein scharfer, eisiger Wind der Reaktion, der die Hoffnungen des Volkes auf eine freiere, verfassungsmäßige Gestaltung des Staatsorganismus jählings dahinwelken machte; die Alten schwiegen verzweiflungsvoll, und der beherzteren Jugend, die es nicht fassen konnte, daß das Blut der Freiheitskriege umsonst sollte geflossen sein, schloß der Knebel der Demagogenverfolgungen den vorlauten Mund. Obschon in Berlin von jeher ein geringes Zusammenleben der Studierenden stattfand, weil der Student sich dort, ungleich seiner Bedeutung in kleineren Universitätsstädten, unter der Menge einflußreicher Hof- und Staatsbeamten und hervorragender Persönlichkeiten des öffentlichen

Lebens wie die Welle im Ocean verliert, musste doch Heine bald nach seiner Ankunft erleben, dass auch hier die Landsmannschaften sammt der „Arminia", die aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, aufgehoben, und mehr als dreißig junge Leute wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen relegiert wurden. Wir wissen, dass er kein besonderer Freund des exklusiven Studententhumes war und dasselbe später in der „Harzreise" aufs köstlichste persiffliert hat, aber auch ihn empörte die politische Verfolgungssucht, welche die unschuldigsten Anlässe zum Grund harter Bestrafungen machte. „Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen", schreibt er in den „Briefen aus Berlin", sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, dass jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und dass sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist". Besonders strenge verfuhr man gegen die Polen, deren im Sommer 1822 an siebzig in Berlin studierten. Ein großer Theil Derselben wurde auf den vagen Verdacht demagogischer Umtriebe gegen die russische Regierung verhaftet und ins Gefängnis geworfen; die meisten entzogen sich der Gefahr einer willkürlichen Untersuchung durch schleunige Abreise auf Nimmerwiederkehr, und kaum ein halbes Dutzend von ihnen verblieb in der ungastlichen Residenz. — Presse und Buchhandel wurden aufs lästigste durch Polizeimaßregeln chikaniert; die Leihbibliotheken mussten ihre Kataloge einliefern, und alle politisch anstößigen Schriften wurden daraus entfernt. Selbst Unterhaltungsblätter, wie der gesinnungslos zahme „Gesellschafter", mussten sich's gefallen lassen, die Aufsätze ihrer Mitarbeiter durch Censurstriche zerfetzt und verstümmelt zu sehn; manche Censoren hatten gar die Unverschämtheit, zu verlangen, dass die Spur ihres Rothstifts dem Publikum unsichtbar gemacht werde. Da führte denn oftmals die Noth zu erfinderischen Einfällen. Der Redakteur eines Blattes, das besonders häufig mit solcher Tyrannei zu kämpfen hatte, ließ eine alte, abgedroschene Anekdote, die, eben weil sie alt und abgedroschen

war, längst das Imprimatur erhalten hatte, in alle die Stellen einschieben, wo die Censur ein Loch gemacht, so dass jene Anekdote hundertmal wiederkehrte und dem Leser die Censurlücken ersetzte. Was blieb am Ende auch übrig, als ein kleinlicher Kampf gegen kleinliche Maßregeln! Selbst der Verlag auswärtiger Buchhändler wurde zuweilen in Preußen erst der Censur unterworfen, ehe der Verkauf ihrer Bücher gestattet ward, und Brockhaus in Leipzig bemühte sich lange vergeblich bei der preußischen Regierung, die Aufhebung einer solchen Maßregel zu erwirken, die wegen einer misslíebigen Publikation über ihn verhängt war. Angeberei und Spionage florierten — während E. T. A. Hoffmann auf dem Sterbebette lag, wurde sein noch nicht ausgegebener, harmloser Roman „Meister Floh" auf Requisition des preußischen Gesandten in Frankfurt bei dem dortigen Verleger Willmans mit Beschlag belegt, und der kranke Verfasser hatte die peinlichsten Verhöre zu bestehen, weil irgend ein gespenstersehender Narr in der Figur des Studenten Georg Pepusch und in seinem Liebesverhältnisse zu der schönen Dörtje Elverdink, die den ängstlich martialischen Titelhelden verfolgt, hochverrätherische Anspielungen auf die Kommission witterte, welche mit Untersuchung der demagogischen Umtriebe betraut war.

Was konnte natürlicher sein, als dass unter so lastendem Drucke die Politik fast gar keine Stelle in den Tagesblättern einnahm, deren Spalten sich mit dem seichtesten Literatur- und Theatergeschwätz füllten? Man erhält ein Bild dieser politisch unfreien Zeit und der geistigen Versumpftheit in den tonangebenden Schichten der Gesellschaft, wenn man einen Jahrgang der Dresdener „Abendzeitung" aus dem Anfang der zwanziger Jahre durchblättert und sich erinnert, dass dies Journal und die lüstern sentimentalen Romane Clauren's damals den Geschmack des Publikums beherrschten. Das Volk hatte ja keinen Theil am öffentlichen Leben, sein Geschick wurde immer noch ohne sein Zuthun auf Kongressen und Konferenzen der Fürsten verhandelt, die sich kein Gewissen daraus machten, ihre Unterthanen ungefragt zu verkaufen und zu vertauschen, oder sich gegenseitig die Hand dazu boten, jede freie Regung durch die Polizeigewalt des deutschen Bundes zu unterdrücken. „Dieser Seelenschacher im

Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit", sagt Heine bei Vergleichung dieser Zustände mit denen der Nachbarvölker (Bd. I., S. 179 ff.), „lässt keinen stolzen Sinn, und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen, unsere schönsten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schalk und setzt uns die Schellenkappe aufs Haupt. Eben die Literaturen unserer Nachbarn jenseits des Rheins und des Kanals muss man mit unserer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungslose unseres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle lese, und in jeder Zeile das englische Volk mit seiner Nationalität erblicke, mit seinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Assisen, Parlamentsdebatten u. s. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutsches Blatt zur Hand, und suche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literarische Fraubasereien und Theatergeklätsche. Und doch ist es nicht anders zu erwarten. Ist in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, so sucht es dennoch Gegenstände für gemeinsame Besprechung, und dazu dienen ihm in Deutschland seine Schriftsteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Messe. Statt Boxen haben wir Mystiker und Rationalisten, die sich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, sich einander den guten Namen zerreißen, während die Philister freudig ausrufen: Sieh, Das ist ein Haupthahn! Dem dort schwillt der Kamm! Der hat einen scharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muss seine Federn erst ausschreiben, man muss es anspornen u. s. w. In solcher Art haben wir auch unsere öffentlichen Assisen, und Das sind die löschpapiernen sächsischen Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von seines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundsätzen eines literarischen Kriminalrechts, das der Abschreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch bestraft. Zeigt der Verfasser etwas Geist, so ist das Verbrechen qualificiert.

Kann er aber sein Geistesalibi beweisen, so wird die Strafe gemildert. Wir haben gewissermaßen auch unsere Parlaments-debatten, und damit meine ich unsere Theaterkritiken; wie denn unser Schauspiel selbst gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen französischen Unflaths, den unser Publikum, selbst wenn man ihm am selben Abend ein Raupach'sches Lustspiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn sie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, sich gleich mit dem besten Appetit auf einen Quark setzt und ihre Mahlzeit damit beschließt. Unser Oberhaus, die Tragödie, zeigt sich in höherem Glanze. Ich meine hinsichtlich der Koulissen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Mensch nicht bringen, und das römische Reich ging unter, und bei dieser Gelegenheit auch das römische Theater." Mit gerechtem Nachdruck betont Heine bei einer späteren Gelegenheit (Bd. VI., S. 136 ff.), daß, durch die gleiche Misère unseres öffentlichen Lebens veranlaßt, auch Tieck und die übrigen romantischen Dichter in ihren satirischen Dramen sich jeder höheren Weltanschauung enthielten; „über die zwei wichtigsten Verhältnisse des Menschen, das politische und das religiöse, schwiegen sie mit großer Bescheidenheit; zum Hauptgegenstand ihrer dramatischen Satire wählten sie das Theater selbst, und sie satirisierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unserer Bühne. Aber man muß auch den politisch unfreien Zustand Deutschlands berücksichtigen. Unsere Witzlinge müssen sich in Betreff wirklicher Fürsten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für diese Beschränkung wollen sie daher an den Theaterkönigen und Koulissenprinzen sich entschädigen. Wir, die wir fast gar keine räsonnierende politische Journale besaßen, waren immer desto gesegneter mit einer Unzahl ästhetischer Blätter, die Nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, so daß, wer unsere Blätter sah, beinahe glauben mußte, das ganze deutsche Volk bestände aus lauter schwatzenden Ammen und Theaterrecensenten. Für die Kunst wird jetzt in Deutschland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Museen

strahlen in sinnreicher Farbenlust, die Orchester rauschen, die Tänzerinnen springen ihre süßesten Entrechats, mit tausend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht die Theaterkritik. Justin erzählt in seinen Geschichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier gestillt hatte, wusste er den störrischen, freiheitsüchtigen Geist Derselben nur dadurch zu bezähmen, dass er ihnen befahl, schöne Künste und sonstige lustige Dinge zu treiben. Von lydischen Emeuten war seitdem nicht mehr die Rede, desto berühmter aber wurden lydische Restaurateure, Kuppler und Artisten."

Lustige Dinge trieb man in der That damals in der preußischen Hauptstadt. Berlin stand zu jener Zeit auf dem Höhepunkte seiner Opern- und Koncert-Schwärmerei. Von allen Einflüssen der romantischen Literatur hatte sich die nüchtern witzige Residenz ziemlich fern zu halten gewusst — Tieck fand niemals in seinen Berliner Landsleuten ein sonderlich dankbares Publikum, Arnim wurde kaum gelesen, Fouqué hatte zumeist nur Geltung in den aristokratischen Kreisen, höchstens an Hoffmann's dämonischen Phantasiestücken ergötzte und graulte sich die gebildete und ungebildete Lesewelt; dafür aber schwang die romantischste aller Künste, die Musik hier gebieterisch ihren Zauberstab, und vom Gendarmenmarkt bis zum entlegensten Thore führte ihr Taktstock vom Herbst bis zum Frühjahr ein unbestrittenes Regiment. Boucher, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiser Napoleon besaß und sich die sonderbaren Titel „Kosmopolit" und „Sokrates der Violinisten" gab, scharrte mit seinen Kunststücken auf der Geige dort ein enormes Geld zusammen, und nannte Berlin aus Dankbarkeit la capitale de la musique.

Vor Allem versetzte Henriette Sonntag die Residenz in ein Wonnemeer von Enthusiasmus, und von eingebornen Berlinern war es der junge Felix Mendelssohn, der im Frühling 1822 zum erstenmal in einem Koncerte öffentlich auftrat und allgemein als ein musikalisches Wunder, als ein zweiter Mozart bestaunt wurde. Goethe's Freund Zelter leitete damals die Koncerte der Singakademie, und wusste sich der Ansprüche auf Billette zu den starkbesuchten Aufführungen nur durch jene kaustische Derbheit zu erwehren, die Goethe als ein natürliches Resultat seines langjährigen Aufenthaltes in Berlin betrachtete. „Wie ich an Allem merke",

sagte er nach einem Besuche Zelter's zu Eckermann [36]), „lebt dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delikatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über Wasser zu halten."

Die Generalintendanz der königlichen Schauspiele leitete nach Iffland's Tode der feingebildete Kenner des Bühnenwesens Graf Karl Moritz von Brühl, der von dem edelsten Kunststreben beseelt war und, trotz vielfacher Anfeindungen und Kränkungen seitens einer boshaft nergelnden Kritik, das Berliner Hoftheater wenigstens für eine Reihe von Jahren auf der Höhe, die es unter seinem Vorgänger erreicht hatte, zu erhalten verstand. Als im dritten Jahre seiner Verwaltung das alte Schauspielhaus nach einer Probe von Schiller's „Räubern" am 28. Juni 1817 in Flammen aufgegangen war, erbaute Schinkel das geschmackvolle neue Theater, welches am 26. Mai 1821 mit einem von Goethe gedichteten Festprolog und der „Iphigenie auf Tauris" eröffnet ward. Der Zögling Goethe's, Pius Alexander Wolff, und Dessen gleichfalls in Weimar gebildete treffliche Gattin stellten die Hauptrollen dar. Beide waren schon im Jahre 1816 durch den Grafen Brühl dauernd der Berliner Hofbühne gewonnen worden. Neben Wolff glänzte vor Allen Ludwig Devrient, der 1815 als Franz Moor zum ersten Male vor dem Residenz-Publikum auftrat, und dasselbe durch seine geniale Charakteristik wie durch seinen angeborenen echt poetischen Humor fast in jeder von ihm gespielten Rolle zu stürmischer Bewunderung hinriß. Auch Heine folgte den Kunstleistungen Beider mit großem Interesse, und war oftmals in Zweifel, ob er dem keck originellen und dennoch niemals das künstlerische Maß überschreitenden Spiele Devrient's, oder der idealen, rein objektiven Auffassung Wolff's die Palme der höchsten Vollendung zusprechen solle. Denn „obgleich, von den verschiedensten Richtungen ausgehend, Jener die Natur, Dieser die Kunst als das Höchste erstrebte, begegneten sie sich doch Beide in der Poesie, und durch ganz entgegengesetzte Mittel erschütterten und entzückten sie die Herzen der Zuschauer" (Bd. III., S. 189). Devrient und Auguste Stich, die sich schon damals jene antike Schönheit der Stellungen und jene wohllautende Behandlung

der Sprache zu eigen gemacht hatte, welche sie als Madame Crelinger bis ins späteste Alter bewahrte, riefen die wahrhaft klassischen Darstellungen Shakspeare'scher Rollen hervor, welche der deutschen Schauspielkunst zu so hoher Ehre gereichten; Pius Alexander und Amalie Wolff aber machten die spanischen Dichter heimisch auf unserer Bühne. Neben Shakspeare und Calderon, Terenz und Moreto, pflegte indessen Graf Brühl fast noch eifriger das deutsche Drama, und nicht allein die Meisterwerke von Lessing, Schiller und Goethe wurden in würdigster Ausstattung und mit einer an Pedanterie streifenden Korrektheit des Kostüms [37]) vorgeführt, sondern auch die dichterischen Versuche der jüngeren Schriftsteller fanden liebevolle Berücksichtigung. Wenn dabei hin und wieder Mißgriffe vorkamen, wenn z. B. Raupachs's und Eduard Gehe's effekthaschende Tragödien oder Houwald's Rührstücke unbedenklich über die weltbedeutenden Bretter schritten, während Kleist's „Prinz von Homburg“ und Grillparzer's „Argonauten“ bei Seite gelegt wurden, so war doch der gute Wille des ausgezeichneten Mannes, der an der Spitze der königlichen Kunstanstalten stand, keinen Augenblick zu verkennen, und als Derselbe 1822 durch einen Bruch des Schlüsselbeins ernstlich erkrankte, sprach nicht bloß Heine (Bd. XIII., S. 46) die Besorgnis aus, daß, falls man ihn verlöre, solch ein Theaterintendant, der ein Enthusiast für deutsche Kunst und Art sei, nicht leicht wieder zu finden wäre. Graf Brühl that redlich das Seinige, durch häufige Vorführung klassischer Stücke und durch Begünstigung des Bessern auf dem Felde der neueren Bühnenliteratur den Kunstgeschmack des Publikums zu heben — aber er vermochte durch all' seine ernsten Bemühungen so wenig, wie Goethe vor ihm und Immermann in späteren Jahren, die dramatische Produktion seiner Zeit auf glücklichere Wege zu leiten. In der Tragödie herrschten noch lange die romantischen Schicksalsdramen, im Schauspiel die thränenreichen Effektstücke vor; und das Lustspiel begann in den zwanziger Jahren namentlich auf der königstädtischen Volksbühne in Berlin jene platt-frivole Richtung einzuschlagen, welche jedes ethischen Gehaltes entbehrt, und so Viel zum Verfall des deutschen Theaters beigetragen hat. Heine erkannte schon früh die sittliche Gefahr dieser Entwürdigung der Bühne; schon 1826 schrieb er

auf Norderney (Bd. I., S. 182 ff.) bei Gelegenheit eines Blickes auf die deutsche Literatur- und Theatermisère: „In der That, höre ich, wie in unsern Lustspielen die heiligsten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und so leichtfertig sicher abgeleiert werden, daſs man am Ende selbst gewöhnt wird, sie als die gleichgültigsten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die sentimentalen Freundschaftsbündnisse zu gemeinschaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuschung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' diese stereotypen Lustspielmotive heißen mögen, ach! so erfaſst mich inneres Grauen und bodenloser Jammer, und ich schaue ängstlichen Blickes nach den armen, unschuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiſs nicht ohne Erfolg, vordeklamiert wird. Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutschen Lustspiels, wie sie aus ehrlichen Herzen hervorgeseufzt werden, der kritische Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unsers Theaters ein mühsameres Geschäft haben, als Herkules im Stalle des Augias, da unser Theaterstall gereinigt werden soll, während die Ochsen noch darin sind; die Bestrebungen hochbegabter Männer, die ein romantisches Lustspiel begründen möchten, die trefflichste und treffendste Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel" — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathschläge, Versuche, Geißelhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber spricht, ist wahrhaft in den Wind geredet."

Nicht wenig jedoch trug zum Herabsinken der dramatischen Kunst andererseits die verschwenderische Ausstattung bei, welche man in der Restaurationsperiode auf das Ballett und die Oper verwandte. Tänzerinnen und Sängerinnen bezogen jetzt Honorare, deren Betrag bis dahin in den Annalen der Bühnenkunst unerhört gewesen war, und selbst der vielberühmte Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans" konnte an Pracht der Kostüme nicht mehr wetteifern mit dem Glanze, der bei den Vorstellungen Spontini'scher Opern entfaltet ward. Letzterer, der Ritter Spontini, war Anno 1820 als General-Musikdirektor von Paris nach Berlin berufen worden, und brachte seine exorbitanten Ansprüche auf einen sinneverblendenden Luxus der Dekorationen mit nach der preußischen Residenz. Anfangs witzelten die Berliner, wie Heine

(Bd. XIII., S. 63) erzählt, über die geräuschvolle Musik der „Olympia" und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieser Oper. Ein Spottvogel machte den Vorschlag, die Haltbarkeit der Mauern im neuen Schauspielhause durch den Pauken- und Posaunenschall dieses musikalischen Höllenlärms zu erproben; ein Anderer kam eben aus der brausenden „Olympia" und rief, als er auf der Straße den Zapfenstreich trommeln hörte, Athem schöpfend aus: „Endlich hört man doch sanfte Musik!" Und als am 27. Mai 1822 Spontini's neue, zur Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin komponierte Oper „Nurmahal, oder das Rosenfest von Kaschemir" aufgeführt wurde, sagte ein Witzling, um sein Urtheil über die Musik derselben befragt: „Das Beste dran ist, dass kein Kanonenschuss darin vorkömmt." Obschon Spontini, der Lieblingskomponist der prunkliebenden Restaurationszeit, besonders in den Hofcirkeln enthusiastische Anerkennung fand, verfeindete er sich durch seine Zurücksetzung der deutschen Musik und durch die maßlose Bevorzugung seiner eigenen Werke doch einen großen Theil des Berliner Publikums, der in seiner heroischen Musik ungerechterweise, wie Heine, „nur Pauken- und Trompetenspektakel, schallenden Bombast und gespreizte Unnatur" sah. Es bildete sich ,neben der spontinischen rasch eine antispontinische Partei, die an Macht und Ansehen wuchs, als Weber's „Freischütz" im neuen Theater zur Aufführung gelangte und sofort den entzücktesten Beifall fand. Wie einst der Streit der Gluckisten und Piccinisten ganz Paris aufregte, so entbrannte jetzt in Berlin ein leidenschaftlicher Kampf zwischen den Anhängern Weber's und Spontini's, und Heine schildert ergötzlich genug (Bd. XIII., S. 53 ff.), wie er von Morgens früh bis spät in die Nacht durch das Lied der Brautjungfern verfolgt ward. „Denken Sie jedoch nicht," fügt er begütigend hinzu, „dass die Melodie desselben wirklich schlecht sei. Im Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz" ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer,

zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen." Trotz dieser glänzenden Aufnahme des „Freischütz" und trotz des bescheidensten Auftretens [38]), gelang es Weber nicht, die gehoffte Anstellung bei der Berliner Oper zu finden — Spontini's hochfahrende Eitelkeit duldete neben sich keinen zweiten Komponisten, dessen Geist dem seinigen nicht huldigte, oder der gar mit ihm wetteiferte.

Der große Erfolg des „Freischütz" ermuthigte jedoch den Grafen Brühl, bald nachher die Aufführung zweier anderen deutschen Opern durchzusetzen. Die erste derselben, „Aucassin und Nicolette", interessierte das Publikum der Residenz namentlich wegen des Umstandes, daß sowohl der Komponist, Musikdirektor G. A. Schneider, wie der Textdichter, Geheimrath J. F. Koreff, stadtbekannte und beliebte Persönlichkeiten waren. Heine schrieb nach der ersten Aufführung, die am 26. Februar 1822 stattfand: „Wenigstens acht Tage lang hörte man von Nichts sprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier standen geniale Dilettanten und rissen die Musik herunter; dort stand ein Haufen schlechter Poeten und schulmeisterte den Text. Was mich betrifft, so amüsierte mich diese Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunstbegabte Dichter so lieblich und kindlich schlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontrast vom ernsten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die wunderlichsten Bilder in loser Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte sich in mir der Geist der blühenden Romantik." Den Dank für die Freude, welche ihm diese Märchenoper bereitete, sprach Heine gleichzeitig in einem Sonette (Bd. XV., S. 111 [281]) aus, das sich von ähnlichen konventionellen Gelegenheitsgedichten freilich durch keinen Funken von Geist unterscheidet, und das nur erwähnt werden mag, weil es ein Beispiel dafür giebt, wie leicht sein Urtheil sich damals noch durch die Sympathie für romantische Intentionen bestechen ließ. — Größere Anerkennung hätte die leider sehr kühl aufgenommene Oper „Dido" von Bernhard Klein verdient, ein im Gluck'schen Stile geschriebenes Werk, das reich an musikalischen Schönheiten ist und eine geniale Kraft verräth [39]). Der aus Köln gebürtige Komponist lebte seit 1819 in Berlin, wohin die

Regierung, auf sein bedeutendes Talent aufmerksam gemacht, den mittellosen Jüngling zur Förderung seiner Studien gesandt hatte. Hier ward er 1822 zum Lehrer des Gesanges bei der Universität und des Generalbasses und Kontrapunkts bei der Orgelschule ernannt. Nach dem geringen Erfolg seiner Oper widmete er sich bis zu seinem frühen Tode hauptsächlich der Kirchenmusik, und seine Kompositionen zeichnen sich sämmtlich durch erhabenen Schwung und eine an die größten Meister erinnernde Tiefe der Auffassung aus. Sowohl Bernhard wie sein jüngerer (zu Anfang des Jahres 1862 in Köln verstorbener) Bruder Joseph Klein, der als Liederkomponist gleichfalls zu schönen Hoffnungen berechtigte, verkehrten in Berlin vielfach mit Heine. Besonders Joseph war mit Letzterem innig befreundet und schuf ansprechende Melodien zu vielen seiner Lieder. Heine schrieb für ihn damals einen Operntext „Der Batavier", welchen Derselbe zu komponieren begann, aber später sammt der Komposition verlor [40]). In seinem musikalischen Nachlasse befindet sich u. A. eine noch ungedruckte Komposition der „Grenadiere", über welche Heine sich sehr beifällig äußerte, als ihm dieselbe im Jahre 1854 von einigen Mitgliedern des Kölner Männergesangvereins bei ihrer Anwesenheit in Paris vorgetragen ward.

Neben der blendenden Pracht dekorativer Ausstattung standen indeß der Berliner Oper auch die hervorragendsten Gesangskräfte zu Gebote. Anna Milder verfügte über eine Stimme von so wunderbarer Zaubergewalt, wie sie seit der Mara nicht wieder gehört worden war. Sie wurde die Hauptstütze der antiken klassischen Oper in Berlin; ihre Alceste, Armide und Iphigenie blieben unübertroffene Leistungen, und Spontini verdankte anderthalb Decennien hindurch hauptsächlich ihr seine großartigen Triumphe. Die ausgezeichnetsten Komponisten suchten für ihre Stimme zu arbeiten, und versagten sich andere Hilfsmittel, um ihr die Partien genehm zu machen; so schrieb Weigl die „Schweizerfamilie", Beethoven die „Leonore", Bernhard Klein seine „Dido" vorzüglich mit Berücksichtigung ihres Talentes. Eine noch höhere Stufe der dramatischen Gesangskunst erreichte unter Spontini's Leitung Josephine Schulze, deren Stimme freilich an Wohllaut und Reiz den natürlichen Mitteln der Milder etwas nachstand.

Mit einem feurigen Temperamente und glühender Begeisterung für die Kunst vereinigte sie die gediegenste Schule, und überwand mit unnachahmlicher Gewandtheit alle Schwierigkeiten der Koloraturen. Ihrem reinen und perlenden Triller wusste sie eine staunenswerthe Dauer zu geben, und ihre Stimme hatte in der Höhe wie in der Tiefe einen so seltenen Umfang, dass ihr die Königin der Nacht nicht schwerer als die Partie des Tankred ward. Neben den beiden Hauptsonnen glänzten als vielbewunderte Sterne am Opernhimmel Berlin's die schöne Karoline Seidler und die anmuthige Therese Eunike, während unter dem männlichen Personal Karl Adam Bader bis zum Auftreten Tichatscheck's den Ruhm des ersten Tenoristen in Deutschland und die volle Kraft und Frische seiner herrlichen Stimme bewahrte, die den Brustumfang zweier Oktaven besaß. Der Kunstenthusiasmus der Berliner wetteiferte in Huldigungen schwärmerischer Begeisterung für seine Lieblinge sowohl im Theater, wie im gesellschaftlichen Verkehr außerhalb der Bühne. Auch die fremden Gäste, welche damals die Residenz mit ihren Darstellungen erfreuten, wie der vielseitige Karl August Lebrun und die sonnig heitere Amalie Neumann, wurden nicht weniger gefeiert, als die einheimischen Schauspieler und Sänger. Ja, die letztgenannte Dame, welche mit dem reizend natürlichsten Spiel auf den Brettern die Vorzüge einer junonischen Gestalt, einer angeborenen Grazie und der feinsten Bildung verband, wurde, wie Heine (Bd. XIII., S. 110) erzählt, vom vielen Zuspruch ihrer Bewunderer so maßlos belästigt, dass ein kranker Herr, der neben ihr wohnte, endlich, um Ruhe vor all' den Menschen zu finden, die jeden Augenblick mit der Frage: „Wohnt Madame Neumann hier?" in sein Zimmer stürmten, die Notiz auf seine Thür schreiben ließ: „Hier wohnt Madame Neumann nicht." —

Dieser leidenschaftlichen Schwelgerei der Residenzbewohner in Koncert- und Theatergenüssen entsprach die prunkhafte Zerstreuungssucht des geselligen Lebens. Wie musste das bunte, geräuschvolle Treiben der vornehmen Welt, in die ihm hier zum ersten Male ein Blick vergönnt war, dem armen Studenten imponieren, der sich bisher nur im beschränkten Kreise seiner jüdischen Verwandten und im zwanglosen Verkehr einer Universitätsstadt

bewegt hatte! Erscheint es ihm doch sogar der Mühe werth, in einem Korrespondenzberichte aus der Hauptstadt zu erwähnen, daß die Fenster seines Logis mit rothseidenen Gardinen behangen seien! „Meine Wohnung," schreibt er [41]), „liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhotels, und ich habe deßhalb oft Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Beletagefenstern des Hotels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht." Für die gespreizte Hohlheit und innere Leere dieser aristokratischen Vergnügungen bewies übrigens Heine ein scharfes Auge. Man lese z. B. die treffende Charakteristik, welche er in den „Briefen aus Berlin" von dem glänzenden Flitterkram der Saison-Amüsements giebt: „Oper, Theater, Koncerte, Assembléen, Bälle, Thés (sowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten 2c., Das sind wohl unsre vorzüglichsten Abendunterhaltungen im Winter. Es ist hier ungemein viel geselliges Leben, aber es ist in lauter Fetzen zerrissen. Es ist ein Nebeneinander vieler kleinen Kreise, die sich immer mehr zusammen zu ziehen, als auszubreiten suchen. Man betrachte nur die verschiedenen Bälle hier; man sollte glauben, Berlin bestände aus lauter Innungen. Der Hof und die Minister, das diplomatische Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere 2c. 2c., Alle geben sie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreise gehöriges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assembléen eigentlich große Thés, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluß von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender

Sekonde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten steifen Hofkothurn.“ — Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball gab es schon zu jener Zeit in Berlin, nämlich die vom Grafen Brühl aufs geschmackvollste arrangierten Subskriptionsbälle im Koncertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehrten dieselben mit ihrer Gegenwart, und jeder anständigen Familie war für ein geringes Entrée die Theilnahme daran freigestellt. Am besten indeß sagten Heine, der, wie wir wissen, kein passionierter Tänzer war, die großartigen, an den bal de l'opéra in Paris erinnernden Redouten im Opernhause zu, deren tolle Lustigkeit er nicht genug zu rühmen weiß: „Wenn dergleichen gegeben werden, ist das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Diese brennenden Kreise sehen fast aus wie Sonnensysteme, die man in astronomischen Kompendien abgebildet findet, sie überraschen und verwirren das Auge des Hinaufschauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntscheckige, funkelnde Menschenmenge, die, fast die Musik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saal hin und her wogt. Jeder muß hier in einem Maskenanzug erscheinen, und Niemandem ist es erlaubt, unten im großen Tanzsaale die Maske vom Gesicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des ersten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedere Volksklasse bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all diese Herrlichkeit herabschauen. In der großen königlichen Loge sieht man den Hof, größtentheils unmaskiert; dann und wann steigen Glieder desselben in den Saal hinunter und mischen sich in die rauschende Maskenmenge. Diese besteht aus Menschen von allen Ständen. Schwer ist es hier zu unterscheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergesell ist; an der äußern Repräsentation würde Dieses wohl zu erkennen sein, nimmermehr an dem Anzuge. Fast alle Männer tragen hier nur einfache seidene Dominos und lange Klapphüte. Dieses läßt sich

leicht aus dem großstädtischen Egoismus erklären. Jeder will sich hier amüsieren und nicht als Charaktermaske Andern zum Amüsement dienen. Die Damen sind aus demselben Grunde ganz einfach maskiert, meistens als Fledermäuse. Eine Menge Femmes entretenues und Priesterinnen der ordinären Venus sieht man in dieser Gestalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüstert dort eine solche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," ist die Antwort. „Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauvesouris einem jungen Wüstling entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose," entgegnet der Bösewicht ganz laut, und die blamierte Dame verschwindet wie ein Wind. Aber was ist daran gelegen, wer unter der Maske steckt? Man will sich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menschen. Und Mensch ist man erst recht auf einem Maskenballe, wo die wächserne Larve unsre gewöhnliche Fleischlarve bedeckt, wo das schlichte Du die urgesellschaftliche Vertraulichkeit herstellt, wo ein alle Ansprüche verhüllender Domino die schönste Gleichheit hervorbringt, und wo die schönste Freiheit herrscht — Maskenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchst Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erschmettern, und liebliche Flöten- und Geigenstimmen lockend dazwischen tönen, dann stürze ich mich wie ein toller Schwimmer in die tosende, buntbeleuchtete Menschenfluth, und tanze, und renne, und scherze, und necke Jeden, und lache, und schwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich besonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm gesagt: „Morgen wollen wir uns schießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküssen." Die reinste Lustigkeit ist die Liebe, Gott ist die Liebe, Gott ist die reinste Lustigkeit. „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand und zog vor allen hübsch den Hut ab; und alle Menschen waren auch so höflich gegen mich. Nur ein deutscher Jüngling wurde grob, und schimpfte über mein Nachäffen des wälschen Babelthums, und donnerte im urteuto-

nischen Bierbaß: „Auf einer teutschen Mummerei soll der Teutsche Teutsch sprechen!“ O deutscher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte sündlich und läppisch in solchen Momenten; wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaßt, wo ich Russen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinsinken möchte an die Bruderbrust des gefesselten Afrikaners! Ich liebe Deutschland und die Deutschen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer ist, als die der Deutschen. Die Liebe giebt dem Menschen seinen Werth. Gottlob! ich bin also vierzigmal mehr werth, als Jene, die sich nicht aus dem Sumpfe der Nationalselbstsucht hervorwinden können, und die nur Deutschland und Deutsche lieben.“

Wir sehen aus diesen Schilderungen, daß Harry Heine, der am 4. April 1821, einige Wochen nach seiner Ankunft in Berlin, als Student auf der dortigen Universität immatrikuliert wurde, das beschaulich zurückgezogene Stillleben von Bonn und Göttingen in der Residenz nicht fortsetzte, sondern sich mit fiebernder Hast in den Strudel der gesellschaftlichen Zerstreuungen stürzte, die für ihn eine ganz neue Welt waren. In vollen Zügen sog er all die unbekannte Herrlichkeit ein, umherschweifend, kostend, genießend, und erst später das Geschaute kritisch überdenkend. Anfangs erschien ihm Alles überraschend und wunderbar: die Breite und Schönheit der Straßen, die Prachtgebäude der Linden, die Waarenausstellungen in den Schaufenstern der Kaufmannsmagazine, der rastlos auf und ab wogende Menschenstrom, die schlanken, kraftvollen Gestalten der Officiere, die Zauberkünste Bosko's, der Riese auf der Pfaueninsel, die Chinesen in der Behrenstraße, und die Possenreißer vorm Brandenburger Thore. Mit kindlichem Entzücken schwelgt er in den Süßigkeiten der Konditoreien und erzählt von den Zucker- und Dragéepuppen, die zur Weihnachtszeit dort ausgestellt sind, — von den schlagrahmgefüllten Baisers bei Josty, „wo die Enkel der Brennen im dumpfigen Lokal zusammengedrängt wie die Bücklinge sitzen und Krême schlürfen, und vor Wonne schnalzen, und die Finger lecken,“ — von Teichmann's gefüllten Bonbons, welche die besten Berlin's sind, während in den Kuchen zu viel Butter ist, —

von den schlechten und theuren Konfitüren bei Fuchs, dessen prachtvolle Spiegel und Blumen und seidne Gardinen man doch nicht essen kann — von Sala Tarone, von Stehely und Leboeufve, — vom Café Royal, wo er mit den Dichtern E. T. A. Hoffmann und G. A. von Maltitz, mit dem großen Philologen Friedrich August Wolf („dem Wolf, der den Homer zerrissen"), und mit dem berühmten Reisenden Kosmeli zu Mittag speist, — und von der goldnen Sonne über den Paradiesespforten zu Jagor's Restauration, „der Sonne, die leider nicht ohne Flecken, denn die Bedienung ist langsam, der Braten oft alt und zähe, aber der Wein, ach, der Wein lässt bedauern, dass der Gast nicht den Säckel des Fortunatus besitzt!"

Bald indessen regt sich der kritische Geist, dem das krittelnde Berlin vollauf Nahrung zu spöttischen Bemerkungen giebt. Vor Allem ist es die äußere Erscheinung der Stadt, die dem jungen, an den lachend heitern Rheinufern aufgewachsenen Poeten ein frostiges Unbehagen erweckt. Er findet, dass Berlin, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, doch einen etwas nüchternen Eindruck macht, und stimmt in die Worte der Frau von Staël ein: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie." „Berlin," sagt er später (Bd. II., S. 10 ff.) „ist gar keine Stadt, sondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo sich eine Menge Menschen, und zwar darunter viele Menschen von Geist, versammeln, denen der Ort ganz gleichgültig ist; Diese bilden das geistige Berlin. Der durchreisende Fremde sieht nur die langgestreckten, uniformen Häuser, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meistens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut sind, und keine Kunde geben von der Denkweise der Menge. Die Stadt enthält so wenig Alterthümlichkeit, und ist so neu; und doch ist dieses Neue schon so alt, so welk und abgestorben. Denn sie ist, wie gesagt, nicht aus der Gesinnung der Masse, sondern Einzelner entstanden. Der große Fritz ist wohl unter diesen Wenigen

der Vorzüglichste; was er vorfand, war nur feste Unterlage, erst von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre seit seinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, so bliebe sie ein historisches Denkmal von dem Geiste jenes prosaisch wundersamen Helden, der die raffinierte Geschmacklosigkeit und blühende Verstandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige seiner Zeit, recht deutsch-tapfer in sich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erscheint uns als ein solches Denkmal, durch seine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlassenen Schriftwerke des Philosophen von Sanssouci, es gehört zu Dessen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur steinerne Makulatur ist, so betrachten wir es doch mit ernstem Interesse und unterdrücken hie und da eine aufsteigende Lachlust, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem spanischen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daß der alte Fritz und sein spanisches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn sonst würde aus den alten aufgeklärten Fenstern der gesunden Vernunftstadt nicht so manch krankes Obskurantengesicht herausglotzen, und so manch dummes, abergläubisches Gebäude würde sich nicht unter die alten skeptisch philosophischen Häuser eingesiedelt haben."

Eben so geringe Macht, wie der Geist Friedrich's des Großen, übte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing, der einst mit Mylius, Nicolai und Mendelssohn von hier aus die Befreiung des deutschen Theaters und der gesammten deutschen Literatur aus den Fesseln französischer Einflüsse begonnen hatte. „Mich durchschauert's, wenn ich denke: auf dieser Stelle hat vielleicht Lessing gestanden!" rief Heine aus (Bd. XIII., S. 35), als er zuerst unter den Linden spazieren ging; aber vergebens forschte er in der leichtlebigen Stadt nach den Spuren des ernsten Mannes, welcher sich dreimal einen dauernden Aufenthalt dort zu gründen suchte und vielleicht oftmals den großen König vorüber reiten sah, der, mit Kriegsplänen und Staatsreformen beschäftigt, keinen Sinn hatte für den nicht minder bedeutungsvollen Umschwung der Literatur, dessen Leiter, von ihm ungekannt, in seiner Hauptstadt lebte. Voltaire's Haus auf der Taubenstraße hätte jeder Lohnlakai dem künftigen Erben

von Voltaire's Ruhm gezeigt — das Andenken Lessing's frischte nur etwa gelegentlich der Theaterzettel auf, wenn Lemm in der Rolle Nathan's des Weisen durch sein klassisches Spiel die Elite der Geister entzückte.

Freilich, was hätte auch Lessing's geharnischter Genius in jenen tristen Abendzeitungsjahren, wo auf dem deutschen Parnasse der romantische Spuk noch forttollte, wo die verlogene Empfindsamkeit der Clauren'schen Mimilis, der zum Anbeißen süßen Dingelchen und Mädchen, für unverfälschte Natur galt, und Musik und Tanz und lärmende Gelage den pfiffig brutalen Sieg der Restauration in Staat und Kirche verherrlichten — was hätte Lessing's stolzer Schatten für eine andere Mahnung in diesen frivolen Mummenschanz hineinrufen können, als das Mene tekel am Feste des Belsazar! Verzerrt und verschroben war die ganze literarische Geschmacksrichtung. Selbst die an sich gerechtfertigte Bewunderung für die historischen Romane Walter Scott's, welche damals in Berlin grassierte, trug einen lächerlich übertriebenen Anstrich, und nicht die gesunde Rückkehr auf den geschichtlich-nationalen Boden, welche später Willibald Alexis und Ludwig Tieck von diesen neuen Kunstschöpfungen lernten, verschaffte denselben eine so große Beliebtheit in Hütten und Palästen, sondern der geheime Zusammenhang mit der romantischen Anschauungsweise der Zeit, die reaktionäre Vorliebe des Verfassers für die mittelalterliche Feudalherrlichkeit, welche er in seinen Schilderungen heraufbeschwor. Bezeichnend genug erschienen die Gestalten der Walter Scott'schen Romane in der tanz- und verkleidungslustigen Residenz bald auch als Charaktermasken auf einem Balle. „Ich muß von den Werken Sir Walter Scott's sprechen," berichtet Heine seinen Lesern in der Provinz (Bd. XIII., S. 69 ff.), „weil ganz Berlin davon spricht, weil sie der „Jungfernkranz" der Lesewelt sind, weil man sie überall liest, bewundert, bekrittelt, herunterreißt, und wieder liest. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen liest Alles die Romane des großen Schotten; besonders unsre gefühlvollen Damen. Diese legen sich nieder mit „Waverley", stehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar besonders Furore

gemacht. Da hier sehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Englischen gesegnet sind, so muß sich der größte Theil unserer Lesewelt mit französischen und deutschen Uebersetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'schen Romane: „Der Pirat" sind vier Uebersetzungen auf einmal angekündigt. Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen Aeußerlichkeit erschienen. Von dieser Festlichkeit und diesen Bildern sprach man hier wieder acht Tage lang. Besonders trug man sich damit herum, daß der Sohn von Walter Scott, der sich just hier befindet, als schottischer Hochländer gekleidet und, ganz wie es das Kostüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hosen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei diesem glänzenden Feste paradierte. Dieser junge Mensch, ein englischer Husarenofficier, wird hier sehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm seines Vaters. Wo sind die Söhne unserer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hosen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehen? Wo sind unsere großen Dichter selbst? Still, still, Das ist eine partie honteuse."

Einen Dichter gab es jedoch, dem seit einem Vierteljahrhundert von einer stillen Gemeinde zu Berlin eine wandellose Verehrung gezollt wurde. Dieser Dichter war Goethe, diese stille Gemeinde war der Rahel'sche Umgangskreis. Rahel Levin, geboren im Juni 1771, hatte seit ihrer frühesten Jugend, in vertrautem Umgange mit David Veit und Wilhelm von Humboldt, das Studium der Goethe'schen Werke zu einer der Hauptaufgaben ihres gedankenernsten, poesievollen Lebens gemacht. Eine idealistische Natur, sympathisierend mit allem Großen und Schönen, produktiv und selbständig im Denken, aber zu philosophisch, um jemals auch nur zum Versuch eigenen poetischen Schaffens zu gelangen, fand sie in Goethe's Dichtungen Alles konkret und plastisch dargestellt, was sie in der Stille gedacht und empfunden, oder in blitzartig aufleuchtenden Gesprächsaperçus hingeworfen hatte. Um Goethe's Werke rankte sich, so zu sagen, ihre ganze Existenz, sie waren ihr der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Welt und des Lebens. Von Goethe gelobt worden, mit ihm

befreundet zu sein, ja nur mit ihm gesprochen zu haben, galt ihr als der beste Empfehlungsbrief, und es ist ein ernsthaft gemeinter Scherz, wenn Prinz Louis Ferdinand, nachdem ihn Goethe besucht hatte, der Freundin Rahel dies wichtige Ereignis mit den Worten melden ließ: „Jetzt bin ich ihr gewiss unter Brüdern dreitausend Thaler mehr werth.“ Rahel hatte in der That die Bedeutung Goethe's schon zu einer Zeit erkannt, als dieselbe von der seicht aufklärerischen Berliner Kritik noch vielfach bestritten ward, und ihr rastloser Eifer trug nicht Wenig dazu bei, unter den literarischen Größen der Hauptstadt, die sich in ihrem Gesellschaftscirkel versammelten, eine begeisterte Propaganda für das Verständnis und die richtige Werthschätzung der Dichtungen des Schwans von Weimar zu erwecken. In diesem Bestreben wurde sie durch ihren freisinnigen Gemahl Varnhagen von Ense, dessen „bejahendes Entgegenkommen“ Goethe mit Wohlgefallen aufnahm, kräftig unterstützt, und das lebhafte Interesse für Kunst und Literatur, welches in dem geistvollen Kreise genährt wurde, kam auch den jüngern Talenten zu Gute, die hier freundliche Aufmunterung und fördernde Anregung fanden. Mit Friedrich von Schlegel, Ludwig Tieck, Fouqué und den meisten andern hervorragenden Stimmführern der Romantik stand Rahel in fortgesetztem mündlichen oder brieflichen Verkehre, Schleiermacher, Fichte und Chamisso gehörten zu den regelmäßigen Besuchern ihres gastlichen Hauses, und als Heine im Frühling 1821 nach Berlin kam, wurde der Varnhagen'sche Salon die Hauptpflanzstätte seines Dichterruhms. „Die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele,“ — „die geistreichste Frau des Universums,“ wie Heine sie ein anderes Mal [42]) nennt — legte aber nicht allein für seine poetische Begabung, sondern auch für das reizbare, zwischen melancholischer Weichheit und bitterem Spott auf und ab schwankende Empfindungsleben ihres jungen Freundes das zarteste Verständnis und die wohlwollendste Sympathie an den Tag. Ihr Haus in der Französischen Straße No. 20 erschien ihm als sein wahres Vaterland [43]), und wie er sofort den vollen Werth ihres seltenen Geistes erkannte, so gestand er auch freudig, dass ihn Niemand so tief verstehe und kenne wie Rahel. „Als ich ihren Brief las,“ schreibt er einmal an Varnhagen, „war's mir, als wär' ich traumhaft

im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt . . . An Frau von Varnhagen brauche ich gar nicht zu schreiben, sie weiß Alles, was ich ihr sagen könnte, sie weiß, was ich fühle, sie weiß, was ich denke und nicht denke." Einmal bemerkt er, daß sogar seine Handschrift mit Frau von Varnhagen's Handschrift sehr große Aehnlichkeit bekomme, und fügt hinzu: „Im Grunde ist es auch Unnatur, wenn ich anders schreibe. Sind sich doch unsre Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — besonders meine ich hier Sterne, die so recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt sind." Und als er ihr von Hamburg aus die Lieder der „Heimkehr" widmete, sandte er ihr das Buch ohne weitere Erklärung, und schrieb später an Varnhagen: „Die Gründe meiner Dedikation hat sie, glaub' ich, besser errathen, als ich selbst. Mir schien es, als wollte ich dadurch aussprechen, daß ich Jemandem zugehöre. Ich lauf' so wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber Das sind immer Solche gewesen, die mir nicht sonderlich gefielen, und so lange Dergleichen der Fall ist, soll immer auf meinem Halsbande stehen: J'appartiens à Madame Varnhagen." Die Briefe Rahel's an Heine sind leider sämmtlich bei einer Feuersbrunst im Hause seiner Mutter verbrannt; in einem Schreiben der Ersteren an Friedrich von Gentz findet sich jedoch ein weiteres Zeugnis dieses anregenden Wechselverkehrs. Rahel hebt in dem vom 9. Oktober 1830 datierten Briefe besonders die große Gabe des Stils hervor, welche Heine besaß: „Mit Bedacht sage ich Gabe. Eine von dieser Art hatte Friedrich Schlegel (ohne seine Kunst und Gedanken); ich nannte Das immer ein Sieb im Ohr haben, welches nichts Schlechtes durchläßt. Außer Diesem hat Heine noch viele Gaben. Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie so Viele, und immer zu Viele; da er fein und absonderlich ist, verstand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andre nicht vernahmen; Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie Alle, gern, und ließ ihm Nichts durch, sah ich's vor dem Druck; doch Das geschah kaum; und ich tadelte dann scharf. Mit einem Male bekam ich sein fertiges, eingebundenes Buch von Hamburg,

wo er war, die Zuneigung an mich drin. Der Schlag war geschehen; und nur darin konnte ich mich fassen, dass ich schon damals wusste, dass alles Geistige vergeht, und sogar bald von Neuem der Art verschlungen wird, ja, das Meiste fast unbeachtet bleibt; thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat Nichts, als ihm schreiben: nun sähe ich es völlig ein, weſshalb man bei Fürstinnen erst die Erlaubnis erbittet, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen ꝛc. Wir blieben uns aber hold nach wie vor." — Mit den Gefühlen dankbarster Anhänglichkeit gedachte Heine sein ganzes Leben hindurch der liebevollen Aufnahme, die er im Varnhagen'schen Hause gefunden. In ein für Rahel bestimmtes Exemplar der „Tragödien" trug er die Erinnerungszeilen ein: „Ich reise nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergessenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repressalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorsagte: „Du willst Frau von Varnhagen vergessen!" es ginge doch nicht. Vergessen Sie mich nicht! Sie dürfen sich nicht mit einem schlechten Gedächtnisse entschuldigen, Ihr Geist hat einen Kontrakt geschlossen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die schönste und herrlichste aller Blumen im schönsten und herrlichsten aller Himmelsthäler wiederzusehen, so haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres sein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiss; haben Sie ja schon Anno 1822 und 1823 Aehnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürrischen, poetischen und unausstehlichen Menschen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiss in diesem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer frühern Konnaissanz verdanken muss." In gleichem Sinne schrieb er zwei Monate nachher, als er sich in Lüneburg von allem geistigen Verkehr abgeschnitten fühlte, dem um fünfzehn Jahr' älteren Freunde: „Es ist ganz natürlich, dass ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorschwebt, wie Sie Beide mir so viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürrischen, kranken Mann aufgeheitert, und gestärkt,

und gehobelt, und durch Rath und That unterstützt, und mit Makaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin so viel schon mystificiert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren.“ Und fast ein Decennium später, als er, nach Paris ausgewandert, im Sonnenglanze seines Ruhmes sich dennoch unbefriedigt fand, wiederholte er die ernste Versicherung: „Ich bedarf des Bewusstseins Ihrer und Frau von Varnhagen's Theilnahme jetzt noch eben so sehr wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich stehe jetzt ebenso einsam in der Welt wie damals. Nur dass ich jetzt noch mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Trost, aber doch kein genügender ist.“

Heine's poetische Leistungen mussten in dem Varnhagen'schen Kreise um so größere Anerkennung finden, als sich in ihnen, bei aller Verschiedenheit der Richtung, doch in formeller Beziehung eine gewisse Verwandtschaft mit der Goethe'schen Dichtweise aussprach. Die volksliedartige Einfachheit der Motive, die ungekünstelte Natürlichkeit der Sprache, die anschauliche Gegenständlichkeit der Darstellung und die sich ins Ohr schmeichelnde Sangbarkeit der Melodie erinnerten einen so feinfühlenden Stilkünstler, wie Varnhagen von Ense es war, in wohlthuendster Weise an die Zaubergewalt Goethe'scher Lieder. Auch Rahel schätzte diese vollendet künstlerische Beherrschung des Stoffes um so höher, als ihr selbst jede kunstvoll abgerundete Gestaltung ihres Denkens und Fühlens versagt war. Sie bekannte offen, wie Heine (Bd. XII., S. 9 u. 10) erzählt, dass sie so wenig „schreiben“ könne, wie Börne oder Jean Paul. „Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so zu sagen die Redaktion der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile, kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die fruchtbarsten Debatten führten. Rahel liebte vielleicht Börne um so mehr, da sie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen, — Bacchanten des Gedankens,

die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte sie dennoch die größte Bewunderung für jene besonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Fühlen, Denken und Anschauen, abgelöst von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichsam plastisch darzustellen wissen.“ Rahel und Varnhagen gaben sich nicht geringe Mühe, der Schar unbedingter Goethe-Verehrer, welche zu Berlin in den zwanziger Jahren einen an Götzendienst streifenden Kultus mit ihrer Verherrlichung des Dichtergreises trieb, in H. Heine ein neues Mitglied zu werben. Goethe's Geburtstag wurde von der Tafelrunde seiner Berliner Schildknappen alljährlich durch Festspiele, Gedichte und Reden gefeiert, deren überschwänglicher Ton beispielsweise aus den Versen erhellt, mit denen Geheimrath Schultz ein solches Geburtstagslärmen eröffnete:

> Ich wollt', ich wär' ein Fisch,
> So wohlig und frisch,
> Und ganz ohne Gräten —
> So wär' ich für Goethen,
> Gebraten am Tisch,
> Ein köstlicher Fisch!

In den Chorus so lächerlich überspannter Huldigungen mochte freilich Heine nicht einstimmen, und bei aller Bewunderung der unsterblichen Meisterwerke des Dichters opponierte er schon damals im Varnhagen'schen Salon häufig gegen die vornehme, kühl ablehnende Kunstbehaglichkeit, mit welcher sich der alternde Goethe den tiefsten Interessen der Gegenwart verschloß, und sich mehr und mehr in seine naturwissenschaftlichen Liebhabereien versenkte. Die vielseitigen literarischen Debatten hatten jedoch für Heine die nützliche Folge, daß er sich ernstlicher, als bisher, mit dem Studium von Goethe's Werken beschäftigte, und dadurch einen festeren Standpunkt des Urtheils gewann. Nach kaum zwei Jahren konnte er der Freundin melden: „Ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein sehender. Goethe gefällt mir

sehr gut." Als nun gar die „falschen Wanderjahre" erschienen, und eine frömmelnde Moral gegen die heiter hellenische Kunstrichtung Wilhelm Meister's zu Felde zog, da bedauerte Heine schmerzlich, dass sein juristisches Brotstudium ihn verhindere, „den Goethe'schen Befreiungskrieg als freiwilliger Jäger mitzumachen." „Wo denken Sie hin," schrieb er einige Jahre später, als Goethe sich unvortheilhaft über ihn geäußert hatte, an Varnhagen, „Ich, Ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich sie deßhalb schon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt ist es Dummheit, gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der jetzige Gegensatz der Goethe'schen Denkweise, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der seichte Pietismus, sind mir ja am fatalsten. Deßhalb muss ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen." Im Juni 1823 schrieb Heine auf Varnhagen's Aufforderung für Dessen Festgabe zu Goethe's drei und siebenzigstem Geburtstage: „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" einen längeren Aufsatz, in welchem er die Bedeutsamkeit des erwähnten Gegensatzes zwischen der Goethe'schen Denkweise und der pietistischen Richtung der Zeit vermuthlich scharf betont haben wird. Wie er an Moser berichtet, traf der Aufsatz, nach Varnhagen's Angabe, zu spät ein, um dem Buche einverleibt zu werden; doch glaubt Heine, dass dieser Grund nur ein Vorwand sei, und die Idee seiner Abhandlung Varnhagen nicht gefallen habe. „Wirklich, meine Aufsätze werden immer schlecht, wenn eine vernünftige Idee darin ist", fügt er spöttisch hinzu. Die Arbeit ist leider verloren gegangen; wenigstens hat sie sich in dem Varnhagen'schen Nachlasse nicht vorgefunden.

Der Verkehr mit dem Rahel'schen Kreise brachte den jungen Studenten in Berührung mit fast allen literarischen Notabilitäten der Hauptstadt. Fouqué, der Dichter der „Undine", kam von seinem Gute Nennhausen häufig nach Berlin, und war Einer der Ersten, die Heine's poetisches Talent freudig anerkannten. Er sprach diese Anerkennung sogar durch ein tief empfundenes Gedicht aus [44]), in welchem er ihn eindringlich ermahnt, „nicht

mit den Schlangen zu tändeln, die sein gen Himmel zielendes Herz immer wieder bergab ringeln", und nicht länger „so wirr, so zürnend und so hohl" zu singen —

„Hohl wie die Geister um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind so wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geschwirr!

— — — — — — — — — — — —

„Du, dem die Kraft in den Liedern schäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz:
Du hast schon einmal so Schlimmes geträumt, —
O hüte dein liebes Herz!"

Wir sehen aus den gleichzeitigen Briefen an Immermann, daß Heine die feudal-aristokratische Richtung, welche Fouqué namentlich in seinen späteren Schriften vertrat, aufs entschiedenste verdammte. Er schreibt über Denselben (Bd. XIX, S. 84): „Wenn ich ihn auch noch so sehr liebe als Mensch, so sehe ich es dennoch für ein verdienstliches Werk an, daß man mit der Geißel jene trübseligen Ideen bekämpft, die er durch sein schönes Talent ins Volk zu pflanzen sucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine solche Weichheit abgehalten werden, das Dunstthum zu persifflieren. In tiefster Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Klicke, zu deren Grundsätzen sich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daß auch ich darnach lechze, sie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unseres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde selbst, machen möchten." Um so rührender bewegt ihn die Theilnahme und Freundlichkeit des literarischen Gegners, und er antwortet ihm mit überströmender Herzlichkeit: „Herr Baron! Ich kann es nicht aussprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Kaum las ich Ihren theuern Namen, so war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all' jene leuchtenden Lieblingsgeschichten, die ich in meinen bessern Tagen

von Ihnen gelesen, und sie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth, und dazwischen hörte ich wieder die schönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnsuchtgluth, Todesseligkeit — vor Allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetrost zu vernehmen. Es musste den armen Kunstjünger sehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meister Anerkennung gefunden zu haben, entzücken musste es ihn, da dieser Meister eben jener Dichter ist, dessen Genius einst so Viel in ihm geweckt, so gewaltig seine Seele bewegt und mit so großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das schöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die bösen Flammen derselben beschworen ... Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausspricht, ist leider nur zu sehr die Wahrheit." Auch des ritterlichen Sängers hochgebildete Gemahlin, Karoline de la Motte-Fouqué, eine verständige, scharf beobachtende Frau und beliebte Romanschriftstellerin, — Adalbert von Chamisso, der trotz seiner französischen Herkunft echt deutsche Poet, dem das graue Lockenhaar phantastisch um das hagere, edle Gesicht wallte, und dessen ewig jugendliches Herz alle Leiden und Freuden der Menschheit sympathisch mit empfand, — und Wilhelm Häring, der sich als Willibald Alexis durch seine historischen Romane den Ehrennamen des deutschen Walter Scott erwarb, begleiteten die Erstlingsflüge der Heine'schen Muse mit ernstem, theilnahmvollem Interesse. Der Tragödiendichter Michael Beer, ein jüngerer Bruder des Komponisten Meyerbeer, schloss sich ebenfalls dieser geistvollen Gesellschaft an; sein „Paria" errang nicht bloß in Berlin, sondern auch auf auswärtigen Bühnen bedeutende Erfolge. Als Vertreter der Journalistik fand sich der Holzschnittkünstler Professor F. W. Gubitz ein, um für seine Zeitschrift, den „Gesellschafter, oder Blätter für Geist und Herz", Beiträge durch Vermittelung Varnhagen's und Rahel's zu erlangen, die sich Beide häufig seines Blattes zur Mittheilung kritischer Anregungen bedienten. Aus der Feder Rahel's stammten u. A. die mit „Friederike" unterzeichneten Briefe über die „Wanderjahre", welche von Goethe so anerkennend belobt wurden. Besonders herzlich aber fühlte Heine sich hingezogen zu Ludwig

Robert, dem Bruder Rahel's, dessen Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse“ die socialen Konflikte der Zeit mit schmerzlicher Bitterkeit aufdeckte, und zu Dessen munterer Frau, einer anmuthig plaudernden Schwäbin von vielbewunderter Schönheit, der auch Heine seinen Huldigungstribut in einem Sonetten-Cyklus abtrug [45]). Die späteren Leistungen Robert's — meist literarische Satiren in romantischer Lustspielsform — entsprachen nicht den Erwartungen, welche jenes Drama erregt hatte. „Freilich,“ scherzt Heine, „dem Manne der Madame Robert muss es wohl sauer werden, ein Trauerspiel zu schreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zusammengezogen zum tragischen Ernst, so wird ihm dieser freundlich fortgelächelt von der schönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickstrumpf, statt nach Melpomenens Dolch.“

Aber nicht allein literarische Fragen wurden im Rahel'schen Kreise verhandelt, sondern auch die politischen Interessen der Zeit fanden dort eine ernste Besprechung. Varnhagen, Chamisso, Fouqué, Häring hatten selbst in den Reihen der Befreiungsarmee gegen das fremdländische Joch gekämpft, zwei unvergessliche Freunde Rahel's, der Prinz Louis Ferdinand und der edle Alexander von der Marwitz, waren bei Saalfeld und Montmirail den Heldentod fürs Vaterland gestorben; und Fichte, der durch seine „Reden an die deutsche Nation“ die Flamme der patriotischen Begeisterung so lebhaft geschürt, hatte seinen Freunden als Erbtheil ein brennend schmerzhaftes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit hinterlassen. Die Briefe Rahel's und Varnhagen's, welche jetzt ziemlich vollständig zur Kunde der Nachwelt gelangt sind, bezeugen die warme Theilnahme Beider an den Geschicken der Heimat und an der freiheitlichen Entwicklung des öffentlichen Lebens deutlich genug, um uns den großen Einfluss ahnen zu lassen, welchen dieser Umgang auf die Bildung und Vertiefung der politischen Ansichten Heine's ausüben musste, — ein Einfluss, welcher zudem durch zahlreiche Aeußerungen seiner späteren Korrespondenz mit Varnhagen dokumentiert wird.

Ein anderer Sammelplatz der Schöngeister Berlin's war in den Jahren 1820—1824 das Haus der Dichterin Elise von Hohenhausen, geb. von Ochs, welche damals noch nicht ihrer

späteren pietistischen Richtung huldigte, sondern eine enthusiastische Verehrerin Lord Byron's war, dessen Dichtungen sie zum Theil übersetzte, und als dessen Nachfolger in Deutschland sie zuerst den ein und zwanzigjährigen Heine proklamierte. Jeden Dienstagabend fand sich in ihrem Salon eine Schaar auserlesener Geister ein, zu denen, außer der Varnhagen'schen Familie und deren Freunden, noch manche andere hervorragende Zierden der Kunst und Wissenschaft gehörten. Einer Tochter der Frau von Hohenhausen, welche dreißig Jahre später den kranken Dichter in Paris besuchte, verdanken wir eine durch die Erinnerungen der Mutter ergänzte Schilderung dieses Kreises [46]), der wir folgende Angaben entlehnen: „Neben Varnhagen und Chamisso glänzten Eduard Gans, dessen auffallend schöner Kopf mit dem frischen Kolorit und den stolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen an einen geistigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philosoph und Schüler von Moses Mendelssohn, übersprudelnd von Witz und köstlich erzählten Anekdoten; dann ein damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Hensel, jetzt Professor; Leopold von Ledebur, damals ein studierender Lieutenant, jetzt ein bekannter Historiograph und Direktor der Kunstkammer des Berliner Museums; der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt russischer Gesandter in Weimar; Graf Georg Blankensee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der ersten Kammer, ꝛc. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den ersten Platz ein; neben ihr blühte ihre wunderschöne Schwägerin, Friederike Robert. Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Uebersetzerin der Frithjofssage, Helmina von Chezy, die fahrende Meistersängerin jener Zeit, Fanny Tarnow, die gefeierte Romanschriftstellerin, gehörten nebst vielen anderen geistreichen Frauen aus der höheren Berliner Gesellschaft zu diesem Kreise. Heine las dort sein „Lyrisches Intermezzo" und seine Tragödien „Ratcliff" und „Almansor" vor. Er musste sich manche Ausstellung, manchen scharfen Tadel gefallen lassen, namentlich erfuhr er häufig einige Persifflage wegen seiner poetischen Sentimentalität, die wenige Jahre später ihm so warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckte. Ein Gedicht mit dem Schlusse:

„Und laut aufweinend stürz' ich mich
Zu deinen süßen Füßen"

fand eine so lachende Opposition, daß er es nicht zum Drucke gelangen ließ [47]). Die Meinungen über sein Talent waren noch sehr getheilt, die Wenigsten hatten eine Ahnung von seinem dereinstigen unbestrittenen Dichterruhme. Elise von Hohenhausen, die ihm den Namen des deutschen Byron zuertheilte, stieß auf vielen Widerspruch; bei Heine jedoch sicherte ihr diese Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Letzterer war klein und schmächtig von Gestalt, bartlos, blond und blaß, ohne irgend einen hervorstechenden Zug im Gesichte, doch von eigenthümlichem Gepräge, so daß man gleich aufmerksam auf ihn wurde, und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Wesen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der später die Rose seiner Poesie umdornte. Er war selbst eher empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, solchen zu üben." — Wir vervollständigen dies Bild seiner damaligen äußeren Erscheinung durch die Mittheilung seines Vetters Hermann Schiff aus Hamburg, welcher gleichzeitig mit ihm in Berlin studierte [48]): „Heine's Figur war keine imposante. Er war bleich und schwächlich, und sein Blick war matt. Wie ein Kurzsichtiger kniff er gern die Augenlider ein. Alsdann erzeugten sich vermöge der hochstehenden Wangenknochen jene kleinen Fältchen, welche eine polnisch-jüdische Abkunft verrathen konnten. Im Uebrigen sah man ihm den Juden nicht an. Sein glattgestrichenes Haar war von bescheidener Farbe, und seine weißen, zierlichen Hände liebte er zu zeigen. Sein Wesen und Benehmen war ein still vornehmes, gleichsam ein persönliches Inkognito, in welchem er seine Geltung bei Andern verhüllte. Selten war er lebhaft. In Damengesellschaften habe ich ihn nie einer Frau oder einem jungen Mädchen Artigkeiten sagen hören. Er sprach mit leiser Stimme, eintönig und langsam, wie um auf jede Silbe Werth zu legen. Wenn er hie und da ein witziges oder geistreiches Wort hinwarf, so bildete sich um seine Lippen ein viereckiges Lächeln, das sich nicht beschreiben läßt."

Doch nicht allein in den höheren Cirkeln der Residenz lernte

Heine einen tieferen Einblick in die Welt und das Leben und die bewegenden Interessen der Zeit gewinnen: — auch andere, formlosere Kreise zogen ihn lebhaft an. Die Räume des alten Kasinos in der Behrenstraße und die Weinstube von Lutter und Wegener waren damals die Vereinigungsplätze einer Anzahl junger Genies, welche dort, im Bunde mit den letzten Ueberresten der tollen Gesellschaft von Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, ein phantastisch wildes Kneipleben führten. Hoffmann war zu jener Zeit schon an sein einsames Krankenlager gebannt, und starb am 24. Juli 1822 nach den qualvollsten Leiden; Devrient aber erschien nach dem Theater häufig unter der ausgelassenen Schar, und trug in trunkenem Muthe eine seiner Rollen vor, — einmal sogar Goethe's Mephisto, den man ihn im Hoftheater nicht wollte spielen lassen. Zum Mittelpunkt dieses excentrischen Kreises aber machte sich Dietrich Christian Grabbe, der um Ostern 1822 nach Berlin kam, und zunächst sein ungeheuerliches Drama, den „Herzog Theodor von Gothland", vollendete. Er setzte hier die zügellosen Orgien seines Leipziger Lebens fort, und wurde, wie Ziegler [49]) erzählt, von seinen Zechbrüdern als ein wunderbares Phänomen angestaunt, wenn er sich seinen Sonderbarkeiten hingab, wenn er etwa, die Hände in den Taschen seiner blauen Hosen vergraben, gleichgültig die Straße hinunter schlenderte, dann und wann wie ein alter Hexenmeister zwei- oder dreimal um einen Brunnen herumging, oder sich ein Büschel seiner borstigen Haare abschnitt, und den fürchterlichen Schwur that, er wolle mit diesen Spießen neun und neunzig Poeten und Literaten erstechen. Auch Heine wurde, gleich so vielen Andern, einmal von der rohen Lebensart Grabbe's misshandelt, nahm aber, da ihm das dissolute Wesen Desselben genugsam bekannt war, keine Notiz von der Beleidigung. Dies wurmte Grabbe so tief, dass er sich noch kurz vor seinem Tode darüber beschwerte. „Aber was sollte Heine mit Ihnen thun?" fragte der Besucher, welchem Grabbe diesen Vorfall erzählte; „sollte er Sie fordern?" — „Nein, derartig war die Sache nicht." — „Sollte er Sie denn prügeln, oder, da er körperlich der Schwächere war, Sie prügeln lassen?" — „Nein, Das war Alles unzureichend, er musste mich **morden**!" [50])

— Ein zweites hervorragendes Mitglied dieses kraftgenialischen Bundes von Stürmern und Drängern war der frühreife Karl Köchy, welcher schon mit neunzehn Jahren als Göttinger Student ein Journal zur Wiederbelebung des Geschmackes an altdeutscher Literatur und Kunst herausgab, das die beiden Grimm, Fouqué, Arnim und Brentano zu Mitarbeitern zählte. Wie Grabbe ging auch Köchy damals mit dem Plane um, nicht allein Bühnenstücke und Theaterkritiken zu schreiben, sondern praktisch als Schauspieler die weltbedeutenden Bretter zu betreten — mit dem Unterschiede freilich, daß Grabbe's burleske Figur und polternd unbeholfene Sprache diesen Gedanken von vornherein als einen lächerlichen Einfall erscheinen ließ, während Köchy in seinen Vorlesungen Shakspeare'scher und Holberg'scher Stücke ein so entschiedenes Talent für dramatische Darstellung offenbarte, daß sogar der große Pius Alexander Wolff ihn dringend zum Ergreifen der Theaterlaufbahn ermunterte. In seiner späteren Stellung als Dramaturg des Hoftheaters zu Braunschweig entfaltete Köchy eine verdienstliche Thätigkeit durch Heranbildung tüchtiger Schauspielerkräfte und durch Beförderung eines edleren Kunstgeschmacks auf der Bühne; seine lyrischen Produktionen, welche meist in die Zeit seines Berliner Aufenthalts fallen, sind von untergeordnetem Werthe, und auch von seinen Lustspielen hat sich keines dauernd auf dem Repertoire erhalten. — Vielverheißend waren die dramatischen Anfänge eines dritten Jünglings aus diesem phantastischen Kreise, des Schlesiers Friedrich von Uechtritz, welcher mit einer Reihe von historisch-romantischen Dramen debütierte, und durch seine 1826 mit Erfolg im Berliner Hoftheater aufgeführte Tragödie „Alexander und Darius“ eine geräuschvolle Fehde zwischen den Anhängern Tieck's und den Hegelianern hervorrief. Uechtritz unterstützte in den dreißiger Jahren das Bemühen seines Freundes Immermann, in Düsseldorf eine deutsche Musterbühne zu schaffen, aufs kräftigste durch seine gediegene Kunstkritik, und hat sich in jüngster Zeit, trotz seines vorgerückten Alters, nicht ohne Glück in der Romandichtung versucht. — Auch Ludwig Robert verkehrte eifrig mit diesen witzigen Gesellen, von denen noch Ludwig Gustorf und v. Borch hier genannt sein mögen, die sich gleich den Andern in ernsten

und lustigen Thorheiten überboten. Da, wenn es im zweiten Stockwerk des alten Kasinos recht toll herging, saß Heine zusammengeklappt im Winkel, schwieg, lächelte, schlürfte aus dem Punschglase, und schärfte die Pfeile seiner epigrammatischen Lieder; der ungebärdige Grabbe sprang auf den Tisch, und hielt eine Rede an Mamsell Franz Horn, an seinen Freund, den Pfandjuden Hirsch in der Jägerstraße, an Herklots und Gubitz, an den blinden Weinhändler Sisum [51]); da trug Robert mit romantischer Blasiertheit à la Friedrich Schlegel seine Ansicht von der Nihilität jeder Anstrengung vor, die in abstracto die einzig richtige sei, aber leider durch die tägliche Erfahrung so kläglich ad absurdum geführt werde, oder Uechtritz machte die gescheite Bemerkung, dass Heinrich von Kleist bis zum Todtschießen verkannt worden sei [52]). Da wurden kleine literarische Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geschrieben, morgen wurde ein eitler jüdischer Komponist im Scherz mit einer scharfen Kritik bedroht, und gab im Ernst einige Louis her, die man in wilder Lust verjubelte; einmal, in einer katzenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es sogar mehreren Mitgliedern der Gesellschaft ein, fromm und katholisch werden zu wollen, und in launigem Uebermuthe ward ein Schreiben an Adam Müller abgefasst, der indess nicht darauf antwortete. Eine hübsche Brünette bereitete und kredenzte den Punsch, und wurde belohnt mit Gedichten und Küssen.

Dass Harry Heine an dieser liederlich genialen Wirthschaft und den gesellschaftlichen Zerstreuungen der Residenz anscheinend so großes Behagen fand, und in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthalts weder seinen juristischen Studien, noch seinen poetischen Arbeiten mit Emsigkeit oblag, dürfte beiläufig noch aus einem besonderen Umstande zu erklären sein. Im Sommer 1821 erhielt er die Nachricht, dass die unvergessliche Geliebte, an der sein Herz unter wechselnder Hoffnung und Furcht Jahre lang mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit gehangen, ihm jetzt unwiederbringlich verloren sei. Sie hatte am 15. August einem reicheren Bewerber, dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg (später auf Absinthheim), ihre Hand gereicht; und zwar, wie Heine — vielleicht mit Unrecht und in entschuldbarer Eitelkeit — annahm, nur durch das Drängen ihrer

ihm feindlich gesinnten Verwandten zu diesem Schritte bewogen:

Sie haben dir Viel erzählet,
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet,
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast Alles geglaubt . . .

In der That schmeichelt und martert sich Heine beständig mit dem Gedanken, daß nur seine Abwesenheit den Treubruch der Geliebten verschuldet habe, daß sie selber, gleich ihm, unglücklich und elend durch ihre Falschheit, unbefriedigt in dem neuen Verhältnisse sei:

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt:
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild,
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen jahraus, jahrein.
Daß ich von solchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen.

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz,
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entschuldig es,
Was die holde Thörin that.

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum,
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frißt,
Und sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

Finsterer noch ist der, ein Jahr später geschriebene, wehmüthig frivole Traum von dem Wiedersehen der Geliebten (Bd. I., S. 268 ff. [183 ff.]), wo der ergreifendste Schmerz unter der Hülle des ätzendsten Spottes hervorbricht:

„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?"
„Ach ja!" sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen

Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!" Und klanglos widrig lachte sie,
Daß kalte Angst durch meine Seele rann.

— — — — — — — — — — — — — —

Dann saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
„Wie wusstest du, daß ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."

Es kann nicht befremden, daß Harry, bei solcher — gleichviel, ob wahrer, ob aus poetischem Selbstbetrug entsprungener — Auffassung seines äußerlich beendeten, im tiefsten Gemüth aber leidenschaftlich weiter geträumten Liebesromans, sich vor der aufreibenden Gewalt einer verzweiflungstollen Gefühlsschwelgerei zu retten suchte, indem er kopfüber in die Wogen des geselligen Verkehrs hinabtauchte, um in geistreichem Gespräch oder im Wirbeltanz bunter Vergnügungen sein Leid zu übertäuben. Hatte er doch in Hamburg einst noch wildere Zerstreuungen aufgesucht, als der nagende Schmerz eines verfehlten Berufes ihm die Seele zusammenkrampfte, und er nirgends einen Ausweg aus den Widersprüchen seines unseligen Looses sah! „Mein inneres Leben," schreibt er einem Freunde (Bd. XIX, S. 45) bei gelegentlicher Erwähnung jener Hamburger Episode, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit Einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Ein ähnlicher Trieb mochte ihn leiten, wenn er jetzt in Berlin auf den Redouten des Opernhauses die Nacht durchschwärmte, oder in den Weinstuben mit Grabbe, Köchy und ihren wilden Gesellen das romantische Possenspiel eines sich selbst verhöhnenden titanischen Uebermuths aufführte.

Aber tolle Zerstreuungen und geistreiche Witzeleien sind ein schlechtes Heilmittel für ein wundes Gemüth. Das sollte auch Heine zu bitterster Qual in sich erfahren. Wohl mochte er im künstlich erzeugten Rausche einer starkgeistigen Ironie sein Herzweh verspotten, wohl mochte er mit frivoler Zunge sich brüsten (Bd. XIII., S. 51), daß „weibliche Untreue nur noch auf seine Lachmuskeln wirken könne" — die verhöhnte und verleugnete Liebe wollte dennoch nicht sterben! Wie mit leisem Gewimmer ächzte ihr Klageton durch den Lärm der zusammenklirrenden Gläser und der trunkenen Stimmen des Bacchanals; bei Tage ließ ihr gespenstiger Schatten sich vielleicht gewaltsam verbannen, aber Nachts im stillen Kämmerlein erhob sie sich aus dem Grabe, und umschlang ihn mit eiskalten Armen und schmiegte ihr marmorblasses Antlitz an sein glühendes Herz. Der Schnee zerschmolz, die Erde prangte wieder im Frühlingskleid, die Vögel sangen ihre munteren Weisen, und golden lachte die Sonne über der neu erstandenen Welt — aber das Herz des Dichters trug schwarze Trauerflöre, es nahm nicht Theil an dem lustigen Treiben, es hörte immer nur das wehmüthige Lied von Liebe und Verrath und endlosem Verlassensein.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen
Ich aber, ich wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schaun mitleidig mich an:
„Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann!"

Die Welt ist so schön und der Himmel so blau,
Und die Lüfte wehen so lind und so lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menschen jubeln, wohin ich schau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen schmiegen.

Philister in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Feld und Flur;
Sie jauchzen, sie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die schöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantisch blüht,
Mit langen Ohren saugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenster
Des Zimmers mit schwarzem Tuch;
Es machen mir meine Gespenster
Sogar einen Tagesbesuch.

Die alte Liebe erscheinet,
Sie stieg aus dem Todtenreich;
Sie setzt sich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Diese Lieder zeigen uns, daß Harry, nachdem die erste Gewalt der Verzweiflung sich ausgetobt, den besten und edelsten Trost für sein Liebesunglück allmählich dort wieder zu suchen begann, wo ihn Dante und Petrarka, wo ihn noch jedes poetische Gemüth am sichersten gefunden: in den treuen Armen der Muse. Statt in unmännlicher Schwäche einen wahren Schmerz durch wilde Zerstreuungen vorübergehend zu betäuben, oder ihn mit erheuchelter Frivolität hinweg zu spotten, versenkte er sich jetzt mit voller Kraft in die Erinnerungen seines jählings zerstörten Liebestraumes, und befreite sein Herz von dem unerträglichen Druck wortloser Beklemmung, indem er all sein Leid ausströmte in melodischen Klagen. Und mit der weichen Fluth des Gesanges kehrte ihm das Bewusstsein der eigenen Kraft und die ernstere Auffassung des Lebens zurück. Die glänzende Anerkennung, welche sein poetisches Talent ungewöhnlich rasch in den gebildetsten und kunstverständigsten Kreisen der Hauptstadt fand, trug nicht wenig dazu bei, sein Selbstgefühl zu heben, neue Beziehungen, von denen später die Rede sein wird, knüpften sich an, und selbst den Anfangs auch hier wieder vernachlässigten juristischen Fachstudien wandte Harry ein lebhafteres Interesse zu, seit ihm die Beschäfti-

gung mit der Hegel'schen Philosophie und die von dem jugendlichen Privatdocenten Eduard Gans in geistvoller Art unternommene philosophische Begründung der Jurisprudenz einen tieferen Einblick in die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit eröffnete.

Die wissenschaftliche Bedeutung Berlin's steht in engstem Zusammenhange mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des preußischen Staates. Beide sind ungefähr von nämlichem Alter, und haben einander vielfach wechselseitig bedingt und bestimmt. Der erste König von Preußen war zugleich der Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, die, nach Leibnitzens Plane geschaffen, unter Friedrich dem Großen eifrig die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts beförderte. Die „Literaturbriefe" und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" hatten, neben Lessing, Mendelssohn und Nicolai, zahlreiche Mitarbeiter unter den angesehensten Vertretern der Akademie. Wie sehr auch jene Aufklärung, als sie ihren Zweck erfüllt hatte und ihre Zeit vorüber war, sich in ein seichtes, hochmüthig absprechendes, aller wissenschaftlichen und poetischen Tiefe entbehrendes Verstandesgeschwätz verlor, so zeigte doch die nach dem Tode Friedrich's II. eintretende pietistische Reaktion der Wöllner'schen Periode, daſs der Kampf gegen Aberglauben und bigotte Intoleranz, gegen alles Faule und Ungesunde in Kirche, Staat und Literatur, seine Berechtigung noch keineswegs eingebüßt hatte, wenn auch andere Waffen nöthig geworden. — Einen neuen, mächtigen Aufschwung nahm die Berliner Akademie seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. An die Stelle der oberflächlichen, aus Frankreich herübergekommenen Raisonnements des „gesunden Menschenverstandes" trat allmählich das Verlangen nach positiven, gründlichen Kenntnissen, und die exakten Wissenschaften fanden eine ernstliche Pflege. Die Vermittlung zwischen den extremen Richtungen eines unphilosophischen Materialismus und einer überschwänglichen Mystik übernahm zunächst die romantische Schule, welche in Berlin hauptsächlich durch Schleiermacher vertreten war. Schleiermacher wandte sich gleich sehr gegen den religiösen Indifferentismus, welcher als Bodensatz der schal gewordenen Aufklärung zurückgeblieben, wie gegen den starren Wortdienst der orthodoxen Dogma-

tiker. Er suchte mit Glück die mehr hinweg gespottete, als innerlich überwundene Religion in die Kreise der Gebildeten zurück zu führen, indem er dem Glauben — widerspruchsvoller Weise, aber mit geistreich blendender Dialektik — eine wissenschaftliche Grundlage zu geben bemüht war. Ueber eine schwankende Halbheit, die der letzten Entscheidung durch eine Flucht in pantheistisch-mystische Gefühlsregionen aus dem Wege ging, kam er bei diesem romantischen Bestreben allerdings nicht hinaus; dennoch gewann er durch den Feuereifer seiner Beredsamkeit großen Einfluß auf die Reform der Theologie, die er aus den Fesseln eines geistlosen Buchstabengezänkes erlösen half. In der Zeit von Deutschlands tiefster Erniedrigung wirkte er neben Fichte mit unermüdlicher Kraft für die Aufrichtung des gebeugten patriotischen Sinnes, und in den traurigen Restaurationsjahren nach dem Befreiungskriege erwies er sich als männlicher Vertheidiger der Rechte der Wissenschaft gegen die Uebergriffe einer reaktionären Politik. Obschon ein aufrichtiger Beförderer der vom Könige ins Werk gesetzten evangelischen Union, gehörte er z. B. doch zu den lebhaftesten Gegnern der gewaltsam eingeführten neuen Agende, wider die er in einer besonderen, das Verhältnis von Kirche und Staat erörternden Broschüre, und selbst von der Kanzel herab, furchtlos polemisierte. „Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt," schrieb Heine 1822 in den Briefen aus Berlin (Bd. XIII., S. 74), „wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die neue Liturgie fehlte. Ich muſs gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als ein Priester der Wahrheit."

Eine erhöhte wissenschaftliche Bedeutung gewann Berlin nach dem Tilsiter Frieden, durch welchen Halle, die seither wichtigste Universität des preußischen Staates, in französischen Händen verblieb und dem Königreiche Westfalen zugetheilt wurde. Auf Anregung von Schmalz, Fichte, Friedrich August Wolf und

Schleiermacher, und nach dem großartigen Plane Wilhelm von Humboldt's, stiftete Friedrich Wilhelm III. zum Ersatz für die verloren gegangene Hochschule eine neue allgemeine Universität, die mit der neben ihr fortbestehenden Akademie der Wissenschaften in Verbindung gebracht und am 15. Oktober 1810 eröffnet ward. Die Gründung der Berliner Universität war nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern zugleich eine politische That. Die Wissenschaft sollte, durch die imposantesten Lehrkräfte vertreten, Staat und Volk von innen heraus regenerieren, sie sollte den Sinn für geistige Freiheit und echte Vaterlandsliebe in den Herzen der Jugend erwecken, damit die Jugend wiederum das Vaterland befreie. Es ist bekannt, wie glänzend die junge Universität den hohen Erwartungen, die man von ihr hegte, entsprach. Fichte's grollende „Reden an die deutsche Nation" und Schleiermacher's herzwarme Vorträge entflammten mit zündender Gewalt die patriotische Begeisterung, und überwanden siegreich alle Hindernisse, die sich ihrem idealen Bestreben entgegen stellten. Und wahrlich, es war keine leichte Aufgabe, in der damaligen akademischen Jugend an Stelle der alten landsmannschaftlichen Rohheit ein ernstes und edles Gemeingefühl für die Noth des Vaterlandes zu erwecken. Zu der durch alle Volksschichten verbreiteten Entmuthigung und Niedergeschlagenheit gesellte sich durch die Aufhebung der Frankfurter Universität noch eine besondere Schwierigkeit. In Frankfurt an der Oder hatte nämlich seit langer Zeit unter den dortigen Studenten ein durch Rauflust, Liederlichkeit und sittliche Verwahrlosung berüchtigter Ton geherrscht. Fast die ganze Frankfurter Studentenwelt strömte jetzt nach Berlin, und gedachte dort das alte wüste Treiben von Neuem zu beginnen. Die Landsmannschaften thaten sich alsbald wieder auf, und der Schlägereien und Duellprovokationen war kein Ende. Fichte und Schleiermacher ließen es sich daher zunächst angelegen sein, der Eine mit eiserner Strenge, der Andere mit sanft überredender Freundlichkeit, diesen Unfug zu bekämpfen und an der Reform des studentischen Geistes zu arbeiten. Fichte sprach offen die Nothwendigkeit aus, „die vereinzelnden und in jeder Beziehung schädlichen Landsmannschaften zu vertilgen, dagegen unter den Studierenden den Gedanken allgemeinerer Vereine anzuregen,

deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, sowie in dem Bewusstsein des Einen Vaterlandes liegen sollte." Im Wesentlichen also fasste er ein ähnliches Ziel ins Auge und empfahl zu dessen Erreichung ähnliche Mittel, wie die nachmalige Burschenschaft. In derselben Richtung wirkte Schleiermacher, der namentlich zur Vermeidung der Duelle auf die Einsetzung studentischer Ehrengerichte drang, und nicht müde ward, von Kanzel und Katheder herab, wie im geselligen Verkehr, den staatsbürgerlichen Gemeinsinn zu wecken, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu schüren. Die Wissenschaft hörte auf, eine in der Stubenluft verkümmernde, der Wirklichkeit entfremdete Abstraktion zu sein, sie drang befruchtend ins Leben, und erwies sich als eine thatenzeugende, weltumgestaltende Macht. Alle Fakultäten der neu errichteten Universität hatten gefeierte Namen und ungewöhnlich regsame Lehrkräfte aufzuweisen, die einen edlen Wetteifer entfalteten, und großentheils eine bewundernswerthe Vielseitigkeit des Wissens, eine universelle Bildung an den Tag legten, die zu der einseitigen Fachgelehrsamkeit ihrer Kollegen auf den übrigen deutschen Universitäten in erfreulichstem Gegensatze stand. Friedrich August Wolf, als Philolog ein Stern ersten Ranges, verhöhnte in seinen Kollegien mit schneidendem Sarkasmus die gelehrte Haarspalterei, welche anderwärts Mode war, und zog es vor, statt dessen in seinen Zuhörern den echten wissenschaftlichen Geist, die Anregung zu selbständigem Forschen und Denken zu nähren. Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte bezeichnen den Anfang einer neuen Periode der historischen Kritik, und als Mitglied des „Tugendbundes" unterstützte der sonst den Interessen der Gegenwart ziemlich verschlossene Mann kräftig die Bestrebungen zur Abschüttelung des französischen Joches. Unter den übrigen Mitgliedern der Akademie, welche an der jungen Universität Vorträge hielten, sind noch der Astronom Bode und die verdienstlichen Philologen Spalding und Buttmann zu erwähnen. — Die theologische Fakultät bildeten Anfangs nur Schleiermacher, Marheineke und de Wette, — wenige, aber desto gewichtvollere Namen. Letzterer wurde bekanntlich seines Amtes bald wieder entsetzt, weil er nach der Hinrichtung Sand's ein

Trostschreiben an Dessen Mutter gerichtet hatte, in welchem er die That ihres Sohnes zu entschuldigen suchte, und der pietistische Tholuck trat an seine Stelle. Auch Neander lehrte schon seit 1812 an der Berliner Hochschule. — Die juristische Fakultät zählte im Eröffnungsjahre gleichfalls nur drei Mitglieder: Savigny, Biener und Theodor Schmalz, von welchen der Letztgenannte sich in fast sämmtlichen Fächern der Rechtswissenschaft umgethan hatte, und mit eitler Vielgeschäftigkeit zugleich Naturrecht, juristische Encyklopädie, Völkerrecht, gemeines Recht, preußisches Landrecht, kanonisches Recht, Handelsrecht, Staatsökonomie und Politik las. Ihn überragte an Geist und Gründlichkeit bei Weitem der edle Savigny, welcher lange Zeit hindurch für den ersten Kenner der römischen Rechtsalterthümer galt, und als Hauptvertreter der sogenannten historischen Schule ein weitverbreitetes Ansehen genoss. Biener war ein geachteter Kriminalist. Die Anfangs vorhandenen Lücken der juristischen Fakultät wurden in den nächstfolgenden Jahren durch Karl Friedrich Eichhorn und Johann Friedrich Ludwig Göschen ausgefüllt, welche Beide jedoch später einem Rufe nach Göttingen folgten. Am vollzähligsten war von jeher die medicinische Fakultät besetzt; Namen wie Hufeland, Horkel, Reil bürgten dafür, dass hier der Wissenschaft eine Stätte würdigster Entfaltung bereitet sei; und auch in den jüngeren Kräften, wie Karl Asmund Rudolphi und Karl Ferdinand von Gräfe, hatte man eine ebenso glückliche Wahl getroffen, wie nachmals in dem trefflichen J. F. K. Hecker, dessen „Literarische Annalen der gesammten Heilkunde" einen bedeutenden Einfluss auf den Entwicklungsgang der medicinischen Literatur ausüben sollten. Auf naturwissenschaftlichem Gebiete begegnen wir dem verdienten Physiker Paul Erman, dessen Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, und den Chemikern Klaproth und Hermbstädt, welchen sich bald nachher der glanzvolle Name Mitscherlich's zugesellte. Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, und der freisinnige Archäolog Aloys Hirt, welcher den erheblichsten Antheil an der Errichtung des Berliner Museums hatte, bekleideten bei Eröffnung der Hochschule gleichfalls Professuren in der philosophischen Fakultät; ebenso der geniale Alter-

thumsforscher August Böckh, welcher der klassischen Philologie einen neuen Aufschwung ertheilte, und länger als ein halbes Jahrhundert in jugendlicher Geistesfrische der Welt das Beispiel einer seltenen Vereinigung echt wissenschaftlichen Strebens mit einer fast allseitigen Bildung und einer unerschütterlich treuen patriotischen Gesinnung gab.

Vor Allem aber zeugt der hervorragende Einfluß, den man Fichte bei Gründung der neuen Universität einräumte, von der ernsten Absicht der preußischen Regierung, ein Institut ins Leben zu rufen, das des „Staates der Intelligenz" würdig sei. Hatte doch Friedrich Wilhelm III. schon 1799, als der wegen seines angeblichen Atheismus aus Jena entlassene Fichte nach Berlin kam, ganz im Sinne seines großen Ahnen erklärt: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag Dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut Das Nichts." Fichte trug den Dank für den Schutz und die Anerkennung, welche ihm in Berlin zu Theil geworden, jetzt in reichstem Maße ab, indem er durch seine willensstarke Philosophie und seine stürmische Beredsamkeit die Geister für den großen Befreiungskampf stählte und sie mit idealem Todesmuth erfüllte. Er rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches der König und seine Räthe in ihn gesetzt, er lieferte durch die That den Beweis, daß die Philosophie nicht, wie ihre hochmüthigen Verächter behauptet, eine müßige Träumerei, sondern eine weltbewegende, staatenverjüngende Kraft sei. Fichte starb leider schon im Januar 1814, — zu früh, um den vollständigen Zusammenbruch der napoleonischen Herrschaft zu erleben, aber freilich rechtzeitig genug, um nicht Zeuge der schmachvollen Weise zu sein, wie das deutsche Volk um die Frucht seines glorreichen Kampfes, um die verheißene Freiheit im Innern, betrogen ward. Kaum war die äußere Unabhängigkeit glücklich erstritten, als auch schon die politische Reaktion frech und schamlos ihr Haupt erhob. Noch im Todesjahr Fichte's trat der Wiener Kongreß zusammen, und die Volkskraft, welche man eben erst, im Augenblicke der

Noth, zur Rettung von Thron und Vaterland fessellos entbunden, ward, als sie in herrlicher Begeisterung ihr Werk vollbracht hatte, zum Dank an die eiserne Kette der Beschlüsse und Zwangsmaßregeln des deutschen Bundes geschmiedet. — Auch die Berliner Universität sollte nicht unberührt bleiben von dem schleichenden Gifte politischer Verderbnis, das so rasch wieder die schönen Hoffnungen einer großen Zeit zerfraß. Schon 1815, als kaum noch der Donner der Kanonen von Waterloo und der Befreiungsjubel in allen deutschen Gauen verhallt war, kroch unter unscheinbarem Titel eine winzige Broschüre [53]) heran, die mit gehässigster Insinuation das Misstrauen der Regierung gegen den Geist zu erregen suchte, aus welchem die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die neue Militärverfassung und die Freiheitskriege selber hervorgegangen, und deren Verfasser Geheimrath Schmalz, der erste Rektor der Berliner Universität, war. Allerdings wurde die nichtswürdige Denunciation, welche vorzugsweise die Gelehrten, die Schriftsteller und Universitätslehrer verdächtigte, von Niebuhr mit unsicherer Bestürzung, von Schleiermacher mit den Geißelhieben schärfster Entrüstung zurückgewiesen; aber der Lärm, den Schmalz geschlagen, hatte die aristokratische Partei ermuthigt, und von den Universitätsprofessoren schloss Savigny, der unserer Zeit bereits während des Krieges jeden Beruf zur Gesetzgebung abgesprochen, sich nunmehr offen den Feinden des Fortschritts an. Er wurde 1817 in den Staatsrath berufen; noch ein Menschenalter später fand ihn die Märzrevolution von 1848 auf dem Posten des Justizministers, und warf ihn, der die lebendige Gegenwart so gern an den Leichnam einer längst abgestorbenen Vergangenheit gekettet, endlich selbst zu den Todten.

Die Stelle Fichte's wurde nicht sofort wieder besetzt, und die Philosophie, welche an ihm einen so glänzenden Vertreter gefunden, gerieth in Gefahr, unter der Pflege kraftloserer Hände zu verkümmern. Wenn Fichte eine Zeitlang von den Romantikern mit einem Scheine von Recht zu den Ihrigen gezählt worden war, hatte er sich doch stets von ihren politischen Verirrungen fern gehalten, und in seinem „Bedenken über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen“ hatte er ausdrücklich vor der unheilvollen Verwechselung zwischen „mittelalterisch“ und

„deutsch" gewarnt. Solger dagegen, dem nach Fichte's Tode zunächst die Aufgabe zufiel, das Palladium der Philosophie zu hüten, theilte in vollstem Maße den Mangel der Romantiker an jeder gesunden politischen Einsicht. Die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich fortan, statt sich zu vermehren, und seine ästhetischen Schriften, die ihm ein ruhmvolles Andenken sichern, wurden zum Theil erst von Andern aus seinem Nachlasse herausgegeben. Da war es denn ein Glück, daß Schleiermacher sich mit regem Eifer der vernachlässigten Philosophie annahm, und das logische und dialektische Interesse einigermaßen wach erhielt, wenn auch ein romantischer Hang und theologische Nebel ihm manchmal den freien Blick verdüsterten. In politischer Hinsicht blieb er den großen Principien Stein's und Hardenberg's treu, für deren Weiterentwickelung er festen Muthes gegen das reaktionäre stockpreußische Junkerthum kämpfte, das nur zu bald wieder die Zügel der Regierung an sich riß.

Eine neue Wendung in der Geschichte der Berliner Universität trat mit dem Jahre 1818 ein, nachdem das vom Ministerium des Innern abgetrennte Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichts dem Freiherrn von Altenstein, dem letzten großen Staatsmann aus Hardenberg's Schule, übertragen worden war. Diesem trefflichen Manne verdankt der preußische Staat jene musterhafte Einrichtung des Volksschulwesens, welche so bewundernswürdig schnell den Segen einer guten Schulbildung durch alle Schichten der Bevölkerung ergoß, und durch Förderung der Intelligenz am sichersten den geistigen und materiellen Wohlstand, die Erwerbsfähigkeit und die politische Reife, die Kraft und die Größe der Nation entwickeln half. Auch den höheren Lehranstalten, den Gymnasien und Universitäten, schenkte Altenstein eine fortdauernde Aufmerksamkeit. Er entwarf den Plan zur Errichtung der Bonner Universität, und suchte für alle Fakultäten tüchtige Kräfte zu gewinnen; er ließ es auch sofort seine angelegentliche Sorge sein, Fichte's seit vier Jahren erledigten Lehrstuhl in würdiger Art wieder zu besetzen. Die Berufung Hegel's nach Berlin, welche ihm zu verdanken ist, sichert seinem Namen unsterbliche Ehre; denn an die Hegel'sche Philosophie, an ihre Ausbreitung, Entwickelung und Bekämpfung knüpft sich fortan für

mehre Decennien die Geschichte der modernen Wissenschaft. Es ist bekannt, wie rasch die Hegel'sche Dialektik und ihre schwerverständliche, aber tiefsinnige Terminologie in alle Kreise des wissenschaftlichen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens drang. Schon im Anfang der zwanziger Jahre gab es in Berlin eine förmliche Hegel'sche Schule. Auf theologischem Felde war Marheineke der Erste, welcher die Dogmatik auf Hegel'sche Kategorien abzog, und zahlreiche Nachfolger auf den übrigen deutschen Universitäten fand. Seit 1821 begann v. Henning Repetitorien über Hegel's Vorlesungen zu halten und dadurch zur Verbreitung der neuen Lehre nicht unwesentlich beizutragen. Ungefähr gleichzeitig eignete sich Eduard Gans die rechtsphilosophischen Principien des Meisters an, die er mit genialer Gewandtheit weiter ausbildete. Durch Begründung der Rechtswissenschaft auf philosophischem Fundamente trat er in schroffen Gegensatz zu der historischen Schule, gegen die er bereits 1820 in den „Scholien zum Gajus" einen ersten kecken Angriff gerichtet. Einen durch positive und lebendige Geschichtsauffassung ausgezeichneten Versuch zur Leistung Dessen, was er als die wahrhaft historische Aufgabe betrachtete, unternahm Gans bald darauf mit seinem leider unvollendet gebliebenen „Erbrecht in welthistorischer Entwicklung", von welchem der das mosaisch-talmudische Erbrecht behandelnde Theil zuerst im dritten Hefte der „Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Judenthumes" erschien. In seiner Vorrede zu der von ihm nach des Meisters Tode besorgten Ausgabe der Hegel'schen Rechtsphilosophie schrieb er die denkwürdigen Worte: „Vielleicht wird das System nach vielen Jahren in die Vorstellung und das allgemeinere Bewusstsein übergehen; seine unterscheidende Kunstsprache wird sich verlieren, und seine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann ist seine Zeit philosophisch um, und es gehört der Geschichte an. Eine neue, aus denselben Grundprincipien hervorgehende, fortschreitende Entwicklung der Philosophie thut sich hervor, eine andere Auffassung der auch veränderten Wirklichkeit." Diese neue, fortschreitende Entwicklung half Eduard Gans wacker mit vorbereiten. Der weitaus Liberalste unter den Althegelianern, erkannte er die seit Ende der zwanziger Jahre allmählich sich regende politische

Opposition nicht allein theoretisch an, sondern suchte dieselbe durch seine rastlose akademische und publicistische Wirksamkeit auch praktisch zu beleben. Auf seine Beziehungen zu Heine und zur Reform des Judenthums kommen wir in der Folge zurück. Hier sei nur noch erwähnt, dass Gans in seinen Vorlesungen über preußisches Recht, ähnlich wie Jener in seinen politischen Schriften, dem freieren Geiste der französischen Staatsverfassung und der auf die Justizpflege bezüglichen napoleonischen Einrichtungen gerecht ward, und hiedurch erheblich dazu beitrug, den aus den Freiheitskriegen herstammenden, von den Deutschthümlern und Aristokraten geschürten Hass gegen Alles, auch das Vernünftigste, was fränkischen Ursprungs war, zu besiegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass die dialektische Schärfe, welche uns in der stilistischen Form der Heine'schen Schriften von jetzt ab entgegenspringt, hauptsächlich den Einflüssen der Hegel'schen Schule zu verdanken ist. Wir haben allen Grund, das ehrliche Geständnis unseres Dichters, dass er niemals allzu tief in das Verständnis des Hegel'schen Systems eingedrungen, für wahr anzunehmen; aber der erhebende Gedanke, dass Alles, was ist, vernünftig, dass Sein und Wissen identisch, dass die ideale Welt nichts Anderes als die reale sei, dass der menschliche Geist sich nach bestimmten Gesetzen mit innerer Naturnothwendigkeit organisch entfalte, und sein höchstes Ziel das Zu-sich-selbst-kommen sei, — dieser befreiende Gedanke, welcher das Absolute nicht als ein Jenseitiges, sondern als das Wirkliche auffasst, und die Selbsterkenntnis des Geistes, der sich finden und Gegenstand seiner eigenen Thätigkeit werden soll, als den Zweck aller Geschichte hinstellt, musste allmählich in weitesten Kreisen das hie und da wieder aufgetauchte Vorurtheil zerstören, als ob die Philosophie nur eine Beschäftigung mit müßigen Abstraktionen sei. Die Idee wurde zum Inhalt der Geschichte, die Gegenwart zur logisch herangereiften Frucht auf dem Baume der Vergangenheit und zum Saatkeime der Zukunft, die sich in ihren Hauptmomenten vorschauend aus dem Gedankenkerne der Jetztzeit bestimmen ließ, und dabei fehlte es der anscheinend kalten, fast sophistischen Entwicklungsmethode Hegel's nicht an dem Reiz einer tiefsinnig symbolischen Form, welche das Spiel und Gegenspiel der Begriffe

mit dramatisch bewegter Lebendigkeit sich zu einem Mythus von der Menschwerdung Gottes in der Geschichte emporgipfeln läßt.

Heine hat sich selten, und erst in späteren Jahren über sein Verhältnis zur Hegel'schen Philosophie ausgesprochen, — hauptsächlich erst in den „Geständnissen", als seine philosophischen Ansichten schon eine bedenkliche Umwandlung erlitten hatten, und auch dort in sehr flüchtiger, mehr scherzender als ernsthafter Weise. Nichtsdestoweniger bestätigen die halb spöttischen Worte, mit welchen er sich über jene Beziehungen äußert, deren große Bedeutsamkeit. Er sagt (Bd. XIV., S. 280 ff.) — und die humoristischen Ausfälle auf die Hegel'sche Lehre in den Briefen an Moser [54]) stimmen mit dieser Angabe überein: — „Ich empfand überhaupt nie eine allzu große Begeisterung für diese Philosophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieselbe gar nicht die Rede sein. Ich war nie ein abstrakter Denker, und ich nahm die Synthese der Hegel'schen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit schmeichelten. Ich war jung und stolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, dass nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel residiert, sondern ich selbst hier auf Erden der liebe Gott sei. Dieser thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluss auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus steigerte; und ich machte damals einen solchen Aufwand von Großmuth und Selbstaufopferung, dass ich dadurch die brillantesten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Gesetzen der Moral gehorchten, gewiss außerordentlich verdunkelte. War ich doch selber jetzt das lebende Gesetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Hass." Ferdinand Lassalle theilt [55]) eine andere charakteristische Aeußerung über diesen Gegenstand mit, welche er im Frühjahr 1846 aus dem Munde des Dichters vernahm: Heine gestand ein, Wenig von der Hegel'schen Philosophie begriffen zu haben; dennoch sei er immer überzeugt gewesen, dass diese Lehre den wahren geistigen Kulminationspunkt der Zeit bilde, und Das sei so zugegangen. Eines Abends spät habe er, wie häufig als er in Berlin studierte, Hegel besucht. Er sei, da

er Diesen noch mit einer Arbeit beschäftigt gefunden, an das offene Fenster getreten, und habe lange hinausgeschaut in die warme, sternenhelle Nacht. Eine romantische Stimmung habe ihn, wie oft in seiner Jugend, ergriffen, und er habe, zuerst innerlich, dann unwillkürlich laut, zu phantasieren begonnen über den Sternenhimmel, über die göttliche Liebe und Allmacht, die darin ergossen sei, u. s. w. Plötzlich habe sich ihm, der ganz vergessen gehabt, wo er sich befinde, eine Hand auf die Schulter gelegt, und er habe gleichzeitig die Worte gehört: „Die Sterne sind's nicht, doch was der Mensch hineinlegt, Das eben ist's!“ Er habe sich umgedreht, und Hegel sei vor ihm gestanden. Seit jenem Augenblick habe er gewusst, dass in diesem Manne, so undurchdringlich Dessen Lehre für ihn sei, der Puls des Jahrhunderts zittere. Nie habe er den Eindruck der Scene verloren, und so oft er an Hegel denke, trete ihm dieselbe stets in die Erinnerung. Heine kommt acht Jahre später in den „Geständnissen“ (Bd. XIV., S. 278) auf dies Erlebnis zurück. Er bemerkt, dass Hegel es geliebt hätte, sich in barocken, stoßweis und mit klangloser Stimme hervorgeseufzten Ausdrücken zu ergehen, welche den zwei und zwanzigjährigen Studenten oftmals frappierten, und von welchen viele in seinem Gedächtnisse haften blieben. So auch bei dieser Gelegenheit: „Ich hatte eben gut gegessen und Kaffe getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich, es giebt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, dass Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch schien er gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, dass nur der alberne Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.“ Charakteristischer noch klingt eine andere Aeußerung Heine's in dem Fragment der „Briefe über Deutschland“ (Bd. XXII., S. 325): „Hegel

liebte mich sehr, denn er war sicher, dass ich ihn nicht verrieth; ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmuthig war über das Wort: ‚Alles, was ist, ist vernünftig‘, lächelte er sonderbar und bemerkte: ‚Es könnte auch heißen: Alles, was vernünftig ist, muss sein.‘ Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christenthum sei schon deßhalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode Etwas wussten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat!“

Ohne diesen bezeichnenden Anekdoten allzu viel Gewicht beizumessen, möchten wir doch hier schon das Eine hervorheben, dass, wie spaßhaft Heine sich auch in seinen Briefen an Moser und in seinen auf dem Sterbelager geschriebenen „Geständnissen“ gegen die Konsequenzen der Hegel'schen Lehre verwahrt, und bei Leibe keine „Idee“ sein will, und sich über die zu Ideen gewordenen Menschen lustig macht, dennoch seine ganze schriftstellerische Thätigkeit dem Dienste jener Ideen gewidmet war, die auf den Thron zu heben heute noch, wie zu Hegel's Zeit, die Aufgabe des Jahrhunderts ist. In dem großen Befreiungskampfe der Menschheit, welcher dem zu sich selbst kommenden Geiste endlich den Sieg verschaffen soll, sind Hegel und Heine zwei hervorragende Bannerträger, welche freilich auf sehr verschiedenen Wegen der Fortschrittsarmee vorauf wandeln, aber sie demselben Ziele entgegen führen.

Es erhellt aus obigen Schilderungen, in wie bedeutungsvollem Gegensatze das wissenschaftliche Leben Berlin's zu dem hohlen und dünkelhaften Treiben der Göttinger Universitätspagoden stand. Dort eine abgelebt unfruchtbare, von alten Ruhmeserinnerungen aufgeblähte Buchgelehrsamkeit, ein todter Notizen- und Citatenkram, ein pedantisch steifes Gezänk um das Tüttelchen auf dem i, um die Interpretation des Baumbeschneidungs-Interdikts oder den dunklen Ausspruch irgend eines verschollenen Juristen, Nichts als Moderdunst und Aschenstaub der Vergangenheit — hier ein ernsthaft kühnes Hinabtauchen in die Abgründe des Denkens, eine Beseelung der Geschichte, der Theologie,

der Rechtslehre und Sprachwissenschaft mit fruchtbringenden Ideen, ein Befreiungskampf des Geistes gegen die freche Ueberhebung der Autorität, der sich vorerst noch auf das wissenschaftliche Gebiet beschränkte, aber von dort aus bald mit siegreicher Eroberungsmacht auf das politische Feld hinüber drang.

Mit Anspielung auf die philosophischen Kollegien, welche er einst bei dem Rektor Schallmeyer gehört, bemerkt Heine in einer brieflichen Erwähnung seines früheren Hamburger Aufenthalts (Bd. XIX., S. 45): „Es war ein großes Glück für mich, daß ich just aus dem Philosophie-Auditorium kam, als ich in den Cirkus des Welttreibens trat, mein eignes Leben philosophisch konstruieren konnte und objektiv anschauen, wenn mir auch jene höhere Ruhe und Besonnenheit fehlte, die zur klaren Anschauung eines großen Lebensschauplatzes nöthig ist." Ein eben solches Glück war es, daß ihn jetzt, wo der subjektivste Liebesschmerz sein Gemüth belastete, die Hegel'sche Philosophie in die Schule nahm, und seinen Blick in das erhabene Reich ihrer objektiven Weltbetrachtung hinüber zog. Wohl sträubte sich Anfangs der heißblütige Jüngling gegen die kalte, streng schematisierende Form der neuen Lehre, wie das Kind ängstlich zurückschaudert vor der erfrischenden Kühle des Bades; wohl spottet er (Bd. XV., S. 241 [164]) über den deutschen Professor, der das fragmentarische Leben so hübsch systematisch zusammensetze, und mit seinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaus stopfe — aber bald plätschert er mit Behagen in dem kühlen Elemente, und studiert Schelling und Hegel, und verkehrt eifrigst mit Gans und Moser und andern geistvollen Satelliten des Herrschers im Gedankenreiche, die von einer Regeneration des Judenthums auf modern philosophischer Grundlage träumten. — Auch sonst noch bot ihm der fleißige Besuch der akademischen Vorlesungen vielfache geistige Anregung. Das Studium der altdeutschen Literatur wurde in lebendiger Weise durch von der Hagen gefördert, welcher 1821 von Breslau dauernd an die Berliner Universität zurück berufen ward. Einige Monate später eröffnete Franz Bopp seine anziehenden Vorträge über Sanskrit und vergleichende Sprachwissenschaft, und wusste seine Zuhörer so mächtig zu fesseln, daß auch Heine, dessen Interesse

für indische Sprache und Literatur schon in Bonn durch Schlegel geweckt worden war, sich jetzt ernstlich mit den orientalischen Geisteswerken vertraut machte. Daneben erfrischte er sich in Wolf's Kollegien an der reinen Schönheit, die uns aus den Dichtungen der Griechen entgegenhaucht, und die der alte Wolf mit klassischem Ausdruck sempiterna solatia generis humani nannte. Aber auch die Jurisprudenz, welcher Heine in Bonn und Göttingen so wenig Geschmack abgewann, zeigte sich ihm in freundlicherem Lichte, seit Hegel's Grundzüge der Rechtsphilosophie und der rege Verkehr mit Dessen talentvollem Schüler Eduard Gans ihm für Naturrecht und Staatswissenschaft eine weitere Perspektive erschlossen, als Hugo und Bauer oder Savigny und Schmalz es vermocht hatten. Heine fasste sogar den Plan, ein „Historisches Staatsrecht des germanischen Mittelalters“ zu schreiben, und vollendete einen großen Theil dieser Arbeit im zweiten Jahre seines Berliner Aufenthalts. Als jedoch Gans im Frühjahr 1823 mit den ersten Proben seines „Erbrechts in welthistorischer Entwicklung“ hervortrat, veranlasste das Beispiel dieser neuen wissenschaftlichen Behandlungsart Heine, sein Manuskript zu vernichten, und die (später ganz aufgegebene) erneute Ausarbeitung seines Entwurfes auf künftige Zeit zu verschieben [56].

Zu den exklusiv studentischen Kreisen stand er auch in Berlin nur in oberflächlicher Beziehung. Von seinen älteren Freunden fand er nur den treuherzigen Christian Sethe dort wieder, der schon in Düsseldorf mit ihm auf der Schulbank gesessen, und der, wie vormals in Bonn, so auch jetzt zu seinen liebsten Umgangsgenossen zählte. Einen nicht minder intimen Verkehr pflog er mit einem jungen deutsch-polnischen Edelmanne, dem Grafen Eugen von Breza, dessen Bekanntschaft er im Varnhagen'schen Cirkel gemacht hatte, und der bis Ostern 1822 die Berliner Universität besuchte. Wie Varnhagen in seinen „Blättern aus der preußischen Geschichte“ (Bd. II., S. 35 u. 63) erzählt, hatte der schöne Jüngling die leidenschaftliche Gunst einer hohen Dame, der Herzogin von Cumberland, auf sich gezogen, und es scheint, dass er auf Anstiften ihrer Verwandten Mitte März jenes Jahres plötzlich von Berlin weggewiesen ward. Harry war tief betrübt, als ihn dieser sein „köstlichster Freund, der Liebenswürdigste der

Sterblichen", verließ, um auf das hinter Gnesen gelegene Gut seines Vaters zurückzukehren. „Das war der einzigste Mensch," ruft er ihm wehmüthig nach (Bd. XIII., S. 51 u. 52), „in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien 1822 folgte Heine einer Einladung des Freundes, ihn in seiner Heimat zu besuchen, und schilderte die Eindrücke dieser Reise in einem kecken Aufsatze, der — freilich in arger Verstümmelung durch den Censurstift — im „Gesellschafter" gedruckt wurde. Zehn Jahre später — nach dem Falle Warschau's — kam Graf Breza, der 1831 Landbote am polnischen Reichstage gewesen, als Flüchtling nach Paris, wo er den mittlerweile zu europäischer Berühmtheit gelangten Dichter durch seinen Besuch überraschte, und die alte Jugendfreundschaft aufs herzlichste erneuerte [57]).

Auch mit seinem Vetter Hermann Schiff, den er bei seinem ersten Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der im Frühjahr 1822 die Universität bezog, kam Heine in Berlin öfters zusammen. Er lud ihn gleich bei der ersten Begegnung ein, das steife „Sie" der Anrede zu unterlassen und ihn zu dutzen, wie es Vettern gezieme. Schiff, der über eine glänzende Phantasie und ein nicht unbedeutendes Gestaltungstalent verfügte, und zur Zeit der romantischen Schule durch seine abenteuerlichen, von Witz, Ironie und zweckloser Tollheit übersprudelnden Novellen vielleicht zu namhaftem Rufe gelangt wäre, hatte das Unglück, um ein oder zwei Decennien zu spät geboren zu sein. In romantische Schrullen verrannt, übertrug er, ähnlich wie Grabbe, die Excentricität eines wüsten äußeren Lebens auf die Wahl seiner poetischen Stoffe, deren häufig an Wahnsinn grenzende Seltsamkeit durch die erzwungen kalte, psychologisch-raffinierte Behandlungsart eher noch erhöht als gemildert wird. Heine war der Erste, der ihn zum Ergreifen der schriftstellerischen Laufbahn ermunterte. „Fuchs, du schreibst!" rief er ihm eines Abends zu, als er sich in Schiff's Stube behaglich aufs Sofa gestreckt.

„Meinst du, ich hätte dir Das nicht längst angemerkt? Sei nicht verschämt, lies mir eins deiner Jungfern-Erzeugnisse vor!" Schiff kam gern dem Verlangen nach. Heine hörte aufmerksam zu, verbesserte manchen Ausdruck, manche ungefüge Wendung, warf hie und da ein lobendes „Bravo! echter Naturmysticismus!" dazwischen, und sagte endlich mit einer Lebhaftigkeit, zu der er sich nur selten hinreißen ließ: „Gut! sehr gut! das Beste, was mir seit lange vorgekommen ist, — natürlich mit Ausnahme Dessen, was ich selbst geschrieben! Willst du Das nicht drucken lassen?" — Einige Jahre später erschien unter Schiff's Namen eine muthwillige Studentennovelle, die — charakteristisch genug! — in Göttingen verboten ward, damit nicht die akademische Jugend durch Lektüre derselben zum Schuldenmachen verleitet werde. Als Heine das Buch gelesen, sandte er seinem Vetter nachstehendes Billet: „Schiff! Ich schreibe heute an dich wie an meines Gleichen. Dein ‚Pumpauf und Pumperich' hat mir gefallen. Es ist ein gutes Buch, ein braves Buch, ein Buch, dem ich mich nicht scheuen würde meinen Namen vorzusetzen, kämen nicht Bestialitäten drin vor. Dein ‚Kater Murr' [58]) ist schlecht." Freilich gerieth das Kompliment diesmal an die unrechte Adresse; denn der Verfasser des Büchleins war der Neffe Tieck's, Dr. Wilhelm Bernhardi, welcher seiner Erzählung einen mit Schiff erlebten lustigen Vorfall zu Grunde gelegt, und Dessen schon etwas bekannteren Namen auf Wunsch des Verlegers als Lockmittel für das Publikum benutzt hatte. Mit Achselzucken sah Heine in späteren Jahren den unverbesserlichen Sonderling sich tiefer und tiefer in romantische Absurditäten verirren; doch lobte er ihn gern, wenn er ihn, wie in „Schief Levinche", einmal auf vernünftigeren Wegen fand, empfahl ihn warm seinem eignen Verleger, unterstützte ihn in seinen traurigen Lebensnöthen, und machte es noch auf dem Krankenbette seinen Verwandten zur Pflicht, sich des hilflosen Mannes anzunehmen, der, auf die unterste Stufe der Gesellschaft hinab gesunken, schließlich im dunklen Abgrunde selbstverschuldeten Elends unterging.

Schiff erzählt in dem ungedruckten Theil der Erinnerungen seines Verkehrs mit H. Heine folgende Episode aus ihrer gemeinschaftlichen Berliner Studentenzeit: „Es war in meinem zweiten

Semester, als Heine's Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ im „Westteutschen Muselalmanach für das Jahr 1823“ erschien. Ein Berliner Blatt hatte dasselbe nachgedruckt, und es lag in der Josty'schen Konditorei auf, die besonders von Officieren frequentiert wurde. Wir „Flotten“ ermangelten nicht, den auf „die Lieutnants und die Fähnderichs“ gemünzten Passus laut zu besprechen. Die anwesenden Officiere nahmen indeß, verständiger als wir, keine Notiz von unsern muthwilligen Bemerkungen. Heine glaubte jedoch, irgend einen Akt der Rache von ihrer Seite befürchten zu müssen, und wünschte sein Logis zu verändern. Ich bewohnte damals unter den Linden im Schlesinger'schen Hause, unfern dem Palais des Prinzen Wilhelm, eine geräumige Dachstube, hinter der sich ein kleineres, für den Augenblick leerstehendes Zimmer befand. Heine bezog dasselbe, und es war ihm ganz Recht, daß Jeder, der zu ihm wollte, mein Zimmer passieren mußte, wo ich ihn vor unangenehmen Besuchern verleugnen konnte. Nur die Wanduhr bat er mich gleich zu hemmen; denn er litt an nervösen Kopfschmerzen, und der Pendelschlag war ihm störend. Einige Tage ging Alles vortrefflich, und Heine war mit der neuen Wohnung durchaus zufrieden. Nun gab es aber für Studenten, welche einen Streit mit einander abzumachen hatten, nicht leicht ein gelegeneres Lokal, als das meine, welches durch drei ansehnliche Treppen von der Straße getrennt war. Sollte ein Duell ausgefochten werden, so stellten wir einen Posten aus, der unter den Linden auf und ab patrouillierte, damit kein Pedell uns in flagranti ertappe. Ehe solch ein unwillkommener Gast bis zu uns hinauf dringen konnte, waren wir längst avertiert, und hatten die scharfen Waffen und Binden bei unserm Miethswirth untergebracht, wo der Pedell — Dank unsrer eximierten akademischen Gerichtsbarkeit — Nichts zu suchen hatte. Ich hielt es für meine Pflicht, Heine zu benachrichtigen, daß Nachmittags auf meiner Stube Etwas vorfallen würde, was nicht ohne Geräusch ins Werk zu setzen sei. „Wie lange wird es dauern?“ frug er verdrießlich. — Ein paar Stunden wenigstens. — „Ich will nicht dabei sein.“ — Wir sind aber ganz sicher. — „Und ich bin noch sicherer, wenn ich Nichts damit zu schaffen habe.“ Er ging aus. Die Sache lief ziemlich unschuldig ab.

Eine Stirnwunde von anderthalb Zoll, inklusive des gestreiften linken Augenlides, war Alles, was herauskam. Des Nähens bedurfte es nicht; Heftpflaster genügte. Die scharfen Waffen wurden beseitigt, Rock und Weste wieder angezogen, und wir amüsierten uns jetzt mit stumpfen Schlägern. Der Fechtboden war längst geschlossen, ich war gut geschult, und man schlug gerne mit mir. Heine, der sich über alles burschikose Treiben lustig machte, sagte mir einmal mit selbstgefälligem Spotte: „Nur aus Feigheit hast du fechten gelernt. Kourage hast du so wenig, wie ich." Als wir mitten im besten Schlagen waren, kam er nach Hause, grüßte nach Burschensitte, ohne den Hut zu ziehen, und ging still auf sein Zimmer. Ich trat augenblicklich ab, um ihm zu folgen. „Wie lange dauert diese Wirthschaft?" frug er ungehalten. — Nur ein paar Gänge noch. Man würde es dir und mir verdenken, wenn ich sofort das Pauken einstellte. — „Wer ist Das?" frug man, als ich zurückkam. „Ein Philister?" — Ein alter Bursch, der Dichter Heine und mein Vetter. Mit einem Andern möchte ich so nicht zusammen wohnen, daſs er und Jeder, der ihn besuchen will, mein Zimmer passieren muſs. — „Warum hast du uns Nichts davon gesagt?" — Er wohnt hier erst seit wenigen Tagen. — „Gleichviel; wir haben nicht bei ihm angefragt, und müssen uns entschuldigen." Einige gingen zu ihm hinüber, und Heine war, wie immer, vornehm und artig. Dennoch sah er sich durch diesen Vorfall gemüßigt, folgenden Tages von mir fort zu ziehen und in sein altes Logis zurückzukehren. Sein Umgang war nicht der meine, und mein Umgang noch viel weniger der seine. Das habitare in unum konnte uns weder dulce, noch jucundum sein; indeſs blieben wir die besten Freunde."

Wie diese Erzählung andeutet, litt Heine schon in Berlin häufig an jener schmerzhaften und verstimmenden Reizbarkeit der Kopfnerven, über welche er in seinen Briefen an Moser und Andere so viel klagt, und welche mit den Jahren beständig zunahm. Weder Sturzbäder, die er auf Anrathen der Aerzte eine Zeit lang gebrauchte, noch fortgesetzte längere Spaziergänge und oftmalige Reisen vermochten das Uebel zu heben. [59]).

Ein tragikomisches Verhängnis schien es auch in Berlin

Heine nicht zu gönnen, daß er vor der Berührung mit den Unsitten des studentischen Lebens bewahrt bliebe, so wenig diese ihm zusagten, oder es ihm gar eingefallen wäre, Händel zu suchen. Wider alle Absicht kam er im Sommer 1822 zu jenem Duelle, dessen er in seiner autobiographischen Skizze (Bd. XIII., S. 7) gedenkt, und dessen nähere Umstände uns Schiff aus dem Munde eines Augenzeugen, des noch lebenden Arztes Dr. Philipp Schmidt in Hamburg, berichtet hat. Letzterer, welcher damals in Berlin studierte und mit seinem Vetter Schaller aus Danzig zusammen wohnte, war von Hamburg aus mit Heine bekannt, der ihn oftmals besuchte. Schaller, der erst kürzlich die Universität bezogen, wurde von Heine nach Studentenweise nicht anders, als „Fuchs", tituliert. „Fuchs," fragte ihn Heine eines Tages, „ist dein Vetter nicht zu Hause?" Das verdroß den langen Schaller, und er brummte ihm die herkömmliche studentische Beleidigung auf. Schmidt suchte bei seiner Nachhausekunft die Sache beizulegen, er machte seinem Vetter Vorwürfe, aber Dieser wollte sich zu keiner Abbitte verstehen. „Ich heiße Schaller und nicht Fuchs," sagte er, „und Berlin ist nicht Göttingen. Uebrigens möchte ich gern einmal auf der Mensur stehen, damit ich mich dort benehmen lerne, und Heine wird mir nicht allzu gefährlich sein." Demnach musste das Duell vor sich gehen. Rautenberg, nachmals Badearzt in Cuxhaven, war Kartellträger; Schmidt fungierte als Schaller's Sekundant. Als angetreten ward, zeigte sich sofort, daß beide Kombattanten ihre Schläger nicht zu handhaben wussten. Sie legten sich in Stichparade aus und wandten sich fast den Rücken zu, als sie auf einander losgingen. Nicht die Duellanten, wohl aber deren Sekundanten schwebten in Gefahr, und der ungeschickte Zweikampf endete damit, daß Heine sich mit der rechten Lende an der Schlägerspitze seines Gegners aufrannte. „Stich!" rief er, und sank zu Boden. Ein Stich beim Hiebfechten ist schimpflich, und wer eine solche kommentwidrige Verletzung vor dem Niederfallen mit einem Schrei rügt, hat sich ehrenvolle Genugthuung genommen. Glücklicherweise war die Wunde, trotz starker Blutung, von ungefährlicher Art, und ein achttägiges Auflegen kalter Umschläge genügte, sie zu heilen.

Dies kindische Duell, das, wie die meisten Studentenschlägereien, aus dem geringfügigsten Anlasse hervorgegangen war, trug nicht wenig dazu bei, Heine den Verkehr mit seinen Kommilitonen noch mehr als früher zu verleiden, und er zog sich fortan gänzlich von den studentischen Kreisen zurück.

Siebentes Kapitel.

Die „Gedichte“ und „Tragödien“.

Schon in Bonn war Heine damit beschäftigt gewesen, eine erste Sammlung seiner Gedichte zusammen zu stellen, und bald nach seiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig den Verlag derselben angetragen. Brockhaus hatte jedoch nach einigen Wochen das Manuskript mit den üblichen Ablehnungsworten zurück gesandt, daß er für den Augenblick allzu sehr mit Verlagsartikeln überladen sei. Der junge Poet tröstete sich (Bd. XIX., S. 19) mit der Bemerkung, daß es dem großen Goethe mit seinem ersten Produkte nicht besser ergangen sei, und hoffte in Berlin unschwer einen Verleger zu finden. Zur Förderung dieses Zweckes machte ihn Varnhagen mit Professor Gubitz bekannt, dessen „Gesellschafter“ in jenen Tagen das literarische Orakel der gebildetern Kreise der Hauptstadt war, und Heine benutzte die vielgelesene Zeitschrift als Ausstellungssalon seiner Gedichte. „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden,“ sagte er, das Manuskript seiner Verse Gubitz überreichend, und Dieser erklärte sich zur Aufnahme der Beiträge bereit, nachdem der Dichter einige beanstandete Ausdrücke, zwar ungern, aber sehr gewandt, verändert hatte. In glänzendster Weise eröffnete er seine „poetischen Ausstellungen“ am 7. Mai 1821 mit dem humoristischen Kirchhofs-Traumbilde, und ließ demselben im Laufe der nächsten Wochen „Die Minnesänger“, das „Gespräch auf der Paderborner Heide“, zwei der

„Fresko-Sonette“, den „Sonettenkranz an A. W. von Schlegel,“ das Traumbild: „Die Brautnacht“ („Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?“), das „Ständchen eines Mauren“, und eine Uebersetzung der Geisterlieder aus Byron's „Manfred“ folgen. Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese kecken, leidenschaftlichen, zum Theil einen ganz neuen Ton anschlagenden Poesien erregten, bestimmte den Chef der Maurer'schen Buchhandlung, unter deren Firma damals der „Gesellschafter“ erschien, den ihm von Gubitz angerathenen Verlag der Heine'schen „Gedichte“ zu übernehmen. Als Honorar wurde freilich nur die Zusicherung von vierzig Freiexemplaren bewilligt — aber welcher jugendliche Schriftsteller hätte nicht freudig und ungeduldigen Herzens jede sich ihm darbietende Gelegenheit erfasst, das Fahrzeug seiner ersten Lieder so schnell wie möglich aus der stillen Klause aufs weite Meer der Unsterblichkeit hinaus zu senden?

Der Zeitpunkt, zu welchem H. Heine sich mit seinen Gedichten in die Literatur einführte, war im Allgemeinen nicht ungünstig für das Auftreten eines bedeutenden poetischen Talentes. Die große klassische Periode von Weimar war vorüber; die romantische Schule hatte, trotz alles Oppositionsspektakels und trotz der vielseitigsten An- und Aufregungen, kein einziges selbständiges Kunstwerk von bleibendem Werthe hervorgebracht, aber sie hatte doch das Interesse der Zeitgenossen für Kunst und Poesie in nachhaltiger Weise geweckt, und nach dem Scheitern der politischen Hoffnungen des Volkes flüchteten sich die enttäuschten Geister grollend wieder auf das ideelle Gebiet der Philosophie und Literatur. Zumal in Berlin hatte man in den vorhin geschilderten Kreisen ein wachsames Auge für jedes neue verheißungsvolle Moment der philosophischen und literarischen Bewegung. Es war also ziemlich bestimmt zu erwarten, daß eine so originelle, die Bahn des Gewohnten durchaus verlassende Dichterkraft, wie sie sich schon in Heine's erster Liedersammlung ankündigte, dort nicht leicht übersehn werden würde.

Die hervorragende Bedeutung dieser „Gedichte“, welche (mit der Jahreszahl 1822) in der ersten Hälfte des Decembermonats 1821 erschienen, lag zunächst weniger in ihrem Inhalte, als in der überraschenden Eigenthümlichkeit ihrer Form. Was die Re-

mantiker in ihren besten Tagen theoretisch verlangt und mit all' ihren unglücklichen Experimenten vergeblich erstrebt hatten: ein freies Sichausleben des Subjekts in harmonisch künstlerischer Gestaltung — dieses räthselhafte Problem war hier plötzlich mit genialer Sicherheit, fast wie in anmuthigem Spiele, gelöst durch einen echten Dichter von Gottes Gnaden. Wenn jemals die Kunst nur sich selber zum Zweck gehabt, so war es unleugbar in diesen Gedichten der Fall; aber nicht ein toller Hexensabbath der Phantasie wurde hier aufgeführt, den die Willkür mit unsinnigen Purzelbäumen und bacchantischen Orgien feierte, sondern eine wahre und tiefe Leidenschaft verströmte ihr Herzblut in wild melodischem Ergusse. Den Romantikern war die Wirklichkeit zum wesenlosen Scheine, der bunte Schein zur Wirklichkeit geworden, sie scherzten und spielten mit dem Leben und mit der Kunst, und schnitten ironische Grimassen, wenn die Frage nach dem Sinn ihres phantastischen Treibens in einer nüchternen Stunde an sie herantrat — Heine verlor auch in den dämonisch schreckhaftesten Bildern, die seine Phantasie vor ihm aufrollte, keinen Augenblick die reale Welt aus dem Gesichte, unter seinem Scherz und Spott barg sich der wehmüthigste Ernst, und das gellende Lachen, welches sich manchmal, wie in den Fresko-Sonetten, seiner gequälten Brust entrang, hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Verzweiflungsschrei der Verdammten, als mit dem faunisch lüsternen Grinsen einer Schlegel'schen Lucinde oder mit dem blasierten Hohngelächter eines Tieck'schen William Lovell. Allerdings war der geistige Zusammenhang mit der Richtung und den Vorbildern der romantischen Schule nicht zu verkennen. Schon in der Wahl der Stoffe sprach sich derselbe aus; zum Theil aber auch in der Behandlungsart, in einer absichtlichen Vernachlässigung der Form, in einem Liebäugeln mit veralteten Worten und Wendungen. Das Weglassen des Artikels in den trochäischen Verszeilen des ersten Traumbildes („Wasche, wasche Hemde rein", „Zimmre hurtig Eichenschrank", „Schaufle Grube tief und weit!"), in der Romanze „Die Weihe" („Lebensschifflein treibet irre", „Sie hat sich verwandelt in liebliche Maid" &c.) und in zahlreichen andern Gedichten; die gekünstelte Alterthümlichkeit der Sprache in dem modern trivialen „Minnegruße"

(„Als ich weiland schaute dein, Wunnevolles Magedein"), gewaltsame Apostrophierungen (wie „Lieb' Bruder" in der Kirchhofsscene), und ähnliche Sünden wider den guten Geschmack verriethen deutlich genug den Einfluß jener unbeholfenen Nachahmungen des Volksliedcharakters, welche von Brentano, Fouqué, Arnim und Loeben versucht worden waren, und sich mehr an fehlerhafte Aeußerlichkeiten, als an die geistigen Vorzüge der älteren Muster hielten. Selbst Uhland, mit dessen Liedern sich Heine, wie wir erwähnten, schon frühzeitig vertraut gemacht hatte, spielt bekanntlich eben so häufig mit veralteten, das heutige Sprachgefühl verletzenden Wortformen („Maienbluth" für Maienblüthe rc.), wie er andererseits eine schwächlich moderne Empfindsamkeit in mittelalterliche Stoffe hinein trägt. Von dem letztgenannten Fehler hat sich Heine schon in dieser ersten Gedichtsammlung, etwa mit Ausnahme der „Weihe", in glücklichster Art frei zu halten gewusst. Die Romanzen, in denen Stoffe aus älterer Zeit oder von mittelalterlicher Färbung behandelt werden, sind, wie „Belsazer", „Don Ramiro", „Zwei Brüder", „Die Botschaft", „Das Liedchen von der Reue", in ungemein festem, kräftigem Tone durchgeführt. Unter den „Minneliedern" finden wir schon manche jener rührend einfachen, leidenschaftlich ergreifenden Weisen, in welchen der Dichter das tiefste Herzensweh mit den schlichtesten Naturlauten ausspricht, und welche gleichsam zu Volksliedern der modernen Gesellschaft geworden sind. Als den originellsten Theil des Büchleins aber müssen wir die „Traumbilder" bezeichnen. In ihnen erweist sich am deutlichsten, wie sehr das künstlerische Streben des jungen Dichters im Einklange mit den Anschauungen stand, die er in jenem merkwürdigen Aufsatze über die Romantik ausgesprochen, der von uns gewissermaßen als das Programm seiner poetischen Thätigkeit bezeichnet ward. In diesen Gedichten ist der Stoff, wie schon die Ueberschrift errathen lässt, so romantisch wie möglich, und die Gefühle, welche durch die spukhaften Bilder erregt werden, sind von durchaus romantischer Art. Aber wie sehr die Phantasie im Nachtgebiet unheimlicher Träume umherschweift und das wildeste Grausen der Hölle herauf beschwört, so begegnen wir doch überall den schärfsten Kontouren und einer Gegenständ-

lichkeit der Form, die an die höchsten Meisterwerke klassischer Dichtung erinnert.

Was der schlaffen, trägen, entmuthigten Zeit vor Allem fehlte, war die hinreißende Gewalt einer starken Leidenschaft. Diese brauste mit trotziger Kraft in den Heine'schen Liedern, wenn auch zunächst nur in subjektivster Art entfesselt durch das Missgeschick einer unglücklichen Liebe. Aber die kühne Energie, mit welcher der Dichter seinen innersten Menschen aussang, war so neu und unerhört, dass seine wilden und doch so klangvollen Weisen sich rasch ein Echo in den Herzen der besten unter den Zeitgenossen weckten. Varnhagen beeilte sich, eine Anzeige des Büchleins im „Gesellschafter“ (Nr. 11, vom 19. Januar 1822) zu liefern, und war der Erste, welcher eine der charakteristischen Vorzüge der Heine'schen Lieder hervorhob: „Der hier auftretende Dichter — denn so müssen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es ist Anschauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewusste und absichtliche, ist auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Masse von Gebildetem, fast unvermeidlich; in ihr selber jedoch kann sich das Selbständige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber Dies gilt mehr von der Tonart, als von dem Gehalt, und muss vielleicht auf eine höhere, gemeinschaftliche Quelle, die allen deutschen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unseres deutschen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet sich aus diesem Ueberlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloß Nachgemachtes ist uns nirgends vorgekommen. Besonders glücklich erscheint Herr Heine in seiner dichterischen Auffassung der Gegenstände; es zeigt sich darin oft ein höchst sinnreicher und anziehender Humor, wie z. B. in den „Traumbildern“ und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache ist kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es sein soll.“ — Einige Monate später sprach Immermann im „Kunst- und Wissenschaftsblatte“ des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers“ (Nr. 23, vom 31. Mai 1822) die Gedanken aus, welche die Lektüre der Heine'schen Gedichte in ihm

hervorgerufen. Es hieß in dieser lang verschollenen, in briefliche Form eingekleideten Recension: „In den meisten Erzeugnissen Heine's schlägt eine reiche Lebensader; er hat Das, was das Erste und Letzte beim Dichter ist: Herz und Seele, und Das, was daraus entspringt: eine innre Geschichte. Deßhalb merkt man den Gedichten an, daß er ihren Inhalt selbst einmal stark durchempfunden und durchlebt hat. Er ist ein wahrer Jüngling, und Das will Viel sagen zu einer Zeit, worin die Menschen schon als Greise auf die Welt kommen. Mit kecker, fast dramatischer Anschaulichkeit zeichnet er die Zustände seines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit giebt er sich bloß, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abscheu vor weichlicher Sentimentalität in solchem Grade, daß er sich lieber hin und wieder ins Gemeine und Possenhafte verirrt. Er sagt selbst irgendwo:

> Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maskieren
> In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
> Die prächtig in Charaktermasken prunken,
> Nicht wähnen, ich sei Einer von den Ihren.

„Diese Verse geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unsers Dichters zu berühren. Aus allen seinen Liedern spricht der Unmuth, der sich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung steigert. Man lese nur z. B. das Gedicht: „Die Hochzeit“ („Was treibt und tobt mein tolles Blut?“), und unter den „Fresko-Sonetten“ No. III., IV., VII., VIII., X. [60]). Bleibt man bei den Worten stehen, so ist diese trübe Stimmung durch ein gestörtes Liebesverhältnis erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, so scheint es mir, daß ein Herberes, als jener Liebesverdruß, die Brust des Dichters bewegt habe, und daß das arme Mädchen, welches so bitter gescholten wird, für die Unbillen Andrer büßen müsse.

„Sie werden mich der Parodoxie beschuldigen, wenn ich sage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichterisches Wesen erscheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufstellen, daß es mir wie eine schwere Last des

Schicksals vorkommt, in unsern Tagen mit poetischem Talente geboren zu sein. Alles Andre, wodurch die Menschheit gefördert wird, vermag eher, sich gewaltsam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poesie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenossen, um sich ganz gesund entfalten zu können.

„Sie werden mir einwenden, daß die Dichter aller Jahrhunderte gehudelt worden sind. Befragen wir aber die Geschichte der größten, die uns als Muster der reinsten Entwicklung gelten müssen, so finden wir, daß sie von Rohen zwar derbe gemißhandelt wurden, daß aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um sich versammelte, der mit der rührendsten Theilnahme an ihm hing und seinen Schritten folgte.

„Jetzt hat sich Das umgekehrt. Rohe Mißhandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, seitdem man sich gewöhnte, die Poesie mit andern Tageserscheinungen in Reihe und Glied zu stellen. Dagegen ist die Ahnung von etwas Heiligem und Unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den Bessern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium", wie Goethe die Poesie nennt, ist so groß, daß ihr nur allenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abspricht, an die Seite gesetzt werden kann.

„Es ist ganz natürlich, daß ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntnis von diesem trostlosen Stande der Dinge, Diejenigen ergreift und verstimmt, welche mit Anlagen ausgerüstet sind. Daher treten alle Talente in unsern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je stellt sich der Dichter in offne Opposition gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen ist, zwischen und über allen Parteien stehend, alle aufzulösen und zu beschwichtigen, bildet jetzt die heftigste Partei, und wie er sonst friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Palast trat, so muß er nun, in Stahl und Eisen gepanzert, sein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

„Jenen bittren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindschaft gegen die Zeit, scheint nun die kraftvolle Natur unsers Heine ganz besonders stark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Ge-

dichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit spricht. Mit Dem, worüber er unmittelbar sich beklagt, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, läge nicht das oben angedeutete Bewusstsein eines tiefern Zwiespaltes in seiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige seiner „Fresko-Sonette“, sowie die Gedichte: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang“, und „Gespräch auf der Paderborner Heide“.

„Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwischen diesen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unser Landsmann eine besondere Neigung zu haben scheint. Die Vergleichung Beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutschen ausfallen. Gewaltiger und reicher als Byron kann Niemand den Abgrund einer zerstörten Seele zeigen, er ist Roquairol à cheval, und unser Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich wie jener Fisch, den die Römer zu grausamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerschneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichste Farbenspiel sehen ließ. Dagegen ist der Deutsche viel frischer und lebensmuthiger. Es ist ihm noch möglich, seinen Haß an einer einzelnen Erscheinung auszulassen, während der Lord alles Menschliche und Göttliche, Zeitliches und Ewiges gleichmäßig verhöhnt.

„Ich schließe mit dem Wunsche, daß bald etwas Besseres über diese Gedichte gesagt werden möge, indem ich überzeugt bin, daß sie einer reiflichern Betrachtung werth sind, als die ich ihnen widmen konnte“.

In ähnlich günstiger Weise sprachen sich die meisten übrigen Beurtheiler der Heine'schen Erstlingsgedichte im Berliner „Zuschauer“ [61]), im „Hesperus“, im „Literaturblatt zum Morgenblatte“, in den „Rheinischen Erholungen“ und andern belletristischen Blättern aus. Am bedeutendsten aber waren Lob und Tadel in einem kritischen Aufsatze, der am 7. Juni 1822 im „Kunst- und Wissenschaftsblatte“ — zum Theil wohl als Entgegnung auf Immermann's unbedingt lobendes Urtheil in derselben Zeitschrift — veröffentlicht ward. Es wäre von Interesse, den Namen des nur mit „Schm.“ unterzeichneten Verfassers zu

erfahren, der so unparteiischen Sinnes das literarische Richteramt übte, und mit so sicherem Scharfblick aus den ersten Liederblüthen die künftige Richtung, so zu sagen die geheime Mission der Heine'schen Muse zu weissagen verstand. Die Einleitungsbemerkungen, welche der Poesie eine ähnliche Aufgabe wie der Religion zuertheilen, und welche mit ihrer Forderung einer Auflösung des Sturmes der Leidenschaften in ein „mildes Wehen“ an das von Friedrich Schlegel so hoch gepriesene „Säuseln des Geistes“ erinnern, lassen auf einen Anhänger der Romantik schließen; im weitern Verlauf seiner Abhandlung erklärt sich jedoch der Verfasser sehr bestimmt gegen die feudal-hierarchischen Bestrebungen der romantischen Schule, mit ähnlichen Worten, wie Heine es in seinem Aufsatze über die Romantik gethan hatte. Auf jeden Fall ist diese Recension eine so werthvolle Bereicherung der kritischen Literatur, daß man uns Dank dafür wissen wird, wenn wir sie aus den Spalten eines obskuren Lokalblattes wieder ans Tageslicht ziehen. Der Aufsatz lautet, wie folgt:

„Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegenheiten zu sehr verrathen, daß er ein denkender Dichter ist, daß er genossen hat von allen Früchten jenes Baumes, von dem die Poesie nur ein einzelner Zweig ist, als daß es unsere Pflicht wäre, schonend jene Gebrechen zu verhüllen, von denen wir glauben konnten, daß Derselbe sie ablegen würde, wenn er den Zweck aller Poesie tiefer erkannt habe. Wir wollen daher unverschleiert die bittere Wahrheit aussprechen: Dieses Buch besteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poesie. Wir wissen wohl, daß dieses Urtheil sehr grell absticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt worden, und daß die meisten Leser derselben uns entgegnen werden: Wir haben uns wenigstens bei diesen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Wasserversen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenschaft und Kühnheit der Darstellung, die darin herrscht, hat uns tief erschüttert.

„Aber ist jenes Erschüttertwerden, jener galvanische Stoß, der Zweck der Poesie? Nein, wahrlich nicht! Poesie soll wirken wie — Religion. Wie wir in der frühesten Zeit die Religion mit der Poesie Hand in Hand gehen sehn wie die Poesie der Religion als Kleid, und die Religion der Poesie als Stoff, als

Seele, diente, so soll es auch jetzt noch sein. Wie es besonders der Zweck unserer heiligen christlichen Religion ist, die zerrissenen Gemüther zu heilen, zu stärken, zu erheben, so soll sich auch unsere Poesie jenen Zweck vorzeichnen, und wenn es auch in ihrem Wesen liegt, die Leidenschaften gewaltsam aufzuwühlen, und den Gemüthsturm mit seltsamen Sprüchen zu beschwören, so soll Dieses doch nur geschehen, um die Leidenschaften desto milder zu versöhnen, und jenen Sturm in ein mildes Wehen aufzulösen. Betrachten wir jetzt den Geist, der in den Gedichten Heine's lebt, so vermissen wir nicht allein jenes versöhnende Princip, jene Harmonie, worauf selbst die wildesten Leidenschaftsausbrüche berechnet sein sollten, sondern wir finden sogar darin ein feindliches Princip, eine schneidende Dissonanz, einen wilden Zerstörungsgeist, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen läßt die Palme des Friedens.

„In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir sehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hochmuth, und klassischen Schmerz, der sich Anfangs windig gebärdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung. Heine's Liebe ist nicht ein seliges Hingeben, sondern ein unseliges Verlangen, seine Gluth ist ein Höllenfeuer, sein Amor hat einen Pferdefuß. Deßhalb sind auch am schlechtesten und am kläglichsten jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfasser gewaltig zärtlich und schmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteristischen Seiten seiner Dichtart, Stolz und Höllenschmerz, musste einen sehr schlechten Troubadour abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht sehr erbauen mit einem:

> Blutquell, rinn aus meinen Augen,
> Blutquell, brich aus meinem Leib!

„Es ist sehr begreiflich, dass, obschon Herr Heine so unverzeihlich sündigt gegen den Zweck der Poesie, seine Gedichte dennoch beim großen Publikum so vielen Beifall finden, da die Sünde an sich schon interessanter ist als die Tugend, welch letztere

nicht selten sogar langweilig ist. Die Leute lesen lieber Kriminalgeschichten als moralische Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umstand statt: je weniger er dem Zwecke der Poesie huldigt, desto mehr hat er das Wesen derselben begriffen und beachtet. Das ganze Wesen der Poesie lebt in diesen Gedichten. Dies läſst sich nicht leugnen; eben so wenig wie sich leugnen ließe, daſs die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben so echtes Feuer ist, als die heilige Flamme auf dem Altar der Vesta. In allen Gedichten Heine's herrscht eine reine Objektivität der Darstellung, und in den Gedichten, die aus seiner Subjektivität hervorgehn, giebt er ebenfalls ein bestimmtes, objektives Bild seiner Subjektivität, seiner subjektiven Empfindung. Wir müssen diese Objektivität der Darstellung bewundern. Herr Heine zeigt sich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anschauungsvermögen; er raisonniert und reflektiert nicht mit philosophisch poetischen Worten, sondern er giebt Bilder, die, in ihrer Zusammenstellung ein Ganzes formierend, die tiefsten philosophisch poetischen Gedanken erwecken. Seine Gedichte sind Hieroglyphen, die eine Welt von Anschauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darstellen. Diese poetischen Hieroglyphen, diese Bilderzeichen, diese Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, sind allgemein verständlich, da sie besonders gut gewählt, klar und einfach sind. Der Verfasser hat nämlich bei seinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutschen Volksliedes gebraucht zu den meisten seiner Gedichte. In allen herrscht jener populäre Ton, den unsere pretiösen Anhänger eines herkömmlichen Schwulstes als einfältig belächeln, und der in seiner wahren Einfalt nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutschen Dichter, dem Dieses so gut gelungen wäre als Herrn Heine. Goethe hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegesellschaftliches Kolorit. Dazu hat er, eben so wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder sich zugeeignet, und neue Volkslieder daraus zusammen genäht. Heine hat hingegen das Verdienst, daſs die Gedichte, die er im Volkstone geschrieben, ganz original sind,

sowohl in Hinsicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke seine hübschen Ideenkleider gestohlen, sie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um sie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerrissen und sie modisch wieder zusammengeschneidert. Recensent, der die meisten Volkslieder kennt, hat sich nicht genug wundern können, dass er in keinem der Heine'schen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines schon vorhandenen deutschen Volksliedes finden konnte [62]), und hat sich herzlich gefreut, dass Herr Heine ganz den richtigen Ton derselben getroffen hat, ganz ihre schlichte Naivetät, ihren schalkhaften Tiefsinn, und ihren epigrammatisch humoristischen Schluss. — Wir können indessen die Bemerkung nicht unterdrücken, dass bei all ihrer Vortrefflichkeit diesen Heine'schen Volksliedern Etwas fehlt, was sie erst ganz zu Volksliedern stempelt. Letztere gründen sich nämlich bei allen Völkern auf die Geschichte derselben. Das spanische Volkslied bezieht sich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das englische auf den Kampf mit der Hierarchie, das slavische auf die Bauernknechtschaft ꝛc. Wie zersplittert auch die deutsche Geschichte ist, so hat sie doch manches ganz Charakteristische, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftwesen, die Glaubenskriege, der Meinungskampf sind hervorstechende Elemente des deutschen Volksliedes. Wären Heine's „Grenadiere“ in französischer Sprache geschrieben, so wäre Das ein echtes französisches Volkslied; denn es bezieht sich auf die französische Geschichte, und spricht ganz aus den Geist der alten Garde und deren Anhänglichkeit an den Kaiser Napoleon. Mit besserm Rechte kann das „Lied des gefangenen Räubers“, wie sehr es auch den übrigen an Gehalt nachstehen muss, ein echt deutsches Volkslied genannt werden, weil es historische Anklänge hat, die Hexenprocesse, die alte schlechte Kriminaljustiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, dass in Heine's Gedichten zwar immer ein deutscher Geist, aber mehr ein nordisch-deutscher, als ein süddeutscher Geist lebt, so wie überhaupt das nächtige, trotzige Gemüth, das sich in denselben ausspricht, jenen Ländern zu gehören scheint, wo der wilde Boreas sich ausheult, und das Nordlicht seine abenteuerlichen Strahlen herabgießt auf wunderliche Felsengruppen, düstre Fichtenwälder und hohe, ernste Menschengestalten.

„In unserer Literatur hat noch nie ein Dichter seine ganze Subjektivität, seine Individualität, sein inneres Leben, mit solcher Keckheit und solcher überraschenden Rücksichtslosigkeit dargestellt, als Herr Heine in seinen Gedichten. Da die streng objektive Darstellung dieser ungewöhnlichen, grandiosen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wundersam allbesiegende Kraft besitzt, so haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weßhalb Heine's Gedichte bei den Lesern einen so unwiderstehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byron's Gedichte in England so viel Aufsehen; das „Edinburgh Review“ und die Magazins und die ganze Kritikergilde schreit „Zeter!“ und das lesende Publikum schreit „göttlich!“ Man hat noch außerdem zwischen Herrn Heine und dem sehr edeln Lord eine geheime Verwandtschaft bemerkt. Es ist etwas Wahres an dieser Bemerkung. Die geistigen Physiognomien Beider sind sich sehr ähnlich; wir finden darin dieselbe Urschönheit, aber auch denselben Hochmuth und Höllenschmerz. Bei dem jüngern Deutschen blickt noch immer die deutsche Gutmüthigkeit durch, und seine humoristische Ironie ist noch sehr entfernt von der eiskalten brittischen Persifflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

Ich lache ob den abgeschmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgesichtern;
Ich lache ob den Füchsen, die so nüchtern
Und hämisch mich beschnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die sich aufblähn zu stolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Bösewichtern,
Dich mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen.

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

Du sahst mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geschminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern besudeln,
Und mich so gerne ins Verderben züngeln.

Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln,
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln,
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.

„Herr Heine, bei seiner kräftigen und imposanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieselbe dem Publikum in seiner ganzen Blöße darzustellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Aehnliches zu versuchen. Ein nackter Thersites wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wissen unsre poetischen Thersiten sehr wohl, und sie sind beflissen, sich so tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Konvenienzpoesie, sind ängstlich besorgt, daß aus den Löchern desselben ihre armselige Subjektivität nicht hervorschimmere, bemühen sich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgesichtern die edeln Mienen antiker Heroenstatuen nachzuäffen, und nennen Das: ein Streben nach dem Idealischen, — antike, klassische, plastische Poesie! Daher jener gespreizte, vornehme Wortschwall, jenes Daherschreiten auf hohen Sprachstelzen, und jenes geringschätzende Herabschauen auf den wahren, schlichten Volksdichter. Die Zeit ist schon gekommen, wo man diesen Thersiten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und sie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben schon viele Dichter, die durch eignes Beispiel ein solches Zurückgehn zur poetischen Wahrheit vorbereiten. Doch haben sich die meisten nicht entschließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienzhülle von sich zu werfen; und Dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der sogenannten Romantik mit der mißverstandenen Klassicität. Herr Heine hat sich einst in diesen Blättern, in einem polemischen Aufsatze, als ein feuriger Anhänger der romantischen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in seinen Gedichten dieses Bekenntnis unverhohlen ausgesprochen. Doch müssen wir Herrn Heine selbst darauf aufmerksam machen: wie sehr er auch die Schlegel'sche Schule durchgegangen sei, und sich an den belehrenden und „gütigen" Worten A. W. Schlegel's erkräftigt habe, so gehört er doch auf keinen Fall der Schlegel'schen Schule an. Diese letztre, oder die romantische Schule par excellence, oder, um sie noch besser zu

nennen, die afterromantische Schule, besteht aus zwei Elementen, die wir, gottlob! vergebens in Heine's Gedichten suchen, — Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalwesen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines Menschthum ist das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und, bis auf einige leise Anklänge, finden wir in denselben nirgends ritterliches Sporengeklirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbestandtheile des Mittelalters und der nach dem Mittelalter schmachtenden Schlegel'schen Schule; mit einem Wort — Heine ist ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

„Wir haben schon erwähnt, daſs Heine's Gedichte sich durch Originalität auszeichnen. Dies ist ganz besonders der Fall bei den „Traumbildern" und „Fresko-Sonetten". Erstere haben einen überraschend eigenthümlichen Charakter, wir wissen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieselben rubricieren sollen, und wir gestehen, daſs Herr Heine unsere Literatur mit einer neuen Gattung Poesien bereichert hat. Diese Reihe schlicht erzählter Träume, oder träumerischer Zustände, bildet gleichsam eine Camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Krystallspiegel, worin sich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entsetzliche Teufelslarven tragen, wunderlich hin und her bewegen, und durch ihre tollen Gruppierungen und seltsamen Kämpfe dem Leser das innere Leben des Dichters zur Anschaulichkeit bringen. Dieses innere Leben ist aber bloß ein poetischer Widerschein seines äußern Lebens, das der Dichter mit einer seltenen Kraft in den „Fresko-Sonetten" darstellt. Letztere sind nicht so poetisch wie die „Traumbilder", aber sie sind weit pikanter. In den „Traumbildern" sehen wir einen Nachtwandler, der mit somnambüler Klarheit die Geheimnisse des Lebens anschaut. In den „Fresko-Sonetten" sehen wir einen wachen Mann, der vollen Bewuſstseins mit scharfen Augen ins Menschentreiben und in die eigne kranke Brust hineinschaut.

„Was die Form der Heine'schen Gedichte betrifft, so wollen wir uns nicht zu pedantischer Silbenstecherei herablassen, und wir wollen uns bloß einige kurz zusammengefaſste Bemerkungen erlauben. Die Form der meisten „Traumbilder" ist höchst vernachläſsigt. Herr Heine gefällt sich hier in Archaismen, kokettiert

mit einer poetischen Nonchalance, und will diesen Gedichten ein grobes holzschnittartiges Ansehen geben, damit ihr höchst poetischer Stoff desto mehr kontrastiere mit der schlichten kunstlosen Form. Dasselbe ist der Fall bei den meisten Minneliedern. Wir haben schon oben bemerkt, dass diese nicht die glänzendste Partie des Buches genannt werden dürfte. Der Herr Verfasser befolgt nicht immer seine eigenen Worte:

> Phantasie, die schäumend wilde,
> Ist des Minnesängers Pferd,
> Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
> Und das Wort, das ist sein Schwert.

„Wir haben ebenfalls schon bemerkt, dass die Volkslieder, die unter der Rubrik „Romanzen“ stehen, im echten Volkstone geschrieben sind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramiro“, so großartig und keck er auch in der Anlage ist, in der Form sehr flüchtig gearbeitet. Erst in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt sich der Verfasser als vollendeter Metriker; hier sehen wir Spuren der Schlegel'schen Schule, und der Kontrast, den der derbe Stoff der „Fresko-Sonette“ mit ihrer kunstvollen zarten Form bildet, giebt denselben ihren größten Reiz. Aber durch seine Uebersetzungen aus Byron's Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unsere unbeschränkte Achtung und unser höchstes Lob in Anspruch; wir erkennen in ihm den großen Meister, der bis in die tiefsten Tiefen des grammatischen Baues, des eigenthümlichen Wesens und des geistigen Charakters unserer Sprache eingedrungen ist, und der die Meisterstücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels ins Deutsche zu übertragen versteht [63]).

„Wir wünschen, dass Herr Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben so viel Tadel als Lob zumessen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieser Tadel nächstens ganz verschwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüstet, die dazu gehören, einer der größten Dichter Deutschlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es vorzieht,

seinem Vaterlande verderblich zu sein als verlockendes Irrlicht oder als riesiger Giftbaum."

Bei einer so glänzenden Anerkennung seiner ersten, noch nicht durch die strenge Selbstkritik späterer Jahre gesichteten Liedersammlung, durfte wohl der junge Poet stolzer und muthvoller sein Haupt erheben, und mit gesteigertem Vertrauen in die Echtheit seines Talentes wandte er sich neuen dichterischen Schöpfungen zu. Dem in Göttingen um fast zwei Akte geförderten „Almansor" wurden im Herbst 1821 die Schlussscenen hinzugefügt; ein zweites Drama, „William Ratcliff", entstand im Januar 1822, und wurde, wie Heine erzählt [64]), in drei Tagen, ohne Brouillon und in Einem Zuge, geschrieben. Im Anschluss an diese Tragödie dichtete er später jenes eiskalt bittere, (auf S. 168) schon von uns erwähnte Traumbild des Wiedersehens mit der vermählten Geliebten. Fast sämmtliche Lieder des „Lyrischen Intermezzos" fallen in den Sommer 1822; ebenso die schaurig wilde Phantasmagorie der „Götterdämmerung" und die rührend liebliche „Wallfahrt nach Kevlaar" [65]).

Neben dieser lebhaften Produktivetät auf rein poetischem Felde, lieferte Heine noch eine ansehnliche Zahl von Beiträgen in Prosaform für verschiedene Journale. Die erste dieser Arbeiten, eine umfangreiche Besprechung der Tragödie „Tasso's Tod" von Wilhelm Smets, wurde vom 21. Juni bis 19. Juli 1821 im „Zuschauer", einem von J. D. Symanski redigierten Berliner „Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung", abgedruckt. Es herrscht in diesem Aufsatze derselbe wissenschaftliche Ernst, dieselbe leidenschaftslose Ruhe, welche sich uns in der kleinen Abhandlung über die Romantik bemerklich machten. Offenbar ist Lessing's Methode das Vorbild, welchem der junge Verfasser in der logisch gegliederten Anordnung des Stoffes und den klaren Auseinandersetzungen über das Wesen der dramatischen Dichtkunst nacheifert, die er an die Spitze seiner kritischen Analyse stellt. Aufs gewissenhafteste deutet er die ästhetischen Grundsätze an, von welchen er bei Beurtheilung der ihm vorliegenden Tragödie ausgeht, und dann wird nach den angegebenen Gesichtspunkten in systematischer Reihenfolge der dramatische, poetische und ethische Gehalt des Stückes geprüft. Die Kunstansichten, zu denen sich Heine in

dieser Kritik bekennt, stimmen im Ganzen mit den Principien der romantischen Schule überein, er bedient sich durchgehends sogar derselben ästhetischen Terminologie, welche uns in A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur begegnet; bei Alledem aber spricht sich auch hier schon ein freier, selbständig denkender Geist aus, der keineswegs in verba magistri schwört und die Kunsttheorien der Schule gläubig nachstammelt, sondern — ganz wie in dem Aufsatze über die Romantik — den Verirrungen derselben eine furchtlose Zurechtweisung ertheilt. Beherzigenswerth ist vor Allem, was über die Schicksalstragödie und über die ethischen Anforderungen gesagt wird, denen ein gutes Drama zu genügen hat: „Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befasst haben wollen. Hören Sie, gelehrte Herren, ist es Ihnen noch nie begegnet, dass Sie innerlich missvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dramatisch, theatralisch, kurz voller Poesie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das ist es. Warum musste der Tugendhafte untergehen durch List der Schelme? Warum musste die gute Absicht verderblich wirken? Warum musste die Unschuld leiden? Das sind die Fragen, die uns marternd die Brust beklemmen, wenn wir nach der Vorstellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieses qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und sie ersannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Brust ein schweres Warum hervorstieg, kam gleich der ernste Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathschluss der Nothwendigkeit, dem sich sogar die Götter beugen. So war die geistige Ergänzungssucht des Menschen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unsichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unserer Zeit haben Dasselbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und so entstanden unsere heutigen Schicksalstragödien. Ob diese Nachbildung glücklich war, ob sie überhaupt Aehnlichkeit mit dem griechischen Urbild hatte, lassen wir dahingestellt. Genug, so löblich auch ihr Streben nach Hervor-

bringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksals-idee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützt, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuern Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Ueberirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen.“ Was Heine am Schlusse seiner Abhandlung über den Charakter der echt menschlichen Milde und Versöhnung bemerkt, dessen die wahre Tragödie nicht entbehren darf, hätte von Lessing selbst nicht prägnanter gesagt werden können, und verdient leider auch heute noch unsern Bühnenschriftstellern als ernste Mahnung ins Ohr gerufen zu werden: „Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, daß unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefel eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigne Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln', mosaikähnlich zusammenwürfeln und

in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Uebel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muß im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Uebel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daß unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Inceſt ꝛc. Daß am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanesischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen ꝛc. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluß das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, daß sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, daß das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen, und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, daß die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt? Es ist doch jammerschade, daß unser großes Publikum Wenig versteht von der Poesie, fast eben so Wenig wie unsere Poeten."

Als Heine diesen Aufsatz schrieb, war er selbst mit einer Tragödiendichtung beschäftigt, und es war ihm vermuthlich mehr darum zu thun, durch eine objektive Darlegung seiner Ansichten über die Erfordernisse eines guten Dramas sich Rechenschaft von seinen ästhetischen Grundsätzen zu geben, als das ziemlich unreife

Theaterstück eines katholisierenden Romantikers der Beachtung des Publikums zu empfehlen. Um so mehr ist die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher er sich in den Geist und in die geheimsten Intentionen der fremden Arbeit vertieft. Zugleich aber tritt in dem liebevollen Nachkonstruieren der besprochenen Tragödie wieder recht deutlich der Einfluß der Schlegel'schen Schule hervor, die bei ihrer maßlosen Ueberschätzung der Phantasie und des subjektiven Gefühls nur allzu geneigt war, in jedem willkürlichen Einfall der Dichterlaune eine heilige Offenbarung des Weltgeistes anzustaunen, und dem Blendwerk einer schattenhaften Symbolik größeren Werth beizumessen, als der lebensvollen Zeichnung handgreiflicher, fest umrissener Gestalten.

Weit unbedeutender, als die Abhandlung über das Trauerspiel „Tasso's Tod", sind Heine's für den „Gesellschafter" geschriebene Recensionen über den von Friedrich Raßmann herausgegebenen „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanach auf das Jahr 1821" und über J. B. Rousseau's Gedichte" und „Poesien für Liebe und Freundschaft". Das erste und das letzte dieser Bücher waren bei Schultz und Wundermann in Hamm, den Herausgebern des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers", erschienen, deren Bekanntschaft Heine schon auf der Reise nach Göttingen gemacht, und die ihn zu Beiträgen für ihr Journal aufgefordert hatten. Erinnern wir uns außerdem, daß er Rousseau von Bonn her zu seinen vertrautesten Freunden zählte, so errathen wir leicht, welcherlei äußerliche Gründe ihn zur Besprechung dieser Gedichtsammlungen bewogen. Auch hier bekennt sich Heine noch offen zur Fahne der Romantik, welcher er nachrühmt, daß sie der falschen Idealität entgegentrete und die Besonderheiten der Außenwelt kindlich-naiv im bewegten Gemüth abspiegele; „denn wie des Malers Kunst darin besteht, daß sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffaßt und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, daß sie sich zu einem schönen, echt poetischen Gedichte gestalten."

Wenn in diesen schematisch geordneten, jede willkürliche Abschweifung vermeidenden Recensionen die spätere, humoristisch abspringende Manier des Heine'schen Prosastiles nur selten in einer schalkhaften Redewendung hervorblickt, so entschädigte sich der junge Schriftsteller für solchen Zwang docierender Ernsthaftigkeit reichlich in den „Briefen aus Berlin", die er im Januar, März und Juni 1822 für den „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" schrieb. Die „Briefe aus Berlin" sind, so zu sagen, die studentischen Flegeljahre der Heine'schen Prosa, die hier mit liebenswürdigem Behagen die muthwilligsten Possen vollführt. Wie bei den Produktionen der romantischen Schule, waltet in der Behandlungsart überall die subjektivste Laune vor; aber weil der Briefschreiber keine spukhaften Phantasiegebilde, sondern die realsten Dinge des täglichen Lebens, das gesellschaftliche, literarische und künstlerische Treiben der Residenz, zum Gegenstand seiner Berichte nimmt, und alle an ihm vorbei schwirrenden Eindrücke der Außenwelt im Brennspiegel seiner eigenartigen Individualität auffängt und in buntester Strahlenbrechung reflektiert, tragen seine Korrespondenzen das reizvoll lebendigste Gepräge. Es war ein ganz neuer Ton, der hier mit keckem Uebermuthe in das langweilig fade Geschnatter der Tagesblätter, in all das herkömmlich steife Theater- und Literaturgeträtsche hineinklang, und man horchte schier ängstlich auf das Gezwitscher des losen Spottvogels, der über jedes Thema, das ihm zu Ohren kam, seine moquante Weise pfiff. „An Notizen fehlt es nicht," heißt es im Anfang des ersten Briefes, „und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben, d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessiert's, wenn ich erzähle, dass Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern interessiert die Nachricht, dass Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur

verlangen Sie von mir keine Systematik; Das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten." Der erste Brief schilderte vornehmlich die äußere Erscheinung der Residenz, und erregte schon bedeutendes Aufsehn. Im zweiten Briefe verwahrt sich Heine zunächst gegen den Vorwurf, daß er bestimmte Persönlichkeiten zu sehr hervortreten lasse, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, daß ihm Berlin mit seiner Empfindlichkeit gegen die Neckereien eines jedenfalls nicht böswilligen Humors wie ein großes Krähwinkel erscheine: „Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hinein gezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, daß es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, sowie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daß sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen läßt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: ‚Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehen.‘"

Aber nicht bloß mit der äußeren Physiognomie des Berliner Lebens beschäftigen sich die Heine'schen Briefe: auch politische Fragen werden in ihnen mit Freimuth berührt. Allerdings ist

der zwei und zwanzigjährige Student noch weit entfernt von dem Radikalismus späterer Jahre, er schwärmt noch für die schönen Königskinder, und vor Allem für die Prinzessin Alexandrine, deren Vermählungsfeier mit gemüthlichster Ausführlichkeit geschildert wird — aber mit dem wärmsten Interesse der Humanität vertheidigt er z. B. (Bd. XIII., S. 30) die in Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht, welche „den schroffen Kastengeist mildert, während man in andern Ländern alle Last des Militärdienstes auf den armen Landmann wirft", und bei Gelegenheit des Fonk'schen Kriminalprocesses redet er dem öffentlichen Gerichtsverfahren seines Heimatlandes eifrig das Wort (Ebd. S. 117 ff.) „Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Ueberhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu," sprach er gestern, „diese Oeffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder ein Anderer den Cönen umgebracht? Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch, referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl testiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so Viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben —." Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man missgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei", wie einst der unvergeßliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen,

und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhaß und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei." — Auch der Spott über die aus den Freiheitskriegen hervorgegangene, durch die Romantik so eifrig geförderte Deutschthümelei zuckt und blitzt schon in diesen Briefen. Es werden die malitiösesten Witze gemacht über die Körner'schen Lieder und über „das unschuldige Strohfeuer, das in diesen Befreiungsversen knistert," obschon Heine sehr gut weiß, daß seine Worte manches patriotische Gemüth verletzen (Ebd. S. 108): „Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an ob des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als daß mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als daß ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren, — weil ich einen Esel darunter vermuthe."

Nur in der ältesten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" hat Heine einigen der geistreichsten Stellen seiner „Briefe aus Berlin" einen Platz vergönnt; seine Reiseeindrücke aus Polen hielt er vollends seit ihrer Veröffentlichung durch den „Gesellschafter" im Januar 1823 keines erneuten Abdruckes werth. Von künstlerischem Standpunkte aus mag diese Verwerfung gerechtfertigt sein — als Zeugnisse für den Entwicklungsgang des Dichters durften sie in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht fehlen. Beide Arbeiten sind in direktester Weise Präludien zu den „Reisebildern", deren Richtung, Ton und Stil hier noch mit prüfender Hand, aber doch meistens schon mit glücklichem Erfolg

angeschlagen wird. Mit Recht macht Heinrich Laube [66]) darauf aufmerksam, daß der Aufsatz über Polen z. B. schon von „dicken, mürrischen Fichtenwäldern" spricht, und daß eine solche Begabung todter Gegenstände mit Stimmungen, die sie sonst nur hervorriefen, der Heine'schen Darstellungsweise eigenthümlich, gewissermaßen ein zu höchster Potenz von ihm ausgebildeter romantischer Kunstgriff sei. Auch Censurstriche unterbrechen, wie vorhin erwähnt worden, schon häufig die Betrachtungen des jungen Schriftstellers über den politischen Zustand Polens, über die bedrückte Lage der leibeigenen Bauern, deren wedelnde Hundedemuth gegen den Edelmann ihn höchlich empört, und über die Juden, die er als den dritten Stand Polens charakterisiert. Das politische Glaubensbekenntnis, welches sich aus diesem Aufsatze ergiebt, ist im Wesentlichen dasselbe Programm, welches die Julirevolution acht Jahre später zur Ausführung brachte: ein monarchischer Thron mit Washington'schen Institutionen, ein gemessener, ruhiger Fortschritt ohne zerstörungssüchtige Plötzlichkeit, allmähliche Emancipation der polnischen Bauern, 2c. Mit klarster Bestimmtheit spricht Heine im weiteren Verlauf seiner Abhandlung jene kosmopolitischen Freiheits- und Gleichheitsideen aus, für welche er sein Lebenlang kämpfen sollte. Er zollt der Vaterlandsliebe der Polen die schönste Anerkennung, aber er sieht in den nationalen Kämpfen nicht das höchste Ziel des Jahrhunderts, und was er von dem engherzigen Sinne der polnischen Edelleute sagt, die unter „Freiheit" nur ihre besonderen Adelsvorrechte verstehen, ist leider bis auf den heutigen Tag wahr geblieben: „Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe am liebsten abspiegelt, sondern jene von uns Deutschen am meisten erstrebte und von unsern edelsten Volkssprechern Lessing, Herder, Schiller 2c. am schönsten ausgesprochene

allgemeine Menschenverbrüderung, das Urchristenthum. Von diesem sind die polnischen Edelleute, eben so gut wie wir, noch sehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geist dieser Formen und ihren jetzigen Uebergang zum Weltgeschichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt sich zur französischen Philosophie. Ich will hier diese gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich sie verehre, und sehr verehre; ich selbst bin gewissermaßen ein Kind derselben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptsache — die Liebe. Wo dieser Stern nicht leuchtet, da ist es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyclopädie ihr Brillantfeuer umhersprühen. — Wenn Vaterland das erste Wort des Polen ist, so ist Freiheit das zweite. Ein schönes Wort! Nächst der Liebe gewiß das schönste. Aber es ist auch nächst der Liebe das Wort, das am meisten missverstanden wird und ganz entgegengesetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muss. Hier ist Das der Fall. Die Freiheit der meisten Polen ist nicht die göttliche, die Washington'sche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst Nichts anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur daß in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbständig gemacht hatten, wie bei uns, und daß durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichs-

tage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, dass irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen Das besser; die Freiheiten müssen untergehen, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll."

Den Schluss des Reiseberichts bildeten launige Bemerkungen über das Schauspielerpersonal der Posener Bühne [67]), und wissenschaftlich ernste Notizen über die Bemühungen des Professors Schottky, die Geschichts- und Sprachurkunden des deutschen Mittelalters zu sammeln. Letzterer, welcher damals die Herausgabe einer literarhistorischen Zeitschrift [68]) beabsichtigte, forderte Heine auf, ihm Beiträge für dieselbe zu liefern; Dieser entschuldigt sich jedoch in einem Briefe vom 4. Mai 1823, dass ihn Kränklichkeit seither an jeder solchen Arbeit verhindert habe.

Die Veröffentlichung seiner Reiseerinnerungen zog dem jungen Touristen eine Reihe gehässiger Angriffe in der deutsch-polnischen Lokalpresse zu. „Dieser Aufsatz," schrieb er einem Hamburger Freunde (Bd. XIX., S. 48) hat das ganze Großherzogthum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal so Viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, dass ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben." Ein Anonymus aus Posen ließ sogar ein Sendschreiben an den Verfasser des Aufsatzes über Polen in den „Gesellschafter" einrücken, worin er ihm die gröbste Ignoranz vorwarf, weil er in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt von Gusseisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Ge-

bischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und eine Schauspielerin auf das entzückteste gelobt habe, die in Posen Keinem, nicht einmal den Herren Lieutenants, gefalle! Mit solchen Jämmerlichkeiten wurden in der politisch windstillen und mundtodten Zeit der zwanziger Jahre die Spalten der Journale gefüllt, und mit so armseligen Gegnern musste ein Ritter vom Geiste sich herumschlagen! [79]).

Freilich ist es nicht zu verwundern, dass die kecke und herausfordernde Manier, welche schon die ersten Publikationen H. Heine's kennzeichnete, sofort eine lebhafte Opposition auf der einen, und eine große Zahl geistloser Nachahmungen auf der andern Seite hervorrief. Die zündende Wirkung jener Aufsätze und Lieder beruhte ja hauptsächlich auf ihrer neuen, durchaus originellen Form, die sich um so leichter parodieren ließ, je deutlicher sie ein scharf ausgesprochenes subjektives Gepräge trug. Nicht das Gewöhnliche, unbestimmt Verschwommene, platt Allgemeine, sondern nur das ganz Eigenartige, charaktervoll Individuelle reizt zur ernst gemeinten Nachahmung wie zur parodistischen Verhöhnung. Mit Absicht oder unwillkürlich trat bald die ganze junge Literatur in die Fußtapfen Heine's, und folgte mehr oder minder glücklich seinen Spuren. Elf Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Liedersammlung konnte er schon (Bd. XVI., S. 197 [176]) mit berechtigtem Selbstgefühl scherzen,

> Dass ihm tausend arme Jungen
> Gar verzweifelt nachgedichtet,
> Und das Leid, das er besungen,
> Noch viel Schlimmres angerichtet.

Nicht so bekannt dürfte es sein, dass solche Nachahmungen seiner Dichtweise schon wenige Monate nach Veröffentlichung der bei Maurer erschienenen Sammlung begannen. Sogar noch früher — am 16. Oktober 1821 — fand er sich zu der öffentlichen Erklärung im „Gesellschafter" veranlasst, dass einige in der „Abendzeitung" gedruckte und bloß mit „Heine", ohne den Anfangsbuchstaben eines Vornamens, unterzeichnete Gedichte, die mit den seinigen eine gewisse Aehnlichkeit zeigten, nicht von ihm herstammten. Der im Herbst 1822 herausgegebene „Westteutsche

Musenalmanach auf das Jahr 1823" enthielt bereits eine Menge von Liedern, die ganz in der Heine'schen Manier geschrieben und zum Theil von seinem Freunde J. B. Rousseau, meist aber von H. Anselmi in Berlin verfasst waren, dessen „Zuckerpastillen für die Geliebte" den epigrammatischen Ton recht witzig trafen[11]). Am besten gelungen scheint uns folgende Parodie eines bekannten Heine'schen Liedes, das wir zur Vergleichung mit abdrucken:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blass,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Hass.

Sie haben das Brot mir vergiftet,
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Hass.

Doch die mich am meisten gequälet,
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

Sie haben mich ennuyieret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ibrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Sie haben das Ohr mir zerrissen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Doch die mich am meisten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die schrieben weder poetisch,
Noch recht prosaischen Stil.

In derberer Weise travestierte Hermann Schiff, der sich auch in späteren Jahren gern in geistvoller Neckerei mit seinem poetischen

Vetter herumstritt, Dessen spöttische Liederpointen; doch geschah Solches nur in freundschaftlicher Unterhaltung, und niemals ließ Schiff seine muthwilligen Improvisationen drucken, wie er denn überhaupt, trotz seiner hyperromantischen Richtung, nur ein einziges Mal — in einer Kritik über „Shakspeare's Mädchen und Frauen" 72) — Heine öffentlich angriff. Aeußerst feindselig und boshaft dagegen war eine Parodie der im „Gesellschafter" vom 27. Mai und 5. Juli 1822 zuerst mitgetheilten Traumbilder: „Götterdämmerung" und „Ratcliff", welche den Freiherrn W. von Schilling zum Verfasser hatte, und im Berliner „Zuschauer" vom 23. Juli 1823 abgedruckt wurde. Es scheint, daß persönliche Animosität dabei im Spiele war. Heine hatte sich in seinen „Briefen aus Berlin" über den schriftstellernden Baron, über Dessen elegante Manieren und kurländisch lispelnde Sprache, etwas lustig gemacht, und hinterher, als Dieser, sich dadurch verletzt fühlend, mit einer Herausforderung drohte, eine sehr gutmüthige Entschuldigung in den „Gesellschafter" einrücken lassen 73), um „allen Stoff zu Mißverständnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen." Nichtsdestoweniger rächte sich der Freiherr durch die erwähnte Verspottung der Heine'schen Traumbilder. Die Maurer'sche Buchhandlung hatte die Gedichte Heine's in Berliner Blättern mit einigen empfehlenden Worten angezeigt, die in unsrer reklamegewohnten Zeit kaum besonderen Anstoß erregen würden 74), damals aber selbst Varnhagen in seiner oben erwähnten Recension zu der spitzen Bemerkung veranlassten, daß „die Verlagshandlung von dem schönen Lobe, mit dem sie die Anzeige dieser Gedichte begleitet, immerhin ein gut Theil dem Kritiker hätte zurücklassen können, ohne zu befürchten, daß er es würde umkommen lassen." Herr von Schilling eröffnete nun seine Parodie mit einer galligen Persifflage jener Buchhändleranzeige, und überbot in seinem „Traumbild von Peter, dem Volksdichter" auf zwar plumpe, aber im Ganzen nicht unberechtigte Art den Wechsel gefühlsweicher Sentimentalität und cynischer Wildheit in den Heine'schen Gedichten, deren dreiste Selbstbespiegelung malitiös gegeißelt ward.

„Glaub mir: wenn Einer erst sein Leid *erzählt*,
Der *fühlt's* nicht mehr; Dem schmecken Trank und Speise!"

ruft der Frühling dem „blassen Peter“ zu, dem Alles „Plunder, Fratz', dumm Zeug“ ist, und dem endlich der tolle Traum träumt, er sei in einen Hasen verwandelt,

> „Und habe sich im blaßgefrornen Winter
> In einen Wald verirrt von gift'gen Bäumen,
> Mit Pestgeschwüren dick an jedem Zweig.“

Zuletzt trifft er im Schneebett eine „Windhundsdirn“, die „ein dummer Zauber umgehundet“, weil sie sich mit einem Windspiel eingelassen, und er führt mit ihr ein freches Zwiegespräch, das die Traum-Unterhaltungen des Dichters mit der vermählten Geliebten in burleske Wahnsinnseinfälle verzerrt.

Andere, aus kleinlichem Neid entsprungene Anzapfungen musste Heine wegen des Eifers erdulden, mit welchem er in den literarischen Kreisen Berlin's ein warmes Interesse für die Immermann'schen Dichtungen zu erregen suchte. Wie Heine, trug auch Karl Immermann in seinen Erstlingswerken eine offenkundige Sympathie für die Romantik zur Schau, die ihn auf mancherlei Abwege führte und ihn erst spät die geeigneten Bahnen für sein Talent erkennen ließ. Aber nicht allein mit dem innerlich hemmenden Gefühl der Unsicherheit über die einzuschlagende Richtung, sondern auch mit äußeren Gegnern hatte Immermann seit seinem frühesten Auftreten zu kämpfen. Schon als Student hatte er die Unsitte des Duells und die burschenschaftlichen Tendenzen in einer Broschüre [75]) angegriffen, welche ihm zahlreiche Widersacher zuzog und welche sich unter den bei der Wartburgfeier verbrannten Schriften befand. In seinen Trauerspielen ahmte er zu einer Zeit, wo die sentimentalen Rührstücke und phrasenhaften Schicksalstragödien die Bühne beherrschten, die realistischen Aeußerlichkeiten der Shakspeare'schen Dramen nach, und verirrte sich dabei in eine sprunghaft abenteuerliche, alles Humors und aller Gefühlswärme bare Charakteristik, die jede farbige Ausmalung der mit derben Freskostrichen angedeuteten Kontouren verschmähte. Heine, der trotz solcher Gebrechen den hohen Werth Immermann's eben so früh erkannte, wie Dieser die Bedeutsamkeit des Heine'schen Talents, trat mit ihm von Berlin aus in einen fruchtbaren, Jahre lang fortgesetzten Brief-

wechsel, und suchte dem ernsten Kunststreben des Freundes mit Erfolg Anerkennung zu verschaffen. Er wusste Varnhagen, Gubitz, Köchy, Frau von Hohenhausen und Andere für Immermann's Trauerspiele zu interessieren, und sie zu ausführlicher Besprechung derselben in den Tagesblättern zu bestimmen. Selbst die Aufführung des „Petrarcha" suchte er auf der Braunschweiger Hofbühne durch seinen Freund Köchy zu erwirken. Dadurch reizte er freilich die Empfindlichkeit der Berliner Dichterlinge, die es ihm nicht verzeihen konnten, dass er so emsig den Ruhm eines bis dahin obskuren Poeten in der Residenz kolportierte, und die sein uneigennütziges Lob Desselben sogar in öffentlichen Blättern durch hämische Bemerkungen anonym verdächtigten [76]). Mit Bitterkeit spricht Heine in seinen Briefen an Immermann (Bd. XIX., S. 27 u. 34) über diese Widerwärtigkeiten der schriftstellerischen Laufbahn: „Wo der wahre Dichter auch sei, er wird gehasst und angefeindet, die Pfennigsmenschen verzeihen es ihm nicht, dass er Etwas mehr sein will als sie, und das Höchste, was er erreichen kann, ist doch nur ein Martyrthum. Das Verlegersuchen gehört zu den Anfängen desselben. Nach dem buchhändlerischen Verhöhnen und Insgesichtgespucktwerden kommt die theegesellschaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobes, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwischen zwei kritisierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!" Im Allgemeinen setzt sich jedoch Heine in dieser Periode rüstigen Schaffens und Vorwärtsstrebens mit stolzem Selbstgefühle leicht über solche Anfeindungen niedrig gesinnter Kleingeister hinweg. „Die Götter wissen's," schreibt er dem Freunde (Ebd. S. 79), „dass ich gleich in der ersten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für Das erkannte, was Sie sind; und ich bin eben so sicher in dem Urtheile, das ich über mich selber fälle. Jene Sicherheit entspringt nicht aus träumerischer Selbsttäuschung, sie entspringt vielmehr aus dem klaren Bewusstsein, aus der genauen Kenntnis des Poetischen und seines natürlichen Gegensatzes, des Gemeinen. Alle Dinge sind uns ja nur durch ihren Gegensatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poesie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale sehen könnten, wir selber erkennen unser eigenes Wesen nur da-

durch, dass uns das fremdartige Wesen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; jene hirntolle, verschrobene, schwülstige Schlingel, die sich von vornherein für Shakspeare und Arioste halten, lassen uns ihre, ihnen selbst oft nicht bemerkbare Unsicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängstliches Haschen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeschrei: dass sie durch und durch poetisch wären, dass sie gar nicht einmal aus der Poesie heraus könnten, und dass beim Versesschreiben der göttliche Wahnsinn immer ihre Stirn umspiele."

Heine äußerte oftmals ein schmerzliches Bedauern darüber, dass bei einem Brande im Hause seiner Mutter mit andern werthvollen Manuskripten und Papieren auch die von Immermann an ihn gerichteten Briefe sämmtlich vernichtet worden. „Es war Das eine Korrespondenz," sagte er später einmal zu Adolf Stahr, „in die wir Beide als Strebende Viel hineingelegt hatten; denn wir übten damals gegenseitig einen wesentlichen Einfluss auf einander aus. Merkwürdigerweise hat man unser Verhältnis in den Immermann'schen Biographien fast gänzlich ignoriert." Zum Glück sind die Briefe Heine's an Immermann erhalten geblieben, und sie rechtfertigen vollständig jenen Ausspruch. Das erste Schreiben ist vom 24. December 1822 datiert, und enthält den Dank Heine's für die „bedeutungsvollen, menschenversöhnenden Liebesworte", die Immermann in seiner vorhin mitgetheilten Kritik über Heine's Gedichte ausgesprochen. „Ich gestehe es," sagt Letzterer (Ebd. S. 27), „Sie sind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Eigentlich sind es doch nur Wenige, für die man schreibt, besonders wenn man, wie ich gethan, sich mehr in sich selbst zurückgezogen." Bescheiden fügt er hinzu: „Thoren meinen, ich müsste wegen des westfälischen Berührungspunktes (man hat Sie bisher für einen Westfalen gehalten) mit Ihnen rivalisieren, und sie wissen nicht, dass der schöne, klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem schwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt ist, und woraus der Hammer der Zeit böse, wilde Funken schlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden." Uebereinstimmend mit

dieser hohen Anerkennung fremden Verdienstes, schreibt er an Steinmann, der inzwischen wieder nach Münster gezogen war (Ebd. S. 52): „Kennst du den Karl Immermann? Vor Diesem müssen wir Beide den Hut abziehn, und du zuerst. Das ist eine kräftige, leuchtende Dichtergestalt, wie es deren wenige giebt.“ Aber seine Verehrung war keineswegs eine kritiklose und blinde; schon in jenem ersten Schreiben bemerkt er, dass Immermann's „Gedichte“ ihn nicht befriedigt haben. „Es ist Vielen so gegangen, und ich sage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man seine Meinung ohne Umschweife sagen kann.“ Und im Gefühl, dass auch ihn selber ein starkes Wollen des Guten und Rechten beseele, trägt er Immermann am Schluss jenes Briefes seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit den inhaltsvollen Worten an: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrschenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in diesem heiligen Kampfe, so reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poesie ist am Ende doch nur eine schöne Nebensache.“ Wie ernst und ehrlich Heine dies Freundschaftsbündnis nahm, beweisen uns die zahlreichen Briefe, in denen er sich auf das eingehendste mit den literarischen Arbeiten Immermann's beschäftigt, ihm Verleger für seine Werke zu verschaffen sucht, ihn an Varnhagen und Gubitz, wie nachmals an Campe und Cotta, empfiehlt, und ihn eben so sehr durch aufrichtiges Lob wie durch aufrichtigen Tadel anspornt und fördert. Den Hauptmangel der Immermann'schen Produktionen hebt er in folgenden Worten (Ebd., S. 81) mit kritischem Scharfsinne hervor: „Sie haben Das mit Shakspeare gemein, dass Sie die ganze Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten in sich aufgenommen, und wenn Ihre Poesien einen Fehler haben, so besteht er darin, dass Sie Ihren großen Reichthum nicht zu koncentrieren wissen. Shakspeare versteht Das besser, und deßhalb ist er Shakspeare; auch Sie werden diese Kunst des Koncentrierens immer mehr und mehr lernen, und jede Ihrer Tragödien wird besser als die vorhergegangene sein . . . Hier liegen die Gründe, weßhalb Sie so fruchtbar sind, warum Sie oft bei der Masse des Angeschauten nicht wissen, wohin damit, und zu zusammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müssen, wo Shak-

ſpeare Geſtalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum
die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nach-
ahmer Shakſpeare's ausgeben möchten, Andere für einen Nach-
ahmer Goethe's, mit welchem Letzteren Sie wirklich mehr Aehn-
lichkeit zeigen, als mit Shakſpeare, weil Dieſer nur in Einer
Form, in der dramatiſchen, Jener in allen möglichen Formen,
im Drama, im Lied, im Epos, ja ſogar im nackten Begriffe,
ſeine große Weltanſchauung künſtleriſch darſtellen konnte." Ob
Heine das in ſeinem erſten Brief angedeutete Verſprechen, eine
öffentliche Kritik über Immermann's Tragödien („Das Thal von
Ronceval," „Edwin" und „Petrarcha") zu liefern, wirklich er-
füllt hat, wiſſen wir nicht. Auf jeden Fall aber ließ er im
Jahre 1826 eine Recenſion der geiſtvollen Abhandlung Immer-
mann's über den raſenden Ajax des Sophokles in einer Berliner
Zeitſchrift drucken, und bemerkte darüber 1850 in einem Geſpräche
mit Adolf Stahr [77]: „Ich war, wie mir Immermann ſchrieb,
der Einzige, der auf die Bedeutung dieſer vortrefflichen Schrift
aufmerkſam machte, während die klaſſiſchen Schriftgelehrten, die
Alterthumsprofeſſioniſten, hochmüthig daran vorbeigingen." Leider
iſt uns die Auffindung dieſer kritiſchen Arbeit, trotz wiederholter
Nachforſchungen, bis jetzt nicht gelungen. Im Herbſt 1826
wandte ſich Heine mit der Aufforderung an Immermann, ihm
einen Beitrag für den zweiten Band der „Reiſebilder" zu ſenden,
und Dieſer ſchickte die bekannten Xenien ein (Bd. I., S. 185 ff.),
welche den Anlaß zu der vielberufenen Fehde mit dem Grafen
Platen abgaben, in der Heine mit ſo rückſichtsloſen Schwerthieben
des Witzes auf den gemeinſchaftlichen Gegner losſchlug, daß er
durch den Skandal dieſes unerquicklichen Kampfes ſchier den
wohlerworbenen Lorber ſeines eignen Dichterhauptes gefährdete.
Mit der aufopferndſten Sorgfalt ging er im Frühjahr 1830 das
Manuſkript von Immermann's launigem Märchenepos „Tuli-
fäntchen" in metriſcher Hinſicht durch, und überſandte dem Freunde
die feinſinnigſten Verbeſſerungsvorſchläge, die von Immermann
faſt ſämmtlich acceptiert wurden [78]. Das Gedicht hat dadurch
erheblich gewonnen; denn in der urſprünglichen Faſſung fielen
die Wortfüße der Trochäen meiſt in eintönigſtem Geklapper mit
den Versfüßen zuſammen. In den Augen des großen Publikums

hätte dieser Mangel, wie Heine (Bd. XIX., S. 375) bemerkt, vielleicht der Wirkung des Gedichtes nicht allzu viel Eintrag gethan; „denn das große Publikum versteht gar Nichts von Metrik und verlangt nur seine kontrahierte Silbenzahl"; desto mehr werden eingeweihte Kenner der Poesie jenes ernsthafte Kunststreben würdigen, das den höchsten Ansprüchen der Melodie und des Rhythmus um seiner selbst willen zu genügen sucht, wie ein Maler, um mit Hebbel zu reden, gewiss einen Pinselstrich, der zur Verschönerung seines Bildes noch so unmerklich beitrüge, nicht fortlassen würde, wenn er auch wüsste, dass ihn in aller kommenden Zeit niemals ein Beschauer des Gemäldes entdeckte. Und wie Heine in der „Reise von München nach Genua" (Bd. II., S. 34 ff.) Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" dem deutschen Publikum mit begeisterten Worten ins Gedächtnis rief, so war er dem Ruhm seines Freundes auch nachmals in Frankreich ein treuer Pfleger; er empfahl den Herausgebern der „Europe littéraire", sich Dessen Mitarbeiterschaft zu sichern, und übernahm willig das Vermittleramt (Bd. XX., S. 3 ff.); er machte den geistvollen Beurtheiler deutscher Literatur in der „Revue des deux mondes", Herrn Saint-René Taillandier, mit den Werken des auf einsamer Höhe stehenden Dichtergeistes bekannt und veranlasste ihn, dieselben eingehend zu besprechen; er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, seine Verehrung Immermann's vor aller Welt zu bekunden[79]), und als er Anfangs September 1840 am Strande der Normandie die Nachricht von dem unerwartet frühen Tode des Freundes erhielt, schrieb er an Laube die schmerzlich klagenden Worte (Bd. XX., S. 282): „Welch ein Unglück! Sie wissen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieser alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichsam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutschen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutschland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, sondern auch brav und ehrlich, und deßhalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen stand ich des Abends. auf einem einsamen Felsen am Meere und sah den schönsten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!"

... Thätigkeit
... nachzufinde
... Heine's
... reicht zu ihrem
... der bestimmen
... dem innern
... subjektiven Baue
... öffentliche An-
... Kritik seine
... lassen, gewählt
... gleichstrebenden
... bei dem er
... wenn er ihm mit
... seines Lebens mit
... innerlich so
... tiefste Empfinden
... Sexualität, wenn Heine
... „Tragödien" zu
... Ihnen die für
... zuzusenden; aber
... Rubriknamen „Em-
... Gefühlchen, nämlich die
... konnte. Auf der andern
... nicht that: das eigentliche
... wird, ist es wiederum
... soll den Augenblick er-
... Gleichgesinnten sein
... das Busentuch lösen

Meisterverš: „Willst
nte. Ja, ich versprech'
inen, soll mich nie mehr
machen möchte.“ Fast
lauten, im Vergleich mit
überaus herzlichen Geständ-
en Immermann sich beim
Reisebilder“ gegen Michael
sich neuerdings wieder mir
geschrieben in seiner kindlich
eine Replik in der Platen'schen
zu vertreten, doch verdient er,
nur, dass man seinerseits thue,
en . . . Er schickt mir vier eng
ändchen“, mit (meist metrischen)
ungemein fein und wahr sind.
t mich natürlich sehr erfreut, und
wie Sie begreifen, aus Pietät die
er Art Immermann dieser Absicht
war nicht zu ermitteln; öffentliche
Heine liegen, außer der mehrfach er-
n Gedichtsammlung und einer warmen
ndes der „Reisebilder“ in den Berliner

—

er 1821 hatte H. Heine im „Gesell-
Scenen aus dem „Almansor“ mitgetheilt.
— im April 1823 — kamen bei Fer-
rlin die „Tragödien, nebst einem lyrischen
Varnhagen war wieder der Erste, welcher
rscheinung im „Gesellschafter“ vom 5. Mai
en freundlichen Worten begrüßte, die freilich
Standpunkt andeuteten, den eine sorgsame
diesem Buche gegenüber einnehmen sollte. Es
geistige Einheit des poetischen Stoffes be-
bar getrennten Stücke, in Kostüm und Form
deshalb nicht für sich bestehende Gebilde; sie
beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur

Glieder Eines Ganzen, Facetten Einer Dichtung, das ganze Buch nur Ein Gedicht." Von dem Lobe, das Varnhagen den Tragödien ertheilt, wird eine gerechte Kritik freilich die Behauptung wegstreichen müssen, daß es dem Verfasser gelungen sei, „in den Dramen eben so wahrhaft dramatisch, wie in den Liedern echt lyrisch zu sein"; aber sie darf unbedingt beipflichten, wenn von letzteren gerühmt wird, „wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage sich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert vereinigt sind." Trotz der beiläufigen Mahnung, „daß auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewußtsein über jenen bewahren möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe," wird doch das vorliegende Buch als „ein würdiger Fortschritt auf einer Bahn bezeichnet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im Voraus abspricht."

Fast gleichzeitig mit der Varnhagen'schen Empfehlung, erschien in dem von Dr. August Kuhn herausgegebenen „Freimüthigen" vom 5. und 6. Mai, 10., 12. und 13. Juni 1823 eine anerkennende Kritik der Tragödien und der ihnen hinzugefügten, gleichsam ein Monodram bildenden, lyrischen Gedichte. Von letzteren wird bemerkt: „Diese Lieder, meistens im Volkstone gehalten, gleichen aber nicht jenen kindischen Weisen, in denen sich unsere modernen Ultraromantiker gefallen, die, tändelnd à la Hoffmannswaldau und Lohenstein, uns den Nibelungenhort, den Kölner Dom, den Rheinstrom — aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus, nach Vater Flaccus — in unendlichen Variationen vorreimen." Den unverkennbaren Zusammenhang Heine's mit der romantischen Schule giebt der Recensent freilich zu; aber mit einem Seitenhiebe auf E. T. A. Hoffmann und Karl Immermann hebt er hervor: „Unbekümmert um das imitatorum servile pecus, das, weil ein Höllenbreughel theuer bezahlt wird, ebenfalls Fratzenbilder malt, oder das mit kaum aus-

gewachsenen Beinen in die Fußtapfen des Riesen Shakspeare treten will, geht unser Verfasser seine eigene Bahn, nicht ängstlich folgend den Mustern und Meistern, auf die man allenfalls — imitatorum ritu — sich stützen und berufen kann . . . Seine Muse gefällt sich sogar in gewissen kecken Situationen, die wir zwar bewundern müssen, aber nicht billigen können. Der Dichter, besonders der lyrische, darf nicht geradezu das Heiligste im Menschen, wenn auch nur durch einen Anklang, verletzen wollen. Dies geschieht aber sowohl in einigen Liedern der hier besprochenen Sammlung, als in mehreren andern Gedichten des Verfassers, wovon wir erst kürzlich eins („Mir träumt, ich bin der liebe Gott") in dem „Westteutschen Musenalmanach auf das Jahr 1823" gefunden haben. Nicht zähle uns der Verfasser, dieses Einwurfs wegen, zu jenen mystisch frommen Seelen, die da zusammenfahren und laut aufschreien, wenn der ein wenig rauhe, übrigens aber gar gesunde Nordwind ihnen die Nase bestreicht. Wir können, gottlob! den Nordwind noch vertragen, und verbrennen auch nicht im frommen Eifer die Werke Sr. brittischen Herrlichkeit, des Lord Byron, obgleich wir bekennen, und mit uns gesteht es gewiss die Mehrzahl der Byron'schen Leser, dass nicht gerade die Aehnlichkeit, die der edle Lord in seiner Physiognomie mit dem Höllenfürsten hat, Das ist, was uns seine Schriften so interessant macht." — Auch die Bitterkeit wird getadelt, mit welcher der Dichter seine Geliebte verfolgt: „Hat ihm denn die Liebe so gar nichts Süßes geboten? Doch wir vergeben ihm bald, ja es ergreift uns eine gewisse Wehmuth, wenn er seinem Liebchen zuruft:

> Vergiftet sind meine Lieder;
> Wie könnt' es anders sein?
> Du hast mir ja Gift gegossen
> Ins blühende Leben hinein."

Der Recensent im „Freimüthigen" macht ebenfalls schon darauf aufmerksam, welch ein Schatz diese Liedersammlung für einen geistreichen Komponisten sei, und schließt, nach Mittheilung einiger Stellen aus der Hauptscene des „Almansor", mit den Worten:

„Diese Scene sei zugleich ein Beweis, dass der Verfasser romantisch auszuschmücken versteht, ohne jedoch in den Fehler der Karikatur zu verfallen, wie Dies fast alle unsere neueren Romantiker thun. Herr Heine scheint uns wie wenige Andere berufen zu sein, das Romantische mit dem Plastischen zu vereinigen, und eine Vereinigung thut noth. Ist doch vor langer Zeit schon der unsterbliche Herder als das Muster einer solchen Vereinigung vorangegangen, Herder, der das καλὸς κἀγαθὸς eines wahrhaften Griechen mit der uneingeschränkten Menschenliebe eines wahrhaften Christen verband."

Ueber den Werth und Erfolg seiner „Tragödien" hat sich Heine in jüngeren Jahren auffallend getäuscht. „Ich weiß, man wird sie sehr herunter reißen; aber ich will dir im Vertrauen gestehen: sie sind sehr gut, besser als meine Gedichtesammlung, die keinen Schuss Pulver werth ist", schrieb er bei Uebersendung der Tragödien an Steinmann (Bd. XIX., S. 51). Besonders hoch stellte er den „Ratcliff", und der Kritiker wird heut zu Tag lächeln, wenn er in den Widmungszeilen an Rudolph Christiani (Bd. XVI., S. 100 [92] den Ausspruch:

„Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieses Lied muss ewiglich bestehen" —

oder die ähnlich lautenden Worte in einem Briefe an Immermann (Bd. XIX., S 54) liest: „Ich bin von dem Werthe dieses Gedichtes überzeugt, denn es ist wahr, oder ich bin selbst eine Lüge; alles Andere, was ich geschrieben und noch schreibe, mag untergehen und wird untergehen." — Zu desto größerer Popularität gelangte mit Recht das „Lyrische Intermezzo". Was zunächst die einschmeichelnd sangbare Form dieser Gedichte betrifft, so hat Heine nie ein Geheimnis daraus gemacht, dass ihm bei Abfassung derselben vorzüglich die älteren deutschen Volkslieder und die volksliedartigen Weisen neuerer Dichter als Muster gedient. „Bei den kleinen Liedern," bemerkt er in einem Briefe an Maximilian Schottky (Ebd., S. 65), der 1819 in Gemeinschaft mit Franz Ziska eine Sammlung österreichischer Volkslieder herausgab, „haben mir Ihre kurzen östreichischen Tanz-

reime mit dem epigrammatischen Schlusse oft vorgeschwebt.“ Und an Wilhelm Müller, den Verfasser der „77 Gedichte eines reisenden Waldhornisten“ schreibt er (Ebd., S. 274 ff.): „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daß mein kleines „Intermezzo“-Metrum nicht bloß zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, sondern daß es wahrscheinlich seinen geheimsten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'schen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo“ schrieb. Ich habe sehr früh schon das deutsche Volkslied auf mich einwirken lassen; späterhin, als ich in Bonn studierte, hat mir August Schlegel viel' metrische Geheimnisse aufgeschlossen, aber ich glaube erst in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer strebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar sind Ihre Lieder, und sämmtlich sind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen ist nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Gesellschaft. Ja, ich bin groß genug, es sogar bestimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgesprochen finden, daß mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerst klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich sind, ohne daß man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchsichtig klarer — doch was spreche ich Viel vom Formwesen, es drängt mich mehr, Ihnen zu sagen, daß ich keinen Liederdichter außer Goethe so sehr liebe wie Sie. Uhland's Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln, was ich an mir selbst tadle: wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir also rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Frische und jugendlichen Ursprünglichkeit . . . Ich bin eitel genug, zu glauben, daß mein Name einst, wenn wir Beide nicht mehr sind, mit dem Ihrigen zusammen genannt wird.“ — Heine deutet in dieser Vergleichung

seiner eigenen mit den Wilhelm Müller'schen Gedichten sehr bescheiden, ja, halb unter einem Tadel versteckt, das Hauptverdienst und die Hauptursache der großen Wirkung seiner kleinen Lieder an. Zu der Zeit, als die älteren Volkslieder entstanden, hatte das gesammte Leben einen bei Weitem einfacheren Inhalt, als heute, das Band einer gemeinsamen sittlichen und religiösen Anschauung umschlang die verschiedenen Kreise der Nation, die Bildung der höheren Stände erhob sich nicht allzu glänzend über das Bildungs-Niveau der allgemeinen Volksmasse, und das Lied des Sängers drang Allen zu Herzen, weil zu seiner Aufnahme und seinem Verständnisse nicht die Voraussetzung einer schweren Gedankenarbeit erforderlich war. Seit der Reformation und der aus ihr hervorgeblühten höheren Entfaltung des geistigen Lebens hatte sich dieser naive Kulturzustand allmählich verändert: die Pioniere des Gedankens waren der trägen Masse des Volkes kühn voran geeilt, die wissenschaftliche Bildung der Ersteren trat in einen grellen Kontrast zu der stabil gebliebenen Geisteseinfalt der letzteren, und dem Dichter war die unerquickliche Alternative gestellt, entweder in gelehrter Kunstpoesie dem tieferen Ideengang des Jahrhunderts Ausdruck zu verleihen und dadurch seinem Liede den höchsten Preis, die unmittelbare Wirkung auf das Herz der Menge, zu entziehen, oder die alten, vertraut klingenden Formen mit einem überlieferten Inhalte zu füllen, der dem fortgeschrittenen Bewusstsein der gebildeten Klassen als ein kindisches Getändel, wenn nicht gar als eine unwürdige Koncession der Heuchelei und Lüge, erscheinen musste. In einem Falle verlor der Poet den ermuthigenden Applaus der höchst entwickelten Geister, im andern die Zaubergewalt über das Gemüth der schlicht einfältigen Hörer. Die Bestrebungen der romantischen Schule hatten an diesem Verhältnisse Wenig gebessert: sie hatten dasselbe eher noch mehr verwirrt, indem sie dem gebildeten Theile des Publikums den überlebten Kulturinhalt einer vergangenen Zeit wieder aufdrängen wollten, und der großen Menge die kaum minder absurde Zumuthung stellten, mit einem ungeschulten Verstande den Gaukelsprüngen einer raffiniert symbolischen Auslegung der Glaubenslehren und Sittengesetze zu folgen. Hier lag unzweifelhaft eine Aufgabe vor, die gelöst werden musste, wenn die Dichtkunst

wieder einen gedeihlichen Aufschwung nehmen, wenn sie höheren Zwecken gerecht werden sollte. Um die Kluft zu überbrücken, welche das faustisch zwiespältige, unruhig vorwärts strebende Bewusstsein der Bildungsaristokraten von der lethargisch stumpfen Geistesruhe des großen Haufens schied, war es nöthig, eine Form zu finden, welche ebenso warm und innig wie das alte Volkslied zum Herzen sprach, dabei aber hinlänglich dehnbar war, um einen tieferen Inhalt in sich aufzunehmen. Manche Dichter der letzten Zeit hatten die eine oder die andere Seite dieser Aufgabe mehr oder minder ernsthaft ins Auge gefasst; aber entweder litt, wie bei Herder und Novalis, die treuherzige Naivetät unter dem Gewicht philosophischer Gedanken, oder sie wurde, wie in Wilhelm Müller's reizenden Handwerksburschen- und Müller-Liedern, schließlich doch wieder nur um den Preis einer Verzichtleistung auf den höheren Ideeninhalt gewahrt. Am glücklichsten wusste noch Goethe die eine wie die andere Klippe zu umschiffen; aber der blumengeschmückte Nachen seines Liedes schaukelte sich meist nur fröhlich im Sonnenschein auf der blauen Fluth, und wagte sich ungern hinaus in den tobenden Sturm der Leidenschaft, in das Chaos wild erregter Gefühle und dämonisch aufgewühlter Gedanken. H. Heine war der Erste, welcher den Muth besaß, dem modernen Kulturmenschen die Zunge zu lösen, und ihm für all das komplicierte Weh, das ihm die Brust beklemmte, eine Sprache zu verleihen, die ebenso reich an schlichten, unmittelbar ergreifenden Naturlauten der Empfindung war, wie die Sprache jener älteren Volkslieder.

Das Thema, welches dem „Lyrischen Intermezzo" zu Grunde liegt — die Feier einer unglücklichen Liebe — ist an sich freilich so alt wie die Welt. Dennoch erscheint es völlig neu durch die Behandlungsart. Die hier besungene Liebe ist nicht das freudige Hoffen oder wehmuthsvolle Entsagen des einfachen Naturkindes, sondern, wie eben bemerkt, die Liebe des modernen Kulturmenschen, das durch jedes Raffinement des Gedankens, der Sinnlichkeit, und der selbstquälerisch brütenden Leidenschaft gesteigerte Lust- und Schmerzgefühl. Etwas sonderbar Willkürliches, romantisch Ungesundes lag freilich in der Gewaltsamkeit dieses Verlangens nach Erwiderung einer Liebe, die von Anfang an abseiten des

Mädchens kaum eine warme Ermuthigung fand, und die mit der erträumten Gegenliebe vorherrschend auf die Hallucinationen der Phantasie gestellt war — aber die Leiden, welche uns die Phantasie erschafft, sind nicht minder tief und quälend, als anderes Leid; sie sind vielleicht noch bitterer, weil wir sie uns selbst bereiten, und weil wir um so eigensinniger an der Täuschung festhalten, je schwerer sich die Eitelkeit zu dem Geständnisse bequemen mag, daſs wir einen thörichten Traum geträumt! Was kam übrigens für die Beurtheilung der Gedichte viel darauf an, ob der Verfasser ein Recht zur Hoffnung gehabt, oder seit Anbeginn hoffnungslos geliebt hatte? Eins war unzweifelhaft: so schmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet das Weh unerwiderter Liebe besungen, und wahrlich, wem nicht ein Herz von Stein im Busen saß, Der konnte nicht gefühllos bleiben bei diesen wild leidenschaftlichen, süß träumenden, bald schrill auflachenden, bald wieder wie sanftes Wellengemurmel dahin fluthenden Accorden Statt die als treulos dargestellte Geliebte zu verfluchen, statt sich in wilden Lästerungen zu ergehen, sucht der Dichter zuerst nur seinen Schmerz einzuschläfern; er singt ihm ein Wiegenlied, — leise — leise, — und dann wieder schreit er plötzlich empor aus dem Abgrund seiner Qualen, so laut, so gellend, daſs alle Saiten unserer Seele gewaltsam nachzucken, und erst im nächsten Liede sich wieder beruhigen. Manchmal auch hält er solch eine Stimmung mit dämonischer Wollust der Schmerzen fest und gönnt sich gar keine Befreiung, sondern wühlt sich tiefer und tiefer in alle Konsequenzen des martervollen Gedankens hinein, von welchem er ausging; so in den drei auf einander folgenden, vorhin mitgetheilten Liedern: „Wie die Wellenschaumgeborene", „Ich grolle nicht", und „Ja, du bist elend".

Der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten des „Lyrischen Intermezzos" ist bewundernswerth, und rechtfertigt fast die Bezeichnung derselben als Monodram. Die ersten elf Nummern schildern das Aufgehen der Liebe im Dichterherzen im wunderschönen Monat Mai, — einer elfenzarten Liebe, die ihr Sehnen in den Kelch der Lilje taucht, auf Flügeln des Gesanges die Geliebte in ein stilles Märchenland hinüberträgt, und sie mit der Lotosblume vergleicht, die nur dem Mondenstrahle ihr

frommes Blumengesicht zu entschleiern wagt. Dann kommt die Enttäuschung (Nr. 12—17), aber langsam und zögernd, nicht wie das jähe, schreckvolle Erwachen aus einem beglückenden Traume:

> Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
> Das kümmert mich gar wenig;
> Schau' ich dir nur ins Angesicht,
> So bin ich froh wie'n König.
>
> Du hassest, hassest mich sogar,
> So spricht dein rothes Mündchen;
> Reich mir es nur zum Küssen dar,
> So tröst' ich mich, mein Kindchen.

In diesen Worten liegt offenbar keine Ueberzeugung von der bitteren Wahrheit, kein ernstes Gefühl, dass die Liebe des Dichters eine vergebliche sei, und die zunächst folgenden Lieder sprechen, neben den leichtfertigsten Scherzen über die grausame Hartherzigkeit der Geliebten, doch zumeist die geheime Erwartung des endlichen Sieges über ihren Widerstand aus. Die letzte Illusion schwindet erst durch ihre Vermählung mit einem anderen Manne (Nr. 18—21), und nun erst macht der neckische Ton einem schwermüthigem Ernste Platz. Die Klage wird zur Anklage gegen die treulose Maid und gegen die eigene Thorheit (Nr. 22—32); Blumen, Sterne und Nachtigallen, die ganze Natur wird in Mitleidenschaft gezogen, und vermag keinen Trost zu gewähren; inmitten der leuchtenden Frühlingspracht sehnt sich der Dichter verzweiflungsvoll ins dunkle Grab, und wünscht dort in den Armen des todten Liebchens zu schlafen bis über den jüngsten Tag (Nr. 33 und 34). Das Auge weint sich endlich aus, die Verzweiflung tobt sich müde, und der Spott erhebt sein ironisches Lachen (Nr. 37, 38, 54, 56, 58, 59). Aber wie sehr der höhnische Verstand sich brüste und blähe, die alte Liebe ist stärker als er, die Erinnerung führt ihre gespenstischen Nebelbilder herauf, die Sinnlichkeit lodert empor mit wildem Verlangen (Nr. 39—64), und dazwischen schrillt wieder der finstere Gedanke, dass auch die Geliebte elend sei (Nr. 55, 63, 64, 66, 70), elend durch ihren Verrath,

elend in den Armen eines ungeliebten Gatten, elend weil sie dennoch den verlassenen Dichter liebe!

Von zaubervoller Wirkung ist im „Lyrischen Intermezzo", wie überhaupt in der Heine'schen Lyrik, das symbolische Hineinragen des Naturlebens in die Ereignisse und Stimmungen der Menschenwelt. Wie der Frühling an allen Bäumen die jungen Knospen und Keime weckt, so keimt und knospet auch die Liebe im Monat Mai, der Sommer bringt hier wie dort die Entfaltung, und im Herbste welkt mit den Blättern und Blumen auch die Liebe ins Grab.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küsstest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da presstest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander „Lebwohl!"
Da knixtest du höflich den höflichsten Knix.

Dies Gedicht könnte als Motto zu Anfang des ganzen Cyklus stehen — so bezeichnungsvoll deutet es jene Natursymbolik an, welche gleichsam ein magisches Licht über die Vorgänge im Menschenherzen ergießt. Wir haben früher darauf hingewiesen, welchen Unfug die Romantiker mit ihrer tollen Verzerrung der Natur zu phantastischen Spukbildern trieben, wie sie Milchstraßen mit Milchstraßen tanzen, Sterne mit Sternen herum wirbeln ließen, und wie die Natur ihnen zuletzt meistens als eine unheimlich feindselige Gewalt erschien. Anders stellt sie sich Heine dar. Für ihn ist sie, wie für Uhland und Eichendorff, eine freundlich tröstende Macht, die der Dichter pantheistisch beseelt und belebt, in die er wie in einen Spiegel hinein schaut, die er theilnehmen lässt an menschlichen Stimmungen, die ihm nicht bloß Offenbarung, sondern Regel und Norm des Geistes ist, und bei welcher er Trost und Heilung für das eigene Leid, jauchzendes Mitgefühl für die eigene Freude sucht. Schon in der ersten Gedichtsammlung Heine's liefert die Romanze: „Der

Traurige" ein charakteristisches Beispiel von dieser erträumten Theilnahme der außermenschlichen Natur an den Gemüthszuständen des Menschen:

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn.
— — — — — — — —

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald,
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

Im „Lyrischen Intermezzo" redet der Dichter mit der Natur fast wie mit einem lieben Gefährten, in dessen treue Brust er all sein Weh ausschütten und sich der rührendsten Sympathie versichert halten darf:

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die Alle können's nicht wissen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz,
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

Warum sind denn die Rosen so blaß,
O sprich, mein Lieb, warum?
Warum sind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen so stumm?

Warum singt denn mit so kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum steigt denn aus dem Balsamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum scheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum ist denn die Erde so grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich selbst so krank und so trüb,
Mein liebes Liebchen, sprich!
O sprich, mein herzallerliebstes Lieb,
Warum verließest du mich?

Die Mitternacht war kalt und stumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geschüttelt.

In diesen und zahlreichen ähnlichen Gedichten ist der Pantheismus, mit dem die romantische Schule unentschlossen geliebäugelt hatte, Natursprache des Herzens geworden, und Heine hat hier, wie in so vielen anderen Fällen, durch die poetische That praktisch ausgeführt, was bei den meisten der früheren Romantiker ein theoretisches Postulat geblieben war. Die Nachwirkung der

Romantik ist freilich auch noch in diesem Liedercyklus überall leicht zu erkennen: in der Sehnsucht nach Indien mit seinen Lotosblumen, und nach dem Zauberlande, das aus alten Märchen hervorwinkt, — in der mondbeglänzten Geisterinsel, wo der Nebeltanz wogt, — in der Romanze vom Königskinde mit nassen, blassen Wangen, das Nachts zum Geliebten aus dem Grabe kommt, — in den Schattengestalten, die spöttisch zum Wagen herein nicken und wie Nebel zerquirlen, — in dem Märchen vom Zaubergarten, wo der Riese der Wildnis das stumme Liebespaar stört, — in den Traumbildern von der Geliebten, die des verlassenen Liebsten nächtlich am Thore harrt, oder ihn am jüngsten Tage mit süßem Gekose aus dem Grabe weckt: — aber wie bestimmt und greifbar sind diese phantastischen Bilder gezeichnet, und welche mächtige Wirkung üben durch solche Klarheit der Zeichnung selbst jene einfachen Stimmungslieder aus, in denen der Dichter, wie in den Strophen vom Fichtenbaum und der Palme, seine Schmerzen unter einem vieldeutigen Bilde besingt, das dennoch keiner Erklärung bedarf! Höchst merkwürdig in dieser Beziehung ist das folgende kleine Gedicht, in welchem ein durchaus romantisches Gefühl durch die plastische Ausmalung des Bildes den unheimlich trauervollsten Effekt hervorbringt:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer selber sich brachte um;
Dort wächst eine blaue Blume,
Die Armesünderblum'!

Am Kreuzweg stand ich und seufzte;
Die Nacht war kalt und stumm.
Im Mondschein bewegte sich langsam
Die Armesünderblum'!

Auch Gérard de Nerval deutet in den Einleitungsworten, welche er seiner Uebersetzung des „Lyrischen Intermezzos" in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1848 vorauf sandte, diesen Gegensatz Heine's zu den Nachzüglern der romantischen Schule, zu ihrer formlos verwaschenen „Albumpoesie", mit eindringlicher Schärfe an und macht auf den „hellenischen"

Zug aufmerksam, welcher seine ganze Dichtung charakterisiere: „Seine Lieder voll glühender und, so zu sagen, greifbarer Liebe vindicierten das Recht des Schönen gegenüber dem verschrobenen Ideale und die offenherzige Sprache der wahren Freiheit gegenüber der frömmelnden Heuchelei. Man hat oft gesagt, daſs Heine Nichts achte, daſs Nichts ihm heilig sei — Das ist insofern wahr, als er Das angreift, was den kleinen Dichtern und kleinen Königen vor Allem hoch gilt, nämlich ihre falsche Größe und ihre falsche Tugend; allein Heine hegt und verlangt immer Achtung vor dem wahrhaft Schönen, wo er ihm auch begegne. In diesem Sinne hat man ihn mit Recht einen Heiden genannt. Er ist in der That vor Allem Hellene. Er bewundert die Form, wenn sie schön und göttlich ist, er erfaſst die Idee, wenn es wirklich eine volle und ganze Idee ist, nicht ein clair-obscur deutscher Sentimentalität. Seine Form leuchtet von Schönheit; diese flüchtigen Bilder, diese ätherischen Gefühle sind in den reinsten antiken Marmor geschnitten und gemeißelt, und zwar ohne Mühe, ohne ersichtliche Arbeit, ohne daſs jemals die Form den Gedanken zu behindern scheint. Und doch ist Alles wohlüberlegt und gefeilt, selbst die Nachlässigkeiten sind berechnet. Niemand wendet größere Sorge auf seinen Stil, als Heine. Dieser Stil hat weder die kurzathmig französische, noch die weitschweifig deutsche Satzfügung; es ist die griechische Periode, einfach, fließend, leicht festzuhalten, und gleich harmonisch für das Auge wie für das Ohr. — Heine hat nie ein System erschaffen, er ist dafür zu universell; er hat nur die vergessenen Spuren und Züge der antiken und göttlichen Schönheit wieder auffinden wollen. Er ist der Julian der Poesie, mehr noch als Goethe, weil bei Diesem das spiritualistische und nervöse Element weniger vorwaltet. Goethe ist vielmehr von einer muskulösen und sanguinischen Natur. In ihm wohnt der harmonische Geist des Alterthums, welcher aus der Kraft und der höchsten Ruhe entspringt. Eine eisige Kälte herrscht in den Beziehungen zwischen ihm und der Außenwelt, und die Liebe selbst nimmt bei ihm gern ein feierliches und klassisches Wesen an. Solch ein Geist bedarf berechneter Hindernisse, tragischer Motive der Eifersucht oder der Verzweiflung; bei ihm liebt man die Frau seines Freundes und tödtet sich aus Gram

wie Werther, oder man liebt die Schwester eines Fürsten und verliert den Verstand wie Tasso, oder es ist ein Widerspiel entgegengesetzter Gefühle wie in den „Wahlverwandtschaften", oder ein Liebesverhältnis zwischen Personen verschiedener Stände, wie die Liebe Hermann's zu Dorothea, Klärchen's zu Egmont. Im „Faust" ist die Liebe gar mit Uebernatürlichem vermischt. Aber die ruhige und krankhafte Zergliederung einer gewöhnlichen Liebe, ohne Kontraste und Hindernisse, die nur durch ihr eigenes Wesen leidvoll und verderblich wird, stimmt zu einer Natur, in welcher die nervöse Reizbarkeit vorherrscht, wie bei H. Heine. Das Alterthum hat uns keine Spuren einer derartigen Psychologie hinterlassen, welche augenscheinlich ihre Quelle in dem biblischen und christlichen Gefühl hat. Das Neue im „Lyrischen Intermezzo" ist, dass die hier geschilderte Liebe so alt wie die Welt ist, und eben das Natürlichste pflegt erst zuletzt gesagt zu werden. Weder die Griechen, noch die Römer, weder Mimnermos, den das Alterthum über Homer stellte, noch der liebliche Tibull, der feurige Properz und der witzige Ovid, weder Dante mit seinem Platonismus noch Petrarcha mit seinen galanten concetti haben je Dergleichen geschrieben. Leo der Hebräer hat nichts Aehnliches in seinen scholastischen Zergliederungen der „Philosophie der Liebe" versucht. Um etwas Analoges zu finden, müsste man bis zum Hohenliede, bis zu der Herrlichkeit orientalischer Inspirationen zurück gehen. Im „Lyrischen Intermezzo" sind Töne und Züge, würdig des Königs Salomo, des ersten Schriftstellers, welcher das Liebesgefühl und das Gottesgefühl in derselben lyrischen Weise verschmolzen hat. — Was ist der Gegenstand des „Intermezzos"? Ein junges Mädchen, das vom Dichter geliebt wird, und das ihn für einen reichen Pinsel von Bräutigam verlässt. Nichts mehr, Nichts weniger; Dergleichen passiert alle Tage. Das junge Mädchen ist hübsch, kokett, leichtfertig, ein wenig boshaft, halb aus Laune, halb aus Unerfahrenheit. Die Alten stellten die Seele unter dem Bilde eines Schmetterlings dar. Wie Psyche, hält dies Mädchen die zarte Seele ihres Anbeters in ihren Händen, und lässt ihn alle Qualen erdulden, welche die Kinder den Schmetterlingen zufügen. Es ist gewiss nicht immer böse Absicht; aber der blaue und rothe Staub bleibt ihr an den Fingern zu-

rück, der dünne Flor zerreißt und das arme Insekt schleicht zu Tode verletzt davon. Uebrigens hat dies junge Mädchen eigentlich keine besondere Gabe, weder übermenschliche Schönheit, noch königlichen Reiz — sie hat blaue Augen, frische Wänglein, ein blühendes Lächeln, eine weiche Haut, Geist wie eine Rose und den Duft einer Gartenfrucht, Das ist Alles. Wer bewahrt nicht in seinen Jugenderinnerungen ein halb erloschenes Bild solcher Art? Dieser ganz gewöhnliche Stoff, welcher nicht für zwei Romanseiten ausreichte, gestaltet sich unter den Händen H. Heine's zu einem bewundernswerthen Gedichte, dessen Entwicklungen von großer sittlicher Feinheit sind; das menschliche Herz vibriert in diesen kleinen Liedern, von denen die längsten drei oder vier Strophen zählen. Leidenschaft, Schwermuth, Ironie, ein lebhaftes Gefühl für Natur und für plastische Schönheit, alles Das vermengt sich dort in der überraschendsten und glücklichsten Weise; hie und da begegnen uns moralische Gedanken, in zwei Verse, zwei Worte zusammen gedrängt; ein komischer Zug macht uns weinen, eine pathetische Anrede macht uns lachen; — jeden Augenblick kommen uns die Thränen auf die Wimpern und das Lächeln auf die Lippen, ohne dass man wüsste, warum, von einer so leichten Hand wird die geheime Fiber berührt. Man erschrickt fast, indem man das „Intermezzo" liest; man erröthet, wie Jemand, der bei seinem Geheimnisse ertappt wird; unser Herzschlag pocht in dem Takt dieser Strophen, dieser Verse, die meist aus sechs bis acht Silben bestehen. Die Thränen, welche wir einsam in unserm Kämmerlein vergossen hatten, sind hier geronnen und krystallisiert in einem unsterblichen Gewebe. Es ist, als hätte der Dichter all' unsere Seufzer belauscht, und doch hat er nur die seinen in Musik gesetzt."

So anerkennend im Allgemeinen diese Lieder schon bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen wurden, fehlte es doch auch nicht an scharfem Tadel der überkecken Weise, in welcher der junge Dichter den herkömmlichen Begriffen von Religion, Moral und bürgerlicher Sitte Trotz bot. Wir sahen, dass schon Varnhagen und der Recensent im „Freimüthigen" ein leises Bedenken über diesen Punkt äußerten. Ernstlicher berührte Wilhelm Häring — oder, wie er sich als Schriftsteller nannte, Willibald Alexis —

dies Thema in einer umfangreichen Besprechung der „Tragödien," die er in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", Bd. XXXI, S. 157 ff., im Jahre 1825 abdrucken ließ. Er bemerkte zunächst über das „Lyrische Intermezzo", daſs diese Gedichte, nach dem (ursprünglichen) Introduktionsliede zu schließen, worin es heißt:

> Aus meinen Thränen sprießen
> Viel' blühende Blumen hervor,
> Und meine Seufzer werden
> Ein Nachtigallenchor —

voll orientalischen Bilderschwulstes sein müſsten. „Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Bilder des Verfassers sind oft kühn, noch häufiger seltsam, aber im Ganzen genommen sind die Gefühle dadurch nur einfach ausgedrückt. An morgenländischen Pomp erinnert kaum eines oder das andere Lied, wohingegen bei manchen zarten Geistern die zu derben oder aus den gemeinen Sphären des Lebens entnommenen Gleichnisse Anstoß erregen könnten. Dem Referenten scheinen sie indessen ganz aus der individuellen Anschauungsweise des Verfassers hervorzugehen, eines Dichters, der nun einmal im Leben lebt, und mit scharfem Blicke in die geheimeren Falten desselben eindringt, ohne ihn dabei häufig nach oben zu erheben." — „Alle Gedichte," fährt der Recensent fort, „sind durchaus erotischer Natur, aber sie weichen völlig von unsern gewöhnlichen schmachtenden und tändelnden Liebesgedichten ab. Die Geliebte wird nicht, nach orientalischer Art, mit allen Wundern und Wunderwerken der Schöpfung verglichen, auch wird sie keineswegs so hoch über die Erde gestellt, daſs man im blauen Wolkennebel ihre verschwindende Gestalt nicht unterscheiden kann. Im Gegentheil wird sie uns in eine solche Nähe geführt, daſs man sich fast zurückziehn möchte, in der Besorgnis, der Dichter habe sich versehen, und etwa im Rausche Das, was aller Welt verborgen bleiben und nur ihm erschlossen sein sollte, zum Vorschein gebracht. Da sehen wir denn, daſs es ein Wesen mit Fleisch und Bein ist, von dessen Seele und Herzen auch mitunter geredet wird, das aber, wenn Beides in Konflikt geräth, nur durch seinen Leib interessiert. Der Dichter lüftet zuweilen

den Vorhang so weit, daſs auch der Nimbus verschwindet, und wir unter der Geliebten solche Wesen entdecken, deren Liebe zu erwerben Jedermann nur mäßige Kosten verursachen dürfte. So ist denn die geschilderte Liebe weniger eine Schilderung der geistigen Verzückung, als des irdischen Genusses. Die Fleischpartien sind hier oft mit so lebendigen Farben gemalt, daſs sich die Dichterzunft verwundert anblicken und fragen könnte: woher hat er sie entnommen? Auch hierbei kann man ihm übrigens eben so wenig als anderwärts vorwerfen, daſs er überlüde, im Gegentheil ist mit den möglichst wenigen Worten das möglichst klare Bild wieder gegeben." Im weiteren Verfolg seiner Kritik tadelt Alexis die höhnende Verletzung des religiösen Gefühls in einzelnen Liedern, und schließt mit der Mahnung an den Dichter, sich durch den Erfolg seines ersten originellen Auftretens nicht verleiten zu lassen, in derselben Manier fortschreiben zu wollen. Zugleich wird vor Nachahmung der letzteren gewarnt: „Diese Manier läſst sich wohl am Ende erzwingen; aber ohne den lebendigen Geist, aus dem doch die Mehrzahl der Gedichte hervorgegangen ist, müſsten die populären Formen, die seltsamen Wendungen (vorausgesetzt, daſs man auch diese nachahmen kann) nur Widerwillen erregen, wo nicht gar lächerlich erscheinen. Noch viel weniger mögen aber Andere ein Beispiel aus diesen Gedichten daran nehmen, wie man sich über die Konvenienz des Lebens hinausschwingen könne. Wie das Leben in allen Verhältnissen, so hat auch die Kunst ihre einzwängenden Regeln, und wenn wir zur Beleuchtung einiger Auftritte der Spiegel bedürfen, um das Licht aufzufangen und verdoppelt wieder zu geben, müssen wir über andere einen Vorhang niederlassen."

Bei aller Bewunderung für die glänzende und originelle Form jener Lieder, können wir nicht umhin, uns dem Hauptvorwurfe anzuschließen, welchen Alexis gegen die erotische Poesie Heine's erhebt. Allerdings war durch die Nachahmungen orientalischer Dichtung, welche durch die romantische Schule in Schwang gekommen, und welchen auch Goethe im „Westöstlichen Divan" seinen Tribut gezollt hatte, der bei den Völkern des Morgenlands herrschende, vorwiegend sinnliche Kultus der Frauenschönheit zum Theil in die deutsche Lyrik hinüber gegangen; aber der ma-

terialistische Eindruck wurde gemildert durch die künstliche Form und durch den fremdartigen Bilderschmuck, unter denen sich die verliebte Begehrlichkeit schamvoll verbarg. Wenn ein neumodischer Hafis an der Ilm oder Isar sein Liebchen unter dem Bilde einer flammenäugigen Suleika in zierlich gereimten Gaselen mit orientalisch aufgebauschten Metaphern besang, so schrieb der Leser die üppig brennenden Farben auf Rechnung des morgenländischen Kolorits, und vergaß die Frivolität des Gedankens über der seltsamen Hülle, in die er gekleidet war. Gerechten Anstoß jedoch musste es erregen — und nicht bloß bei besonders prüden Naturen, sondern bei allen keuschen Gemüthern, — wenn die Heine'sche Muse zu Zeiten, sich jedes Bildergewandes entäußernd, in nacktester Natürlichkeit die Posituren einer Bajadere annahm, und ihr sinnliches Verlangen in den Schmeicheltönen der altbekannten Volkslieder aussprach. Es ist ein frecher Cynismus, wenn der Dichter dem Gegenstand seiner Liebe die Forderung zuruft:

> Du sollst mich liebend umschließen,
> Geliebtes, schönes Weib!
> Umschling mich mit Armen und Füßen
> Und mit dem geschmeidigen Leib!

und die angehängte Schlussvergleichung:

> Gewaltig hat umfangen,
> Umwunden, umschlungen schon
> Die allerschönste der Schlangen
> Den glücklichsten Laokoon —

welche, wie Alexis bemerkt, „dem Obscönen eine plastisch-antike Haltung geben soll, erhöht nur die Lüsternheit des Bildes, das man ohne die gebildete Sprache nicht ertragen würde." Eben so verletzend ist jenes andere Gedicht (Bd. XV, S. 170 [285]), welches die Geliebte in Leib und Seele zerlegt, und den ersteren auf Kosten der letzteren mit faunischem Bockshumor preist. Diese und ähnliche Beleidigungen der Schicklichkeit und des guten Geschmacks sind freilich beim Wiederabdruck des „Lyrischen Inter-

mezzos" im „Buche der Lieder" entfernt worden; aber die späteren Gedichte Heine's beweisen nur allzu sehr, daſs er jener niedrigen orientalischen Ansicht, welche am Weibe nur die Körperschönheit schätzt und geringen Werth auf ihre geistigen Vorzüge legt, auch nachmals unverändert treu blieb. —

Wir wenden uns jetzt zur Besprechung der Tragödien, die, wie gering immer ihr dramatischer Werth sein möge, dennoch aus mehrfachen Gründen eine ernstere Beachtung verdienen, als sie seither gefunden haben. Als Heine den „Ratcliff" 1851 in die dritte Auflage seiner „Neuen Gedichte" hinüber nahm, begleitete er den erneuten Abdruck mit den Worten: „Dieser Tragödie oder dramatisierten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil sie als eine bedeutsame Urkunde zu den Proceſsakten meines Dichterlebens gehört. Sie resümiert nämlich meine poetische Sturm- und Drang-Periode, die sich in den „Jungen Leiden" des „Buchs der Lieder" sehr unvollständig und dunkel kund giebt. Der junge Autor, der hier mit schwerer, unbeholfener Zunge nur träumerische Naturlaute lallet, spricht dort, im „Ratcliff", eine wache, mündige Sprache und sagt unverhohlen sein letztes Wort. Dieses Wort wurde seitdem ein Losungswort, bei dessen Ruf die fahlen Gesichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im „Ratcliff" brodelt schon die große Suppenfrage, worin jetzt tausend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich schäumender überkocht." Dies Hineinragen der socialen Frage in die Tragödie, welches der Dichter in den angezogenen Worten so nachdrücklich betont, ist jedoch zunächst nur von sekundärer Bedeutung. Mehr interessiert uns bei Beurtheilung des Gedichtes der Umstand, daſs der Verfasser diesem selbst die wunderliche Benennung einer „dramatisierten Ballade" giebt. Nichts Anderes ist in der That der „Ratcliff", und darin liegt seine Schwäche als Drama. Die bei den Romantikern übliche Vermischung der verschiedenen Kunstformen hat den Dichter zu dem Irrthume verlockt, einen Stoff von durchaus lyrischer Art, mit Einflechtung einer unheimlichen Ballade, dramatisch zu behandeln. Selbst die Schicksalstragödien, über welche Heine,

bevor er den „Ratcliff“ schrieb, sich in seiner Recension des Smets'schen Trauerspieles so missbilligend äußerte, hatten den fatalistischen Spuk kaum so weit über alle Grenzen der Vernunft hinaus in Scene gesetzt, wie es im „Ratcliff“ geschah, dessen Grundidee, nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers (Bd. XIX, S. 29), „ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum sein sollte.“ Welch absonderlicher Natur diese Grundidee ist, sehen wir am besten aus einer Angabe des Inhalts.

Die kurze Handlung des Stückes, das eigentlich nur eine Schlusskatastrophe ist, hat zunächst, wie die meisten Schicksalsdramen, eine lange Vorgeschichte, die aus der Vergangenheit als tragisches Verhängnis in die Gegenwart hinüber greift. Die aus Herder's Uebersetzung bekannte altschottische Ballade: „Was ist dein Schwert von Blut so roth?“ hat ursprünglich alles Unheil verschuldet. Edward Ratcliff liebte Schön-Betty, die eines Tages allein in ihrem Zimmer saß und das Lied vor sich hinsang:

„Was ist dein Schwert von Blut so roth?
Edward? Edward?“ —
Da sprang ins Zimmer plötzlich Edward Ratcliff,
Und sang im selben Tone trotzig weiter:
„Ich habe geschlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war so schön, o!“

Darüber entsetzte sich Schön-Betty so sehr, dass sie Edward nimmer wiedersehen wollte; um ihn zu ärgern, heirathete sie den Laird Mac-Gregor, und Edward nahm aus Verzweiflungstrotz eine andere Frau, die ihm den Helden unseres Stückes, William Ratcliff, gebar. Auch Schön-Betty gab einem Kinde, Maria, das Leben, und bald nachher flammte in beiden Vermählten die alte Liebe auf. Edward Ratcliff nahte sich dem Schlosse Mac-Gregor's, Schön-Betty streckte ihm verlangend aus dem Fenster die Arme entgegen, aber Mac-Gregor war Zeuge dieser Scene; am andern Morgen lag Edward erschlagen an der Schlossmauer, und Schön-Betty starb vor Schreck. Beider Sinn und Schicksal, Leben und Lieben hat sich nun fatalistisch auf ihre Kinder vererbt, denen sie als zwei Nebelgestalten er-

scheinen, die sehnsüchtig die Arme nach einander ausstrecken, ohne sich erreichen zu können. Als Student besucht Wilhelm Ratcliff auf einer Ferienreise zufällig Mac-Gregor's Schloss, er sieht Marien, und erkennt in ihr das Nebelbild seiner Träume; das dunkle Urgeheimnis seines Lebens ist ihm plötzlich erschlossen; er liebt Marien mit aller Leidenschaft seiner jungen Seele, und sie scheint seine Liebe zu erwidern, sie spielt und scherzt mit ihm, sie küsst ihn und lässt sich küssen — doch als er endlich vor ihr niederkniet, und sie fragt: „Maria, liebst du mich?", da ist er ihr plötzlich ein unheimliches Gespenst, das dem Nebelmanne gleicht, den auch sie oftmals im Traum erblickte, mit seltsam scheuen Blicken und fast mit Widerwillen sieht sie ihn an,

Und höhnisch knixend spricht sie frostig: Nein!

Der trotzig spröde Geist ihrer Mutter ist in sie gefahren, wie Edward's wilder Geist in seinen Sohn William. Dieser verlässt das Schloss und reist nach London. Vergebens sucht er im Gewühle der Hauptstadt die Qual seines Herzens zu übertäuben, vergebens stürzt er sich in das tollste Leben —

Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten,
Nach jedem Glase ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beim Faro fand ich keine Ruh'.
Maria's Aug' schwamm auf dem grünen Tische,
Maria's Hand bog mir die Parolis,
Und in dem Bild der eckigen Koeur-Dame
Sah ich Maria's himmelschöne Züge!
Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem,
Sie winkte: Ja! sie nickte: Ja! — va banque!
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Er wird Straßenräuber, und treibt in England sein Wesen; aber die Liebe lässt ihm keine Ruhe, sie zieht ihn oftmals, wie

mit unsichtbaren Eisenarmen, nach Schottland hinüber, nur in Maria's Nähe kann er ruhig schlafen; denn er hat den fürchterlichen Schwur gethan, Jeden im Duell zu tödten, der sich mit Marien vermähle. Schon zweimal hat er den ihr angetrauten Gatten in der Hochzeitsnacht erschlagen, und der Neuvermählten mit zierlicher Verbeugung den Verlobungsring überreicht. Das Stück beginnt in dem Augenblicke, wo der Segen des Priesters Marien mit ihrem dritten Gatten, dem Grafen Douglas, vereinigt hat. Ratcliff fordert auch Diesen zum Zweikampfe heraus, und das Duell findet, trotz aller von Mac-Gregor getroffenen Vorsichtsmaßregeln, statt. Diesmal jedoch verläſst das Glück Ratcliff, Douglas verwundet ihn und schlägt ihm das Schwert aus der Hand; er will ihn aber nicht tödten, da Jener ihm kurz vorher bei einem räuberischen Ueberfall im Walde das Leben gerettet hat. Ratcliff wankt, geistig vernichtet, ins Schloſs; als Maria ihn blutend und verwundet erblickt, nachdem die alte Amme Margaretha ihr eben die Geschichte ihrer Mutter erzählt hat, erwacht in ihr die alte Liebe, sie beschwört ihn, vor ihrem Gatten und ihrem Vater zu fliehen, die schon verfolgend heran nahen — da eilt Ratcliff mit ihr ins Brautgemach, ersticht Marien, erschlägt den auf ihren Hilferuf herein stürzenden Mac-Gregor, und erschießt sich neben der blutigen Leiche der Geliebten. Die zwei Nebelgestalten aber erscheinen von beiden Seiten, stürzen einander hastig in die Arme, halten sich fest umschlungen, und verschwinden.

Mit verständigen Worten hat schon Alexis in seiner Kritik der Heine'schen Tragödien auf das Vernunftwidrige der fatalistischen Grundidee aufmerksam gemacht, welche sich in dieser schreckensvollen Handlung verkörpert. „Ein Zusammenhang ist zwischen dem Sonst und Jetzt; was liegt diesem Zusammenhang aber zu Grunde? Die Liebe wirkt zerstörend auf die Nachkommen fort! Schon oft sahen wir in Dichtungen den Haſs zweier Individuen auf ihre Geschlechter fortwirken, wir sahen, wie die Liebe endlich den Riſs verbinden will, wie sie kämpft mit den Vorurtheilen, mit dem Jahre, Jahrhunderte lang genährten Hasse, und endlich siegt oder unterliegt. Daſs aber die Liebe, forterbend, Verderben und Untergang der Geschlechter hervorbringt, ist eine neue Idee, und, wie frappant auch in der Ausführung, weder der Natur an-

gemessen, noch ein Gegenstand, würdig einer künstlerischen Behandlung." Um dieser romantisch bizarren Idee ein dramatisches Leben einzuhauchen, hat der Dichter kaum minder seltsame romantische Mittel gewählt. Die Nebelgestalten, welchen eine so hervorragende Rolle zugetheilt ist, erscheinen nicht allein geistig dem Auge der Liebenden, deren Geschick sie bestimmen, sondern sie treten in den Hauptmomenten des Stückes, so zu sagen, körperlich auf, sie „schwanken über die Bühne", sie „nahen sich mit ausgestreckten Armen, fahren wieder auseinander und verschwinden", sie „erscheinen von entgegengesetzten Seiten, stellen sich am Eingang des Kabinetts", und „stürzen sich", wie wir sahen, zuletzt „hastig in die Arme, und halten sich fest umschlungen". Obschon die reale Vorführung dieser Nebelbilder — welche dem Publikum sichtbar wären, den Personen des Stückes aber, mit Ausnahme des William Ratcliff, unsichtbar bleiben sollten — statt des beabsichtigten Grausens eher einen komischen Eindruck hervorbringen dürfte, hatte doch Heine seine Tragödie ausdrücklich für die Bühne bestimmt, und hoffte mit Zuversicht, daß sie zur Darstellung gelangen würde. Eine fast eben so spukhafte Rolle, wie jene Nebelphantome, spielt die alte Margaretha, die stumpf und starr, wie die Stammhexe eines Walter Scott'schen Romans, in ihrem Winkel kauert, auf Nichts, was dem Leben angehört, Acht zu geben und nur über den unheimlichen Erinnerungen der Vergangenheit zu brüten scheint. Sie hat einst Schön-Betty die Ballade vom blutrothen Schwerte gelehrt, aus der so viel Unheil entsprungen ist; wahnwitzig murmelt sie nun immer das verhängnisvolle Lied, und beschwört die finsteren Schatten des Todes herauf in das blühende Leben der Gegenwart.

Zur Erklärung der Wahl dieses seltsamen Stoffes giebt Heine selbst einen Fingerzeig, indem er bei Uebersendung der Tragödien an Immermann den „Ratcliff" eine „Hauptkonfession" nennt (Bd. XIX., S. 54), und ein andermal (Ebd., S. 82) es betont, daß er „bisher nur ein einziges Thema, die Historie von Amor und Psyche, in allerlei Gruppierungen dargestellt" habe. In ein für seinen Freund Friedrich Merckel bestimmtes Exemplar der „Tragödien", das sich jetzt in meinem Besitze befindet, schrieb er die noch deutlichere Widmung:

Ich habe die süße Liebe gesucht,
Und hab' den bittern Hass gefunden,
Ich habe geseufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tausend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengesindel herumgetrieben;
Und als ich all' diese Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geschrieben.

In der That bildet der Wunsch einer poetischen Verklärung seines eigenen Liebesunglücks die geheime Grundlage des „Ratcliff", so gut wie des „Almansor" und des „Lyrischen Intermezzos". Auch Alexis bemerkt: „Wir finden an mehreren Stellen Andeutungen, daß verschmähte Liebe, die plötzliche Sprödigkeit einer Schönen, welche bis dahin vielleicht Hoffnungen begünstigt hat, dem Dichter eine Empfindung dünkt, die so mächtig ist, um vorzüglich ein poetischer Hebel zu werden. Es ist ein schrecklicher Moment, wenn der Liebeglühende, der von gewisser Hoffnung Berauschte, in dem Augenblicke, wo er des Sieges gewiss sein kann, aus seinem Himmel herabgestürzt wird. Wenn Einer, der sonst vielleicht reineren und heiligeren Flammen fremd, durch die Liebe seine Gefühle geadelt glaubt, und diese reineren Gefühle zum ersten Male ohne Täuschung ausspricht; wenn Diesem dann der Gegenstand seiner Neigung kalt, höhnisch, schnippisch begegnet, so mag Dies einen Process erzeugen, wie wenn Wasser und Feuer sich mischen, und der kaum Emporgehobene mag noch tiefer durch die schnelle, schmerzliche Vernichtung doppelt kühner Hoffnungen herabgerissen werden — ist Dies aber ein Moment, einer dramatisch-tragischen Behandlung würdig? Kann ein solches Gefühl eine Begeisterung einflößen, um ein Kunstwerk zu erzeugen? Ist es endlich so gewichtig, um das Schicksal von Generationen, ein furchtbares, familienvernichtendes Fatum an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen?" Auch wir müssen diese Frage mit Nein beantworten. Die Empfindungen, welche durch ein solches Begegnis erzeugt werden — Zorn, Schmerz, unter Umständen sich steigernd zu Hohn und Verzweiflung — können sehr gewaltig sein und unser tiefstes Mitgefühl erregen,

wenn sie sich im Liede ausklagen; aber sie sind nur traurig, nicht tragisch, und daher ungeeignet zu dramatischer Behandlung. Sich in einem Mädchenherzen getäuscht, sich falsche Hoffnungen auf Erwiderung einer glühenden Liebe gemacht zu haben, ist gewiss ein schmerzliches Unglück für Den, welchen ein solches Schicksal trifft; aber es ist nimmer eine tragische Schuld, welche den Untergang zweier Menschen, und gar, wie hier, zweier Generationen, herbei führen darf. Im Liede, das uns die Stimmung eines einzelnen, bestimmten Momentes vor die Seele bringt, kann solch ein Weh uns mächtig bewegen; wir vermögen zu begreifen, dass im Augenblick der Enttäuschung dem Liebenden die ganze Natur entzaubert scheint, dass in seinem thränenfeuchten oder zornblitzenden Auge das Spiegelbild der Welt sich zu einer grauen Nebelmasse oder zu einem widrigen Schlangenknäul verzerrt. Der Held eines Trauerspiels aber darf nicht aus so weichem Stoffe geformt sein, dass solch eine lyrische Stimmung zum einzigen Hebel all' seiner Entschlüsse und Handlungen wird. Dies ist bei William Ratcliff der Fall. Weil Maria seinen Liebesantrag höhnisch knixend mit einem frostigen „Nein" zurückwies, ist ihm das Leben fortan ein finsteres Schattenspiel, ein Tanz von Larven, in dessen gespenstischen Reigen er wie ein Traumwandelnder hineingerissen wird. Die Verschmähung seiner Liebe nimmt ihm jeden sittlichen Halt, er sinkt zum ruchlosen Bösewicht, zum Dieb und Straßenräuber herab, der sich mit dem verworfensten Gesindel herumtreibt. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit mit der beliebten Byron'schen Gestalt des Abtrünnigen, des gefallenen Engels, der zum Teufel wird. Aber dies Gefallensein ist ins Ungeheuerliche übertrieben, und wirkt um so abstoßender, je schärfer und deutlicher der Hintergrund des realen Lebens in jenen Schlammpfützen der Gesellschaft gezeichnet ist, die der Held durchwatet, ohne sich dem Anschein nach sehr vor ihrem Schmutze zu ekeln. Im Gegentheil, William Ratcliff sieht seine verbrecherischen Spießgesellen fast für Helden und Märtyrer an, die einen berechtigten Krieg gegen eine ungerechte Gesellschaftsordnung führen; selbst den Galgenstrick Robin, der schon zehn Mordthaten auf der Seele hat, nimmt er gegen die Befürchtung in Schutz, als werde er zur Strafe seiner

Sünden dereinst nach dem Hängen noch im Höllenfeuer brennen müssen:

> Glaubt's nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
> Dort oben giebt es eine andre Jury,
> Als hier in Großbritannien. Robin ist
> Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
> Wenn er betrachtet, wie die Pfennigseelen,
> Die Buben, oft im Ueberflusse schwelgen,
> In Sammt und Seide schimmern, Austern schlürfen,
> Sich in Champagner baden, in dem Bette
> Des Doktor Graham's ihre Kurzweil treiben,
> In goldnen Wagen durch die Straßen rasseln,
> Und stolz herabsehn auf den Hungerleider,
> Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
> Langsam und seufzend nach dem Leibhaus wandert.
> O seht mir doch die klugen, satten Leute,
> Wie sie mit einem Walle von Gesetzen
> Sich wohlverwahret gegen jeden Andrang
> Der schreiend überläst'gen Hungerleider!
> Weh Dem, der diesen Wall durchbricht!
> Bereit sind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
> Je nun, manchmal giebt's Leut', die Das nicht scheun.

Diese ersten wilden und rohen Kraftausbrüche des modernen Socialismus durchblitzen, wie Heine hervorhebt, allerdings mehrfach den Gang des Stückes, und nehmen mit ihrer Eintheilung der Menschen in „zwei Nationen, die sich wild bekriegen, nämlich in Satte und in Hungerleider", bestimmter, als bei Byron, den Charakter einer Anklage der Armen gegen die Reichen, der niederen gegen die höheren Klassen der Gesellschaft an. Sie verfehlen aber einen Theil der beabsichtigten Wirkung, weil sie aus gar zu zweideutigen Motiven entspringen und gar zu verächtlichen Gesellen in den Mund gelegt werden. Da wenigstens bei William Ratcliff im Grunde nur die Zurückweisung seiner Liebe jene schwarzgallige Auffassung der Weltzustände verschuldet hat, so liegt der Gedanke zu nahe, daß dieselbe, jetzt so finster sich ausnehmende Welt ihm wahrscheinlich als ein im Rosenlicht prangender Garten würde erschienen sein,

wenn Maria, statt des spöttischen „Nein“, ein freundliches „Ja“ auf seine zärtliche Frage erwidert hätte, und wir sehen die „große Suppenfrage“ schließlich auf den unberechenbarsten Zufall, auf das Belieben einer Mädchenlaune, zurückgeführt.

Trotz all' dieser Ausstellungen, die sich vorherrschend auf die Wahl eines ungeeigneten Stoffes beziehen, verräth die Ausführung des „William Ratcliff“ ein keineswegs geringes dramatisches Talent. Der Dialog ist gewandt und lebendig, die Sprache hält sich in edler Einfachheit frei von allem lyrischen Aufputz, die Geschichte der Nebelbilder ist geschickt in den Gang der Handlung verflochten, und wird in der Erzählung Margaretha's effektvoll als Hebel der dramatischen Steigerung benutzt; vor Allem aber ist es dem Dichter gelungen, in den meisten Personen des Stückes glaubwürdige, klar vor uns hintretende Gestalten zu schaffen. Selbst der träumerische Spielball der dunklen Mächte, William Ratcliff, ist, wie wenig er sich zum Helden eines Trauerspiels qualificiert, mit Zügen ausgestattet, die offenbar dem wirklichen Leben entnommen sind. Die resignierte Haltung Maria's prägt sich erkennbar genug als das Resultat ihrer Leiden und der überstandenen Schreckenserlebnisse aus. Die halb wahnsinnige Margaretha ist eine unheimliche, vielleicht etwas zu schablonenhaft behandelte, aber doch poetisch nicht unwahre Figur. Vernachlässigter erscheint Mac-Gregor, dessen Gestalt kein rechtes Leben gewinnt. Um so ansprechender berührt uns der verständige, tapfere Graf Douglas, der einzige edle, moralisch gesunde Charakter unter so vielen verschrobenen oder verworfenen Naturen. Aber auch die Nebenpersonen, der spitzbübische Wirth der Diebesherberge und seine räuberischen Gäste, sind mit wenigen Strichen trefflich individualisiert; ja, die Scenen, welche in der Diebsspelunke spielen, — der Auftritt, wo Tom, der Diebshehler und ehemalige Dieb, seinem Buben das Vaterunser abhört, und gleich darauf den schlafenden Gaunern das Geld aus der Tasche stibitzt — sind von einer an Shakspeare erinnernden Lebenswahrheit und dramatischen Kraft. —

An einem ähnlichen Grundfehler, wie der „William Ratcliff“, krankt auch das zweite Drama Heine's, „Almansor“. Nicht als wäre die Fabel und der Grundgedanke des Stückes auch hier

von einer grillenhaften Seltsamkeit, und als würden die Schicksale der auftretenden Personen durch das Hineingreifen phantastischer Nebelgestalten bestimmt — aber es fehlt auch diesem Trauerspiel jede fortschreitende Entwicklung der Charaktere und der aus dem Wechselspiele der Leidenschaften entstehenden Handlung. Eine tragische Schuld der Liebenden, die den Untergang Derselben rechtfertigte, ist so wenig wie im „Ratcliff" vorhanden, und, wie dort, wird auch hier die unheilvolle Katastrophe nicht durch eigenes Verschulden, sondern durch ein in früherer Zeit von den Eltern Beider geschaffenes Verhängnis herbeigeführt.

Die Wahl des Stoffes ist, wie aus einem kurzen Ueberblick des Inhalts hervorgeht, an sich keine durchaus ungünstige, aber der Dichter hat es nicht verstanden, sein Material mit dramatischer Geschicklichkeit zu verwerthen, und das lyrische Beiwerk erstickt vollends die ziemlich dürftige Handlung. Kurz vor der Eroberung Granada's durch Ferdinand den Katholischen und Isabella lebten dort zwei edle Mauren, Abdullah und Aly, in inniger Freundschaft. Aly's heißgeliebte Gattin starb, nachdem sie ihm einen Sohn geboren, und Abdullah, dessen Frau um dieselbe Zeit eines Töchterleins genesen war, nahm das verwaiste Kind des Freundes einstweilen zu sich ins Haus. Aly vermochte jedoch auch später nicht den Anblick des Schmerzenssohns zu ertragen, und ging mit Freuden auf den Vorschlag Abdullah's ein, die beiden Kinder schon jetzt mit einander zu verloben, und Zuleima, das künftige Weib seines Sohnes, unter Ammenleitung in seinem Schlosse zu erziehen, während sein eigener Sohn, Almansor, unter der Obhut des Freundes verbliebe. Die Kinder ahnten in so zartem Alter Nichts von diesem Tausche, sie sahen sich oft und liebten einander herzlich. Da brach jenes Ungewitter aus, welches mit dem Falle Granada's und der Vertreibung der Mauren aus Spanien endete. Als die rohen Verfolgungen Ferdinand's und der Inquisition gegen die Muhamedaner begannen, und den Besiegten nur die Wahl blieb, sich entweder taufen zu lassen oder nach Afrika zu fliehen,

> Da wurde Aly Christ. Er wollte nicht
> Zurück ins dunkle Land der Barbarei.

Ihn hielt gefesselt edle Sitte, Kunst
Und Wissenschaft, die in Hispanien blühte.
Ihn hielt gefesselt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des strengen Morgenlands hinwelken sollte.
Ihn hielt gefesselt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, schöne Spanien.
Doch was am meisten ihn gefesselt hielt,
Das war ein großer Traum, ein schöner Traum,
Anfänglich wüst und wild, Nordstürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwischen rief's
„Quiroga und Riego!“ tolle Worte!
Und rothe Bäche flossen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen stürzten ein in Gluth
Und Rauch, und endlich stieg aus Gluth und Rauch
Empor das ew'ge Wort, das urgeborne,
In rosenrother Glorie selig strahlend.

Mit diesen Worten deutet nämlich der in der Mitte des Stückes eingeschobene Chor die Motive von Aly's Uebertritt zum Christenthume an; ein Verfahren, das allerdings Nichts weniger als dramatisch ist. Eben so wunderlich — und durch den Charakter Aly's, wie er sich im Stücke zeigt, nicht im mindesten begründet — ist der anachronistische Hinweis auf die Verfassungs- und Glaubenskämpfe in Spanien zu Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, — eine Prophetie, welche obendrein durch die Ereignisse der nächsten Zeit, durch die Hinrichtung Riego's und die Zurücknahme der vom Könige 1820 bewilligten Konstitution, keine Bestätigung erhielt. Einleuchtender sind die andern Beweggründe für Aly's Uebertritt, um so mehr, da auch Zuleima schon früher durch Einwirkung ihrer frommen Amme dem Christenthume zugeführt worden war. — Anders handelt Abdullah. Treu dem alten Glauben, verläßt er mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe das Land seiner Väter, und setzt über nach Marokko. Die eigene Tochter, „die Gottesleugnerin“, will er nicht wiedersehn, und um sich an dem abtrünnigen Aly zu rächen, erzieht er Dessen Sohn Almansor, den er erst hat tödten wollen, als sein eigenes Kind im Glauben Muhamed's und im Hasse gegen das Christenthum. Bei der

Landung in Afrika stirbt Abdullah's Weib; er selbst folgt ihr auf der Wallfahrtsreise nach Mekka bald nachher ins Grab, ohne Almansor das Geheimnis seiner wahren Abstammung enthüllt zu haben. Sehnsucht nach Zuleima und das Gebot der sterbenden Mutter, Jener ihren letzten Kuss zu bringen, treiben jedoch Almansor nach Spanien zurück, wo Aly sich an Abdullah, von dem er wähnt, er habe ihm aus Glaubensfanatismus seinen Sohn ermordet, christlich gerächt hat, indem er Zuleima als seine Tochter anerkannte und sie sorglich in der Meinung, dass sie sein Kind sei, erhielt. Als Spanier verkleidet, um sich vor der Wuth der christlichen Verfolger zu schützen, wird der heimgekehrte Almansor in den Trümmern seiner Vaterburg von einem alten Diener, Hassan, erkannt, der mit einigen treuen Bekennern des Islam ins Gebirge geflüchtet ist, und von dort aus den Guerillakrieg gegen die siegreichen Kastilianer fortsetzt. Hassan beschwört den Sohn seines ehemaligen Herrn, sein Vorhaben aufzugeben und die abtrünnige Geliebte zu vergessen. Almansor aber will Diese noch einmal wiedersehn, und verfügt sich sofort nach Aly's Schlosse, wo eben die Verlobung Zuleima's mit einem windigen Industrieritter gefeiert wird, der sich unter einem pompösen Ritternamen bei ihrem vermeintlichen Vater eingeführt hat. Schon an der Pforte des Hauses begrüßt den Fremdling in Gestalt des Dieners Pedrillo ein possenhaftes Beispiel des Renegatenthums. Almansor wird aus dem festlich erhellten Schlosse in das Wirthshaus gewiesen, denn

> — was die alte Gastlichkeit betrifft,
> So ist Das eine jener Heidensitten,
> Wovon dies christlich fromme Haus gesäubert.

Auch die alten Namen sind christlich umgetauft; der „gute Aly", wie er ehemals genannt wurde, heißt jetzt Don Gonzalvo, Zuleima heißt Donna Clara, selbst der Dienerschaft sind die Namen biblischer Heiligen beigelegt; der alte Glaube ist ausgezogen,

> — — — — — — — — die alte Liebe
> Hat man mit Hohn zur Thür hinausgestoßen
> Und laut verlacht ihr leises Todeswimmern.
> Verändert sind die Namen und die Menschen;
> Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haß.

Almansor wartet, bis die Gäste sich entfernt haben, und singt dann vor Zuleima's Fenster ein altes, ihr wohlbekanntes Lied. Zuleima erscheint auf dem Balkon, und erkennt an der Stimme den todtgesagten Geliebten, welcher ihr die Scheidegrüße der in der Fremde gestorbenen Mutter bringt. Der plötzlich dazwischen tretende Hassan fordert sie auf, mit Almansor nach Afrika zu entfliehen. Am Morgen überrascht Letzterer Zuleima im Garten, und Beide führen ein mystisch tiefsinniges Zwiegespräch, in welchem das Christenthum den unheimlich grellsten Kontrast zu der bilder- und farbenreichen Religion Muhamed's bildet. Almansor erinnert sich beim Anblick eines Christusbildes des Tages, wo er bei seiner Rückkehr nach Spanien zuerst eine christliche Kirche betrat:

Schon an der Pforte goß sich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauschten und wie schwarzer Sud
Im glühnden Zauberkessel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Riesentöne in das Haus hinein,
Und wanden sich um meine Brust wie Schlangen,
Und zwängten ein die Brust, und stachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hause scholl, wie'n Todtenlied,
Das heisre Singen wunderlicher Männer
Mit strengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Gesang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwischen klingelten mit Schellen
Und blanke Weihrauchfässer dampfend schwangen.
Und tausend Lichter gossen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge sah,
Aus jeder Nische blickte mir entgegen
Dasselbe Bild, das ich hier wiedersehe.
Doch überall sah schmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildnis darstellt.
Hier schlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort sank er nieder unter Kreuzeslast,
Hier spie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,

Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, Die hielt auf ihrem Schooß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend scharfe Stimme:
„Dies ist sein Blut", und wie ich hinsah, schaut' ich
(schaudernd)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.

Aber traumhaft süß weiß ihn Zuleima-Clara in das Christenthum als in ein „Haus der Liebe" hineinzusingen, das ernster und besser als die heitere Pracht der alten Heidentempel und als die Werkeltagsbequemlichkeit der dumpfen Betstube des Moslems sei:

In diesem Hause werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In diesem Hause werden Arme reich,
Und Reiche werden selig in der Armuth;
In diesem Hause wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn selber als ein traurig armes Kind
Erschien die Liebe einst auf dieser Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kissen;
Und flüchten musste sie wie'n scheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrsamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe sieben Todesseufzern
Zersprangen jene sieben Eisenschlösser,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte;
Und wie der Liebe sieben Wunden klafften,
Erschlossen sich aufs Neu' die sieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geschaut als Leiche
Im Mutterschoße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann sich erwärmen eine ganze Menschheit;

Aus jenem Blute sprossen schönre Blumen,
Als aus Alraschid's stolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein süßres Rosenöl,
Als alle Rosen Schiras' liefern könnten.
Auch du hast Theil, Almansor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gen Blute;
Auch du kannst dich zu Tisch mit Engeln setzen
Und Himmelsbrot und Himmelswein genießen;
Auch du bist durch die Liebe sündenfrei,
Darfst freudig wohnen in der Sel'gen Halle,
Und gegen Satan's starke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gastrecht Jesu Christ,
Wenn du genossen hast sein „Brot und Wein."

Dies Sirenenlied der Liebe, vom Munde der Geliebten gesungen, nimmt Almansor's ganzes Wesen gefangen; er ahnt nicht den lebensfeindlichen Sinn, der sich unter dem schmeichlerischen Worte verbirgt, er hört nur dessen verlockenden Klang:

Du sprachest aus Zuleima jenes Wort,
Das Welten schafft und Welten hält zusammen;
Du sprachest aus das große Wörtlein: „Liebe!"

Schon will er, seinen alten Glauben verschwörend, sich ganz dieser Religion der Liebe hingeben, schon ruft er aus:

Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almansor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almansor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almansor's Hort, dein Christus sei
Almansor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet —

da tönen in der Ferne Glockengeläute und Kirchengesang, und auf Almansor's erschreckte Frage erklärt ihm Zuleima:

Hörst du, Almansor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: „Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almansor heißt."

Die Religion der Liebe verwandelt sich plötzlich in eine Religion der unnatürlichsten Entsagung, Zuleima hält sich gebunden durch ihr vor dem Priester abgelegtes Versprechen, den ungeliebten Don Enrique zu heirathen, und Almansor's Geist bricht zusammen unter der Qual einer so grausamen Enttäuschung — Wahnsinn umnachtet sein Hirn. Von ergreifender lyrischer Schönheit ist der Monolog des wahnwitzigen Almansor, der müd und gebrochen im Walde umherwankt, und den endlich Hassan dadurch aus seinen Selbstmordsgedanken weckt, dass er ihm die Aussicht erschließt, Zuleima am Hochzeitstage zu rauben. Nach blutigem Kampfe trägt Almansor die Geliebte von dannen, die sich bei ihrem Erwachen in den Himmel versetzt glaubt und sich nicht genug verwundern kann, auch Almansor dort zu finden, der nach dem Ausspruch ihres Beichtvaters zur ewigen Hölle verdammt sei. Hier,

— — — — — — — — — in dem Himmel
Bedarf es der Verstellungskünste nicht,
Und frei darf ich gestehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almansor!

Aber schon tönt das Waffengeklirr der Verfolger zu ihnen aus der Felsschlucht empor:

Nenn's Eblis, nenn es Satan, nenn es Menschen,
Die tückisch arge Macht, die wild hinauf steigt
In meinen Himmel selbst!

Zuleima fordert ihn auf, mit ihr hinab in das Blumenthal zu fliehen, und mit den Worten:

— — — — — Die Jäger nahen schon,
Mein Reh zu schlachten! dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

stürzt sich Almansor mit seiner süßen Last vom Felsen hinab. Aly der Christ aber, welcher erst eben von dem im Kampfe ver-

wundeten, sterbenden Hassan erfahren hat, daß sein Sohn noch lebe, schließt, indem er all' seine Hoffnungen jählings zerschmettert sieht, mit der furchtbaren Anklage gegen das Christenthum:

Jetzt, Jesu Christ, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentrosts und deines Beispiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung sagt mir: ausgereutet wird
Die Lilie und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen soll in stolzer Majestät.

Es ist zu bedauern, daß diese handlungsarme Tragödie nicht durch eine plastischere Ausprägung des im Stoffe liegenden Gedankenreichthums ein erhöht dramatisches Leben empfangen hat. Vielleicht freilich erweckt der Untergangskampf des Maurenreiches Granada, das in so glänzender Blüthe dahinsank und durch den rohen Fanatismus der Sieger aus einem lachenden Garten in eine schreckvolle Wüste verwandelt ward, allzu elegische Gefühle, um ein besonders fruchtbarer Gegenstand für das Drama zu sein. Unsere Sympathien neigen sich fast mit Nothwendigkeit den Unterdrückten zu, die nach ihrer Niederlage so grausam verfolgt, unter Zurücklassung ihrer kostbarsten Habe zur Auswanderung gezwungen, oder, wenn sie im Fall ihres Dableibens nicht ihrem Glauben entsagen wollten, von den Ketzergerichten scharenweis zum Flammentode verurtheilt wurden. Daß man diese Gräuel im Namen der Religion — in majorem Dei gloriam — verübte, steigert noch unsern Abscheu vor der Immoralität der Mittel, die um so ruchloser erscheinen, je weniger der Erfolg bis auf den heutigen Tag ihre Anwendung gerechtfertigt hat. Der Geschichtsforscher mag sich über den Fall Granada's zur Noth durch die Erwägung trösten, daß das stolze Königreich zur Zeit, als es den kastilianischen Heeren erlag, schon durch inneren Zwist und Verrath den Keim des Todes in sich trug und nur noch ein Scheinleben äußeren Glanzes führte — aber der Dichter hat, in einseitiger Parteinahme für die Besiegten, selbst dies sich ihm darbietende Moment der inneren Zwietracht nur unerheblich benutzt, während er mit schärfster Bitterkeit die unsittlichen Motive der

christlichen Sieger hervorhebt, und dadurch auch diesmal seinem Stoffe mehr einen traurigen, als einen tragischen Charakter giebt. Vor Allem die Hauptperson des Stückes leidet an diesem Fehler: Almansor ist von Anfang an ein passiv Klagender statt eines thätig Handelnden, eignes und fremdes Leid haben ihm den stolzen Mannesmuth aufgezehrt — was darf man am Ende von einem Helden erwarten, der uns schon in der ersten Scene seine äußere Erscheinung mit den Worten schildert:

> Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
> Getrübt von salz'gen Thränen ist mein Aug',
> Nachtwandlerartig ist mein schwanker Gang,
> Gebrochen, wie mein Herz, ist meine Stimme.

Durch diese elegisch träumerische Haltung Almansor's läßt sich der Verfasser die so nahe liegende Gelegenheit entgehen, eine wahrhaft dramatische Verwicklung herbeizuführen, indem er die Liebe des aus seiner Heimat verjagten, dem Koran treugebliebenen Mauren in leidenschaftlichen Konflikt brächte mit seinem Glauben und seinem berechtigten Hasse gegen die Partei der Unterdrücker, der seine Geliebte angehört. Man begreift kaum, daß Heine einen solchen Konflikt gar nicht eintreten, daß er die Liebe zur Renegatin jedes andre Gefühl in der Brust Almansor's ersticken läßt. Das bloße Wort „Liebe", von Zuleima in kirchlich-mystischem Sinne gesprochen, von Almansor in irdischem Sinne verstanden, genügt, ihn zum sofortigen Anerbieten des Uebertritts zu ihrem Glauben zu bewegen, und die Enttäuschung seiner Liebeshoffnungen löscht in seinem Hirn und Herzen jeden andern Gedanken, außer dem einer thierisch-wilden Sinnlichkeit, aus.

Ganz denselben somnambülen Anstrich trägt die Gestalt Zuleima's, welche von Almansor nicht unrichtig einmal mit einer schönen Drahtfigur verglichen wird. Ihre willenlose Ergebung ist durchaus unnatürlich. „Ist denn," fragt schon Alexis in seiner vorhin angezogenen Kritik, „Zuleima's Furcht vor dem als so gütig gepriesenen Vater begründet, daß sie es nicht wagt, des heißgeliebten Almansor's Gegenwart ihm zu entdecken? ist

ihre Religion von der Art, dass sie es nicht wagt, ihrem Abte entgegen zu handeln, als er ihr räth, einen Schurken zu heirathen, zumal da Almansor, von ihr überredet, Christ werden will, diesem Abte daher doppelt willkommen sein müsste?" Auf die letzte Frage müssen wir freilich erwidern, dass es in der bestimmten Absicht des Dichters lag, das Christenthum als eine Religion trübseligster Entsagung zu schildern, welche die Erde in „ein großes Golgatha" verwandelt, und „auf das Grab der Myrte die traurige Cypresse pflanzt." Auch ließe sich ein Uebermaß von asketischem Eifer bei der zum Christenthum übergetretenen Maurin psychologisch wohl erklären. Nur bleiben leider die religiösen Zwiegespräche der beiden Liebenden geistreiche Streckverse und lyrische Ergüsse ohne alle Einwirkung auf den Gang der Handlung und auf die Entwicklung der Charaktere.

Besser und kräftiger, als die Hauptpersonen, sind die Nebenfiguren gezeichnet. Sie haben dramatisches Leben, weil die an ihnen besonders hervorstechenden Züge fest angedeutet und durch keine breitere Ausführung lyrisch verwaschen sind. Nur die Gestalt Aly's bleibt unklar und schattenhaft, weil sie, wie vorhin bemerkt, nicht genügend durch sich selbst motiviert ist. Der völlig undramatische Chor — man erfährt nicht einmal, Wen und Was er nach der Intention des Verfassers repräsentieren soll — erzählt uns freilich von allerlei edlen Beweggründen, aus denen Aly zum Christenthum übergetreten sei; aber aus seinen eigenen Worten und Handlungen geht Nichts von Alle diesem hervor, nicht einmal ein ernstes Ringen um die Ueberzeugung und ein Versuch, sich zum Glauben zu zwingen, wodurch die finsteren Schlussworte des Dramas ein bedeutungsvolleres Relief erhielten. Weit lebensvoller tritt der starre Anhänger an den muhamedanischen Glauben, der alte Hassan, vor uns hin; und das dem Zuchthaus entsprungene Gaunerpaar, Enrique und Diego, sowie der ängstliche Diener Pedrillo, sind episodische Gestalten, welche der Dichter mit dem ergötzlichsten Humor skizziert. Ueberhaupt verrathen die komischen Partien des Stückes, wie die Unterhaltungen der beiden Glücksritter oder die Klatschereien der vom Verlobungsfest heimkehrenden Gäste, ein ungleich achtungswertheres dramatisches Talent, als die ernsthaften Scenen, in

welchen die Sprache zwar immer edel, aber doch selbst für ein Drama, das sich auf spanisch-orientalischem Boden bewegt, gar zu pomphaft und bildervoll ist, ja, manchmal in störende Spielerei ausartet. Die Worte z. B., welche der wahnsinnige Almansor zu der ohnmächtig auf seinem Schoße ruhenden Zuleima spricht, mögen als lyrische Stimmungsmalerei von unbestreitbarer Schönheit sein — auf der Bühne würden sie eindruckslos verhallen. Und wenn Almansor in einer früheren Scene, abwechselnd nach dem festlich erhellten Schlosse und nach seiner Brust zeigend, ausruft:

> Ich und dies Haus, wie passen wir zusammen?
> Dort wohnt die Lust mit ihren Harfentönen;
> Hier wohnt der Schmerz mit seinen gift'gen Schlangen.
> Dort wohnt das Licht mit seinen goldnen Lampen;
> Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunklen Brüten.
> Dort wohnt die schöne, liebliche Zuleima; —
> Wir passen doch! — Hier wohnt Zuleima auch!

so lässt sich dies Antithesenspiel noch ertragen; aber jede Wirkung geht unter in der Unnatur der nachfolgenden Zeilen, die das Bild auf die peinlichste Art zu Tode hetzen:

> Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hause,
> Hier in den purpurrothen Kammern sitzt sie,
> Und spielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
> Auf meiner Wehmuth zarten Harfensaiten,
> Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer, —
> Und wachsam steht auch meine düstre Laune
> Als schwarzer Frauenhüter vor der Pforte.

Dass Heine sich der stillosen Vermengung der verschiedenen Kunstformen in seiner Tragödie recht wohl bewusst war, geht deutlich aus der Stanze hervor, welche er dem „Almansor“ voraufschickt:

Glaubt nicht, es sei so ganz und gar phantastisch,
Das hübsche Lied, das ich euch freundlich biete!
Hört zu: es ist halb episch und halb drastisch,
Dazwischen blüht manch lyrisch zarte Blüthe;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe.
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Aus einem solchen Mischmasch von Epos, Lyrik und Drama konnte denn freilich unmöglich ein reines Kunstwerk entstehen, und der scharfe Verstand des Dichters musste zur Einsicht seines Fehlgriffs gelangen, bevor noch seine Arbeit vollendet war. Schon von Göttingen aus schrieb er an Steinmann (Bd. XIX, S. 14 ff.): „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, daß dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so daß das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muß drastisch sein," murmelt er, und Das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewußt ihren alten Einfluß ausgeübt? Dies Letztere ist wahrscheinlicher. Denke dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so pretiös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaïre". Du wunderst dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu ver-

binden. Deßhalb wird meine Tragödie ein gleiches Schicksal haben mit Schlegel's „Jon". Nämlich weil Letzterer ebenfalls in polemischer Absicht geschrieben ist."

Diese ehrliche Selbstkritik hebt in Lob und Tadel eben so richtig die eigenthümlichen Vorzüge, wie den unverbesserlichen Grundfehler des Stückes hervor. Nur Eins müssen wir noch berühren, nämlich den Umstand, daß die polemische Absicht sich hier nicht, wie bei Schlegel's „Jon", vorherrschend nur auf die Form, sondern fast noch mehr auf den Inhalt der Tragödie bezog. Während die Romantiker in all' ihren Kunstschöpfungen die christliche Religion zu verherrlichen suchten, und sich dabei tiefer und tiefer in die katholische Mystik verirrten, war Heine's „Almansor" ein herausfordernd dreister Angriff auf das Christenthum, das, wie wir sahen, geradezu als ein finsteres, alle Lebensfreude erdrückendes Evangelium des Todes geschildert wird. Dieser Angriff gewann eine erhöhte Bedeutung durch die zwar verdeckte, aber doch leicht erkennbare Bezugnahme auf modernste Verhältnisse. Durch das ganze Stück zieht sich eine geheime Satire gegen die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. immer häufiger werdenden Fälle des Uebertrittes vermögender Judenfamilien zum Christenthum. Das Verlobungsfest im Schlosse des getauften Mauren erinnert deutlich genug an das Gastmahl irgend eines getauften Bankiers der Gegenwart, der sich in seiner gesellschaftlichen Stellung zu befestigen glaubt, indem er einen geldarmen Avantürier aus hochadligem Geschlechte zu seinem Eidam erwählt. Die polemische Absicht tritt noch schärfer dadurch hervor, daß dieser Repräsentant der Aristokratie ein dem Zuchthaus entsprungener Dummkopf ist, der durch seinen Spießgesellen wie eine Marionette gelenkt wird. Eben so drastisch wirkt der Umstand, daß Aly's gleichfalls getaufte Dienerschaft im Eifer des Gesprächs noch oftmals die Namen der christlichen Heiligen mit dem Namen Allah's oder Muhamed's verwechselt, und beim Barte des Propheten statt bei der heiligen Elisabeth oder St. Jago von Compostella schwört. Am eindringlichsten aber klingt die ernste Mahnung des alten Hassan:

— — — — — — — — Pest-Oertern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt!

Dort zieht man dir mit süßen Zangentönen
Aus tiefer Brust hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, dass nimmermehr dein Hirn
Gesunden kann vom wilden Wahnsinnschmerz.
Dorten vertauscht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n, damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe.

Trotz dieser polemischen Tendenz, welche dem Verfasser vielfache Anfechtungen von Seiten der Kritik zuzog, und trotz des undramatischen Charakters der ganzen Tragödie, hatte der Direktor des Nationaltheaters in Braunschweig, August Klingemann, den Muth, eine Aufführung des Stückes zu unternehmen. Es ist bekannt, mit welchem Eifer dieser wackere Mann sich bemühte, die von ihm verwaltete Bühne zu einer Musteranstalt deutscher Schauspielkunst zu erheben, und in uneigennützigster Weise den Geistesprodukten junger talentvoller Dichter Eingang beim Publikum zu verschaffen. Wie er der Erste war, welcher Goethe's „Faust" zur Darstellung brachte, so richtete er mit kundiger Hand auch Heine's „Almansor" für die Bühne ein, sich zumeist darauf beschränkend, die überwuchernden lyrischen Stellen des Dialogs zu verkürzen und den Chor ganz zu entfernen. Nach sorgfältiger Einstudierung wurde das in zwei Aufzüge getheilte Stück, — (der erste Akt schloss mit der Aufforderung Hassan's an die Liebenden, nach Afrika zu entfliehen) — am 20. August 1823 aufgeführt. Der spätere, 1868 verstorbene Direktor des herzoglichen Hoftheaters in Braunschweig, Herr Eduard Schütz, welchem wir die nachfolgenden Angaben verdanken, wusste der Titelrolle durch edle Repräsentation und leidenschaftliches Feuer der Rede eine fast unerwartete Geltung zu verschaffen, und Madame Meck unterstützte ihn als Zuleima durch gefühlsinnigen Vortrag ihrer vorwiegend lyrischen Partie. Der alte Glaubenseiferer Hassan fand durch Herrn Köster eine lebenswahre Verkörperung, und Herr Meck, ein tüchtiger Charakterdarsteller aus der Schröder'schen Schule, bestrebte sich, der vom Dichter

etwas nachlässig behandelten Figur Aly's durch sein wohldurchdachtes Spiel eine kräftiger markierte Zeichnung zu geben. In dem beliebten Komiker Karl Günther verfügte die Braunschweiger Bühne über einen Repräsentanten des Pedrillo, welcher der kleinen Rolle die erheiterndste Wirkung sicherte; eben so glücklich wurde der Gauner Don Diego durch den vielseitigen Gerber dargestellt, der sich als Schauspieler wie als Sänger eines gleich ausgezeichneten Rufes erfreute. Bei so guter Besetzung der Haupt- und Nebenrollen war der Erfolg des Stückes bis gegen den Schluss hin ein keineswegs ungünstiger; die poesievollsten Stellen wurden von dem gebildeten Theile des Publikums sogar lebhaft applaudiert. Ein wunderlicher Zufall führte jedoch in der letzten Scene eine tumultuarische Störung herbei. Während der Vorhang über der Schlussverwandlung aufrollte, und Almansor sich mit der ohnmächtig auf seinem Schoße ruhenden Zuleima auf einen Felsen niederließ, trat ein roher Gesell, ein Stallmeister H., ins Parterre, machte spöttische Bemerkungen über die Situation, und erkundigte sich, wer der Verfasser des Stückes sei. „Der Jude Heine," flüsterte man ihm zu. In der irrigen Meinung, ein am Orte lebender israelitischer Geldwechsler dieses Namens habe die Tragödie geschrieben, rief er entrüstet aus: „Was? den Unsinn des albernen Juden sollen wir anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Lasst uns das Stück auspochen!" Und damit begann er zu trampeln und zu pfeifen, der große Haufen stimmte mit ein, und jeder Versuch der Gebildeten, die Ruhe herzustellen, wurde durch den rohen Lärm übertäubt. Die Darstellerin der Zuleima wähnte Anfangs, dass ihre Lage auf dem Felsen die Veranlassung des plötzlichen Missfallens sei, und und gerieth dadurch ganz außer Fassung; als das Pochen fortgesetzt wurde, machte Herr Schütz durch raschen Entschluss der unwürdigen Scene ein Ende, indem er sich mit Zuleima noch vor Beendigung des letzten Zwiegespräches vom Felsen herabstürzte und das Zeichen zum Niederlassen des Vorhangs gab. Klingemann, der seinen guten Willen in diesem wie in so manchem anderen Falle vom Publikum mit schnödem Undanke belohnt sah, war äußerst verstimmt über die brutale Unterbrechung des Stückes, und verzichtete nach solcher Erfahrung auf die ebenfalls

von ihm beabsichtigte Aufführung des „William Ratcliff", der auch auf keiner anderen Bühne jemals zur Aufführung gelangte, — sehr zum Aerger Heine's, welcher von großen Erfolgen seiner Gespenster-Tragödie träumte, und stets mit Behagen an den „düstern, steinernen Ratcliff" dachte, während ihm der „helle, milde Almansor" im höchsten Grade unheimlich war [81]).

Achtes Kapitel.

Das junge Palästina.

Die Betrachtung des im Wesentlichen schon in Bonn und Göttingen geschriebenen „Almansor" hat uns gezeigt, dass Heine, so wenig er auf den genannten Universitäten mit specifisch jüdischen Elementen in engere Berührung kam, oder es liebte, seine Ansichten über religiöse Dinge zur Schau zu tragen, dennoch im tiefsten Gemüth sehr erheblich durch die Einflüsse seiner israelitischen Abstammung und Erziehung bestimmt wurde. Diese Einwirkung dokumentierte sich bei dem jungen Freigeist, der von Glaubensskrupeln nicht sonderlich quälend beunruhigt ward und, wie er sich in den Briefen aus Berlin (Bd. XIII., S. 51) äußert, „nur noch an den pythagoräischen Lehrsatz und ans königlich preußische Landrecht glaubte", allerdings minder durch eine zärtliche Vorliebe für das Judenthum, als durch einen bittern Unmuth über die rechtlosen Bedrückungen, unter denen seine Stammesgenossen — und er mit ihnen — leiden mussten. Er hatte in jener Tragödie seinem Groll gegen die Unterdrücker mit der rücksichtslosen Ehrlichkeit des Hasses Luft gemacht, die christenthumsfeindliche Tendenz des „Almansor" war in dem schneidenden Hohn der Schlussworte zu grellstem Ausdruck gelangt, und es empörte ihn in tiefster Seele, als Michael Beer, weniger stolz gesinnt, in seinem „Paria", statt die Sprache des Anklägers zu führen, nur auf die Thränendrüsen des Publikums zu wirken und ein schwächliches Mitleid für seinen durch den Uebermuth

einer bevorzugten Kaste misshandelten Helden zu erregen suchte. „Die Zeiten sind so schlecht", heißt es in einem Briefe Heine's an Friederike Robert [82]), „alle Menschen klagen, und es ist sehr politisch von unsern Regierungen, dass sie allenthalben die Aufführung des „Paria" begünstigen, damit wir sehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausstehn, als wir Deutschen." — „Fatal, höchst fatal," schreibt er über dasselbe Thema derber und deutlicher an Moser (Bd. XIX., S. 148 ff.), „war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich dass der Paria ein verkappter Jude ist. Man muss Alles aufbieten, dass es Niemand einfalle, Letzterer habe Aehnlichkeit mit dem indischen Paria, und es ist dumm, wenn man diese Aehnlichkeit geflissentlich hervorhebt. Am allerdümmsten und schädlichsten und stockprügelwerthesten ist die saubere Idee, dass der Paria muthmaßt: seine Vorfahren haben durch eine blutige Missethat ihren traurigen Zustand selbst verschuldet. Diese Anspielung auf Christus mag wohl manchen Leuten gefallen, besonders da ein Jude, ein Wasserdichter (will sagen: noch nicht Getaufter), sie ausspricht. Ich wollte, Michael Beer wäre getauft, und spräche sich derb, echt almansorig, in Hinsicht des Christenthums aus, statt dass er dasselbe ängstlich schont und sogar, wie oben gezeigt, mit demselben liebäugelt."

Ein talentbegabter Schriftsteller, der mit solchen Gesinnungen Anfangs der zwanziger Jahre nach Berlin kam, musste den dortigen Vorkämpfern des Judenthums ein willkommener Waffenbruder sein. Zum Verständnis der jüdischen Reformbewegung, welche um jene Zeit von Berlin ausging und in welche H. Heine mit jugendlicher Begeisterung eintrat, ist es jedoch nöthig, dass wir uns die Anfänge dieses geistigen Umschwungs in raschem Ueberblicke vergegenwärtigen.

Die Befreiung des Judenthums aus dem starren Bann entwicklungsloser Gesetze geht parallel mit dem Erwachen und der Ausbildung des humanistischen Gedankens der Neuzeit; ja, sie ist zum größten Theile direkt als eine Frucht des letzteren anzusehen. So lange Hass und Verfolgung ihren Druck auf die Bekenner des mosaischen Glaubens übten, und ihnen jeden Antheil am Leben der Zeit und der Völker verwehrten: so lange war es gerechtfertigt, dass die verstoßenen und geächteten Israeliten

das bedrohte Heiligthum ihrer Religion und Sitte mit dem schützenden Wall eines nach innen einigenden, nach außen absondernden Gesetzes umgürteten. Die lebendig bewegte Gegenwart wies sie ja zurück, und sperrte sie das ganze Mittelalter hindurch wie eine Horde Aussätziger in dumpfe Ghettos ein; — zu ohnmächtig, sich ihr Recht zu erkämpfen, aber zu treu ihrem Glauben, um demselben irdischer Vortheile willen zu entsagen, blieb ihnen Nichts übrig, als sich in die traumhafte Erinnerung einer abgestorbenen Vergangenheit zu versenken, und Trost zu suchen bei der messianischen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Von der sie umgebenden Außenwelt wie durch eine Feuerlohe geschieden, spürten sie in ihrer hermetisch abgeschlossenen Isolierzelle Nichts von dem frischen Wehen der Geschichte, Nichts von den Fortschritten der Völker in Leben, Kunst und Wissenschaft. Seit mehr als einem Jahrtausend war das theokratische Gebäude ihrer Religion und Sitte fast unverändert sich gleich geblieben; die Vorschriften, die Moses unter ganz andern klimatischen Verhältnissen und in einem von kulturlosen Völkerschaften umgrenzten Lande seiner Nation gegeben hatte, zogen mit dieser als ein heiliges Vermächtnis ins Exil und hinüber ins Abendland; die lebendige Tradition des Prophetenzeitalters aber verknöcherte zu einem unwandelbaren Schriftenthum, das zu den Büchern des alten Testaments noch die Mischna und den Talmud gefügt hatte, deren spitzfindige Auslegung und Erklärung die ganze Lebensaufgabe der jüdischen Gelehrten war.

Den ersten Lichtstrahl in dies mitternächtige Dunkel warf die sonnenhaft glänzende Erscheinung Moses Mendelssohn's. Ein Zeitgenosse und Freund Lessing's, kostete er muthvoll von den Früchten des verbotenen Baumes nichtjüdischer Bildung, in vollen Zügen trank er aus dem Quell des lebendigen Wissens der Gegenwart, und siehe da, die Besten und Edelsten der Christen ehrten und liebten ihn, und suchten ihn wohl gar, wie Lavater in seinem berühmten Sendschreiben, zu ihrer Religion hinüber zu ziehen. Aber Mendelssohn bewahrte dem Glauben seiner Väter die unverbrüchlichste Treue, er hielt streng das mosaische Gesetz, und gab seinen Genossen das Beispiel, daß man Jude bleiben und dennoch Antheil haben könne am Leben und Wissen

der Gegenwart. Indem er die biblischen Bücher in treffliches Deutsch übertrug und seine Uebersetzungen mit hebräischen Lettern drucken ließ, versetzte er dem berüchtigtem Schulwesen der polnischen Rabbinen einen tödlichen Stoß; er vermittelte die Bekanntschaft mit der unverfälschten deutschen Sprache, mit deutscher Nationalität und Literatur, und bewirkte, daß, statt der hebräisch-talmudischen, allmählich die reindeutsche Bildung zur Grundlage der israelitischen Jugenderziehung ward. Er hatte — und Dies ist die große Bedeutung seines Wirkens und Lebens — durch sein Vorbild gezeigt, daß es auch für den Juden ein Mittel gab, an der gemeinsamen Arbeit der Menschheit wie an den Früchten derselben theilzunehmen, und sich Anerkennung und Geltung, Achtung und Liebe dort zu verschaffen, wo Hohn und Vorurtheil bisher jeden Annäherungsversuch unmöglich gemacht. Die Freunde und Jünger Mendelssohn's — wir nennen nur Hartwig Wessely, Herz Homberg, David Friedländer und Lazarus Bendavid — wirkten, indem sie sich besonders des Schulwesens annahmen, im Sinne des Meisters fort, und suchten von Berlin aus, wo schon 1778 die erste israelitische Freischule auf der Basis eines deutschnationalen Unterrichtes gegründet ward, mehr und mehr die einseitig abgeschlossene polnisch-rabbinische Afterbildung zu verdrängen. Zwei große Monarchen begünstigten diese Erhebung des Judenthums aus jahrtausendjähriger Erstarrung durch humane Verordnungen. Friedrich II., welcher den edlen Ausspruch gethan, daß in seinen Staaten Jeder nach seiner eignen Façon selig werden könne, erließ am 17. April 1750 ein General-Privilegium, das die Behandlung seiner jüdischen Unterthanen, statt der bisherigen Willkür, festen, freilich noch vielfach beschränkenden, aber doch gesetzlich sicheren Bestimmungen unterwarf; und das Toleranz-Edikt Joseph's II. vom Jahre 1781 setzte die Juden in Oesterreich nicht allein in den Besitz der meisten bürgerlichen Rechte, sondern legte ihnen geradezu die Pflicht auf, durch Gründung und Erhaltung planmäßiger öffentlicher Anstalten für eine geordnete Erziehung ihrer Jugend zu sorgen. Aber das damalige Geschlecht war noch nicht reif für den Genuß der Wohlthaten, welche ein wohlmeinender Fürst ihm aus freiem Entschlusse in den Schoß warf. Wie die Jesuiten ihren katholischen Mit-

brüdern die Toleranzbestrebungen des Kaisers als ein glaubensfeindliches Werk des Antichrists verdächtigten, so schilderten auch die Rabbinen ihren Religionsgenossen die dargebotene Wohlthat einer zeitgemäßen Jugendbildung als eine todbringende Gefahr für das Judenthum, und widersetzten sich halsstarrig der Ausführung aller durchgreifenden Reformen.

Stärker und mächtiger jedoch brauste der Sturm verjüngender Freiheitsgedanken durch die Welt, und weckte die Menschheit aus bleiernem Todesschlaf. Fern über dem Ocean streifte ein junges Volk in glorreichem Kampfe die Fesseln ab, die sein aufblühendes Leben beengten, und feierte seinen Sieg durch Verkündigung der Menschenrechte. Europa vernahm das Wort, das Amerika gerufen, Frankreich rief es jauchzend nach, Throne sanken in Trümmer bei seinem zaubergewaltigen Klange, und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ hieß die Losung der herauf glänzenden neuen Zeit. Auch die Bekenner des Judenthums, durch die Schriften Rousseau's und Voltaire's mit den Gleichheitsideen der französischen Revolution vertraut geworden, lauschten hoch klopfenden Herzens der frohen Botschaft; aber bevor sie noch den ernstlichen Versuch gemacht, sich die lang vorenthaltenen Menschenrechte zu erringen, fielen ihnen diese von selber zu. Allein abermals handelte es sich nicht um eine Reform ihrer Satzungen und Sitten von innen heraus und durch eigene Kraft, sondern ein kühner Günstling des Glückes, Napoleon, der von ihnen fast wie der erharrte Messias begrüßt ward, nahm die Regeneration des israelitischen Lebens in seine stahlbewehrte Herrscherhand, und suchte durch die Beschlüsse der von ihm nach Paris berufenen Deputierten-Versammlung und des ihr nachfolgenden großen Sanhedrins den Glauben und die Sitten der Juden mit ihren Pflichten als französische Staatsbürger in Einklang zu bringen. Wie gering auch die unmittelbaren Resultate dieses Reformversuches unter dem Einflusse der Staatsgewalt gewesen sind, so hat er doch ungemein anregend gewirkt durch die ausdrückliche Erklärung des Sanhedrins, daß die religiösen Vorschriften des biblischen Gesetzes zwar ihrer Natur nach unwandelbar, die politischen Anordnungen desselben aber von Zeit und Umständen abhängig und mit der Zerstörung des Reiches Israel hinfällig geworden seien.

Von noch größerer Tragweite war der Einfluss der Freiheitskriege auf die Entwicklung des Judenthums. Die schweren Jahre der Fremdherrschaft und nationalen Erniedrigung, welche der deutsche Jude gemeinsam mit dem deutschen Volke ertrug, befestigten in ihm das Gefühl der Vaterlandsliebe und die Erkenntnis seines Anrechts, an den Leiden und Freuden der Nation theilzunehmen, während andererseits der christliche Theil der Bevölkerung im Schmerz der eigenen Unterdrückung gelernt hatte, für Unterdrückte zu fühlen und Gerechtigkeit gegen sie zu üben. Das Edikt vom 11. März 1812 erkannte die jüdischen Staatsangehörigen rückhaltlos als preußische Staatsbürger an; es verlieh ihnen den vollen Umfang aller bürgerlichen Rechte und Pflichten, obschon es ihnen die politischen Rechte zum Theil noch vorenthielt, und seine Ausführung in den nachfolgenden Reaktionsjahren leider unduldsam genug beschränkt und verkürzt ward. Eins aber, und das Wichtigste von Allem, ging nicht wieder verloren: das Judenthum war aus seiner früheren stagnierenden Absonderung in den lebendigen Strom der Zeitgeschichte hinein gerissen worden, es kämpfte fortan für sein Recht und für seine Weiterentwicklung mit und neben andern, nichtjüdischen Vaterlandsgenossen, die von ähnlichen Fesseln bedrückt wurden, und mit denen es jetzt gemeinsame Sache wider den gemeinsamen Feind zu machen galt. Dieselben deutschthümelnden Fanatiker und legitimistischen Aristokraten, welche sich weigerten, die Juden als Deutsche und als freie Bürger anzuerkennen, waren ja die brutalen Restauratoren mittelalterlicher Staatskunst, die unerbittlichen Gegner jedes freiheitlichen Fortschritts auf religiösem, socialem und politischem Felde. Die Geschichte der Judenemancipation von 1815 bis auf den heutigen Tag ist daher untrennbar mit der Entwicklungsgeschichte des geistigen und staatlichen Lebens der Neuzeit verknüpft, und wie letzteres trotz aller Schwankungen und Rückschläge sich unaufhaltsam zu einer höheren Stufe entfaltet hat, so weist auch das Judenthum während dieses Zeitraums den Process eines gewaltigen, durch eigene Kraft vollzogenen Fortschrittes auf.

Zwei Männer sind es vor Allen, denen das Verdienst gebührt, die innere Befreiung des Judenthums von der starren Aus-

schließlichkeit talmudisch-rabbinischer Traditionen und die Befruchtung desselben mit den Kulturelementen der modernen Zeit kräftig gefördert zu haben. Der Erste von ihnen, David Friedländer, 1750 zu Königsberg geboren, kam 1770 nach Berlin, wo er bis in sein hohes Greisenalter unermüdlich für die Verbesserung der bürgerlichen Stellung seiner Glaubensgenossen und für eine zeitgemäße Reform des jüdischen Erziehungswesens wirkte. Hauptsächlich ihm ist die Gründung der vorhin erwähnten Freischule zu verdanken, welche den segensreichsten Einfluss auf die Bildung der ärmeren Volksklasse hatte, und allmählich auch in anderen angesehenen Gemeinden Nachahmung fand. Das Haupthindernis dieser humanen Bestrebungen war der Gewissenszwang, welchen die Rabbinen, deren Mangel an weltlicher Bildung sie gänzlich unfähig machte, bei der Reform des Schulwesens persönlichen Antheil zu nehmen, durch die Androhung religiöser Ausschließung oder Rechtsverweigerung auf ihre Gemeindemitglieder übten. Die Denkschrift, welche bei den Verhandlungen der Judenschaft mit der preußischen Staatsregierung über die bürgerliche Stellung der Israeliten 1787 von Friedländer verfasst wurde, verbreitete sich in einem besonderen Abschnitt aufs lichtvollste über die Nachtheile solcher rabbinischen Gewalt, und hatte den glücklichen Erfolg, dass durch eine königliche Verordnung vom 5. Juni 1792, neben einer Reihe gehässiger Bestimmungen aus früherer Zeit, jede gewissenbindende Machtbefugnis der Rabbinen aufgehoben ward. Im selben Jahre trat in Berlin die „Gesellschaft der Freunde" zusammen, die mehr als ein Menschenalter hindurch rüstig die eingewurzelten Missbräuche des rabbinischen Herkommens bekämpfen half. Das Vorurtheil, welches Jahrhunderte befestigt hatten, ließ sich aber nur langsam überwinden, und es stellte sich bald das Uebel heraus, dass die große Masse der Israeliten in ihrer alten Unbildung verharrte, während die kleinere Zahl der Strebenden, durch die Schriften der französischen Encyklopädisten und durch die in Deutschland aufblühende kritische Philosophie angeregt, mit den veralteten Formen der Synagoge in innerlichen Konflikt gerieth, und von einem Fortschritt über das Judenthum hinaus zu einem freien Menschenthum und einer allgemeinen Vernunftreligion träumte. Der Uebertritt zur christ-

lichen Kirche hätte diesen aufgeklärten Denkern nothwendigerweise die Last eines neuen Ritus und neuer Dogmen auferlegt, an die sie eben so wenig glaubten. In dieser Gewissensnoth wandte sich Friedländer 1799 mit einem Sendschreiben an den freisinnigen Propst Teller und erbat sich Dessen Rath, wie es etwa den gewissenhaften Juden ermöglicht werden könne, ohne Ablegung eines heuchlerischen Bekenntnisses in die große Gemeinschaft Derer einzutreten, die sich Christen nennen. So ungünstig dieser Schritt auch von beiden Seiten beurtheilt ward, und so ablehnend kühl die Antwort des rationalistischen Theologen lautete, sprach sich doch in der naiven Anfrage Friedländer's deutlich das Verlangen der Aufgeklärtesten unter den Juden nach einer Vereinigung mit den übrigen Elementen des modernen Staats- und Kulturlebens aus, um gemeinsam mit Diesen ihren Antheil an der allgemeinen Weltbewegung zu übernehmen.

In ähnlichem Sinne, aber mit taktvollerer Rücksichtsnahme auf das praktische Bedürfnis der Zeit, wirkte Israel Jacobson (geb. den 17. Oktober 1768 zu Halberstadt, gest. den 14. September 1828 zu Berlin). Dieser edle Mann benutzte nicht allein sein bedeutendes Vermögen und seinen persönlichen Einfluß bei Fürsten und hohen Staatsbeamten (er war Kammeragent des Herzogs von Braunschweig), um die äußere Lage seiner Glaubensgenossen durch Befreiung von drückenden Abgaben und durch Aufhebung schimpflicher Verordnungen zu erleichtern, sondern er beförderte auch wesentlich den inneren Regenerationsproceß des Judenthums. Im Jahre 1801 errichtete er aus eigenen Mitteln und mit einem Opfer von mehr als 100,000 Thalern die treffliche Bildungsanstalt in Seesen für unbemittelte jüdische Kinder, und gestattete zugleich die Aufnahme christlicher Zöglinge, deren das rasch aufblühende Institut nach wenigen Jahren schon zwanzig zählte. „Die jugendlichen Gemüther sollten," nach der ausgesprochenen Absicht des Gründers dieser Simultanschule, „durch das Band gemeinschaftlichen Umgangs frühe mit einander verknüpft werden, damit die heranwachsende Generation, frei von vorurtheilsvoller Geistesbeschränkung, dereinst erkenne, daß in dem großen Garten des Herrn all' seine Kinder gleichberechtigt sein müssen, wenn sie sich alle zu dem hohen und höchsten Zwecke

vereinigt haben, zum gemeinschaftlichen Wohle der Menschheit, Jeder nach seinen besten Kräften fördernd zu wirken.“ Eine Erziehungsanstalt nach gleichem Muster wurde 1807 von dem Schwager Jacobson's, Isaak Herz Samson, unter Leitung Ehrenberg's in Wolfenbüttel gegründet. Als König Jérome 1808, nach erfolgter Gleichstellung der israelitischen Bewohner des Königreichs Westfalen mit ihren christlichen Mitbürgern, ein jüdisches Konsistorium in der Hauptstadt Kassel einsetzte, berief er als Präsidenten desselben den wackern Jacobson. Dieser benutzte seine neue Stellung vor Allem dazu, die Anfänge einer Kultusreform zu versuchen. Sehr zweckmäßig ging er dabei vom Schulwesen aus. Es war schon ein erheblicher Fortschritt, daß in den genannten Erziehungsanstalten und in der 1809 zu Kassel gegründeten Schule der Religionsunterricht, welcher früher gänzlich den unwissenden Rabbinen überlassen gewesen, in geordneter Weise von tüchtigen Lehrern ertheilt ward. Folgenreicher noch war der Umstand, daß die Kasseler Gemeindeschule einen eigenen Betsaal erhielt, in welchem die Schüler sich allsabbathlich zu einer Andachtstunde vereinigten. Neben den hebräischen Hauptgebeten wurden hier deutsche Lieder und Gebete durch einen wohleingeschulten Chor vorgetragen, und die Mitglieder des Konsistoriums, namentlich der Präsident Jacobson, sprachen oftmals mit herzwarmer Beredsamkeit, feierlich predigend, zu den Zöglingen der Anstalt. Bald nachher nahmen auch die Eltern der Kinder an diesem neuen Gottesdienste Theil, der erhöhte Bedeutung gewann, als Jacobson hinter seinem Schulbau in Seesen einen schönen Tempel errichten und diesen mit einer Orgel versehen ließ. Derselbe ward am 17. Juli 1810 mit glänzender Feierlichkeit eröffnet als das erste jüdische Gotteshaus, in welchem ein würdevoll geordneter jüdischer Gottesdienst, in deutscher Sprache und unter deutschen Gesängen bei Orgelbegleitung, stattfand. Mit diesem Anfange trat die deutsche Sprache aus dem Gebiet der Schule in das Gebiet der Religionsübung ein, und wenn das gegebene Beispiel nicht eine noch schnellere Nachahmung fand, so ist die Hauptschuld davon wohl den Zeitwirren beizumessen. Jacobson ermüdete indeß keinen Augenblick, seine Reformbestrebungen fortzusetzen, wenn auch der Umschwung der politischen Verhältnisse ihn nöthigte,

den Schauplatz und die Form seiner Thätigkeit zu verändern. Nach Berlin übergesiedelt, richtete er dort schon 1815, nach dem Muster der Kultusordnung von Seesen und Kassel, zuerst in seiner eigenen Wohnung, später, als die Theilnahme sich vermehrte, in dem großen Saale von Herz Beer (Vater von Michael und Meyer-Beer), einen Privatgottesdienst ein, der zuerst von ihm selber, nachmals von andern freisinnigen und begabten Rednern — Kley, Günsburg, Auerbach und Zunz — geleitet ward.

Nachdem solchergestalt die Reform des Judenthums auf dem Gebiet der Schule und des Kultus angebahnt war, entstand in den Köpfen einiger jungen und begeisterten Israeliten, welche sich die Früchte deutscher Bildung zu eigen gemacht, der kühne Gedanke, für eine Entwicklung, die bisher ohne planmäßigen Zusammenhang auf vereinzelte Versuche beschränkt geblieben war, einen gemeinsamen Mittelpunkt zu schaffen, und durch Fortführung der begonnenen Bewegung auf geschichtlich haltbarer, wissenschaftlich gerechtfertigter Grundlage dem unsicher experimentierenden Umhertasten ein Ziel zu setzen. Die rohen Angriffe, die im Jahre 1819 von dem Straßenpöbel mancher deutschen Städte gegen die Juden gerichtet wurden, gaben den äußeren Anstoß zur Verwirklichung dieses Gedankens [83]. Die Berathschlagung über die Mittel, wie der Rückkehr solcher Scenen vorzubeugen und die Quelle des Hasses und Vorurtheils gegen die Bekenner des Judenthums dauernd zu verstopfen sei, führte zu der immer klareren Erkenntnis, daß das jüdische Leben selbst einer gründlichen Läuterung bedürfe, um sich mit den Erfordernissen des modernen Staates und mit den ideellen Ansprüchen des Jahrhunderts in Einklang zu setzen. Zur Leitung und Förderung dieses Processes konstituierte sich am 7. November 1819 der „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden", welcher seinen Centralsitz in Berlin hatte, aber binnen Kurzem die eifrigsten Vorkämpfer der israelitischen Reform in allen Gegenden Deutschlands zu seinen Mitgliedern zählte. Obschon der Verein wenig länger als vier Jahre bestand, und seine erste, geräuschlose Thätigkeit selbst in den Darstellungen jüdischer Geschichtschreiber bis auf den heutigen Tag kaum eine gerechte Würdigung gefunden hat, gehen doch alle seither sichtbar gewordenen Erfolge der Regeneration des jüdischen Lebens in Schule, Synagoge,

Kultur und Wissenschaft auf Vereinsmitglieder oder auf die von ihnen ausgestreute Saat zurück.

Als die Stifter und tonangebenden Lenker des Vereins sind Eduard Gans, Leopold Zunz und Moses Moser zu nennen, in welchen Dreien die bürgerliche Freiheit, die Wissenschaft und die Idee mit den praktischen Reformen vertreten war. Bevor wir die Thätigkeit Dieser und der hervorragendsten unter ihren Mitarbeitern näher ins Auge fassen, sei uns ein Blick auf die allgemeine Tendenz des Vereins und auf die Einrichtungen vergönnt, durch welche er seine leitende Grundidee auszuführen bestrebt war. Diese Grundidee spricht sich am deutlichsten in den Einleitungsworten aus, welche den im Januar 1822 (Berlin, bei Ferd. Nietack) gedruckten Statuten vorangestellt sind. Es heißt dort: „Das Missverhältnis des ganzen innern Zustandes der Juden zu ihrer äußeren Stellung unter den Nationen, seit vielen Jahrhunderten bestehend, aber stärker als je hervortretend in der neuern Zeit, welche durch einen allgewaltigen Ideenumschwung auch unter den Juden überall veränderte Bestrebungen hervor rief, die das drückende Gefühl des Widerspruchs täglich allgemeiner machen, fodert dringend eine gänzliche Umarbeitung der bis jetzt unter den Juden bestandenen eigenthümlichen Bildung und Lebensbestimmung, und ein Hinführen derselben auf denjenigen Standpunkt, zu welchem die übrige europäische Welt gelangt ist. Kann diese Umarbeitung wesentlich nur unmittelbar von den Juden selbst ausgehen, so kann sie auch wiederum nicht das Werk der Gesammtheit sein, sondern muss die geistesverwandten Gebildeteren Derselben zu Urhebern haben. Für diese Zwecke wirksam zu sein, beabsichtigt ein Verein, welcher sonach vorstellt: eine Verbindung derjenigen Männer, welche in sich Kraft und Beruf zu diesem Unternehmen fühlen, um die Juden durch einen von innen heraus sich entwickelnden Bildungsgang mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen sie leben, in Harmonie zu setzen. So umfassend, wie der hier angegebene Zweck des Vereins ist, muss auch die gesetzmäßige Wirksamkeit desselben gedacht werden. Um diesen selber in allen möglichen Richtungen zu verfolgen, wird der Verein daher eben so wenig verabsäumen dürfen, von oben herab durch möglichst große und gediegene wissenschaftliche Be-

strebungen, denen er Eingang und ein lebhaft zugewandtes Interesse zu verschaffen suchen muss, eine sichere Grundlage für das in den neuen Kreis erhobene untere Leben zu gewinnen, als von unten herauf, durch Bearbeitung der Lebensansicht in den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, den Boden für die Befruchtung durch reinere Erkenntnis empfänglich zu machen. Auf der einen Seite wird also Alles, was dazu dienen kann, das Reich der Intelligenz zu vergrößern, benutzt werden, als Errichtung von Schulen, Seminarien, Akademien, thätige Beförderung schriftstellerischer oder anderer öffentlicher Arbeiten jeglicher Art; auf der andern Seite soll aber auch durch Hinleitung der aufblühenden Generation zu Gewerben, Künsten, Ackerbau und wissenschaftlichen Ausübungen, und durch Unterdrückung der einseitigen Neigung zum Handel, sowie durch Umarbeitung des Tons und der geselligen Verhältnisse, allmählich jede dem Ganzen widerstrebende Eigenthümlichkeit bezwungen werden."

Die Stifter des Vereins, denen ein so erhabenes Ziel vorschwebte, mussten bei kühlerer Betrachtung der für die Erreichung desselben zu Gebot stehenden Mittel sofort zu der Einsicht gelangen, dass es eine chimärische Hoffnung sei, das ganze Leben in seiner Vielseitigkeit zu umfassen. Sollte die Thatkraft der Mitglieder nicht in erfolglosem Umhertappen nach allen möglichen Richtungen verpuffen, sollte ein bestimmtes Resultat auf irgend einem Gebiete errungen werden, so musste der Verein sich vorderhand einen engeren, scharf umgrenzten Kreis seiner Thätigkeit ziehen. Ohne seiner Grundidee zu entsagen, beschränkte er sich daher zunächst auf das Reinwissenschaftliche seines Gegenstandes und die sich unmittelbar daran knüpfenden praktischen Zwecke.

Die erste Schöpfung, welche der Verein zur Verwirklichung derselben ins Leben rief, war das „wissenschaftliche Institut", eine vom Verein ausgehende und seiner Gesetzgebung unterworfene Verbindung zu einer gemeinsamen Bearbeitung aller auf Juden und Judenthum bezüglichen Gegenstände. Den Sitzungen des Instituts konnte als Zuhörer jedes Vereinsmitglied beiwohnen. Aus den schriftstellerisch begabten Kräften der Letzteren rekrutierten sich die Mitglieder des wissenschaftlichen Instituts, welche ihre neuesten Arbeiten in den regelmäßigen Sitzungen vortrugen, und

über alle zur Sprache gebrachten Angelegenheiten in freier Diskussion verhandelten. Die Stifter des Vereins gaben auch hier das Vorbild eines unermüdlichen Eifers und Fleißes. Gans erörterte in einem Cyklus von acht Vorträgen die Gesetzgebung über Juden in Rom; außerdem lieferte er Abhandlungen über die Geschichte der Juden in England und über das mosaisch-talmudische Erbrecht, sowie einen Aufsatz über die am 1. Januar 1822 durch kaiserlichen Ukas erfolgte Aufhebung der Kahals (Judenältesten) in Polen, welche sich jahrhundertelang die schmählichste Bedrückung ihrer ärmeren Glaubensgenossen erlaubt hatten. Der größere Theil dieser Abhandlungen wurde bald nachher in der Zeitschrift des Vereins abgedruckt, und zeigt, neben dem emsigsten Quellenstudium, schon dieselbe geistvoll philosophische Auffassung rechtswissenschaftlicher Fragen, durch welche sich Gans einige Jahre später einen so glänzenden Ruhm erwarb. Zunz führte in einer Reihe anziehender Vorträge jene Grundlinien einer künftigen Statistik der Juden aus, welche im dritten Hefte der Zeitschrift kurz angedeutet sind, legte eine Abhandlung über die literae liquidae der hebräischen Sprache vor, und gab ein Beispiel scharfsinnigster Kritik in dem von ihm verfassten, gleichfalls in der Zeitschrift abgedruckten Aufsatze über die spanischen Ortsnamen in hebräisch-jüdischen Schriften. Neben diesen gelehrten Facharbeiten brillierte Moser durch seine gemeinverständlichen, aber von einer großartig tiefen Weltanschauung getragenen Vorlesungen über das Princip der jüdischen Geschichte, über den Einfluss des Christenthums auf die Juden, und über die äußere Geschichte derselben in den occidentalischen Ländern. Während Ludwig Markus seine antiquarischen Forschungen über den Feldbau der Juden in Palästina zum Besten gab, und die Berechtigung der jüdischen Konfirmationen aus dem Geiste des Judenthums nachwies, sprach der Jurist Julius Rubo über jüdische Gemeindeverfassungen, und Immanuel Wolf (später Wohlwill) entwickelte als Programm für die Zeitschrift den Begriff einer Wissenschaft des Judenthums, woran sich ein zweiter Vortrag über das Judenthum in der Gegenwart schloss. Von auswärts sandte Maimon Fränkel in Hamburg dem Institut einen Aufsatz über neuere jüdische Geschichte ein, und Dr. med. Kirschbaum

überreichte eine in hebräischer Sprache geschriebene Abhandlung über „die Gebräuche der messianischen Zeit". Fügen wir noch hinzu, daß das wissenschaftliche Institut 1821 auch eine deutsche Bibelübersetzung beabsichtigte, und dem Verein im folgenden Jahre einen Bericht über die Herausgabe der Werke Moses Mendelssohn's erstattete, so haben wir die äußeren Umrisse der Thätigkeit jener Anstalt ziemlich vollständig skizziert. Die Wichtigkeit dieser vielseitigen Anregungen erhält jedoch erst die rechte Beleuchtung, wenn wir uns erinnern, wie selten in damaliger Zeit ein ernstes wissenschaftliches Streben unter den Juden zu finden war. Noch im ersten Decennium dieses Jahrhunderts kam es nur ausnahmsweise vor, daß jüdische Kinder ein Gymnasium besuchten oder einen Universitätskursus absolvierten — in Wolfenbüttel z. B. war Zunz 1809 der erste jüdische Gymnasiast, und auch in Berlin hielten bis zu den Freiheitskriegen sehr wenige israelitische Eltern es für wünschenswerth, ihren Kindern eine regelmäßige Gymnasialbildung zu geben, schon weil sich höchstens dem Arzte eine Aussicht auf die Anwendung wissenschaftlicher Studien bot. Selbst diejenigen Juden, welche sich durch Bücher und Umgang eine etwas freiere Bildung erworben hatten, legten in Folge dieser Zustände meistens eine hochmüthige Geringschätzung der geregelten Wissenschaft an den Tag, wie denn sogar ein Rath des Kasseler Konsistoriums einem jungen Israeliten, der sich im Jahre 1812 um eine Unterstützung Behufs philologischer und pädagogischer Studien bewarb, die amtliche Antwort ertheilte: „man sehe nicht ab, was mit solchen Studien bezweckt werden dürfte." Das Bezeichnende dieses Beispiels für den Kulturzustand der Juden in damaliger Zeit wird nicht durch den Umstand aufgehoben, daß Präsident Jacobson, als ihm die Sache bekannt ward, die Zahlung des nachgesuchten Stipendiums aus eigener Tasche übernahm [84]). Wir sehen daraus im Gegentheil, wie sehr Alles, was zur Aenderung jener Verhältnisse geschah, ausschließlich von der Thatkraft und Opferwilligkeit einzelner trefflicher Männer abhing. Es kann uns also nicht überraschen, daß auch die wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins keineswegs eine so ermunternde Theilnahme von Seiten der Glaubensgenossen fanden, wie sie es ohne Zweifel verdient hätten. Selbst der erste Versuch

einer vollständigen „Geschichte der Israeliten“, welche J. M. Jost, der ebenfalls dem Verein kurze Zeit angehörte, seit 1819 zu schreiben begann, wurde Anfangs ziemlich kühl aufgenommen, und das gleiche Schicksal hatte die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums“, welche der Verein unter Leitung des Dr. Zunz seit dem Frühjahre 1822 herausgab. Es sind nur drei Hefte derselben erschienen, und der Absatz war so gering, daß er nicht einmal die Druckkosten deckte.

Nichtsdestoweniger geben die Aufsätze der Zeitschrift Zeugnis dafür, daß Redakteur und Mitarbeiter sich über das zu erstrebende Ziel sehr klar gewesen sind, wenn sie sich auch über das Maß der Theilnahme täuschten, welche sie bei den Edleren und Gebildeteren unter ihren Glaubensgenossen voraussetzten. Die das erste Heft eröffnende Abhandlung von Immanuel Wolf definiert in klarer Weise den Begriff der in Anbau genommenen Wissenschaft des Judenthums. Als das geistige Princip des letzteren wird „die Idee der unbedingten Einheit im All“ bezeichnet, wie sie in dem Worte „Jehovah“ ausgesprochen liegt, sich in der mosaischen Theokratie verkörpert und theilweise entwickelt hat, später jedoch im Talmudismus unter dem lastenden Druck der Verfolgung zu einer scholastischen Formel erstarrt ist. Die Aufgabe der Wissenschaft muß nun sein, „das Judenthum darzustellen einmal historisch, wie es sich nach und nach in der Zeit entwickelt und gestaltet hat; dann aber philosophisch, seinem inneren Wesen und Begriffe nach. Beiden Darstellungen muß vorausgehen die philologische Erkenntnis der Literatur des Judenthums.“ Indem somit eine Philologie, eine Geschichte und eine Philosophie desselben das Fachwerk der zu begründenden Wissenschaft bilden, wird aus solcher wissenschaftlichen Behandlung naturgemäß auch eine richtigere Erkenntnis des Standpunktes der Idee in der Gegenwart, im heutigen Judenthume, hervorgehen. Der europäischen Menschheit, welche noch unentschlossen über die Stellung rathschlagt, die sie den Juden einräumen will, muß die wissenschaftliche Kunde des Judenthums einen wichtigen Maßstab für den Werth und die Fähigkeit der Juden, den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt zu werden, an die Hand geben. Die innere Welt der Juden selbst aber kann ebenfalls

nur auf dem Wege der Wissenschaft zu einer zeitgemäßen Entwicklung gelangen; denn der Standpunkt der Wissenschaftlichkeit ist der eigenthümliche unserer Zeit. „Die Juden müssen sich wiederum als rüstige Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke der Menschheit bewähren; sie müssen sich und ihr Princip auf den Standpunkt der Wissenschaft erheben, denn Dies ist der Standpunkt des europäischen Lebens. Auf diesem Standpunkte muss das Verhältnis der Fremdheit, in welchem Juden und Judenthum bisher zur Außenwelt gestanden, verschwinden. Und soll je Ein Band das ganze Menschengeschlecht umschlingen, so ist es das Band der Wissenschaft, das Band der reinen Vernünftigkeit, das Band der Wahrheit."

In wie gründlicher Weise die Mitarbeiter der Zeitschrift dies Programm zur Ausführung zu bringen bemüht waren, zeigen vor Allem die schon erwähnten Beiträge von Gans und Zunz. Letzterer steuerte außerdem eine Abhandlung über Raschi den Begründer der deutsch-französischen rabbinischen Literatur im elften Jahrhundert, bei, — eine Arbeit, die sich eben so sehr durch staunenswerthe Belesenheit im jüdischen Schriftthume des Mittelalters, wie durch geistvolle Anordnung und Verwerthung des rings zerstreuten Materials auszeichnet. — Der ehrwürdige David Friedländer betont in einer Reihe von Briefen über das Lesen der heiligen Schriften die Nothwendigkeit, der israelitischen Jugend, statt sie mit dem Studium des Hebräischen und mit unfruchtbarer rabbinischer Wortgelehrsamkeit zu quälen, gute Lehrbücher der Moral und Geschichte zu liefern, die in verständlicher, eindringlicher Sprache geschrieben seien, und er fügt eine Verdeutschung zweier Kapitel des Micha bei, unter der ausdrücklichen Erklärung, dass er die für die Betrachtung der Bibel aufgestellten Gesichtspunkte vorherrschend den Andeutungen Herder's und Eichhorn's verdanke. — Höchst interessant ist ein Aufsatz von Lazarus Bendavid über den Messiasglauben bei den Juden, worin aufs scharfsinnigste nachgewiesen wird, dass die Erwartung eines Messias durchaus nicht zu den Fundamentalsätzen der jüdischen Religion gehöre. „Kein Mensch," so lautet die praktische Nutzanwendung dieser gelehrten Untersuchung, „verarge es daher dem Juden, wenn er seinen Messias darin findet, dass gut-

Fürsten ihn ihren übrigen Bürgern gleichgestellt und ihm die Hoffnung vergönnt haben, mit der völligen Erfüllung aller Bürgerpflichten auch alle Bürgerrechte zu erlangen." Ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers eröffnet eine Reihe kritischer Forschungen über den Pentateuch, deren Resultat die fünf Bücher Moses' mit Sicherheit als nicht von Diesem geschrieben, sondern als ein nur auf mündlicher Ueberlieferung beruhendes Machwerk aus späterer Zeit darstellt. — Eine Abhandlung von Ludwig Markus über die Naturseite des jüdischen Staates bringt die Einleitung zu einer angekündigten ausführlichen Arbeit über den agrarischen Zustand Paläftina's und über die Kenntnisse der paläftinensischen Juden in den empirischen Naturwissenschaften. — L. Bernhardt macht den seltsamen, aber für die Geschichte der Erfahrungsseelenkunde nicht werthlosen Versuch, eine empirische Psychologie der Juden im talmudischen Zeitalter aus den betreffenden Schriften zusammen zu tragen. Mit der Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden beschäftigt sich eine, — **o** (Rubo?) unterzeichnete Recension der von Professor Lips in Erlangen verfassten freisinnigen Schrift: „Ueber die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten"; und die erwähnte Aufhebung der Kahals im Königreich Polen giebt Anlaſs zu einer grellen Beleuchtung jener jüdischen Geldaristokratie, die neben der mit ihr verbündeten Rabbineraristokratie jahrhundertelang die entwicklungslose Unbildung ihrer Glaubensgenossen systematisch befördert hat.

Wenn wir diesen reichen Inhalt der Zeitschrift überblicken, so scheint in der That die kühle, fast ablehnende Aufnahme derselben in jüdischen Kreisen hauptsächlich nur durch den Umstand erklärlich zu sein, daſs der Boden für eine so herrliche Gedankensaat noch nicht hinlänglich vorbereitet war. Das „junge Palästina", wie wir diese der trägen Zeit voraus eilenden Herolde neuer Ideen benennen möchten, hatte zudem nicht gelernt, seine Reformweisheit in eine so volksthümliche Sprache zu kleiden, wie Dies ein Decennium später das „junge Deutschland" so trefflich verstand. Heine, welcher seit Mitte des Jahres 1822 dem Verein als Mitglied gewonnen war, spöttelt in einem Briefe an Zunz (Bd. XIX, S. 98 ff.) mit Recht über die stilistische

Unbeholfenheit der meisten Aufsätze. „Ich habe," schreibt er, „die Zeitschrift erhalten, und selbige bereits aufgeschnitten, durchblättert, und theilweise mit Aerger gelesen. Ich will gar nicht in Abrede stellen, dass die Sachen darin gut sind, aber ich muss freimüthig gestehen — und erführe es auch der Redakteur: — der größte Theil, ja drei Viertel, des dritten Heftes ist ungenießbar wegen der verwahrlosten Form. Ich will keine goethische Sprache, aber eine verständliche, und ich bin fest überzeugt: was ich nicht verstehe, versteht auch nicht David Levy, Israel Moses, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutsch studiert, Sächsischdeutsch, Schwäbischdeutsch, Fränkischdeutsch — aber unser Zeitschriftdeutsch macht mir die meisten Schwierigkeiten. Wüsste ich zufällig nicht, was Ludwig Markus und Doktor Gans wollen, so würde ich gar Nichts von ihnen verstehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weitesten gebracht hat in Europa, Das ist L. Bernhardt. Bendavid ist klar, aber was er schreibt, passt weder für die Zeit, noch für die Zeitschrift. Das sind Aufsätze, die Anno 1786 im theologischen Journal passend gewesen wären. Ich weiß sehr gut, dass ich Ihnen diese Klagen nicht vorbringen soll, ohne anzugeben, wo bessere Aufsätze zu haben sind; ich weiß sehr gut, dass ich, der noch Nichts geliefert und noch Nichts zu liefern bereit hat, ganz schweigen sollte. Außerdem weiß ich, dass Sie Das Alle mit der gleichgültigsten Ruhe lesen, aber lesen sollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitschrift auf Kultur des Stils. Ohne diese kann die andere Kultur nicht gefördert werden."

Suchten nun das wissenschaftliche Institut und die Zeitschrift, wie es schon der Name besagt, vorherrschend der Erforschung und Verbreitung der höheren Wissenschaft zu dienen, so war die ferner vom Verein begründete Unterrichtsanstalt dazu bestimmt, einem unmittelbar sich aufdrängenden praktischen Bedürfnisse gerecht zu werden. Alljährlich kam, meist aus Polen und den angrenzenden Distrikten, eine Menge jüdischer Knaben und Jünglinge nach Berlin, um dort Unterricht und Unterhalt zu finden. Keiner einzigen Sprache mächtig, besaßen diese jungen Leute größtentheils weder die Mittel, noch die Vorkenntnisse, um

sonstige, für eine ganz andere Bildungsstufe berechnete Erziehungsanstalten zu besuchen. Klagt doch der Verein in einem von Bendavid verfassten Sendschreiben an die Mitglieder der jüdischen Gemeinde in Berlin[85]), dass selbst die dortige Freischule unter ihren Zöglingen zahlreiche arme Knaben aus der Provinz habe, die nicht im Stande seien, regelmäßig die Lehrstunden zu besuchen, und desshalb mit Unrecht als Müßiggänger gescholten würden, wenn man sie dann und wann während der Schulzeit auf den Straßen sehe. „Aber ihr kennet die Lage dieser armen Knaben nicht. Der Eine genießt einen Freitisch, den einzigen vielleicht in der ganzen Woche, wo er etwas Warmes isst; darf er es seinem Wohlthäter abschlagen, einen Gang für ihn zu gehen? Der Andere, Dritte und Vierte erhält von einem guten Menschen eine monatliche Unterstützung, und muss sie zu einer bestimmten Stunde abholen, 2c. Sehet, ihr Tadler! es soll euch unverhohlen bleiben: — in den vierzehn Tagen vor Ostern werdet ihr fast keinen der größeren Knaben in der Schule finden. Wisset ihr auch, warum? Darum, weil sie so blutarm sind, dass sie sich bei dem Bäcker der Osterkuchen vermiethen müssen, um durch vierzehntägige, Tag und Nacht ununterbrochene schwere Arbeit einige Thaler zu erwerben, mit denen sie ihre Bekleidung für das ganze Jahr bestreiten!" — Die Erkenntnis vom Werth und Nutzen einer allgemeineren Bildung begann sich auch in entlegenen Ortschaften allmählich Bahn zu brechen, und selbst die Bacharim, die jungen Talmudschüler in Polen wurden rebellisch, als ihnen die Rabbinen die Erlaubnis zur Erlernung jeder andern außer der hebräischen Sprache verweigerten. Einer dieser Schüler[86]), welcher die rabbinische Akademie zu Posen besuchte, und einstmals beim Abendgebete ein deutsches ABC-Buch in der Rocktasche trug, wurde ob dieses Vergehens vom Rabbi scharf zur Rede gestellt, und auf seine Erklärung, dass er bei dem Vorsatze des Erlernens der deutschen Sprache beharre, in den Bann gethan. Dieser Vorfall hatte einen allgemeinen Bacharim-Aufstand zur Folge: mehr als zwanzig Talmudschüler kündigten dem strenggläubigen Rabbi den Gehorsam auf, und reisten gemeinschaftlich nach Berlin, um sich dort solidere Kenntnisse und eine minder exklusive Bildung zu erwerben. Wenn

auch einzelne dieser strebsamen Jünglinge — wie der Anstifter jener Rebellion, der zunächst nach Hamburg ging, und sich, trotz seiner zwanzig Jahre, in der untersten Klasse der dort 1816 gestifteten israelitischen Freischule zu den kleinsten Kindern auf die Schulbank setzte, um Deutsch zu lernen — kein ehrenhaftes Mittel scheuten, das ihren Zweck zu fördern verhieß, lag es doch auf der Hand, daſs für solche und zahlreiche ähnliche Fälle die vorhandenen Schulanstalten nicht ausreichten. Der Verein gründete nun für derartige junge Leute, die sich dem wissenschaftlichen Studium, dem Erziehungsfache, einer Kunst oder einem höheren Gewerbe (den Handel ausgenommen) zu widmen gedachten, eine Lehranstalt, in welcher, nach einem geregelten Plane und je nach dem Bedürfnisse der Schüler, von den Vereinsmitgliedern ein unentgeltlicher Unterricht ertheilt ward. Derselbe umfasste, außer der deutschen, die griechische, lateinische, französische und hebräische Sprache; außerdem wurden Geographie, Geschichte, Arithmetik und Geometrie gelehrt und Deklamationsübungen mit den Zöglingen angestellt. In hervorragender Weise betheiligte sich der Verein gleichfalls an der Gründung der israelitischen Gemeindeschule in Berlin, mit welcher seit Ende des Jahres 1825 die bisherige Freischule vereinigt ward.

Um sich mit den praktischen Bedürfnissen des israelitischen Lebens allseitig bekannt zu machen, beschloſs der Verein die Anlegung eines Archivs für die Korrespondenz mit den auswärtigen Mitgliedern, die um Einsendung regelmäßiger Berichte über die jüdischen Angelegenheiten in ihrer Provinz ersucht wurden. Neben diesem Archiv war auch die Gründung einer Bibliothek für die Wissenschaft und Geschichte des Judenthums in Aussicht genommen; doch fehlten zu sehr die Geldmittel, um ein so kostspieliges Unternehmen ernstlich ins Werk zu setzen. Es bedurfte nur weniger Jahre, um das betrübende Resultat festzustellen, daſs der Verein zur Deckung der Unkosten seiner sämmtlichen Bestrebungen fast ausschließlich auf die Beiträge seiner meist wenig bemittelten ordentlichen Mitglieder angewiesen war, deren Zahl sich erst im Laufe des Jahres 1822 auf cirka 50 erhob. Eduard Gans macht bei Darlegung der finanziellen Verhältnisse des Vereins in seinem, am 28. April jenes Jahres erstatteten

Berichte die niederschlagende Mittheilung: „Von allen reichen Glaubensgenossen war Keiner, der, so sehr er auch unserem Streben seine Billigung werden ließ, so sehr er auch seine Begeisterung für Alles an den Tag legte, was von uns ausging, dem Verein oder einer seiner Anstalten zu bestimmtem oder unbestimmtem Zwecke irgend ein freiwilliges Geschenk hätte zukommen lassen." Das Einzige, was der Verein in dieser Beziehung erreichte, waren einige hundert Thaler, die ihm von vermögenden Berliner Mitbürgern zur Unterstützung jüdischer Studierenden zuflossen. Es wäre daher müßig, die Frage zu thun, weßhalb zu einer Verwirklichung der übrigen Theile des allgemeinen Programms, wie namentlich zur Ablenkung der aufblühenden Generation von der einseitigen Neigung zum Handel und Hinleitung derselben zu anderen bürgerlichen Gewerben, kaum ein Versuch gemacht worden ist. Der Verein beabsichtigte allerdings im Jahre 1822 die Errichtung einer Ackerbau-Kommission, und war zu dem Ende bemüht, sich vorläufig eine Liste aller jüdischen Oekonomen zu verschaffen; aber auch für die Ausführung dieses Projektes erwies die mangelnde Theilnahme der Glaubensgenossen sich als ein unübersteigliches Hindernis. Und doch zeigen die Briefe Heine's [87]), wie nützlich und nöthig es gewesen wäre, den jungen Israeliten, die sich der Landwirthschaft widmen wollten, aber wegen ihres Glaubens von christlichen Gutsbesitzern meist zurück gewiesen wurden, zur Unterbringung bei vorurtheilslosen Oekonomen behilflich zu sein.

Die Wirksamkeit des Vereins nach auswärts blieb unter solchen Umständen natürlich vorherrschend auf die Anregungen beschränkt, welche von einzelnen seiner Mitglieder ausgingen. In Berlin schlossen sich, wie wir sahen, die drei Hauptbeförderer einer Reform des israelitischen Schul- und Erziehungswesens — David Friedländer, Israel Jacobson und Lazarus Bendavid — eifrig den Vereinsbestrebungen an. Bendavid, welcher fast zwanzig Jahre lang die jüdische Freischule unentgeltlich leitete, verband mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung, einen liebenswürdig harmlosen Witz und einen ernsten philosophischen Sinn, der sich um die Lösung der tiefsten Welträthsel mühte. Er nährte sich Anfangs durch Glasschleifen, studierte

dann in Göttingen Mathematik und Philosophie, hielt mehrere Jahre hindurch Vorlesungen in Wien, und nachmals in Berlin, wo er seit Ende des vorigen Jahrhunderts dauernd verblieb. 1802 löste er eine Preisfrage über den Ursprung der menschlichen Erkenntnis; im Ganzen aber sprach er weit besser, als er schrieb. Heine sagt von ihm (Bd. XIV, S. 189): „Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlichte griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der kantischen Philosophie; für dieselbe litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die alte Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, Das sei Aberglaube." Ein Diogenes an Bedürfnislosigkeit, starb er, siebzig Jahre alt, den 28. März 1832 an den Folgen einer Brustwassersucht, in der er jede ärztliche Hilfe und jede Krankenpflege eigensinnig ablehnte. Er bewies den ihn besuchenden Freunden a priori, dass sein Leiden ein bloßes rheumatisches Uebel sei, und als ihn zuletzt eine Ohnmacht niedergeworfen hatte, zog er beim Erwachen seine Uhr hervor und berechnete genau, wie lange er bewusstlos am Boden gelegen haben müsse. — Von Friedländer's Beiträgen war schon die Rede. Ohne Gelehrter von Fach zu sein, hielt er es doch stets für Pflicht, seine Gedanken und reichen Erfahrungen dem jüngeren Geschlechte mitzutheilen und sie zur Fortsetzung der Reform des Judenthums anzuspornen. — Jacobson stand besonders durch die von ihm in Berlin, wie vormals in Seesen, versuchte Einführung eines geordneten und geläuterten israelitischen Kultus mit dem Verein in Berührung, welchem nicht allein er selbst und sein Sohn, der Dr. jur. H. Jacobson, sondern auch fast sämmtliche Redner angehörten, die bei dem von ihm eingerich-

teten Gottesdienste allsabbathlich predigten. Einer Derselben, Dr. Eduard Kley, folgte schon 1816 einem Rufe nach Hamburg als Direktor der dort gegründeten israelitischen Freischule, wo er alsbald den Tempelverein ins Leben rief, aus dessen Schoß eine planmäßige, mehr auf wissenschaftlich theologischen Principien basierte Reform des Gottesdienstes hervor ging. Sowohl die Prediger des neuen Hamburger Tempels, Dr. Kley und Dr. Gotthold Salomon, wie die Direktoren des Tempelvereins, waren, mit einer einzigen Ausnahme, ordentliche Mitglieder des Berliner Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden. Letzterer zählte in Hamburg und Altona reichlich 20 Mitglieder, die sich am 18. Juli 1822 als dortiger Specialverein konstituierten. — Unter den auswärtigen Ehrenmitgliedern des Vereins nennen wir den gelehrten Gottlob Euchel und den damaligen königlich dänischen Katecheten J. N. Mannheimer in Kopenhagen, der sich später in Wien den Ruf des ausgezeichnetsten jüdischen Kanzelredners seiner Zeit erwarb; Ehrenberg, den Direktor der Wolfenbütteler Schulanstalt; die Pädagogen Heß und Weil in Frankfurt; David Fränkel in Dessau, den Herausgeber der (1806 begründeten) ersten jüdischen Zeitschrift: „Sulamith"; Joseph Perl in Tarnopol, welcher dort eine berühmte, später zu einem Rabbinen-Seminar erweiterte Lehranstalt errichtete; Dr. Pinhas in Kassel; den Prediger Francolm in Königsberg; Professor Wolfsohn in Bamberg; den königlich-kaiserlichen Censor Herzfeldt in Wien; und den sonderbaren Schwärmer Mordachai Noah in New-York, welcher im Jahre 1825 mit dem abenteuerlichen Plane hervortrat, auf der großen Insel des Niagarastroms eine israelitische Kolonie Ararat zu gründen, und dort in einem freien Lande den seit achtzehnhundert Jahren untergegangenen jüdischen Staat zu erneuern [88]). Diese Namen bezeugen wenigstens, daß der Verein seine Verbindungen überallhin auszudehnen und sich in Nähe und Ferne die Mitwirkung aller bedeutenden geistigen Kräfte zu sichern bestrebt war. Auffälliger Weise scheinen sich jedoch gerade in Berlin manche der hervorragendsten Persönlichkeiten aus den höheren Gesellschaftskreisen jeder direkten Betheiligung an diesen Reformversuchen enthalten zu haben. Obgleich Eduard Gans und H. Heine in beständigem Verkehr mit Rahel und ihrem

Bruder Ludwig Robert standen, finden wir doch in den zahlreichen Briefen, die zwischen ihnen gewechselt worden sind, nirgends eine Andeutung, daß Letztere ein thätiges Interesse für die ihnen so nahe liegenden Vereinszwecke bewiesen. Es ist im Gegentheile bekannt, daß Rahel, von früher Zeit an gesellschaftlich wie geistig in christlichen Kreisen lebend, von christlichen Einflüssen ausschließlich beherrscht, gegen alle jüdischen Angelegenheiten und Bestrebungen eine vornehme Gleichgültigkeit hegte. Erst in den letzten Tagen ihres Lebens, fast im Angesichte des Todeskampfes, äußerte sie, wie Varnhagen in der Einleitung zu ihren Briefen erzählt, in frommer, gottergebener Stimmung gegen ihren Gatten, daß, was ihr so lange Zeit die größte Schmach, das herbste Leid und Unglück gewesen, als eine Jüdin geboren zu sein, daß sie Das um keinen Preis jetzt missen möchte. Auch Eduard Hitzig mag sich damals schon dem Christenthume zugeneigt haben, wie so manche der gebildeteren Israeliten, die mit der philosophischen Aufklärung zugleich einen Sinn der Indifferenz in religiösen Dingen einsogen, der ihnen den Uebertritt zur Staatskirche lediglich als eine Zweckmäßigkeitsfrage erscheinen ließ — so Abraham Mendelssohn, den das Andenken und Beispiel seines edlen Vaters nicht abhielten, sich mit seiner ganzen Familie taufen zu lassen, um seinem musikbegabten Sohne die Künstlerkarrière zu erleichtern. Von Meyerbeer ist wenigstens bekannt, daß er, als im Herbst 1820 in Leipzig während der dortigen Meßzeit ein jüdischer Gottesdienst nach dem Ritus des Hamburger Tempels eingerichtet ward, die bei der Eröffnungsfeier am 29. September vorgetragenen Gesänge komponierte, während Zunz, und nach ihm Wohlwill und Auerbach, das Amt des Predigers übernahmen.

Heine wurde durch Gans dem Vereine zugeführt, und auf Dessen Vorschlag am 4. August 1822 als ordentliches Mitglied, und zugleich als Mitglied des wissenschaftlichen Instituts, aufgenommen. Was ihn bei den Vereinsbestrebungen anzog, war vor Allem ihr von jeder schismatischen Aufklärerei und jedem partikularistischen Glaubensdünkel freier Zusammenhang mit dem Geiste der modernen Wissenschaft, von der man annahm, daß sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde

(Bd. XIV., S. 194). Diesen Zusammenhang betont Gans u. A. sehr nachdrücklich in seinem zweiten Berichte über die Thätigkeit des Vereins: „Wie sich das heutige Europa uns darstellt, so ist es nicht das Werk und die Geburt eines zufälligen Wurfes, der möglicherweise anders, besser oder schlechter hätte ausfallen können, sondern das nothwendige Ergebnis der vieltausendjährigen Anstrengungen des vernünftigen Geistes, der sich in der Weltgeschichte offenbart. Treten wir seinem Begriffe näher, so ist er, abstrakt ausgedrückt, der der Vielheit, deren Einheit allein im Ganzen ist. Dies aber haben wir jetzt auszuführen. Wenn wir die Eigenthümlichkeit des heutigen Europas ins Auge fassen, so beruht diese hauptsächlich auf dem Reichthum seines vielgliedrigen Organismus. Da ist kein Gedanke, der nicht zu seinem Dasein und zu seiner Gestaltung gekommen wäre; da ist keine Richtung und keine Thätigkeit, die nicht ihre Dimensionen gewonnen hätte. Ueberall zeigt sich die fruchtbarste Mannigfaltigkeit von Ständen und Verhältnissen, das Werk des seiner Vollendung immer näher rückenden Geistes. Jeder dieser Stände ist ein geschlossenes, in sich vollendetes Ganzes, aber dennoch hat er seine Bedeutung nicht von sich, er hat sie nur von dem Anderen; jedes Glied hat sein besonderes Leben, und dennoch lebt es nur in dem organischen Ganzen — was Ein Stand ist, ist er nur durch alle; was alle sind, sind sie nur durch das Ganze. Darum ist kein Stand gegen den andern in scharfer Linie begrenzt, sondern alle haben sie sanfte, die Verschiedenheit und die Einheit zugleich bezeichnende Uebergänge. Diese Totalität hervorzurufen, hat der Orient seinen Monotheismus, Hellas seine Schönheit und ideelle Freiheit, die römische Welt den Ernst des Staates dem Individuum gegenüber, das Christenthum die Schätze des allgemein-menschlichen Lebens, das Mittelalter seine Gliederung zu scharfbegrenzten Ständen und Abtheilungen, die neuere Welt ihre philosophischen Bestrebungen gespendet, damit sie alle als Momente wieder erscheinen, nachdem ihre geistige Alleinherrschaft aufgehört. Das ist des europäischen Menschen Glück und Bedeutung, daß er in den mannigfaltigen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft frei den seinigen sich erwählen darf, daß er in dem erwählten alle übrigen Stände der Gesellschaft fühlt." Gegenüber diesem europäischen

Leben, dieser „Vielheit, die ihre Einheit nur im Ganzen hat", wird nun von Gans das jüdische Leben als „die noch gar nicht zur Vielheit gekommene Einheit" bezeichnet. „In der frühesten Zeit als Bewahrer der Idee von der Einheit Gottes bestellt, bedurfte es dieser Idee nicht einmal, um auch Staat, Sitte, Gesetz und Religion als das eine ununterschiedene Selbe erscheinen zu lassen. Denn darin unterschieden sich die Juden von keinem andern orientalischen Volke. Was sie unterschied, war die fruchtbare Bildsamkeit, mit der sie eine neue Welt aus sich heraus geboren, ohne selbst dieser Welt theilhaftig zu werden. Als ihr Staat untergegangen war, haben sie, den Begriff dieser Einheit festzuhalten, sich Eines Standes, des Handelsstandes, bemächtigt. In diesem lag jedoch neben der Einheit, die er gewährte, wie in keinem andern, die Möglichkeit der Entwicklung zu allen übrigen Ständen der Gesellschaft. Dass diese sich dennoch Jahrtausende verzögerte, ist zunächst darin zu suchen, dass die Gesellschaft selbst noch zu keiner vollständigen Entwicklung gekommen war; dass die eine Besonderheit kaum als solche erschien, wo noch so viele nicht zur Uebereinstimmung gebrachte Massen vorhanden waren. Ausgeschlossen und ausschließend gingen sie daher eine eigene Geschichte parallel neben der Weltgeschichte her, gehalten durch das kunstreiche Ineinander ihres häuslichen, politischen und religiösen Lebens sowohl, als durch das Auseinander aller übrigen Stände der Gesellschaft. Was aber die Sache der Juden seit den letzten Decennien zur Sprache gebracht und als eine besonders wichtige Angelegenheit hat erscheinen lassen, Das findet seine Lösung in dem oben angegebenen Begriffe des heutigen Europas. Dessen Stärke und Kräftigkeit haben wir nämlich in den Reichthum und in die üppige Fülle seiner vielen Besonderheiten und Gestaltungen gesetzt, die doch alle in der Harmonie des Ganzen ihre Einheit finden. Je weniger es nun der noch nicht zur Uebereinstimmung gebrachten Einzelheiten giebt, desto störender werden die *wenigen*, und es ist der Drang des Zeitalters, ein nicht abzuweisender, auch jene Gestaltungen mit in die harmonische Uebereinstimmung hinüberzuführen. Wo der Organismus die Wellenlinie verlangt, da ist die gerade Linie ein Gräuel. Also ist die Forderung des heutigen Europas, dass die Juden sich ihm ganz einverleiben

sollen, eine aus der Nothwendigkeit seines Begriffes hervorgehende. Wie aber ein solches Aufgehen der jüdischen Welt in die europäische gedacht werden müsse, Das folgt wiederum aus dem oben angeführten Begriffe. Aufgehen ist nicht untergehen. Nur die störende und bloß auf sich reflektierende Selbständigkeit soll vernichtet werden, nicht die dem Ganzen untergeordnete; der Totalität dienend, soll es sein Substantielles nicht zu verlieren brauchen. Das, worin es aufgeht, soll reicher werden um das Aufgegangene, nicht bloß ärmer um den verlorenen Gegensatz. Auch würde Dies dem Begriffe widersprechen, den wir den des heutigen Europas genannt haben. Seine Eigenthümlichkeit war ja die Fülle und der Reichthum seiner Besonderheiten. Das aber, worin seine Kraft besteht, kann es nicht verschmähen, noch kann es Dessen genug haben. Keine Besonderheit schadet ihm; nur ihre Alleinherrschaft, ihr ausschließendes Recht muss aufhören; sie muss ein abhängiges Moment unter den vielen werden. Die haben ihre Zeit und die ganze Frage schlecht begriffen, denen es zwischen der Zerstörung und der hervorspringenden Abmarkung kein Drittes giebt; die das ewige Substrat der Idee für vergänglicher halten, als das der Materie; denen nicht in jedem Besonderen die Wahrheit des Ganzen, im Ganzen die Wahrheit eines jeden Besonderen erscheint, sondern denen ihr jedesmaliger Standpunkt das Absolute, der andere aber die Lüge ist. Das aber ist der wohlbegriffenen Geschichte tröstende Lehre, dass Alles vorübergeht, ohne zu vergehen, und dass Alles bleibt, wenn es längst vergangen heißt. Darum können weder die Juden untergehen, noch kann das Judenthum sich auflösen; aber in die große Bewegung des Ganzen soll es untergegangen scheinen und dennoch fortleben, wie der Strom fortlebt in dem Ocean. Gedenken Sie, meine Herren und Freunde, gedenken Sie bei dieser Gelegenheit der Worte eines der edelsten Männer des deutschen Vaterlandes, eines seiner größten Gottesgelehrten und Dichter; sie drücken kurz aus, was ich weitläufiger gesagt habe: „Es wird eine Zeit kommen, wo man in Europa nicht mehr fragen wird, wer Jude und wer Christ sei". Diese Zeit schneller herbeizuführen, als sie ohnedies sich herbeiführen möchte, mit aller Ihnen zu Gebot stehenden Kraft und Anstrengung sie herbeizuführen: Das ist die

Aufgabe, meine Herren, die Sie sich durch Ihre Vereinigung gesetzt haben. Dass ich es wiederhole: Sie wollen die Scheidewand einreißen helfen, die den Juden vom Christen, und die jüdische Welt von der europäischen Welt getrennt hat; Sie wollen jeder schroffen Besonderheit ihre Richtung gegen das Allgemeine anweisen; Sie wollen, was Jahrtausende neben einander einher ging, ohne sich zu berühren, versöhnt einander zuführen. Es wird Menschen geben, die, da sie gegen den Gedanken Ihrer Vereinigung Nichts aufbringen können, nach Ihrem Patente und nach der Ausweisung Ihres Berufes fragen werden. Wollten Sie den kleinen Seelen wohl Antwort geben, die nach der Kompetenz fragen, wo es die Sache gilt; die, wo die gemeinsame Begeisterung einem ersehnten Ziele zutreiben lässt, sich noch nicht durch die Eisrinde ihrer persönlichen Rücksicht haben durcharbeiten können? Was Sie thun, sind Sie als Menschen der Menschheit, als Brüder Ihren Glaubensgenossen, und als Bürger Ihrem König und Ihrem Vaterlande schuldig: es ist die Schuld der Dankbarkeit, die Sie abtragen." — „Lassen Sie," heißt es nach einer ähnlichen Betrachtung am Schlusse einer früheren Rede von Gans in demselben Vereine [89]), „die Reinheit des Gedankens, die jede sittliche Verbrüderung, am höchsten der Staat, vorstellt, auch in jedes Einzelnen Gemüth einheimisch werden. Keine Feuersäule giebt es jetzt mehr in Israel bei Nacht, aber Wolken in Menge bei Tage. Zerstreuen Sie diese Wolken! In einem Zeitalter, wo Erschlaffung über das Geschlecht hereingebrochen, wo kein Streben für Höheres mehr denkbar war, hat häufig die verirrte Kraft vergangener Zeiten, dafern nur eine solche sichtbar war, poetische Gemüther angesprochen. So hat man die Kreuzfahrer vergöttert, und die ersten Folger des Muhamed; denn sie haben ja Opfer für eine Idee gebracht, was keiner dieser Vergötterer begreifen konnte. Wir haben das bessere Theil erwählt. Wir huldigen dem reinsten und höchsten Gedanken, ohne die Mittel, die ihn entehren. Auf denn, Alle, die ihr des edlern Geistes seid; auf, die die hundertfache Fessel und ihre Einschnitte nicht zu Gefesselten machen konnte; auf, die ihr Wissenschaft und Liebe zu den Seinen und Wohlwollen über Alles setzet; auf, und schließt euch an diesem edlen Vereine, und ich sehe in der festen

Verbrüderung solcher Guten die messianische Zeit herangebrochen, von der die Propheten sprechen, und die nur des Geschlechtes jederzeitige Verderbtheit zur Fabel gemacht!"

Diese Entwicklungen verrathen bis auf die Terminologie herab fast in jeder Zeile den bedeutenden Einfluss, welchen die Hegel'sche Philosophie schon damals auf Eduard Gans, den Präsidenten des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, ausübte. Unter demselben Einflusse standen zwei andere der hervorragendsten Vereinsmitglieder, Moser und Wohlwill, welche jahrelang regelmäßig die Vorlesungen Hegel's besuchten, und sich bis an ihr Lebensende aufs angelegentlichste mit dem Studium seiner Werke beschäftigten. Unseres Wissens sind diese Einwirkungen der Hegel'schen Philosophie auf die geistig fortgeschrittensten unter den damaligen Reformatoren des Judenthums niemals gebührend betont worden. Dass Bendavid Zeit seines Lebens ein hartnäckiger Anhänger Kant's geblieben und von Hegel Nichts wissen mochte, ward schon früher bemerkt; wir wollen gleich hinzufügen, dass auch Zunz, der seit 1820 sich mit der Hegel'schen Philosophie vertraut zu machen begann, darum keineswegs ein Anhänger derselben geworden ist. Desto bestimmter können wir Solches von den drei oben genannten Männern behaupten. Bei Eduard Gans brauchen wir diese Bezüge nicht nachzuweisen: sie sind allbekannt durch seine rechtswissenschaftlichen Werke, in denen er den weiteren Ausbau jener Hegel'schen Rechtsphilosophie unternahm, die er auch nach dem Tode des Meisters herausgab; die vorhin angeführten Stellen aus seinen Vereinsreden aber bezeugen, dass er sich die großen geschichtsphilosophischen Ideen Desselben schon zu einer Zeit angeeignet hatte, wo ihm noch jeder Gedanke eines Glaubenswechsels fernlag. Wenn er später, wie Zunz versichert, gerade durch Hegel für Juden und Judenthum erkaltete, so liegt hierin kein so greller Widerspruch, wie es auf den ersten Blick scheinen mag; denn sein Abfall von der erst so warm durch ihn befürworteten Sache seiner Glaubensgenossen wurde eben zumeist durch die Erkenntnis veranlasst, dass ihn Letztere im Stich ließen, oder sich nicht zur Höhe der von ihm vertretenen Idee aufzuschwingen vermochten, sondern weit geringfügigere Zwecke verfolgten. Eben jene große geschichts-

philosophische Idee aber und das Streben nach ihrer Verwirklichung war für Gans die Hauptsache; — was sich nicht zum Bewusstsein seiner selbst und seines nothwendigen Zusammenhangs mit dem Ganzen erheben wollte oder konnte, Das gab er — freilich wohl zu früh und vorschnell, und nicht ohne Mitwirkung selbstsüchtiger Motive — verloren. Moser und Wohlwill handelten in so fern edler, als sie unerschütterlich bei ihren Leidensgenossen ausharrten und die unscheinbare Handlangerarbeit im Dienste eines langsamen Fortschritts nicht scheuten, nachdem es ihnen missglückt war, als Baumeister den kühnen Vereinsplan rasch und erfolgreich ins Werk zu setzen. Im Uebrigen aber dachten sie über das schließlich zu erreichende Endziel wie Gans, und schöpften ihre hohe Auffassung der weltgeschichtlichen Entwicklung, ganz wie Dieser, aus dem Quell der Hegel'schen Philosophie. Der mir vorliegende Briefwechsel zwischen Moser und Wohlwill legt ein beredtes Zeugnis hiefür ab. „Mein Hauptstudium," schreibt Ersterer kurz nach Eröffnung dieser geistvollen Korrespondenz, „ist gegenwärtig der Orient, und zunächst Aegypten. Ich lebe also in dem Reich der Räthsel und stehe vor der Sphinx, ein anderer Oedip, um nun zu deuten, was Dieser errathen. Es ist mir, um doch endlich Etwas in der Geschichte zu begreifen, dringendes Bedürfnis geworden, diesen ursprünglichen Boden der geschichtlichen Erzeugungen zu durchwühlen, und zugleich darin eine Zuflucht zu finden gegen die Substanzlosigkeit und das leere Räsonnieren des gegenwärtigen Zeitalters, sofern dasselbe noch nicht zu einer ausgebildeten Gestalt des Bewusstseins durchgedrungen ist, wozu ich allerdings die Vorstufe in der Hegel'schen Philosophie bereitet finde, in die ich ebenfalls einzudringen mich bemühe." — „Du bist mit der Gegenwart unzufrieden, lieber Freund;" antwortet Wohlwill; „wer nicht? — Doch vielleicht thut man ihr Unrecht. Ist nicht jede Gegenwart Fragment, unendlich, an die Zeit gekettet nach hinten, abgebrochen nach vorne? Wer heißt uns die Hieroglyphe des letzten Knotens deuten, als hörte der Faden der Geschichte da auf? Ist es bloßer Hefen, der in der Krisis der Gegenwart gährt? moussiert nicht in ihr auch der Gäscht aller edlern, kräftigern Vergangenheit; wird sich nicht der lautere Trank der Zukunft aus ihr aufklären?" — „Ich

frage dich," schreibt Moser ein anderes Mal, um den Freund aus einer allzu niedergeschlagenen Stimmung zu erneuter wissenschaftlicher Thätigkeit empor zu stacheln, „was anders einen Moment vom anderen unterscheidet, als die fortgesetzte Bewegung unseres Willens? Brahma würde wahrscheinlich noch jetzt, in seine gestaltlosen Meditationen vertieft, auf der Lotosblume einsam umherschwimmen, wenn nicht die Donnerstimme des Ewigen ihn einmal tüchtig erschüttert hätte. Darauf ging dieser Herr an das Schaffen und Bilden, und bequemte sich sogar, in die verworfene Hütte eines Tschandala's einzugehen, damit die Welt werde. Um zum Größten zu gelangen, lieber Freund, muss das Kleinste nicht zu klein sein. Nur Resignation giebt Vollgenuss. Das Ich muss sich entäußern, um zum wahrhaften Insichsein zu gelangen." — „Bei der jetzigen Ordnung der Dinge," heißt es in einem späteren Briefe Moser's vom Herbst 1824, „kommt wahrlich auf die individuellen Verhältnisse Wenig an. Sie ist von der Art, dass es überall eine erstaunliche Inkommensurabilität des persönlichen Daseins und Wirkens mit dem innersten Wollen des Geistes giebt, und Keiner in recht friedlicher Behausung wohnt. Ich zweifle, ob irgend ein Mensch sich in diesem Zeitalter auf andere Weise genügen kann, als indem er entweder ein Napoleon oder ein Pittschaft, d. h. Alexander oder Diogenes ist. Von welchem Spiritus der Weltgeist gesoffen haben mag, dass er sich so toll gebärdet? Ich weiß eine Menge Menschen, die dem Taumelnden in die Arme greifen, aber sie plumpsen nur mit ihm zusammen in den Rinnstein. — Doch Dies schreibe ich nicht aus mir selbst, ich meine vielmehr, dass wir in einer sehr großen Zeit leben, und der eigentliche Uebergang aus dem Mittelalter erst jetzt bei der Rückkehr in dasselbe sich vollbringt. — Studierst Du fleißig den Hegel? Ich habe lange nicht in seinen Werken gelesen, aber sein System bildet sich im Stillen immer mehr in mir aus, und bestätigt sich mit jeder neuen Eroberung, die ich im Gebiete der Idee gelegentlich mache. Gelegentlich — denn zu einem zusammenhängenden Studium fehlt mir leider die zusammenhängende Zeit. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, denen das Leben als ein gediegenes und organisches Ganzes sich gestaltet; dazu liegen die Richtungen meiner Thätigkeit zu sehr

auseinander, wenn ich dieses Hinschlendern, zu welchem ich durch meine Verhältnisse verdammt bin, noch Thätigkeit nennen kann. Ist doch mein Leben fast nur die Bewegung des Zeigers an der Uhr, von dem sich weiter Nichts sagen lässt, als auf welchem Punkte des Zifferblatts er stehe; und dieses Zifferblatt ist nicht der Weltgeist in seiner großen Umfassung, wie es eigentlich sein sollte, sondern der kleinste Kreis in der Verschlingung sämmtlicher Kreise des epicyklischen Systems. Wie herrlich wäre ein geistiges Zusammenleben in der Gemeinschaft gleichbegeisteter Freunde! aber Dies ist immer ein mangelhaft erfüllter Wunsch geblieben. Alles zerstreut sich in lauter leeren Aeußerlichkeiten, in denen das Mark des Lebens sich verzehrt. Ich sehne mich innigst aus dieser Zerstreuung nach einer wahren Vertiefung — Koncentration, — dass alle die Voraussetzungen, nach denen man lebt, wirkt und leidet, einmal zur Realität kämen." — Damit aber dem Ernst der philosophischen Vertiefung das komische Gegenstück nicht fehle, sei noch im Vorübergehen erwähnt, dass selbst die Hamburger Reformjuden, deren kühnste Wünsche zu jener Zeit nicht über eine bescheidene Verbesserung des Gottesdienstes hinaus gingen, sich zur Rechtfertigung ihrer harmlosen Bestrebungen, die sich kaum über den Torfdampf des städtischen Gebietes erhoben. auf Hegel'sche Lehrsätze beriefen. Darüber werden sie denn freilich von Moser weidlich gehänselt: „Hegel träumt nicht, was seine Philosophie dort wunderlicherweise für eine Rolle spielt. Sie brauchen ja indessen nur seine Werke durchzublättern, und sie werden den Tempel so wenig als irgend etwas Anderes darin finden. In seiner durch die ganze Encyklopädie sich fortleitender Definition des Absoluten heißt es freilich zuletzt: „Das Absolute ist der Geist", und nicht: „der Hamburger Tempel, oder seine Prediger, oder deren Zuhörer."" Eben so sarkastisch bemerkt Zunz in einem nach Hamburg gerichteten Briefe: „Das viele haltlose Gepredige bei Ihnen wird nach und nach auch zu viel — also nicht übel, wenn einmal etwas Besonderes, eine ernste wissenschaftliche Arbeit, dazwischen fährt. Bei dieser Gelegenheit muss ich Ihnen eröffnen, dass Ihr Ausdruck: „Die Prediger werden reiche Leute, und können sich am Ende, wenn es schief geht, eine Gemeinde halten", köstlich und klassisch ist. Auch

unser H. Heine, der in einem Finger mehr Geist und Sinn hat, als alle aufgeklärten Minjonim (Betgemeindchen) Hamburg's, hat ihn als solchen anerkannt."

Es war, wie vorhin bemerkt, sehr natürlich, dass der Verfasser des „Almansor" aufs lebhafteste mit einer Sache sympathisieren musste, deren Träger so unzweifelhaft von den höchsten Ideen des Jahrhunderts erfüllt waren, und mit so edler Begeisterung das ihnen vorschwebende Ideal zu verkörpern suchten. War doch auch Heine aufs tiefste von der Ansicht durchdrungen, dass die Aufgabe der Juden in der Gegenwart nicht von der Aufgabe der heutigen Menschheit zu trennen sei, sondern sich überall mit derselben berühre. In diesem Sinne schrieb er noch 1854 bei dem Wiederabdruck seiner Denkworte auf Ludwig Markus in den „Vermischten Schriften" (Bd. XIV., S. 204): „Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, dass sie erst dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sicher gestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte." — Dass er kein Enthusiast für die jüdische Religion sei, spricht Heine mit bestimmten Worten schon in seinen Briefen an Moser und Wohlwill vom Jahre 1823 aus. Die Berliner und Hamburger Bestrebungen für eine rationalistische Reform des Kultus und der Religionslehren des Judenthums erweckten daher eher seinen Spott, als sein Interesse; er mochte Nichts hören von den zaghaften Leisetretern, die jeden Anstoß nach rechts und links zu vermeiden trachteten, von den Auerbach I. und II., von den Kley und Salomon, noch andererseits von dem orthodoxeren Bernays, den Heine als einen geistreichen Charlatan charakterisiert. „Ich achte ihn nur", fügt er hinzu (Ebd., S. 103), „insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seligen Cartouche achte ich weit mehr." Aufrichtige Hochachtung dagegen bewies Heine der von Zunz an den Tag gelegten, auf rein wissenschaftlicher Basis ruhenden Thätigkeit. „Ich erwarte Viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten," schrieb er (Ebd., S. 41 ff.) im Frühjahr 1823 an Wohlwill; „freilich keine Erbauung und sanftmüthige Seelenpflaster, aber

etwas viel Besseres: eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Israel. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer & Co.) haben den Körper des Judenthums von seinem fatalen Hautgeschwür durch Aderlass zu heilen gesucht, und durch ihre Ungeschicklichkeit und spinnwebige Vernunftsbandagen muss Israel verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, dass das Herrlichste in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einseitigen Negation, im idealischen Auerbachthume bestehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu fasten, zu hassen und aus Hass zu dulden: Das ist das Motiv unserer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorationen und Koulissen geben, und der Souffleur soll ein weißes Beffchen statt eines Bartes tragen; sie wollen das Weltmeer in ein niedliches Bassin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kasseler Wilhelmshöhe das braune Säckchen des kleinen Markus anziehen. Andere wollen ein evangelisches Christenthümchen unter jüdischer Firma, und machen sich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen sich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiststaube und Unterhosen aus christlicher Liebe, und sie fallieren, und die Nachkommenschaft schreibt sich: „Gott, Christus & Co." Zu allem Glücke wird sich dieses Haus nicht lange halten, seine Tratten auf die Philosophie kommen mit Protest zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn sich auch seine von Missionarien in Afrika und Asien gestifteten Kommissionshäuser einige Jahrhunderte länger halten." Eben so scharf spricht Heine seine persönliche Abneigung gegen jede Antheilnahme an der religiösen Seite der Judenfrage in einem Briefe an Moser (Ebd., S. 104) aus: „Dass ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichstellung enthusiastisch sein werde, Das gestehe ich, und in schlimmen Zeiten, die unausbleiblich sind, wird der germanische Pöbel meine Stimme hören, dass es in deutschen Bierstuben und Palästen wiederschallt. Doch der geborne Feind aller positiven Religionen wird nie für diejenige Religion sich zum Champion aufwerfen, die zuerst jene Menschenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt so viel Schmerzen verursacht; geschieht es auf eine Weise dennoch, so hat es seine

besonderen Gründe: Gemüthsweichheit, Starrsinn, und Vorsicht für Erhaltung eines Gegengifts." Im Einklange hiemit stehen die 1844 geschriebenen Bemerkungen Heine's in den Denkworten auf Ludwig Markus (Bd. XIV., S. 194 ff.): „Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klassen keine religiöse Wurzel mehr, und bei den untern Klassen transformiert sie sich täglich mehr und mehr in den socialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhass hat jetzt einen anderen Namen, sogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, so sind sie endlich zur hochweisen Ansicht gelangt, dass der Staat ein organischer Körper ist, und dass derselbe nicht zu einer vollkommenen Gesundheit gelangen kann, so lange ein einziges seiner Glieder, und sei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreste leidet. Ja der Staat mag noch so keck sein Haupt tragen und mit breiter Brust allen Stürmen trotzen: das Herz in der Brust, und sogar das stolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müssen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeschränkungen sind solche Hühneraugen an den deutschen Staatsfüßen. Und bedächten gar die Regierungen, wie entsetzlich der Grundpfeiler aller positiven Religionen, die Idee des Deismus selbst, von neuen Doktrinen bedroht ist, wie die Fehde zwischen dem Wissen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müssten froh sein, dass es noch Juden auf der Welt giebt, dass die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, dass es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet

leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glaube, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Mazzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.““

Wenn Heine, dieser Gesinnung entsprechend, sich wenig um die von Jacobson ausgegangene Reform in der Synagoge bekümmerte, so fesselten ihn desto eifriger die Bestrebungen des von Gans und Zunz geleiteten Vereins. Er wohnte dessen Sitzungen seit dem 29. September 1822 regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle, und verlas am 7. und 17. November einen ausführlichen Bericht über einen zu stiftenden Frauenverein, der es sich zur Aufgabe machen sollte, die Kulturzwecke des Vereins in der Familie und in der Gesellschaft zu fördern. Im Winter 1822 auf 1823 jedoch meist unpäßlich, sah Heine sich außer Stande, das ihm übertragene Rundschreiben über diesen Plan zu verfassen; so blieb derselbe unausgeführt. Als am 23. Februar 1823 der Vorschlag gemacht wurde, ein Religionsbuch für die israelitische Jugend ausarbeiten zu lassen, warnte Heine eindringlich vor der Gefahr, das Judenthum in der Weise eines modernen Pietismus zu behandeln. In der Unterrichtsanstalt des Vereins gab er mehrere Monate hindurch wöchentlich drei Geschichtsstunden; unter seinen Schülern befand sich der nachmals so berühmt gewordene, 1867 in Paris verstorbene Orientalist Salomon Munk, welcher ihm bis an sein Lebensende ein treuer persönlicher Freund blieb. Der Vorsatz, für den Verein thätig zu sein, ließ ihn auch in der rheinischen Heimat alte Verbindungen wieder anknüpfen, durch welche er u. A. seinen Oheim Simon von Geldern in Düsseldorf dem Vereine als Mitglied gewann. Für die Zeitschrift gedachte Heine ebenfalls Beiträge zu liefern, aber seine Kränklichkeit verwehrte es ihm, zur Ausführung dieses Vor-

habens zu gelangen. Im Sommer 1823 schrieb er an Moser (Bd. XIX., S. 89): „Sehr drängt es mich, in einem Aufsatze für die Zeitschrift den großen Judenschmerz (wie ihn Börne nennt) auszusprechen, und es soll auch geschehen, sobald mein Kopf es leidet. Es ist sehr unartig von unserem Herrgott, dass er mich jetzt mit diesen Schmerzen plagt; ja, es ist sogar unpolitisch von dem alten Herrn, da er weiß, dass ich so Viel für ihn thun möchte. Oder ist der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrscher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden, und hat seine Nationalität abgelegt, und giebt seine Ansprüche und seine Anhänger auf, zum Besten einiger vagen, kosmopolitischen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr sagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas“.“ Noch im Januar 1824, als er auf die Göttinger Universität zurückgekehrt war, beschäftigte ihn aufs lebhafteste der Wunsch, die Vereinszwecke zu fördern. „Vom Verein schreibst du mir Wenig,“ heißt es in einem Briefe an Moser von jenem Datum (Ebd., S. 141 ff.). „Denkst du etwa, dass die Sache unserer Brüder mir nicht mehr so am Herzen liege wie sonst? Du irrst dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, so hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergesse, Jeruscholayim!“ sind ungefähr die Worte des Psalmisten, und es sind auch noch immer die meinigen. Ich wollte, ich könnte mich eine einzige St·nde mit dir unterhalten über Das, was ich, meist durch die eigene Lage angeregt, über Israel gedacht, und du würdest sehen, wie — die Eselzucht auf dem Steinweg [90]) gedeiht, und wie Heine immer Heine sein wird und muss. Wenn es mir möglich ist, will ich gewiss einen guten Aufsatz für die Zeitschrift liefern. Wenigstens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieser Artikel der Mühe werth ist abzuschreiben.

Die Zeitschrift aber hatte um diese Zeit schon aufgehört zu erscheinen, und der Verein selber lag in den letzten Zügen. Friedrich Wilhelm III., der mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln das Werk der evangelischen Union durchzuführen suchte,

war kein Freund der jüdischen Reformbewegung, so bescheiden sie auch auftrat, und vor Allem widersprach die angestrebte Kultusverbesserung seinem kurzsichtigen Willen. Schon in den ersten Tagen des Aprilmonats 1823 ließ er, auf Grund einer kläglichen Denunciation, den Berliner Tempel schließen; der an letzterem angestellte Prediger, Dr. Auerbach, durfte keine amtlichen Funktionen mehr verrichten, und Dr. H. Jacobson, der Sohn des oftgenannten Reformators, musste sich mit seiner eben so aufgeklärten Braut von dem Vice-Ober-Land-Rabbiner nach altjüdischem Ritus trauen lassen. „Die wird ein sonderbares Gemisch von Hochzeitsgefühlen empfunden haben," lautet die Glosse, mit welcher Moser diesen unwürdigen Gewissenszwang kommentiert. Der Judenbekehrungsverein gründete damals eine Zeitschrift: „Der Freund der Israeliten", die er durch Professor Tholuck herausgeben ließ, und deren Debit bei der Censur keinen Anstoß fand. Als aber ein Beamter in Breslau (Bergis war sein Name) den König ersuchte, seiner Schrift, die den deutschen Gottesdienst der Juden empfahl, den ihr von der Censur verweigerten Druck zu erlauben, wurde ihm die Antwort zu Theil: „Die sogenannte Verbesserung des jüdischen Kultus würde nur zur Entstehung einer neuen Sekte führen, die der Staat nicht dulden könne; und bei aller Anerkennung der guten Absicht des Supplikanten könne daher doch das Vorhaben, eine solche Schrift ins Publikum zu bringen, nicht den Beifall Sr. Majestät haben." Ein gewisser Hoge, der zur napoleonischen Zeit an den Reformbestrebungen in Seesen betheiligt war, später als Censor in Warschau angestellt wurde, und 1823 nach Berlin kam, empfing, als er sich gleichfalls mit einer Vorstellung zu Gunsten des deutschen Gottesdienstes der Juden an den König wandte, den ähnlichen Bescheid: „Ein justificiertes Glaubensbekenntnis für Diejenigen, so weder dem Judenthume angehören, noch die Taufe annehmen wollten, könne nicht gestattet werden."

Hand in Hand mit diesen äußerlichen Hemmnissen einer Reform des Judenthums ging die innere Schlaffheit und Gleichgültigkeit der großen Mehrzahl der Israeliten gegenüber den ideellen Bestrebungen jener Feuergeister, welche den Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden ins Leben gerufen. Eduard

Gans ließ im dritten Berichte, den er am 4. Mai 1823 vor den Vereinsmitgliedern erstattete, in beredter Sprache seinen Weheruf über diese Apathie seiner Glaubensgenossen erschallen. Kurz zuvor hatte er schon seinem Freunde Wohlwill geschrieben: „Wenn solcher Unverstand, solcher Mangel an Enthusiasmus herrscht, wenn die Geist- und Gedankenlosigkeit so tief um sich greift, so ist es der Mühe nicht werth, sich ferner um solch Gesindel zu bekümmern. Das werde ich im Bericht gestehen müssen.“ In letzterem wies er zunächst wieder in philosophischer Weise auf die Nothwendigkeit hin, das Judenthum mit den Bedürfnissen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen: „Fragt man mich aber, was die Zeit wolle, so antworte ich: sie will das Bewusstsein von sich erringen, sie will nicht bloß sein, sondern auch sich wissen. Kein Leben soll gelebt werden, von dessen Nothwendigkeit sie nicht auch zugleich überzeugt sei, keine Erscheinung soll sich zeigen, von der nicht die Gewißheit dasei, daß sie nur so und nicht anders erscheinen könne. Soll ich diese unabweisliche Forderung der Zeit auf unsern Verein anwenden, so war und bleibt es seine Aufgabe, das Judenthum als den Gegenstand, auf den er ausschließlich angewiesen ist, zum Bewusstsein zu bringen, die jüdische Welt sich selbst vorstellig zu machen. Was sich vor dem Bewusstsein nicht rechtfertigen und verantworten kann, Das weist die Zeit als das Nichtige und Verschwindende von sich. Was sich vom Judenthume nicht vor der Wissenschaft in ihrer heutigen Gestaltung auszuweisen vermag, Das wird nicht erst fallen und eines besondern Umstoßens bedürfen, sondern es ist schon dadurch gefallen und umgestoßen, daß es seine Verantwortung der Wissenschaft schuldig blieb. Indem Sie das Seiende als Solches anerkennen und ehren, ist jede bestimmte Erscheinung geschwunden und aus dem Kreis des Lebens überhaupt getreten, welche auf diese Anerkennung keinen Anspruch macht.“ Nach dieser Umschreibung der Hegel'schen Doktrin, daß das Seiende vernünftig ist, eben deßhalb aber auch nur das Vernünftige ein wirkliches Sein haben kann, wendet sich Gans zu den Hindernissen, die sich der Wirksamkeit des Vereins entgegen gestellt. „Jene Hindernisse sind nicht etwa der Gedanke, der mit dem Gedanken kämpft; nein, sie bestehen eben in Dem, was von

jeher sich als der unversöhnlichste Feind des Gedankens ausgewiesen hat, weil es gerade Das ist, was von jedem Gedanken entblößt geblieben, nämlich das rein Aeußerliche und Materielle des Alltags- und Schlaraffenlebens." Diese Anklage wird durch den Nachweis begründet, wie seit den Tagen Moses Mendelssohn's zwar den Juden das Licht einer bessern Kultur aufgegangen und der Bruch mit der einseitig abgeschlossenen Gediegenheit des früheren Zustandes erfolgt sei, aber die nothwendige „tiefere Rückkehr zu der Innigkeit des alten Seins" nicht stattgefunden habe. „Die Begeisterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältnisse ist geschwunden, aber es ist keine neue Begeisterung hereingebrochen, es hat sich kein neues Verhältnis erbaut. Es ist bei jener negativen Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Verschmähung des Vorgefundenen bestand, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, jener leeren Abstraktion einen andern Inhalt zu geben. Es ist ein Zustand der vollendeten Auflösung. Sehen wir etwa auf die Einheit oder Innigkeit des Gemeindewesens, so finden wir weder Schutz und Vertheidigung gegen Angriffe von außen her, noch Kräftigkeit und Vernünftigkeit in der Verwaltung von innen. Sehen wir auf die Gemeindeglieder selbst, so sind es atome Theilchen zur Verfolgung unendlicher partikularer Zwecke, zerschnitten und aufgelöst, jedes sich auf sich stellend und sich für das Höchste haltend. Da ist keine gemeinsame Innigkeit, welche sie verbindet, als etwa die Furcht, kein höheres Interesse, wofür sie irgend Etwas von ihren zeitlichen Gütern zu opfern im Stande wären, als etwa die Mitleidigkeit: Das ist die Tugend, zu deren Fahnen sie geschworen haben, weil es eben die sinnlichste Tugend ist. Wo man sie angreift: es ist diese Tugend, die sich ins Mittel legen muß, und wenn man ihnen vorwirft, daß sie keine öffentlichen Schulen und keine Verdienste um geistige Bildung haben, so ist es das öffentliche Lazareth, welches die Vertheidigung übernehmen soll. Sehen wir auf die Bildung der Einzelnen — wo sind die wissenschaftlichen Männer, die zeitgemäß Gebildeten, die an der Spitze der Verwaltung stehen? wo sind Die überhaupt, die würdig repräsentieren dürften? Was von europäischer Bildung gewonnen ist, Das ist nicht die echte Gediegenheit derselben,

sondern jene schale und leere Außenseite, jenes Prunken mit den Formen und Ceremonien des Lebens, die um so unerträglicher werden, je weniger man vom Inhalte merkt. Daſs nun dieses von innen ganz morsche Gebäude von außen etwas aufgeputzt erscheine, dazu hat man von guten alten Zeiten her das Schild der Aufklärung zum Aushängeschilde genommen, daſs es wenigstens die Firma zeige, unter der man fortzuhandeln gedenkt." Selbst manchen der Vereinsmitglieder, namentlich der auswärtigen, wirft Gans am Schlusse seines Berichtes vor, daſs sie nicht die von ihrem Eifer erwartete Thätigkeit gezeigt, oder daſs sie gar partikularistische Nützlichkeitszwecke untergeordneter Art dem Verein aufzudrängen gesucht hätten. „Wir müssen aber höher als diese Partikularitäten und diese Nützlichkeiten stehen. Die Idee soll die verschiedenen Gliederungen und Unterschiede, in denen sie sich bestimmt und äußert, hervorbringen, und wo sie das Erzeugende ist, da muſs das Erzeugte allerdings, als Aeußerung, gepflegt und gehütet werden, aber das zusammenhangslose Umhertappen in der Welt der äußeren Erscheinung, das Vollbringen dieses Einzelnen, ohne daſs das Bewusstsein dabei sei, warum es vollbracht werde, gehört wenigstens, so lobenswerth es an sich sein mag, nicht zu dem Kreis unseres Wollens. Für den Zusammenhang, welcher in dem Gedanken liegt, haben wir gerungen und werden wir ringen. Wer sich aber keinen Begriff davon machen kann, wie man eine Idee festhalten und für sie kämpfen könne, Der thut besser, zu scheiden und in die Welt seiner Nützlichkeiten und Partikularitäten zurückzutreten."

Auch diese scharfe Sprache fruchtete Nichts. Die Zahl der Vereinsmitglieder vermehrte sich nicht, die Geldbeiträge liefen immer spärlicher ein, selbst auf wissenschaftliche Anfragen vermochte man oft monatelang von befreundeten Männern in Hamburg kaum eine nothdürftige Antwort zu erlangen. „Wenn mich die Besseren so ohne Unterstützung lassen," klagt Zunz in einem Briefe vom Herbst 1823, „an die Schlechteren kann ich nicht appellieren! Der Verein scheint mir auch nicht zum Ziele zu kommen, und Das durch die Schuld des gräulichen Verfalls der Juden. Keine seiner Institutionen will so recht gedeihen; ein großer Theil seiner Mitglieder rührt sich kaum; der über alle

Epitheta erhabene David Fränkel, selbst Vereinsmitglied, hat zwar, und wohl aus Spaß, allerlei puerilia, jocosa, ludibria, nugas, scurrilia, ridicula, falsaria etc. in seine Madam Sulamith aufgenommen, aber vom Verein kein Wörtchen erzählt! Ehe wir nicht einige begeisterte reiche Juden bekommen, kommen wir nicht weiter; Solche jedoch brauchen wir nur für Geld sehen zu lassen, so rar sind sie in Deutschland." — Noch herber spricht Zunz seine Enttäuschung in einem Briefe an Wohlwill vom Sommer 1824 aus: „Dahin bin ich gekommen, an eine Juden-Reformation nimmermehr zu glauben; der Stein muß auf dieses Gespenst geworfen und dasselbe verscheucht werden. Die guten Juden, Das sind Asiaten oder die (ihrer unbewusst) Christen, oder die Wenigen, wozu ich und noch ein Paar gehören — jetzt würde ich mich geschämt haben, so unbescheiden zu sein. Aber die bitterste Ironie kennt diese kindischen Konvenienzen nicht mehr. Die Juden und das Judenthum, das wir rekonstruieren wollten, ist zerrissen und die Beute der Barbaren, Narren, Geldwechsler, Idioten und Parnasim [Gemeindevorsteher]. Noch manche Sonnenwende wird über dieses Geschlecht hinweg rollen, und es finden wie heut: zerrissen, überfließend in die christliche Nothreligion, ohne Halt und Princip, zum Theil im alten Schmutz, von Europa bei Seite geschoben, fortvegetierend, mit dem trockenen Auge nach dem Esel des Messias oder einem andern Langohr hinschauend, — zum Theil blätternd in Staatspapieren und dem Konversations-Lexikon; bald reich, bald bankerott; bald gedrückt, bald toleriert. Die eigene Wissenschaft ist unter den deutschen Juden erstorben, und für die europäische haben sie deßwegen keinen Sinn, weil sie sich selber untreu, der Idee entfremdet und die Sklaven bloßen Eigennutzes geworden sind. Dieses Gepräge ihres jämmerlichen Zustandes tragen denn auch ihre Skribenten, Prediger, Konsistorialräthe, Gemeindeverfassungen, Parnasim, Titel, Zusammenkünfte, Einrichtungen, Subskriptionen, ihre Literatur, ihr Buchhandel, ihre Repräsentation, und ihr Glück und ihr Unglück. Keine Institution, kein Herz und kein Sinn! Alles ist ein Brei von Beten, Mark Banco und Rachmones [Mildthätigkeitssinn], nebst Brocken von Aufklärung und Chilluk [spitzfindigen Talmud-Disputationen]! — Nach diesem grausigen Umriß des Juden-

thums verlangen Sie wohl keine Erklärung, warum der Verein sammt seiner Zeitschrift eingeschlafen, und sie eben so wenig vermisst werden, als die Tempel, Schulen und das Bürgerglück. Der Verein ist nicht an den Special-Vereinen gestorben, welches bloß die Folge eines Verwaltungsfehlers hätte genannt werden dürfen, sondern er hat in der Wirklichkeit nie existiert. Fünf bis zehn begeisterte Menschen haben sich gefunden, und, wie Moses, auf die Fortpflanzung dieses Geistes zu hoffen gewagt. Das war Täuschung. Was allein aus diesem Mabul [Sündfluth] unvergänglich auftaucht, Das ist die Wissenschaft des Judenthums; denn sie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang sich kein Finger für sie regte. Ich gestehe, dass, nächst der Ergebung in das Gericht Gottes, die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft mein Trost und Halt ist. Auf mich selbst sollen jene Stürme und Erfahrungen keinen Einfluss haben, der mich mit mir selber in Zwiespalt bringen könnte. Ich habe gethan, was ich zu thun für meine Pflicht hielt. Weil ich gesehn, dass ich in der Wüste predigte, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden. Sapienti sat. — Nach dem Bisherigen werden Sie leicht schließen, dass ich für keine geräuschvolle Auflösung des Vereins stimmen kann. Eine solche, wenn sie nicht aus bloßer Eitelkeit eingegeben sein und an die Fabel des berstenden Frosches erinnern soll, wird vor den Augen der Juden u. s. w. ebenso wirkungslos wie alles Bisherige vorüber gehn. Nichts bleibt den Mitgliedern, als treu sich selber in ihren beschränkten Kreisen zu wirken, und Gott das Weitere zu überlassen."

Das ganze spätere Wirken des trefflichen Mannes stand in wahrhaft seltenem Einklange mit obigen Vorsätzen, und rechtfertigt das Lob Heine's, der (Bd. XIV, S. 188) von ihm sagt, dass Zunz „in einer schwankenden Uebergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbstgegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschafft und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken." Der Gelehrtenwelt ist bekannt, dass Leopold Zunz durch seine groß-

artigen Forschungen auf sprachwissenschaftlichem, kultur- und literar-historischem Felde einer der Hauptbegründer jener wissenschaftlichen Behandlung der jüdischen Literatur geworden ist, die einen so wesentlichen Einfluss auf die Reform des Judenthums übte. Kaum minder hoch sind seine pädagogischen Verdienste anzuschlagen. Die Gründung der israelitischen Gemeindeschule in Berlin, deren Leitung er 1825 übernahm, ist im Wesentlichen als sein und Moser's Werk anzusehn. 1835 als Prediger nach Prag berufen, trat er 1839 an die Spitze des in Berlin errichteten Seminars zur Ausbildung jüdischer Lehrer, das bis zum Jahre 1850 bestand; und noch heute, im hohen Greisenalter, hat er sich das jugendlich warme Herz und denselben unbestechlich freien Blick bewahrt, mit dem er vor nunmehr fünfzig Jahren von der Höhe einer edlen Idee herab die geistige Bewegung des Jahrhunderts überschaute, und seinen verwahrlosten Stammgenossen das Ziel und die Wege europäischer Bildung wies.

Solches uneigennützige Festhalten an der einmal ergriffenen Richtung lässt sich am wenigsten dem Präsidenten des Vereins, Eduard Gans, bezeugen. Heine fällt über ihn in seinen „Denkworten auf Ludwig Markus" ein sehr bitteres Urtheil, das wir nicht unbedingt unterschreiben möchten, obgleich es auch heute noch wohl von den Meisten getheilt wird. Er sagt nämlich (Bd. XIV, S. 190 ff.): „Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloss für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht . . . Mit Bekümmernis muss ich erwähnen, dass Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, dass der Kapitän einer der Letzten sei, der das Schiff verlässt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst." So wahr diese Bemerkungen im Allgemeinen sind, und so wenig das Be-

nehmen von Eduard Gans in der beregten Angelegenheit eines charaktervollen Mannes würdig erscheint, dient ihm doch Manches zur Entschuldigung. Vor Allem ist es nicht richtig, daß Gans, wie Heine und u. A. auch Jost [91]) andeuten, die gemeinschaftliche Sache zu einer Zeit verließ, als der Verein im Sinken war. Er harrte getreulich bei demselben aus, so lange der Verein bestand, und es war seit der Selbstauflösung des letzteren mehr denn ein volles Jahr verflossen, als Gans im Herbste 1825 zum Christenthum übertrat. Er hatte sich lange gegen diesen Schritt gesträubt, und der Minister Hardenberg hatte sich ernstlich bei dem orthodoxen Könige bemüht, dem talentvollen jungen Manne die Erlaubnis zum Eintritt in den Staatsdienst ohne die Auferlegung eines solchen Gewissenszwanges zu erwirken. Aber Se. Majestät „liebte keine Neuerungen.“ Und als mit Hardenberg's Tode für Gans jede Aussicht geschwunden war, als Jude eine Universitäts-Professur zu erlangen, machte er erst in Frankreich und England vergebliche Versuche, sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen, ehe er sich zu dem aufgedrungenen Glaubenswechsel entschloß. Er dachte sogar damals, wie aus einem Briefe an Wohlwill hervorgeht, alles Ernstes daran, nicht bloß Deutschland, sondern vielleicht gar Europa zu verlassen und nach der neuen Welt auszuwandern. Daß ihn an das Judenthum Nichts mehr fesseln konnte, seit die Ausführung der großen Vereinsidee an der Theilnahmlosigkeit der Israeliten selber gescheitert war, haben wir schon früher betont. Aehnliches bezeugt auch Moser, wenn er im September 1824 bei Gelegenheit der Taufe eines andern Freundes, des Schriftstellers Daniel Leßmann, schreibt: „Es gab eine Zeit für mich, wo ein solcher Schritt mir als ein Freundschaftsbruch gegolten hätte. Jetzt aber kenne ich in der jüdischen Gemeinschaft nichts Geistiges, das einen edlen Kampf geböte. In dieser allgemeinen Vereinzelung hat ein Jeder zu sehen, wie er sich mit den Partikularitäten der Familienbande ꝛc., die ihn etwa fesseln, abfinden könne. Es ist eine große Thorheit der Regierungen, nicht voraussetzen zu wollen, daß die Juden, sofern sie in das Staatsbürgerleben einschreiten, dadurch unmittelbar Christen geworden sind, und nicht als vorhanden anzunehmen, was sie durch viele, oft eben so fruchtlose als harte

Mittel zu erreichen streben. Die preußischen Juden zumal stehen in keinem solchen Verbande, der sie zu einer lange fortvegetierenden Sekte machen könnte. Die allgemeine Auflösung läßt sich auch in den Provinzen spüren. Das jüdische Wesen lebt dort sicher nur als Gewohnheit fort. Das Chimärische aller Reformationsideen läßt sich dort mit Händen greifen. Die Hamburger täuschen sich gewaltig, wenn sie ihren Tempelbestrebungen eine universelle Bedeutung beilegen, aber es ist eine Täuschung, die man ihnen lassen kann. Was brauchen sie zu wissen, daß sie selbst im Uebergange sind?" — Das richtigste Urtheil über die Motive, welche Gans zum Uebertritte veranlaßten, spricht Moser wohl in nachfolgenden Worten eines Briefes vom 29. August 1825 aus: „Die Gerüchte über Gans machen mich wankend über die Bestimmtheit seines Entschlusses, so bald die Uniform zu wechseln. Wiewohl er hierin nur einem mächtigen Zuge seines Geistes folgen würde, in welchem Nichts sich natürlicher entwickeln konnte, als aus dem lebhaftesten Ergreifen der im Judenthume vorausgesetzten Substanz ein gleich starker Widerwille gegen dasselbe, nachdem es sich ihm als ein Schales, Ungeistiges erwiesen, so glaubte ich doch aus manchen persönlichen Rücksichten die Sache noch etwas fern. So natürlich wie dieser Uebergang (im Geiste nämlich, die dazu gehörige Ceremonie ist nur ein unwesentliches Accidens) sich bei Gans gemacht hat, ebenso natürlich finde ich die Exklamationen der Hamburger dagegen. Das Mißverständnis über die beiderseitigen Richtungen war schon ursprünglich vorhanden, als sie noch zusammen zu laufen schienen, und ist nur jetzt erst zur Offenbarung gekommen, sowie auch im Verfolg der Zeit die Natur der Sache, welche an sich nur Eine ist, ihre verborgene Macht darin kundgeben wird, daß sie beide Richtungen dereinst wieder auf einen ganz identischen Punkt hinführt." Es darf ferner wohl daran erinnert werden, wie in dem traurigen Jahrzehnt, welches der Julirevolution voranging, das öffentliche Leben in Deutschland so siech und elend war, daß eine charakterfeste Gesinnung zu den seltensten Ausnahmen gehörte. Und wenn Eduard Gans von dem Vorwurfe nicht frei zu sprechen ist, daß er seit seinem Religionswechsel, der ihm eine Professur an der Berliner Universität eintrug, wenig Interesse mehr für

die Sache seiner früheren Glaubens- und Leidensgenossen bewies, so blieb er doch ein rüstiger Vorkämpfer der freien Wissenschaft und der politischen Freiheit in einer Zeit, die solchen Kampf wahrlich nicht leicht machte, sondern jedem Fortschrittsbestreben mit blinder Restaurationswuth und gehässiger Verfolgungssucht entgegentrat. Die Verdienste, welche sich Gans nach dieser Richtung erwarb, hat auch Heine in nachstehenden Worten (Bd. XIV., S. 191) aufs freudigste anerkannt: „Gans war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riß der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten."

Die interessanteste Gestalt in diesem Kreise strebender Jünglinge, dessen Geschichte wir hier zu skizzieren versuchten, war Moses Moser. Ein Bild seiner Erscheinung giebt uns Maximilian Heine: „Kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichen Aussehens, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch vieles Nachtarbeiten geröthet waren, exakter Redeweise, gewann er gleich bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen des von ihm freundlich empfangenen Fremden, und Dieser sagte sich bald, daß er es hier mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun habe, mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte, wahre Begriffe waren." Von seinem äußeren Leben ist Wenig zu berichten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lippehne, einem Städtchen der Neumark, geboren, kam er früh nach Berlin, wo er in dem Bankier-

Geschäfte des Herrn M. Friedländer eine dauernde, gut salarierte Anstellung fand. Im August 1838 starb er in seiner Geburtsstadt, wohin er zum Besuch seines alten Vaters gereist war, an einer ziemlich seltenen Hautkrankheit, dem Pemphigus. Trotz der Hindernisse, welche die zeitraubende, Tag für Tag sich gleich bleibende Komptoirarbeit einem ernsten wissenschaftlichen Studium entgegensetzte, hatte sich Moser durch unermüdlichen Fleiß eine wahrhaft universelle Bildung anzueignen gewusst. Wir erfuhren bereits von seinen philosophischen und geschichtlichen Studien, die er nicht etwa mit oberflächlicher Genäschigkeit, bald hie, bald da umhertastend, sondern möglichst planmäßig und methodisch betrieb. Ein vorzüglicher Mathematiker und Astronom, und eben so bewandert in den modernen wie in den altklassischen Literaturen — er las den Shakspeare, Cervantes und Dante so gut wie den Platon, Homer und Tacitus in der Ursprache, — besuchte er mit gleichem Interesse die Kollegia Hegel's über Logik und Philosophie der Geschichte, wie Friedrich August Wolf's Homer-Vorlesungen oder Franz Bopp's Erklärungen der indischen Sprache und Poesie. Das Studium des Sanskrit war mehrere Jahre hindurch seine Lieblingsbeschäftigung, und die Vorträge, welche er im Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden hielt, lieferten den Beweis, daß er auch der politischen und Kultur-Geschichte seiner Glaubensgenossen eine specielle Aufmerksamkeit zugewandt und sich eine fast künstlerische Form des Ausdrucks zu eigen gemacht. Fragen wir nun, warum ein so vielseitig gebildeter, von echt wissenschaftlichem Geiste beseelter Mann, der zudem einen ungestümen Drang des Wirkens und Schaffens empfand, niemals zur Ausarbeitung eines größeren Werkes gelangte und kaum hie und da zur Abfassung eines kleinen Zeitungsartikels oder einer kurzen Buchrecension zu bewegen war, so finden wir in der That keine andere Antwort, als daß die „atomistische Zersplitterung" seines Daseins, welche durch das Komptoirleben verursacht war, und über welche er in seinen Briefen beständig klagt, ihm wirklich nicht die Ruhe und Stimmung zu einer kunstvollen Gestaltung seiner Ideen vergönnte. „Ich kann nicht dazu kommen," schreibt er einmal, „etwas Tüchtiges in mir auszubilden, und aus den chaotisch unter einander gemischten Elementen meines Geistes zu

eine einzige erfreuliche Gestalt hervorzubringen. Es sind nicht einmal anstrengende praktische Arbeiten, in denen meine Zeit aufgeht, die doch wenigstens den Genuss geistiger Erholung übrig ließen, sondern ein Ineinanderfließen nichtiger, mit der Schlaffheit des Müßiggangs behafteter Beschäftigungen, bei denen der Geist einem unruhigen Umherschweifen überlassen bleibt, das ihn in sich selbst entzweit. . . Im Gefühle dieses Zustandes rette ich mich in irgend eine Schublade des wissenschaftlichen Fachwerks hinein, und gucke nur je bisweilen heraus. Dann kommt aber leicht wieder die alte Lust, im Chaos zu wirthschaften, und ich springe dann wie toll herum. Es ist ein furchtbarer Kampf des Universellen und Individuellen in mir, der mich ganz und gar aufreiben würde, wenn ich nicht bis 9 Uhr des Morgens schliefe und Abends Besuche machte." — „Ich habe noch immer große Ideen von wissenschaftlichen Arbeiten," heißt es in einem späteren Briefe, „obschon ich meiner Augen wegen des Abends nicht arbeite, und am Tage zu Nichts kommen kann. Bei der großen Beschränktheit meiner äußern Verhältnisse erhält mich, wenn auch nicht mein Geist, denn der will angemessene Wirklichkeit, doch meine Phantasie in der Sphäre der unendlichen Freiheit schwebend; und die ungestillte Sehnsucht, statt mein Gemüth zu trüben und niederzubeugen, erhält es vielmehr immer frisch und regsam, und ich habe ein Bewusstsein, das nimmer altert, aus dem sich in jedem Augenblick ein neues Leben erschaffen lässt. — „Ich möchte reisen," schreibt er ein anderes Mal, „bin aber an eine eiserne Kette gebannt. Es ist übrigens eine Zeit, wo auch das Reisen nicht so recht erfrischen kann. Ueberall Apathie und Trostlosigkeit. Könnte man im Monde spazieren gehn, wo die Erde nur das weiße Sonnenlicht reflektiert und Nichts von dem Staube sichtbar ist, der um uns herum wirbelt! Das ist der gescheiteste Gedanke, der mir in der Börsenstunde einfällt und sich mit den Fonds- und Wechselkoursen in meinem Kopfe vereinigt." Wie aber Moser sich stets in gesunder Resignation mit den Anforderungen einer oft unersprießlichen Gegenwart zu vertragen verstand, so ist auch dieser Wunsch Nichts als die Aeußerung des vorübergehenden Unmuths einer edlen Seele, und es bleibt ihm wohlbewusst, dass sich's heut zu Tage an jedem nicht ganz unbedeutenden Orte

leben und wirken läſſt: „Ueberall ſuchen ſich die Menſchen ein Daſein auszubilden, das ihnen zuſagt, und der Ort bedingt keine bedeutende Verſchiedenheit der Naturen, beſonders in unſern Zeiten, wo die individuellen Formationen des geiſtigen Weſens ſich alle mit einander verſöhnen und der Erdboden ſich zu einer allumfaſſenden Heimat für jeden Einzelnen allmählich ausgleicht.“ Dieſer kräftige Sinn, welcher den Zufälligkeiten des äußeren Lebens nicht den Sieg läſſt, weil er ſich auf die Höhe der allein weſenhaften Idee ſtellt, findet einen herrlichen Ausdruck in nachfolgenden Worten, mit denen Moſer einem hypochondriſchen Freunde den Text lieſt: „Ich lebe auch eben nicht in der vollen Verwirklichung meiner Wiegenlieder und Jugendträume, aber das Aechzen und Krächzen habe ich immer von mir fern gehalten. Was ein Stein, der vom Dache fällt, während ich vorübergehe, ändern und beſtimmen kann, iſt meine Sorge nicht. Die Wirklichkeiten, die nicht aus mir ſelbſt geboren ſind, verachte ich. Ich mag Nichts von der Knechtſchaft der Glückſeligkeits-Philoſophie wiſſen. Das paſſive Princip erhält nur vom aktiven Leben und Wärme — und ſo könnte ich dir eine Menge ſolcher Theſes aufſtellen, die du alle eben ſo gut weißt, aber nicht als die That und die Wirklichkeit deines Lebens beſitzeſt. So arbeite denn, wenn du Nichts zu genießen findeſt. Mit dem erſten Gedanken einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Abhandlung biſt du über alle ſolche Beſchränktheiten und Einzelheiten, als dich etwa drücken mögen, hinaus.“ — Solchen Ermahnungen entſprechend, vertiefte denn auch Moſer ſelbſt ſich in trüben, einförmig dahin ſchleichenden Zeiten immer aufs Neue in anregende wiſſenſchaftliche Studien. „Mein einziger Troſt,“ ſagt er in einem ſpäteren Briefe, „iſt die Wiſſenſchaft, nicht jene verkümmerte, verwachſene, welche Gelehrſamkeit heißt, ſondern die freie, hohe, die das Haupt emporhält, die Himmel und Erde in Einem ſchauen läſſt, und die ganze Perſönlichkeit mit dem Bewuſſtſein der Welt durchdringt. Mein gegenwärtiger Aufenthalt iſt am Ganges; ich höre einen uralten Geiſt, der dort heimiſch war, in ſeinen eigenen Tönen ſprechen, und die großartig myſtiſch phantaſtiſchen Geſtalten, die eine frühe Welt gleich jenen untergegangenen Thierorganiſationen gebar, ſteigen aus tiefem Schachte vor mir herauf. Zu dieſem

geistigen Bergwerksarbeit hat mich der Widerwille gegen die einstweilige Wendung der politischen Dinge getrieben." — „Ist es nicht ein Unglück," fragt er ein anderes Mal, „dass unser Geist so universell geworden ist, und wir doch in den engsten Verhältnissen uns abtreiben müssen? so als gemeine Statisten im Hintergrunde der Bühne stehen, während elende Schauspieler sich vorne spreizen und dem lieben Gott seine Welttragödie verhunzen? Könnte man allenfalls, um sich thätiger zu erweisen, das Lampenputzeramt übernehmen, so dient es nur dazu, damit ihr schlechtes Spiel besser gesehen werde — auch ist der Docht mächtiger als die Scheere, und du hast kaum geputzt, so ist gleich wieder eine neue Schnuppe da . . . Eben höre ich Musik in der Ferne — es ist Alles dummes Zeug, was ich geschrieben habe, das Leben ist doch schön, wenn wir es uns nur gehörig bereiten."

Es kann nicht befremden, dass ein Mann, der so freien, vorurtheilslosen Blickes in die Geschichte der Zeiten und Völker sah, und seine Begeisterung für die Erhebung des Judenthums auf den Standpunkt der modernen Kultur und Wissenschaft aus dem humanistischen Gedanken des Jahrhunderts schöpfte, mit derselben Bitterkeit wie Gans und Zunz erfüllt wurde, als die hochfliegenden Bestrebungen des Vereins an der Lauheit und Flauheit der eigenen Glaubensgenossen scheiterten. War doch die angestrebte Kultusverbesserung in der Synagoge neben der Schulfrage das Einzige, wofür in Berlin und Hamburg unter dem Gros der gebildeten Israeliten einige Theilnahme sich kundgab, und selbst für erstere war in Berlin das Interesse so gering, dass sich nach Schließung des Tempels die widerwärtigsten Streitigkeiten unter der jüdischen Gemeinde erhoben, zu deren Schlichtung man zuletzt gar die Staatsbehörde anrief, — freilich nur um vom Minister Schuckmann die kaustische Antwort zu erhalten: da die jüdische Gemeinde nur eine tolerierte sei, habe sie nicht das Recht zu fordern, dass der Staat sich um ihre Angelegenheiten bekümmere! — „Es giebt für mich nichts Lästigeres, als von Judensachen zu reden," schrieb Moser einige Wochen, nachdem Gans seinen geharnischten Bericht über die Hindernisse eines durchgreifenden Erfolgs der Vereinsthätigkeit erstattet hatte. „Ist Weißbier das Bild des berlinischen Wesens, so sind die Juden

darin das Schalgewordene. Wer mag den abgeschmackten Trank nur ansehen! Wir Andern müssen es zu Essig werden lassen, Das ist die einzige Weise seiner Genießbarkeit! Der Verein ist auf Gedanke und Wort beschränkt, von allen andern Bestrebungen muss er sich zurückziehen, in diese aber alle Kraft und Fülle hineinlegen. Der zweite Band der Zeitschrift wird einen andern Ton anstimmen, als der erste. Wir gelangen in uns selbst immer mehr zur Entscheidung Dessen, was wir wollen, und Das ist: sprechen, wie es uns ums Herz ist, und Nichts weiter. Es giebt keine andere Klippe mehr in dieser Hinsicht, als etwa die Censur." — „Die Juden! die Juden!" klagt er ein Paar Monate später; „es macht mich traurig, an sie zu denken. Es giebt keinen bittreren Kampf der Liebe und des Hasses in einer und derselben Sache, als diesen. Ich sehe aber die nahende Nothwendigkeit, dass ihre Besseren als erklärte Apostel des Christenthums das Werk werden vollbringen müssen. An sich war es schon der Erste, der auf das lateinische Alphabet am Rande der Talmudfolien aufmerksam wurde." Und bei der Auflösung des Vereins schrieb er im Mai 1824: „Es ist vom Judenthum Nichts weiter übrig, als der Schmerz in einigen Gemüthern. Die Mumie zerfällt in Staub bei der Berührung mit der freien Atmosphäre, und der bedeutende Sinn der Hieroglyphe, die sie an sich trägt, wird noch dazu zur neuesten Stammbuch-Sentenz verkehrt, gerade als wenn Moses auf dem Burstah [92]) geboren und erzogen wäre, und es im Stil so weit gebracht hätte, dass er an der Leipziger Literaturzeitung mitarbeiten könnte. Es ist kein Eifer für das Judenthum, was sich von dieser Seite so nennt — an einem ausgestopften Rabbi im zoologischen Museum wäre noch mehr Judenthum zu studieren, als an den lebenden Tempelpredigern. Das Judenthum hört nothwendig da auf, wo das Volk anfängt, sein Bewusstsein von sich als Gottes Volk zu verlieren und zu vergessen. Von da an giebt es keine andere Religion, als die Weltreligion, wie Christus und Muhamed zeugen. Der Verein hat es versucht, den harten Uebergang in die Sphäre des freien Bewusstseins zu ziehen, aber er wurde nicht verstanden, noch viel weniger unterstützt. Es wird indessen, was insbesondere nothwendig ist, auch durch das Organ der Einzelnen ausgesprochen

werden. Mag man es nicht als eine Inkonsequenz betrachten, dass der Verein sich auflöst. Was wir in Wahrheit gewollt haben, wollen wir auch noch jetzt, und könnten wir wollen, wenn wir Alle getauft wären. Den Inhalt der Weltreligion aus uns oder dem Geiste der Juden (wenn ein solcher über Sprache und Sitte auch hinausginge) zu bestimmen — eine solche Chimäre lag wohl nie in unserm Sinn. Die jüdische Reflexion der Gegenwart tritt aus ihrer Wahrheit heraus, und wird Sektengeist, ästhetischer Kram u. s. w., wenn sie sich selbst als ein allgemeines, objektives Princip gebärdet, da sie doch ein rein subjektives ist, das sich bloß aus dem Boden der Volksreligion auf den der Weltreligion zu versetzen hat. Das In-der-Mitte-schweben ist die nothwendige Erscheinung einer gewissen Weise dieser Bewegung, nur darf es nicht für Etwas gelten, wenn sich dieses für das Letzte und Höchste ausgeben will." Trotz dieser klaren Erkenntnis des untergeordneten Werthes aller specifisch-jüdischen Bestrebungen wechselte Moser nicht, wie Gans, die Glaubensuniform, sondern harrte in stolzer Treue bei seinen Leidensgenossen aus, und betheiligte sich nach wie vor eifrig an allen Versuchen, die Erziehung sowie die bürgerliche und politische Lage Derselben zu verbessern. In wie hoher Achtung er bei ihnen stand, beweist u. A. seine später erfolgte Wahl zum Präsidenten der „Gesellschaft der Freunde", — ein Ehrenamt, das er bis an seinen Tod bekleidete. Seine Gefälligkeit und Aufopferung für Andere war fast ohne Gleichen; der „Marquis Posa seiner Freunde", wie die Doktorin Zunz ihn nannte, öffnete er ihnen allzeit bereitwillig sein Herz wie seine Börse, und trug ihre Schwächen mit so freundlicher Nachsicht, dass Heine einmal (Bd. XIX, S. 241) scherzt: „Wohlwill hat kürzlich geäußert, dass du, wenn dich ein Freund bestiehlt, ihm doch deine Freundschaft bewahren und bloß sagen würdest: ‚Er hat nun mal diesen Fehler, und man muss Das wegen seiner bessern Eigenschaften übersehen.' Der dicke Monasverehrer [93]) weiß selbst nicht, wie treffend er dich bezeichnet hat, dich und jene Geisteshöhe, zu der man sich mit Kopf und Herz hinaufgeschwungen haben muss, um jener Toleranz fähig zu sein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben herab, sondern

von unten hinauf sehe." — Von allen Freunden, die Heine besessen, hat Keiner lange Jahre hindurch einen so mächtigen und wohlthätigen Einfluss auf ihn geübt, wie dieser edle Mann, dem er mit rückhaltlosem Vertrauen seine ganze Seele erschloss, den er in seine ernsthaftesten literarischen Pläne wie in seine thörichtsten Herzensgeheimnisse einweihte, und vor dessen Güte und Tugend er so oftmals in bescheidener Demuth die Stirn senkte. „Wahrhaftig, du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt!" ruft er (Bd. XIX, S. 71) bewundernd aus. „Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Werth vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt." Ein anderes Mal, als Moser eine Bemerkung Heine's falsch ausgelegt, schrieb ihm Dieser (Ebd., S. 140, 141 u. 230): „Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, der Sonntags früh den Homer vor sich hinbrümmelt, wie unsere Vorfahren den Tausves Jontof, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehen! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen missverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländer's und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Theil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der sécretaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Normalhumanist — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich missversteht." Das schönste Denkmal aber setzt Heine seinem Freunde in den Worten, mit denen er seiner bei Schilderung der Vereinsbestrebungen im Nekrolog des am 15. Juli 1843 zu Paris verstorbenen Ludwig Markus (Bd. XIV, S. 190) erwähnt: „Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der schon im jugendlichen Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehn-

sucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher Märtyrer hervorgebracht."

Eben so treulich, wie Zunz und Moser, bewahrte Immanuel Wolf der Sache des Judenthums seine Anhänglichkeit, obschon er, ganz wie Jene, die Unzulänglichkeit und Schalheit aller Bemühungen empfand, ein jahrtausendjähriges Siechthum mit kleinen Hausmitteln kurieren zu wollen. „Das ist das Unglückseligste," ruft er in einem seiner Briefe aus, „daß die empfindsamen Nerven in dem längst amputierten, aber dennoch in einem chronisch-krankhaften Partialleben polypenartig fortlebenden Gliede — Judenthum genannt — die Leiden des ganzen Organismus in einer Art von Wiederschmerz doppelt empfinden." — Den 28. August 1799 im bernburgischen Städtchen Harzgerode von mittellosen Eltern geboren, die er Beide schon im achten Lebensjahre verlor, hatte er den ersten Unterricht in der Seesener Erziehungsanstalt des Präsidenten Jacobson genossen, der ihm auch später zum Theil die Mittel gab, in Berlin die Klosterschule zu besuchen und auf der dortigen Universität Philologie und Philosophie zu studieren. Seit dem Juni 1820 gehörte er dem „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden" an, für den er sich aufs lebhafteste interessierte. Nachdem er in Folge einer Kabinettsordre, die den Juden befahl, sich feste Familiennamen zu wählen, 1822 den Namen Wohlwill angenommen hatte, ward er im Frühjahr 1823 als Tempelprediger-Adjunkt und Lehrer an der israelitischen Freischule nach Hamburg berufen, wo er aufs segensreichste für die Verbesserung des jüdischen Erziehungswesens wirkte. Wie sehr er von dem aufopferungsvollen Ernste seines Berufes erfüllt war, sehen wir u. A. aus den Worten, mit denen er eine Anfrage Moser's, ob er eventuell die Direktion der in Berlin zu gründenden Gemeindeschule über-

nehmen wolle, beantwortete: „Daß es gerade kein Glück ist, in Diensten einer jüdischen Gemeinde zu stehen, geb' ich gerne zu; ich kenne ihre Kleingeisterei, Engherzigkeit und Gehaltlosigkeit hinlänglich. Aber was kümmert Das Denjenigen, der ein Institut leitet, das den Geist und das Leben vieler Menschen bestimmt, und in sich selber die Mittel hat, sich eine achtungswerthe Stellung zu erzwingen? Am Ende ist es doch lohnender, ein solches Seelen-Rettungs-Institut unter verwahrlosten, verkrüppelten Menschen zu dirigieren, als unter Solchen, die schon längst im abgeschliffenen Gleise der Kultur rollen." Das Studium der Hegel'schen und der altgriechischen Philosophie setzte er auch in Hamburg mit Eifer fort, und Moser konnte ihm zu seiner Hochzeit in der That kein sinnigeres Geschenk machen, als ein Exemplar der Bipontiner Ausgabe von Platon's Werken, das einst der Vater Theodor Körner's und Freund Schiller's besessen. Mit der höchsten Begeisterung aber erfüllten ihn die Freiheitsbestrebungen der Völker, der Unabhängigkeitskampf der Griechen und vor Allem die großen Ereignisse in Südamerika um die Mitte der zwanziger Jahre. „Ich wollte, ich hätte Bolivar's Bewusstsein, — oder wäre wenigstens sein Sohn!" lautet sein Wunsch bei dem langsamen Fortschritt Europas in dieser traurigen Zeit. Die Julirevolution begrüßte er mit stürmischem Jubel. Schien es doch für einen Augenblick, als ob nun endlich seine Jugendträume zur Wahrheit werden, als ob auch die Juden als gleichberechtigte Mitbürger ins Staatsleben eintreten, und mit den politischen Schranken auch die hemmenden Fesseln eines freien Aufschwungs des geistigen Lebens fallen sollten! Um diese Zeit ließ Wohlwill in der Universitäts-Buchhandlung zu Kiel eine merkwürdige Broschüre erscheinen, welche unter dem Titel: „Grundsätze der religiösen Wahrheitsfreunde oder Philalethen", nach Art der späteren freien Gemeinden, ein allgemeines Glaubensbekenntnis Solcher zu formulieren sucht, die sich durch ein aufrichtiges Wahrheitsstreben zum Ausscheiden aus den bisherigen Kirchen bewogen fühlen. Es wird in dieser deistischen Schrift, welche vollste Gewissensfreiheit für alle Staatsbürger, Selbstverwaltung der Gemeinden in religiösen Dingen und möglichste Vereinfachung des Gottesdienstes verlangt, die Wahrheit als

das höchste Gut proklamiert, dem nachzustreben die Aufgabe aller Menschen sei. Durch die rasch erfolgenden Rückschläge der Reaktion abermals in der Erfüllung seiner Hoffnungen auf den Anbruch eines schöneren Menschheitsmorgens getäuscht, fasste Wohlwill mit mehreren seiner Hamburger Freunde im Jahre 1831 den Entschluss, einen Welttheil zu verlassen, dessen staatliche Institutionen so wenig den Grundsätzen politischer und religiöser Freiheit entsprachen. Als Pionier dieser europamüden Genossen reiste ein Vorstandsmitglied des Hamburger Tempels und früheres Mitglied des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, Dr. Leo Wolf, nach Amerika, aber seine Erfahrungen fielen so wenig ermuthigend aus, dass er selber zuletzt gebrochen und verzweifelnd zurückkam und auch Wohlwill seinen Auswanderungsplan aufgab. Wie Letzterer über die Weltlage dachte, als Polen nach heldenmüthigem Kampfe blutend in den Staub gesunken war, und auch in Deutschland wieder das alte Ränkespiel der Kabinette gegen jede freiere Regung begann, zeigt uns die Frage, die er seinem Freunde Moser stellt: „Wie berühren dich die politischen Umtriebe der Fürsten gegen die Völker? Denn fürstliche Umtriebe gegen die Bürger möchte ich die Bundestagsbeschlüsse nennen. Der Gegensatz zwischen Fürst und Volk ist nun entschiedener als je ausgesprochen. Indess, was sich entschieden ausspricht, ist immer fördersam — auch für das Widerspiel. Nur das Missverständnis kränkt und tödtet; nur die Halbheit unterdrückt die Gesammtentwickelung. Was die so sehr vergrößerte Kluft ausfüllen wird, ob Liebe und Versöhnung, ob Schwert und Verheerung, wer mag es vorhersehen? Sollten wir die Krisis erleben? Wir Uebergangs-Geschöpfe zwischen Thierheit und Geistigkeit verbringen unser schwankendes Dasein nun vollends in einer Uebergangs-Epoche. Eigentlich ist wohl jede Zeit eine solche, aber nicht so markiert. Es wäre vielleicht der Mühe werth, die hauptsächlichsten Erscheinungen der Gegenwart herzuleiten aus dem eigenthümlichen Charakter einer solchen Gährungsstufe und durch Vergleichung ähnlicher Zeitpunkte in der Geschichte die Gesetze der Entwickelung zu begreifen.“ Dass Wohlwill es aber in seiner steten Beschäftigung mit den hohen und ernsten Fragen der Menschheit nicht bei bloßen theoretischen

Spekulationen bewenden ließ, sondern sich zugleich aufs eingehendste mit den praktischen Anforderungen des unmittelbaren Bedürfnisses befasste, Das beweisen nicht allein seine pädagogischen Abhandlungen in den Programmen der israelitischen Freischule, sondern auch seine preisgekrönten Schriften über das Armen- und Gesindewesen, für welche er von der Hamburger „Patriotischen Gesellschaft“ im Jahre 1834 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt wurde, — der erste Jude, dem diese Auszeichnung widerfuhr. Im Juli 1838 übernahm Wohlwill als Direktor die Leitung derselben Erziehungsanstalt in Seesen, der er die Anfänge seiner Bildung verdankte, und die der ausgezeichnete Schulmann binnen weniger Jahre zum Range eines der ersten Bildungsinstitute erhob. Er starb dort am 2. März 1847, nachdem er in seinen letzten Lebensjahren noch den Beginn der freireligiösen Bewegung in Deutschland mit hoffnungsfreudiger Theilnahme begrüßt hatte.

Wir würden ungerecht handeln, wenn wir bei diesem Rückblick auf die ehrenhaften und hochherzigen Männer, welche die Kraft ihrer Jugend an die Verwirklichung einer großen Idee setzten, der sie mit wenigen Ausnahmen bis an ihr Lebensende treu blieben, nicht auch des wackern Ludwig Markus gedächten, dem Heine einen so rührenden Nachruf gewidmet hat. Zu Dessau geboren, kam er, wie Letzterer (Bd. XIV, S. 183 ff.) erzählt, Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu studieren, verließ aber bald diese Wissenschaft. „Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war Nichts weniger, als jugendlich. Ein kleiner schmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Missförmlichkeit war aber nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Während seine Gesichtszüge die auffallendste Aehnlichkeit mit denen des verstorbenen Moses Mendelssohn darboten, war Markus auch dem Geiste nach ein naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugsame, eiserne Liebe für seine unterdrückten Glaubensgenossen. Das

Schicksal Derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Markus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Markus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geistesexkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israel's, zu der Schädelstätte Jerusalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Palästinas, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Aber Alles, was Markus wusste, wusste er nicht lebendig organisch, sondern als todte Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung — ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und die Bücher, die er geschrieben.“ Schon während seines damaligen Aufenthaltes in Berlin wurde Markus von einer Geisteskrankheit befallen. Da sich ihm als Juden weder in Preußen, noch in seinem engeren Vaterländchen eine Aussicht auf Beförderung bot, übersiedelte er nach seiner Herstellung im Jahre 1825 nach Paris, wo ihn der berühmte Astronom Laplace mit mathematischen Arbeiten beschäftigte und ihm später eine Professur in Dijon verschaffte. Gegen Ende der dreißiger Jahre gab Markus diese Stelle wegen einer ihm angeblich widerfahrenen Unbill auf und kehrte nach Paris zurück, um die Hilfsquellen der Bibliothek für ein geographisch-historisches Werk über Abessinien, das er als seine Lebensaufgabe betrachtete, zu benutzen. Auf Verwendung Heine's setzte ihm die Baronin Rothschild ein ansehnliches Jahrgeld aus. Im Sommer 1843 umnachtete plötzlich ein unheilbarer Wahnsinn sein Hirn, und er starb nach furchtbaren Leiden am 15. Juli in der Irrenanstalt zu Chaillôt.

Mit all' diesen begabten und begeisterten Jünglingen pflog Heine zur Zeit seines Berliner Aufenthalts, und zum Theil noch

in späteren Jahren, den anregendsten Verkehr. Zu seinen intimeren Freunden gehörte auch das jüngste Mitglied des genannten Vereins, Joseph Lehmann (geb 1801, gest. zu Berlin den 19. Februar 1873), mit dem er zu Anfang des Jahres 1822 im Kollegium Hegel's über Aesthetik bekannt wurde. Lehmann, welcher schon damals von jenem feinsinnigen Interesse für Kunst und Literatur durchdrungen war, das er in vierzigjähriger Leitung des durch ihn begründeten „Magazins für die Literatur des Auslandes“ mit so rüstiger Kraft bethätigt hat, wusste sich insbesondere das literarische Vertrauen Heine's zu erwerben. Dieser pflegte ihm nicht allein häufig früh Morgens, noch im Bette liegend, seine neuesten, über Nacht entstandenen Lieder in halb singender Deklamation vorzutragen und ihn um sein kritisches Urtheil darüber zu bitten, sondern vertraute ihm auch die Korrektur seiner „Tragödien“ an, und unterhielt nach seinem Fortgange von Berlin mit ihm eine lebhafte Korrespondenz. „Sie sind fast der Erste in Berlin gewesen,“ schrieb Heine am 26. Juni 1823 aus Lüneburg, „der sich mir liebreich genaht, und bei meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen sich mir auf die uneigennützigste Weise freundlich und dienstfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder besser gesagt: in meiner Krankheit, daſs ich in Momenten des Miſsmuthes meine besten Freunde nicht schone, und sie sogar auf sie verletzende Weise persiffliere und maltraitiere. Auch Sie werden bei mir diese liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müssen Sie nicht vergessen, daſs Giftpflanzen meistens dort wachsen, wo ein üppiger Boden die freudigste und kräftigste Vegetation hervorbringt, und daſs dürre Haiden, die von solchen Giftpflanzen verschont sind — auch nur dürre Haiden sind.“

Wir werden im Verlaufe des nächsten Kapitels erfahren, wie fruchtbar und tief eingreifend die Anregungen dieses jüdischen Kreises auf Heine's geistige und literarische Entwicklung gewirkt haben, wie sie ihn über Berlin hinaus nach Lüneburg und Göttingen begleiteten, ihn zu einem gründlichen Studium der israelitischen Geschichte veranlassten, und ihm den leidenschaftlichen Wunsch erweckten, in einer herzbewegenden Dichtung das jahrtausendalte Weh des Judenthums auszusprechen. Die Beziehungen

Heine's zu letzterem haben bis auf den heutigen Tag den Gegnern des Dichters meist nur als Folie zu unverständiger Schmähung seines schriftstellerischen Charakters gedient, während seine jüdischen Stammgenossen sich gewöhnt haben, ihn fast eher als einen Feind denn als einen Freund ihres Glaubens zu betrachten. Wir hoffen, daß unsere Darstellung dazu beitragen wird, das wirkliche Verhältnis Heine's zum Judenthum in ein klareres Licht zu setzen und die Nebel zu zerstreuen, welche bisher dies Verhältnis bis zur Unkenntlichkeit verschleierten und entstellten.

Neuntes Kapitel.

Abschluſs der Universitätsjahre.

Als Harry Heine zuerst die Universität bezog, um sich dem Studium der Rechte zu widmen, konnte er sich schwerlich verhehlt haben, daſs nur der Uebertritt zum Christenthum ihm die Advokaten-Karrière oder die Aussicht auf ein Staatsamt eröffne. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsberuf, dem er durch das Ergreifen einer wissenschaftlichen Laufbahn entronnen war, ließ ihm vielleicht Anfangs das Widerwärtige eines durch äußerliche Gründe aufgenöthigten Glaubenswechsels als ein geringeres Uebel erscheinen — aber schon der „Almansor“ verrieth, daſs Heine seitdem ernstlich über Religionsfragen nachgedacht, und daſs ihn das Ergebnis seiner philosophischen Betrachtungen keineswegs zu der Ueberzeugung von der inneren Wahrheit und Heilsamkeit der christlichen Lehre hingeführt hatte. Seine rege Theilnahme an den Bestrebungen des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden“ und der tägliche Umgang mit den charakterfesten, der Verwirklichung einer großen Idee nachringenden Männern dieses Kreises erfüllten auch ihn mit steigender Bitterkeit gegen einen Staat und eine Gesellschaft, welche die Ausübung bürgerlicher und politischer Rechte an die Ablegung eines bestimmt vorgeschriebenen konfessionellen Bekenntnisses knüpften. Wie Gans und Ludwig Markus, trug auch Heine sich in Berlin eine Zeitlang mit dem Plane, wenn es ihm nicht gelingen sollte, sich etwa am Rhein zu fixieren, Deutschland den Rücken zu kehren und nach Paris

zu wandern, wo ihm der „Jude" nicht beständig zum Vorwurf und Hindernis gereichen würde. Er gedachte dort, wie aus seinen Briefen an Wohlwill, Immermann und Schottky hervorgeht[**]), noch eine Zeitlang zu studieren, und sich dann als französischer Schriftsteller durch Aufsehen erregende politische Broschüren einen Weg in die Diplomatie zu bahnen, zugleich aber für die Verbreitung und das Verständnis der deutschen Literatur, die eben in Frankreich Wurzel zu schlagen begann, als internationaler Vermittler thätig zu sein. Um die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung dieses Projektes zu treffen, vor Allem jedoch um seine krankhaft überreizten Kopfnerven in der geräuschlosen Stille und Zurückgezogenheit des Familienlebens zu stärken, reiste er in den ersten Tagen des Mai 1823 nach Lüneburg. Dies freundliche Städtchen hatten seine Eltern seit reichlich einem Jahre zum Wohnsitz erwählt, nachdem der Vater durch zunehmende Kränklichkeit zur Liquidation seines Geschäftes in Düsseldorf veranlasst worden war. Aus dem Erlös der Masse und dem Verkauf des Hauses erwuchs der Familie ein kleines Kapital, von dessen Zinsen sie bei bescheidenen Ansprüchen nothdürftig leben konnte.

Harry's Eltern waren von Düsseldorf zuerst nach der Stadt Oldesloe im südöstlichen Holstein übergesiedelt, hatten dort aber nur kurze Zeit gewohnt. Manchen alten Leuten in Lüneburg ist es noch erinnerlich, daß Salomon Heine im Frühjahr 1822 zum Erstaunen der Bewohner in einer mit vier Pferden bespannten Kalesche in die Hauptstadt des alten Fürstenthums einfuhr, um dort eine Wohnung für die Familie seines Bruders auszusuchen. Er miethete für letztere den zweiten Stock eines alterthümlichen Hauses am Marktplatz, welches damals dem Bankier Wolff Abraham Ahrons gehörte, zu Michaelis 1824 jedoch in den Besitz des Buchhändlers Wahlstab überging. In früheren Jahrhunderten bildete dasselbe den Theil eines Komplexes von öffentlichen Gebäuden, in welchen auf Stadtkosten die Bewirthung der Herzoge von Lüneburg beschafft wurde, wenn dieselben im anstoßenden „Hertogenhuus" Hoflager hielten. Auch soll in diesem Hause der berühmte Schauspieler Eckhof 1740 als Mitglied der Schönemann'schen Truppe zuerst die Bühne betreten haben.

Da die Familie Heine erst vor einem Jahre nach Lüneburg gezogen war und in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte[95]), hatte sie bei der Ankunft Harry's nur wenige Bekanntschaften, und auch diese meist nur in jüdischen Kreisen, angeknüpft. Die Kinder waren mittlerweile alle herangewachsen. Der zweite Sohn, Gustav, erlernte seit mehreren Jahren praktisch die Landwirthschaft; die Schwester, Charlotte, welche mit dem Hamburger Kaufmanne Moritz Embden verlobt war, und der jüngste Bruder, Maximilian, der als Primaner das Lüneburger Gymnasium besuchte, verweilten noch im elterlichen Hause. Im Gegensatz zu dem geistig angeregten Leben der preußischen Hauptstadt mochte das Treiben in dem hannövrischen Provinzstädtchen dem jungen Dichter einförmig und todt genug vorkommen; er nennt das freundliche Lüneburg (Bd XIX, S. 111) apodiktisch „die Residenz der Langeweile", und klagt schon in einem seiner ersten Briefe an Moser (Ebd., S. 87 ff.): „Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeß [religiösen Vorurtheil], die höhere Klasse eben so im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eine eigene Weise berochen und maltraitiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeß gegen den Judenhund. Ich habe also hier bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und Dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder, besser gesagt, in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender Studieren kann ich wenig, schreiben noch weniger." — Von Seiten seiner Familie durfte Harry freilich keine ermunternde Anregung zu poetischen Arbeiten erhoffen. Das unerwartete Erscheinen seiner „Gedichte" hatte im elterlichen Hause fast Bestürzung erregt, und erst die günstigen öffentlichen Recensionen

milderten allmählich den Eindruck des Schreckens über die Kühnheit, mit welcher der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich unter voller Namensnennung in die schriftstellerische Laufbahn gewagt hatte. Zumal der Vater schüttelte besorglich den Kopf, und was Maximilian Heine von ihm erzählt, kennzeichnet in drolliger Art seine naive Auffassung literarischer Dinge. „Der Ruhm Goethe's," heißt es in Maximilian's anekdotischen Erinnerungen an seinen Bruder, „stand damals in höchster Blüthe, sein vergötterter Name schien Alles zu verschlingen, was nur in der deutschen Literatur auftauchen wollte. Die Literaturgeschichte weiß Viel von den sogenannten Goethekoraxen damaliger Zeit zu erzählen, die Alles verneinten, was nicht von dem hohen Meister herrührte. Man sprach und schrieb nur über Goethe, und die fast kindische Abgötterei mit seinem Namen, welcher Anfang und Ende aller Literaturblätter bildete, machte nach Ansicht unseres Vaters die Konkurrenz seines Sohnes mit dem großen Goethe doch bedenklich. — „Wie soll mein Junge aufkommen," fragte er oft, „wenn man immer nur von Goethe sprechen will?" Dieser Umstand erregte dem guten Vater die größte Pein; er hatte sich zuletzt, ohne es zu wissen, in einen wahren Haß gegen Goethe hinein gelebt. Nun wollte es noch der böse Zufall, daß unser ganzes Haus selbst für Goethe schwärmte, und allüberall ein Band von Goethe's Gedichten zu finden war. So oft der Vater unwillkürlich einen dieser Bände öffnete und ihm der verhasste Name ins Auge fiel, verfinsterte sich sein sonst so heiteres, freundliches Antlitz. Wir aber konnten nicht ohne Goethe sein. Die Mutter erfreute sich an den Elegien, Harry las immer wieder die kleinen reizenden Lieder, und ich lernte die „Braut von Korinth" und den „Gott und die Bajadere" auswendig. Da verfiel mein Bruder auf einen absonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die elegant eingebundenen Werke Goethe's von ihren respektiven Plätzen verschwunden, und an ihrer Stelle lagen scheinlose Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze". Harry hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethe's sanft auskratzen und die Lücke mit „Schulze" überkleben lassen. Als der Vater nun einen Band öffnete, und den Verfassernamen Schulze las, legte er vergnüglich das Buch

wieder hin, und dachte: „Weder dieser Schulze, noch ein Müller oder Meier werden dem Aufkommen meines Sohnes hinderlich sein.“ Die Mutter aber, die sofort den schalkhaften Streich bemerkt hatte, schlug in Abwesenheit des Vaters das Titelblatt eines dieser Bücher auf, und sagte, indem sie den Finger auf den hinein geschmuggelten Namen legte: „Mein Sohn, möchtest du einst nur halb so berühmt werden wie Schulze, der Verfasser dieser Gedichte!““ — Daß auch die zweite Publikation H. Heine's den Zweifel der Familie an der erfolgreichen Kraft seines dichterischen Talentes keineswegs verscheuchte, sehen wir aus den Andeutungen seines ersten Briefes an Moser (Bd. XIX, S. 70), nachdem er in Lüneburg eingetroffen war: „In Hinsicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht bestätigt gefunden. Der Succeß muß den üblen Eindruck verwischen. Was die Aufnahme derselben bei meiner Familie betrifft, so hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar gelesen, aber nicht sonderlich goutiert, meine Schwester toleriert sie bloß, meine Brüder verstehen sie nicht, und mein Vater hat sie gar nicht gelesen.“

In liebevollster Weise interessierte sich übrigens Harry für die Ausbildung und das Lebensschicksal seiner Geschwister. Seiner Bemühungen, durch Moser seinem Bruder Gustav, dem überall der „Jude“ im Wege war, und der schließlich unter dem adlig klingenden Familiennamen der Mutter Kriegsdienste in Oesterreich nahm, eine Inspektorsstelle auf den Jacobson'schen Gütern in Mecklenburg zu verschaffen, haben wir schon beiläufig gedacht. Mit seiner Schwester Charlotte unterhielt er, wie auf der Universität, so noch von Paris aus bis an sein Lebensende die herzlichste Korrespondenz; auch ward ihr später der „Neue Frühling“ gewidmet. Seinem Bruder Max hatte er bereits vor einigen Jahren ein Exemplar des ersten Theiles von Goethe's „Faust“ geschenkt, um durch edlere Lektüre ihm den Geschmack an Kotzebue'schen Ritterschauspielen zu verleiden, und als der dreizehnjährige Knabe verständnislos die tiefsinnigen Worte des Prologs anzustarren begann, hatte ihm der junge Poet das Buch aus der Hand genommen, und die Widmung hinein geschrieben:

Dies Buch sei dir empfohlen.
Lies nur, wenn du auch irrst:
Wenn du's verstehen wirst,
Wird dich der Teufel holen.

Harry freute sich aufrichtig, als er seinen Bruder jetzt mit Eifer das Studium der klassischen Autoren betreiben sah. Minder gefielen ihm Dessen Reimereien. „Schreibe Prosa, lieber Max," sagte er milde; „genug Unglück in einer Familie an einem Dichter!" Maximilian hatte durch vielfache prosodische Uebungen damals eine große Gewandtheit in der Anfertigung deutscher Distichen erlangt, während sein poetischer Bruder sich niemals in diesem Metrum versuchen mochte. „Ich gestehe," schrieb er kurz vor seiner Abreise von Berlin an Immermann (Bd. XIX, S. 60), der ihm einige Elegien gesandt hatte, „daß ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, theils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin." Die wiederholten Aufforderungen Maximilian's, doch einmal nach Goethe'scher Weise einen Gegenstand im elegischen Versmaße der Alten zu behandeln, veranlaßten ihn endlich, einige Hexameter zu schreiben, die er mit freudiger Miene zu recitieren begann. Schon beim dritten Verse jedoch fiel ihm sein Bruder mit skandierender Schulweisheit in die Rede: „Um Gotteswillen, dieser Hexameter hat ja nur fünf Füße!" Mit den ärgerlichen Worten: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" zerriß Harry das Papier. Ein paar Tage nach dieser Begebenheit weckte er eines Morgens seinen Bruder mit den Worten aus dem Schlafe: „Ach, lieber Max, was für eine schauerliche Nacht hab' ich gehabt! Denke dir, gleich nach Mitternacht, als ich eben eingeschlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt, und forderte von mir unter fürchterlichen Jammertönen und entsetzlichen Drohungen seinen sechsten Fuß. Ja, Shylock konnte nicht hartnäckiger auf sein Pfund Fleisch bestehen, als dieser impertinente Hexameter auf seinen

fehlenden Fuß. Er berief sich auf sein urklassisches Recht und verließ mich mit schrecklichen Gebärden nur unter der Bedingung, daß ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreife." H. Heine hat Wort gehalten, denn kein einziges Mal hat er je wieder in antiken Versmaßen gedichtet.

Bei der völligen Abgeschiedenheit von der literarischen Welt, zu welcher er sich in Lüneburg verurtheilt sah — von Zeitungen kam ihm nur der Hamburger „Unparteiische Korrespondent" zu Gesichte — unterhielt Harry eine lebhafte Korrespondenz mit seinen Berliner Freunden, mit Varnhagens und Roberts, mit Lehmann und Moser. Namentlich die bekannte Gefälligkeit des Letzteren setzte er beständig in Kontribution, um sich Berichte über die neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Kunst, Literatur und Politik, oder die Bücher und Journale zu verschaffen, deren er zu seinen Studien bedurfte. Wiederholentlich (Bd. XIX, S. 105, 137 u. 202) scherzt er darüber, daß man Moser nur immer Kommissionen geben müsse, um ihn zum promptesten Brief-Beantworter zu machen. Das eine Mal sagt er humoristisch: „Ich würde dir heute nicht schreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Absicht; ewige Freundschaftsdienste, ewige Plackereien, Unruh', Beschwerde — ich rathe dir, gieb die Freundschaft mit mir auf." Das andere Mal schreibt er: „Behalte mich, denn du findest wirklich keinen Freund, an dem du alle Geduld und Mühen der Freundschaft besser ausüben kannst, als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!" In der kleinen Bibliothek seines Bruders Max fand er Nichts als lateinische und griechische Klassiker, mit deren Lektüre er sich aus Mangel an anderen Büchern beschäftigte. Von Moser ließ er sich während seines Aufenthaltes in Lüneburg zahlreiche Werke des verschiedensten Inhalts senden, u. A. die Histoire de la réligion des Juifs von Basnage de Beauval, Montesquieu's Esprit des lois, Gibbon's Geschichte des Verfalls von Rom, und einige italiänische Schulbücher, um sich durch Selbststudium mit dieser, ihm bisher unbekannten Sprache vertraut zu machen. Auch las er viel in Goethe's Werken, und die Lektüre von Madame de Staël's „Corinna" führte ihm aufs lebendigste das Bild seiner Freundin Rahel vor die Seele. „Ich hätte," schreibt er an Ludwig

Robert[96]), „dieses Buch gar nicht verstehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schwester kennen lernte."

Am 22. Juni wohnte H. Heine mit seiner Familie der Hochzeit seiner Schwester Charlotte bei, die auf dem Zollenspieker in den Vierlanden gefeiert ward. Auch die Hamburger Verwandten, Onkel Salomon und Onkel Henry, hatten sich zu der Festlichkeit eingestellt. Ersterer war in der rosigsten Laune, und Harry schöpfte aus seiner zuvorkommenden Freundlichkeit die beste Hoffnung, ihn günstig für seine Lebenspläne zu stimmen. Um diese ausführlich mit ihm zu besprechen, reiste er in der ersten Woche des Julimonats nach Hamburg. Unglücklicherweise traf er seinen reichen Oheim eben im Begriff, eine mehrwöchentliche Geschäfts- und Erholungsreise anzutreten. Es kam daher nicht zu der gewünschten eingehenden Erörterung, und Harry musste sich mit unsicheren Vertröstungen begnügen. Mit Ausnahme seines Onkels Henry, der ihm stets sehr herzlich zugethan war, stand er ohnehin mit seinen Hamburger Verwandten nicht auf dem besten Fuße. Sie zuckten meistens die Achseln über seinen „poetischen Unfug" und stellten ihn in den Augen Salomon Heine's als einen leichtfertigen jungen Menschen dar, von dessen Zukunft wenig Erfreuliches zu hoffen sei. Die Briefe Harry's strotzen von bitteren Klagen über die Klatschereien, durch welche man ihm die Gunst des reichen Onkels zu entziehen suche. „Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim," schrieb er bereits von Lüneburg aus an Moser[97]). „Ich werde vielleicht Bekanntschaften in Hamburg machen, die in dieser Hinsicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, dass ich mit meiner abstoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menschen verfeinden als befreunden werde." Zur selben Zeit bat er Varnhagen um Empfehlungen nach Hamburg[98]): „Ich beabsichtige, dort viele Bekanntschaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit sein mag. Obschon Dieses für mich bekanntschaftsscheuen Menschen durchaus nicht amüsant ist, so rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, Dergleichen nicht zu übersehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen Freund in Hamburg, dessen Bekanntschaft mir in dieser

Hinsicht nützlich sein möchte, so wär' es mir lieb, wenn Sie mir solche vermittelten." Aber nicht allein seine Verwandten schadeten ihm durch nachtheilige Insinuationen, sondern auch die Hamburger Tempeljuden konnten es ihm nicht verzeihen, daſs er über die unsichere Halbheit ihrer Reformbestrebungen gelegentlich ein witziges Impromptu fallen ließ, und dem konsequenten, rigorösen Rabbinenthume fast mehr Hochachtung, als den neumodisch aufgeklärten Phrasenhelden, bezeigte. Während die christenthumsfeindliche Tendenz des „Almansor" den Zeitungen Stoff zu gehässigen Ausfällen wider den Verfasser bot, und sein Oheim Simon von Geldern ihm aus Düsseldorf schrieb, daſs er jetzt am ganzen Rheinstrome eben so verhasst, wie früher beliebt gewesen sei, weil man dort sage, daſs er sich für die Juden interessiere, verdächtigten die Hamburger Synagogen-Reformer Heine's Interesse für das Judenthum und seine „koschere" Gesinnung. „Ich werde auf vielfache Weise gereizt und gekränkt," berichtete er an Moser (Bd. XIX., S. 112 ff.), „und ich bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Gesellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geistig bluten werde. Mich, mich muſs man erbittern! Just zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingestellt habe, die Wogen des Judenhasses gegen mich anbranden zu lassen. Wahrlich, es sind nicht die Kleys und Auerbachs, die man hasst im lieben Deutschland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieses Hasses, der doch kaum emporgekeimt ist. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden sich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meisten liebe, hassen mich am meisten, Alle suchen zu schaden. Von der großen lieben Rotte, die mich persönlich nicht kennt, will ich gar nicht sprechen."

Der Hauptzweck, weſshalb Harry nach Hamburg gekommen, war durch die plötzliche Abreise seines Oheims Salomon einstweilen vereitelt worden. Er hatte gehofft, sich mit Diesem auf einen bessern Fuß zu stellen, die ihm nachtheiligen Einflüsse durch das Gewicht seines persönlichen Auftretens zu paralysieren, und den wohlwollend verständigen Mann, durch offenherzige Darlegung seiner Pläne für die Zukunft, von dem Ernste seines

Strebens zu überzeugen. Von Alledieſem hatte er Nichts erreicht. Salomon Heine hatte ſeinem Neffen zwar als Beiſteuer zu den Koſten einer Badereiſe, die ihm der Arzt angerathen, zehn Louisd'or zum Geſchenk gemacht, ſich weiter jedoch für den Augenblick auf keine beſtimmten Verſprechungen eingelaſſen. Auch noch andere Umſtände trugen dazu bei, Harry den Aufenthalt in Hamburg ungewöhnlich peinlich zu machen. Er traf dort mit Varnhagen zuſammen, der ihm zu einer Zeit, wo er beſonders reizbar und aufgeregt war, einige verletzende Vorſtellungen über ſeinen Beſuch in Hamburg machte, und ihn unbegründeter Weiſe einer kleinen Unwahrheit beſchuldigte. Wir erwähnen dieſes Vorfalls, weil das Benehmen Heine's ein ehrendes Zeugnis dafür giebt, mit wie zarter Rückſicht er ſolche Freundſchafts-Differenzen behandelte. An Moſer berichtet er Nichts über dieſe Begegnung, außer den ſchonenden Worten (Bd. XIX, S. 110): „Varnhagen habe ich in Hamburg geſprochen; wir ſind keine guten Freunde mehr, deßhalb darf ich auch nichts Ungünſtiges über ihn ſchreiben. Es war ihm nicht lieb, daſs ich in Hamburg war.“ Dem Schwager Varnhagen's, Ludwig Robert, gegenüber konnte er jene Miſshelligkeit nicht ganz übergehen, ohne den Schein der Affektation auf ſich zu laden; die Zeilen, in denen er ſich über das unerquickliche Thema ausſprach, lauten indeſs verſöhnlich genug[29]): „Ich möchte gern an Frau von Varnhagen ſchreiben, aber es würde mir zu viel' Schmerzen machen; ohne falſch zu ſein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt laſſen. Dieſer Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwieſen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiſs lebenslänglich gegen ihn dankbar ſein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnſchmerz, den ich in dieſem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl iſt, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er ſelbſt iſt wohl wenig Schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio ſpielen zu wollen. Ich kann Viel vertragen und hätte auch Das, wie gewöhnlich, abgeſchüttelt — aber Dieſes ereignete ſich juſt zu einer Stunde, wo ich gar Nichts vertragen konnte, und wo jedes Unſänftigliche, ſei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verurſachen muſste. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und

Sie wissen, daß es solche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebsten am tiefsten verletzen können, daß diese Verletzung ein unvergeßliches Gefühl in uns allmählich aufkommen läßt, für welches unsere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermischt ist." Als Heine jedoch im Frühjahr 1824 wieder nach Berlin kam, drängte es ihn, die Differenz mit dem alten Freunde ganz beizulegen; obgleich er der beleidigte Theil war, that er den ersten entgegenkommenden Schritt, und schrieb an Varnhagen nachstehenden würdevollen Brief, durch welchen das frühere innige Verhältnis ganz wiederhergestellt ward und bis an den Tod des Dichters ungestört fortdauerte: „Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zusammentraf, war mir's wohl fühlbar, daß in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag; aber ich war damals sehr gemüthsbeschäftigt und ließ Alles an mir vorüber gehen, und konnte erst später, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewußtsein gelangen, daß Sie sich wirklich auf eine beleidigende Weise gezeigt, und Dieses sich sogar in einem Faktum ausgesprochen. Letzteres bestand darin, daß Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Versicherung gab: daß ich bei Fouqué um die besondere Erlaubnis angefragt, sein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mittheilen zu dürfen. Es ist überflüssig, hier zu sagen, wie viele trübe Stunden mir Dieses verursacht und wie sogar die Erinnerung an all das sehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwiesen, dadurch getrübt werden mußte. Noch überflüssiger ist es, zu sagen, daß ich es nicht geeignet fand, in dieser Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unserm beiderseitigen Charakter und Verhältnis so unangemessen sind, zu verfahren, und daß ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit Alles zu überlassen. Diese wird bereits Etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt*) gelesen,

*) In dem angeschlossenen Billette bezeugte Fouqué, daß Heine ihm gleich nach Empfang des in Rede stehenden Gedichtes geschrieben: er verlange zur Mittheilung desselben an seine Freunde noch die besondere Erlaubnis des Verfassers, weil er nicht dafür stehen könne, daß nicht Einer oder der Andere das Gedicht abdrucken lasse.

zur Einsicht eines großen Unrechts gebracht haben. — Obiges ist auch die Ursache, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben, und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erschließen kann. Dennoch können Sie versichert sein, daß die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten, und daß der Beisatz von Mißbehagen und Schmerz, den Sie später in mir erregt, jeden Tag, ja sogar während ich Dieses schreibe, mehr und mehr verschwindet. Ich verlange deßhalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und Das genügt mir, und ich wünsche sogar, daß von dem Inhalte dieses Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfnis schreibe, nie zwischen uns die Rede sei, wenn sich Dieses ohne Zwang machen läßt. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch sehr Viel, und ich hoffe, daß Sie durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, mich besser kennen zu lernen und sich zu überzeugen, wie sehr ich bin — Ihr Freund und H. Heine."

Die reizbare Stimmung Heine's während seines Besuches in Hamburg hatte freilich noch einen besonderen Grund. Schon vor Antritt dieser Reise hatte er in seinen Briefen an Varnhagen und Moser[100]) die Befürchtung ausgesprochen, daß der Anblick jener Stadt die peinlichsten Erinnerungen in ihm aufregen werde, und er hatte in einem Schreiben an Letzteren hinzugefügt: „Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich!" — Varnhagen mag somit in der Sache selbst Recht gehabt haben, als er seinen jungen Freund tadelte, daß er in solcher Stimmung überhaupt nach Hamburg gekommen sei. Wohl waren zwei Jahre verflossen, seit Harry die Jugendgeliebte verloren; wohl hatte er die Erinnerung dieser Liebe mit allen Waffen des Geistes, mit kluger Vernunft, mit männlichem Zorn oder mit witzelndem Spotte bekämpft, und bald in wilden Zerstreuungen, bald in der ernsten Wissenschaft, bald in der Begeisterung für eine große Idee, bald in den Armen der Muse Trost und Balsam für sein wundes Herz gesucht — aber seine Lieder und Tragödien zeigten uns schon, wie wenig er sein Leid verwunden oder seine Liebe vergessen hatte. Und was war seine

Furcht vor dem Wiederaufbrechen alter Wunden an der Stätte seiner jugendlichen Leiden wohl anders, als ein geheimes Bewusstsein, dass sein Herz noch immer nicht geheilt sei von der hoffnungslosen Liebe? Ohne Zweifel handelte er thöricht, ganz so thöricht wie der arme Schmetterling, der ins Licht flattert, statt die verderbliche Flamme zu meiden, und ein besonnener Freund hatte Anlass genug, ihm gegenüber „den Antonio zu spielen", — auf die Gefahr hin, keinen bessern Dank wie Dieser zu ernten. Stumpfsinnige Roués, denen die mächtigste aller Mächte, die Liebe, für ein Ammenmärchen gilt, mögen über die Leidenschaft spötteln, mit welcher Heine an dem Gegenstand seiner ersten Liebe hing; sie mögen in seinen Liedern Nichts als die willkürliche Darstellung erlogener Gefühle erblicken, weil ihre eigene marklose Blasiertheit längst die Kraft jeder starken Empfindung eingebüßt. Wer aber vorurtheilslosen Sinnes den Entwicklungsgang unsres Dichters zu verfolgen und zu begreifen sucht, Dem drängt sich mit Nothwendigkeit die Bemerkung auf, dass zwischen seinem äußeren und inneren Leben und der Rückspiegelung desselben im Liede die vollkommenste Uebereinstimmung stattfand, dass er lebte, was er sang, und sang, was er litt und erlebte. Den Stoff zu den schmerzlich bewegten Liedern der „Heimkehr" flößte ihm diese Hamburger Reise als qualvollste Wirklichkeit ins Herz. Kaum war er in der Stadt angelangt, von welcher er ausruft (Bd. XIX, S. 106): „Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich detestiere und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünsche!", so schrieb er an seinen Freund Moser (Ebd., S. 100): „Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Kommission für dich, und ich schreibe dir doch. Auch hat sich noch nichts Aeußerliches mit mir zugetragen; ihr Götter! desto mehr Innerliches. Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn sollen; wenigstens muss ich machen, dass ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, dass ich anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine

glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab' ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburg's durchwandelte, schlägt mir Jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sei eine allerliebste Kühle. Charmant!"

Seine Furcht hatte sich also nur zu rasch bestätigt. Die alte Leidenschaft brach mit erneuter Gewalt hervor, als er die Stätten wieder betrat, wo er geliebt und gehofft und das Liebste verloren. Er sah das Haus, in welchem die Unvergessene gewohnt hatte, er stand vor ihrem Bilde, er durchirrte Nachts die mondlichterhellten Straßen und Plätze, die er einst mit ihr durchwandelt, und seine den unmittelbaren Eindruck seiner Gefühle abschildernden Briefe weichen höchstens darin von den bald nachher entstandenen Liedern ab, daß in letzteren der wilde Schmerz ein wenig gedämpft erscheint durch den Zauber der künstlerischen Form.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen.
Ich komme vor meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen sind doch gar zu eng!
Das Pflaster ist unerträglich!
Die Häuser fallen mir auf den Kopf!
Ich eile so viel als möglich.

Ich trat in jene Hallen,
Wo sie mir Treue versprochen;
Wo einst ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

Still ist die Nacht, es ruhen die Gassen,
In diesem Hause wohnte mein Schatz;
Sie hat schon längst die Stadt verlassen,
Doch steht noch das Haus auf demselben Platz.

Da steht auch ein Mensch und starrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir graust es, wenn ich sein Antlitz sehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Gestalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geselle!
Was äffst du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieser Stelle
So manche Nacht in alter Zeit!

Wie kannst du ruhig schlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennst du das alte Liedchen:
Wie einst ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu sich geholt ins Grab?

Glaub mir, du wunderschönes,
Du wunderholdes Kind:
Ich lebe und bin noch stärker,
Als alle Todten sind!

Ich stand in dunklen Träumen,
Und starrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog sich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen flossen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Dass ich dich verloren hab'!

Diesen aufreibenden Gemüthsbewegungen suchte sich Heine gewaltsam zu entreißen, indem er am 22. Juli die beabsichtigte Badereise antrat. Das Seebad, welches er in Cuxhaven gebrauchte, stärkte seine Nerven, und er gewann allmählich die Ruhe, sich wieder mit der Konception poetischer Pläne zu beschäftigen. Wie schwer und langsam er jedoch das von Neuem so heftig erschütterte Gleichgewicht seiner Seele wiederfand, sagen uns die Anfangszeilen eines Briefes an Moser vom 23. August (Bd. XIX., S. 102): „Sei froh, dass ich dir so lange nicht geschrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer schlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Kousine und die dadurch entstandene Bestürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derselben auf; dieses Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Lassen bestimmen. Wär' ich ein Deutscher — und ich bin kein

Deutscher, siehe Rühs, Fries a. v. D.[101]) — so würde ich dir über dieses Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen schreiben; aber doch sehne ich mich danach, dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft ist." Derselbe Brief erzählt uns, wie Heine in einem furchtbaren Unwetter nach Helgoland fahren wollte, eine ganze Nacht auf der Nordsee herum schwamm, das Schiff aber endlich in der Nähe der Insel wieder umkehren musste, weil der Sturm gar zu entsetzlich war. Heine machte bei dieser Gelegenheit die erste Bekanntschaft des Meeres, das er nachmals so unvergleichlich besungen hat, und der Brief an Moser (Bd. XIX., S. 106) giebt uns auch in diesem Falle in derben Kontouren ein Bild jener Eindrücke, die sich einige Wochen später zu originellen Liedern gestalteten: „Es hat ganz seine Richtigkeit mit Dem, was man von der Wildheit des Meeres sagt. Es soll einer der wildesten Stürme gewesen sein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Wasserberge zerschellten gegen einander, die Wellen schlagen über das Schiff zusammen und schleudern es herauf und herab, Musik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matrosen, dumpfes Heulen der Winde, Brausen, Summen, Pfeifen, Mordspektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmlischen Heerscharen ihre Nachttöpfe ausgößen — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte Nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich sage dir: obschon ich im Winde die Posaunen des jüngsten Gerichtes hören konnte und in den Wellen Abraham's Schoß weit geöffnet sah, so befand ich mich doch weit besser, als in der Societät mauschelnder Hamburger und Hamburgerinnen." —

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie sie schnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter, Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerschellen —
Ach, wer zügelt diese Winde
Und die herrenlosen Wellen!

Kann's nicht hindern, dass es stürmet,
Dass da dröhnen Mast und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu schlafen wie die Götter.

Der Wind zieht seine Hosen an,
Die weißen Wasserhosen!
Er peitscht die Wellen, so stark er kann,
Die heulen und brausen und tosen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht,
Die Regengüsse träufen;
Es ist, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer ersäufen.

An den Mastbaum klammert die Möwe sich
Mit heiserem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängstiglich
Ein Unglück prophezeien.

Der Sturm spielt auf zum Tanze,
Er pfeift und saust und brüllt;
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild.

Ein lebendes Wassergebirge
Bildet die tosende See;
Hier gähnt ein schwarzer Abgrund,
Dort thürmt es sich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich fest am Mastbaum,
Und wünsche: Wär' ich zu Haus!

In ähnlicher Weise gab der Cuxhavener Aufenthalt, das Umherstreifen am seebespülten Strande, der freie Blick gen Westen

auf das unbegrenzte, in stets wechselnder Beleuchtung erzitternde, bald von schwarzen Wolkenzügen gefärbte, bald von weiß dampfenden Abendnebeln umhüllte, bald im geheimnisvollen Mondlicht glänzende Meer, auf dessen Fluth die großen Schiffe wie riesige Schwäne einherzogen, dem Dichter das Thema zu zahlreichen anderen Liedern, die er alle im Herbst 1823 aufzeichnete: „Wir saßen am Fischerhause", „Du schönes Fischermädchen", „Der Mond ist aufgegangen", „Auf den Wolken ruht der Mond", „Der Abend kommt gezogen", „Wenn ich an deinem Hause", „Das Meer erglänzte weit hinaus", 2c. [102]). — Vor Allem jedoch beschäftigte ihn der Plan einer neuen Tragödie, deren er zuerst kurz vor der Abreise von Lüneburg gegen seinen Freund Lehmann erwähnt: „Eine ganze, neue fünfaktige und gewiß in jeder Hinsicht originelle Tragödie steht dämmernd, doch mit ihren Hauptumrissen, vor mir." Näheres darüber berichtet der vorhin angezogene Brief an Moser: „Die Tragödie ist im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederschreiben, sobald ich kann und Ruhe hab'! Sie wird sehr tief und düster. Naturmystik. Weißt du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, lesen kann? Ich habe nämlich eine alte Italiänerin, die Zauberei treibt, zu schildern. Ich lese Viel über Italien. Denke an mich, wenn dir Etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, besonders den venetianischen Karneval." Es wäre müßig, aus dieser dürftigen Notiz bestimmte Muthmaßungen über den Stoff des beabsichtigten Dramas herleiten zu wollen, da sich weitere Andeutungen nirgends finden. Im nächsten Briefe bemerkt Heine freilich noch, daß es ihn dränge, seine Tragödie zu schreiben, aber mit dem letzten Gruße aus Lüneburg vom 9. Januar 1824 gesteht er seinem Freunde, daß noch keine Zeile derselben geschrieben sei.

Nach sechswöchentlichem Gebrauche des Seebades in Curhaven kehrte H. Heine Anfangs September nach Hamburg zurück. Es hatte sich mittlerweile zwischen ihm und seinem Oheim Salomon eine verstimmende Differenz über Geldangelegenheiten erhoben, die Harry den Muth benommen zu haben scheint, sein Projekt einer Uebersiedelung nach Paris vertrauensvoll mit Demselben zu bereden. Salomon Heine hatte ihm bisher, so lange er die

Universität besuchte, vierteljährlich die Summe von einhundert Thalern gezahlt und ihm im Oktober 1822 durch den Bankier Leonhard Lipke in Berlin diese Unterstützung auf weitere zwei Jahre zugesagt [103]). Der Neffe, welcher mit dem kargen Wechsel nie hatte auskommen können, und in Cuxhaven beiläufig recht flott gelebt haben mag — er schreibt an Moser, dass die sechs Wochen im Seebade ihn 30 Louisd'or gekostet, — ließ von dort aus die nächsten hundert Thaler, welche erst ein Paar Monate später fällig waren, in Berlin für sich einkassieren. Zu seiner Bestürzung empfing er sofort einen Brief seines Oheims, worin Dieser ihm schrieb: „Ich hoffe, du bist wohl und munter. Zu meinem Verdruss haben die Herren Lipke & Co. die letzten hundert Thaler auf mich angewiesen, die zufolge meiner Ordre erst am 1. Januar 1824 hatten gegeben werden sollen. Ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, dass er gegen meine Ordre gehandelt; indessen, ich gab derzeit mein Wort, fünfhundert Thaler zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten." Auch in dem übrigen Theile des Briefes schien die Andeutung zu liegen, dass Harry von dieser Seite hinfort kein Geld mehr zu erwarten habe. In ziemlich gereiztem Tone beantwortete er das Schreiben des Oheims, und das Zeugnis Lipke's rief Diesem die Thatsache ins Gedächtnis zurück, dass die Geldzusicherung allerdings auf zwei Jahre gegeben worden sei. Schon vor der Abreise ins Seebad hatte Harry an Moser geschrieben (Bd. XIX, S. 101): „Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, dass ich meinen Oheim nicht mehr nöthig habe, da es so ganz unter meiner Würde ist." Bei der Schilderung seiner jetzigen Misshelligkeit wiederholte er demselben Freunde (Ebd., S. 108 u. 110): „Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, dass mein Oheim zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz aufgekommen, Alles anzuwenden, um mich so bald als möglich von der Güte meines Oheims los zu reißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist, die er mir zufließen lässt, so kann ich dieselbe nicht entbehren . . . Wo ich diesen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; du siehst

aus Obigem, dass ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß wovon er übermorgen leben soll." Der folgende Brief aus Lüneburg (Ebd., S. 113 ff.) zeigt uns, wie die Differenz zwar ausgeglichen ward, aber doch einen bittern Stachel in der Seele des stolzen Jünglings zurückließ: „Meine Familien- und Finanzumstände sind jetzt die schlechtesten. Du nennst mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thust mir Unrecht; ich weiß nicht, warum ich just gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten soll, die ich gegen alle andere Menschen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zart fühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muss, und stottert, wenn er von dem besten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich Das nicht zu beschwören, du hast es selbst erlebt, dass ich in solchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen besitzt, aber nicht gern einen Groschen misst, durch keine freundschaftliche und gönnerschaftliche Verwendungen Geld zu erpressen. Es war mir schon fatal genug, das mir zugesagte Geld für das Jahr 1824 zu vindicieren, und ich bin ärgerlich, über diese Geschichte weiter zu schreiben. Ich bin mit meinem Oheim übereingekommen: dass ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und dass er übrigens sicher sein könne, von meiner Seite nie in Geldsachen belästigt zu werden. Für solche Genügsamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, dass mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf seinem Landhause verbrachte, sehr ehrte und sehr auszeichnete und genädig ansah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrücksicht bewegen sollte, Etwas von seiner innern Würde zu veräußern. Du siehst mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgesetztem Studium meiner Juristerei, die mir in der Folge Brot schaffen soll." Auch später kommt H. Heine oftmals auf dies gespannte Verhältnis zurück. Aus Göttingen schreibt er an Moser im Februar 1824 (Ebd., S. 150): „Ich will aus der Wagschale der Themis mein Mittagsbrot essen, und nicht mehr aus der Gnadenschüssel meines Oheims. Die Vorgänge vom vorigen Sommer haben einen düsteren, dämonischen Eindruck auf

mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen." Und Ende Juni desselben Jahres ruft er aus (Ebd., S. 169): „Meine Zeit wird von meinen Kopfschmerzen und Studien in Beschlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott stehe mir bei, wenn es nicht der Fall ist! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch seit neun Monaten nicht geschrieben." Und als Harry wirklich durch beständiges Kränkeln mit seinen Vorbereitungen für das Doktor-Examen nicht zum festgesetzten Termine fertig ward und den reichen Verwandten um eine fernere Unterstützung bitten musste, theilte er Moser das Resultat seines Briefes in den Worten mit (Ebd., S. 183, 192 u. 203): „Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugesetzt. Aber Alles, was er thut, geschieht auf eine unerfreuliche Weise. Ich habe ihm bis auf diese Stunde noch nicht geantwortet; denn es ist mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppisch und erbärmlich man mich bei ihm verklatscht." Wenn Salomon Heine, wie es allerdings wohl der Fall war, den Einflüsterungen seiner Schwiegersöhne und anderer Personen seines täglichen Umgangs, mit denen sein Neffe auf feindseligem Fuße stand, ein zu bereitwilliges Ohr lieh, so mag doch auch Letzterer durch hochmüthiges Pochen auf seinen Dichterruhm einen Theil der Schuld an den häufigen Misshelligkeiten getragen haben. Wir wissen nicht, ob die Anekdote verbürgt ist, dass er in muthwilliger Laune einmal seinem Oheim die humoristische Aufforderung schrieb:

„Schicken Sie mir eine Million,
Und vergessen Sie dann Ihren Brudersohn!"

Jedenfalls aber erzählt sein Bruder Max einen Vorfall, der, wenn er auch nur zur Hälfte wahr sein sollte, das Verhältnis zwischen Oheim und Neffen in ein possierliches Licht stellt: Als Harry im Frühling 1827 eine Reise nach England antrat, gab Salomon Heine, der ihm erst kürzlich ein hübsches Sümmchen geschenkt hatte, ihm auf seinen besonderen Wunsch, der Repräsentation halber, einen Kreditbrief von vierhundert Pfund

Sterling sammt einer dringenden Empfehlung an den Baron Rothschild in London mit. Die Abschiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Kreditbrief ist nur zur formellen Unterstützung der Empfehlung; mit deinem baren Reisegeld wirst du schon auskommen.“ — Kaum war der Dichter vierundzwanzig Stunden in London, als er bereits auf dem Komptoir Rothschild's seinen Kreditbrief präsentierte und die vierhundert Pfund einstrich. Dann fuhr er zum Chef des Hauses, Baron James von Rothschild, der ihn sofort zu einem solennen Diner einlud. Onkel Salomon saß eines Morgens gemüthlich beim Kaffe, rauchte seine lange Pfeife, und öffnete die von London eingelaufenen Geschäftsbriefe. Es war grade so viel Zeit seit der Abreise seines Neffen aus Hamburg verstrichen, wie die nächste Post aus London zur Meldung seiner glücklichen Ankunft nöthig hatte. Der erste Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige Rothschild's, dass er das Vergnügen gehabt, seinen berühmten, charmanten Neffen persönlich kennen zu lernen, und die Ehre genossen, den Kredit von vierhundert Pfund auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch sprang er von seinem Lehnstuhl auf, und rannte schäumenden Mundes im Zimmer auf und ab. Die Tante sah erschrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausstieß: „Der Teufel hole Rothschild sammt seinem Vergnügen und der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er sich zu seiner Frau: „Ich sage dir, Betty, Der kann mich ruinieren!“ Jedem Bekannten an der Börse erzählte er die große Begebenheit, und schrieb Abends noch an Harry's Mutter einen Brief voll der bittersten Klagen. Die gute Frau sandte sofort eine strenge Epistel an den sich in London aufs beste amüsierenden Sohn, und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung. Diese kam auch mit der folgenden Post, aber in sonderbarster Weise. Eine Stelle des Schreibens lautete: „Alte Leute haben Kapricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böser wieder zurücknehmen. Da musste ich sicher gehen; denn es hätte ihm im nächsten Briefe an Rothschild einfallen können, Demselben zu schreiben, dass der Kreditbrief nur eine leere Form gewesen, wie die Annalen der Komptoirs der großen Bankiers Beispiele

genug aufzuführen wissen. Ja, liebe Mutter, der Mensch muss immer sicher gehen — der Onkel selbst wäre nie so reich geworden, wenn er nicht immer sicher gegangen wäre.“ Originell genug war die Scene, als der geniale Neffe zum ersten Mal wieder vor den erzürnten Oheim trat. Vorwürfe über maßlose Verschwendung, Drohungen, sich nie wieder mit ihm zu versöhnen — alles Dies hörte Jener mit der gelassensten Ruhe an. Als Salomon Heine endlich mit seiner Strafpredigt fertig war, hatte der Neffe nur die eine Erwiderung: „Weißt du, Onkel, das Beste an dir ist, dass du meinen Namen trägst,“ und schritt stolz aus dem Zimmer. Diese kecke Aeußerung vermochte der Millionär lange nicht zu verwinden. „Er rechnet es sich gar noch zur Tugend, dass ich ihm für seine Briefe an mich kein specielles Honorar zu zahlen brauche,“ sagte er einst, als er obigen Vorfall erzählte; denn Harry hatte ihm wirklich einmal im Uebermuthe geschrieben: „Jedes meiner Worte ist bares Geld für mich.“ In ähnlich stolzem Selbstgefühl und nicht ohne leichte Persifflage schrieb er an Salomon Heine 1828 aus den Bädern von Lucca (Bd. XIX, S. 332 ff.): „Ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer sind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, lassen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da sie sich doch alle auf Geld reducieren lassen, und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Banco-Mark ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — statt dass meine Klagen unberechenbar sind, unendlich, denn sie sind geistiger Art, wurzelnd in der Tiefe der schmerzlichsten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu sehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zusammengezählt würden, so gingen sie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Fassungskraft zu sein brauchte, und sie gingen sogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich setze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich fassen zu können, und der Sack risse — glauben Sie wohl,

daß Das eben so Viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überstopft hat? Doch genug, die Sonne scheint heute so schön, und wenn ich zum Fenster hinausblicke, so sehe ich Nichts, wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen gestehen, daß diese doch noch schöner ist, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien gesehen ... Und nun leben Sie wohl! Es ist gut, daß ich Ihnen nicht sagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie sind um so eher überzeugt, daß dieser Brief Sie in keiner Weise belästigen soll. Er ist bloß ein Seufzer. Es ist mir leid, daß ich diesen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld kosten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!" — Niemand wird sagen können, daß ein Neffe, der seinem reichen Oheim solche Briefe schrieb, sich durch unwürdige Schmeicheleien Ansprüche auf Dessen Großmuth zu erwerben gesucht hätte. Daß der Dichter, trotz dieser oftmaligen Nergeleien, die innigste Liebe und Verehrung für den launenhaften Millionär empfand, beweisen, außer dem Umstande, daß er ihm seine Tragödien nebst dem lyrischen Intermezzo widmete, zahlreiche Aeußerungen seiner Briefe. Im April 1823 schrieb er an Wohlwill (Bd. XIX, S. 48): „Mein Oheim Salomon Heine ist einer von den Menschen, die ich am meisten achte; er ist edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, Letzteres ist mir das Höchste." Anderthalb Jahre später bemerkte er in einem Briefe an Friederike Robert[104]): „Mit Vergnügen habe ich vernommen, schöne Frau, daß Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, sagen Sie!? Es ist ein bedeutender Mensch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beständigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, fast mehr als mich selbst. Dieselbe störrige Keckheit, bodenlose Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daß Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter gemacht, und uns dadurch äußerlich in Gesinnung und Lebensweise höchst verschieden ausgebildet hat."

Gegen Ende September finden wir unsern jungen Freund wieder in Lüneburg, eifrig vertieft in jene juristischen Studien, die ihm nach seiner damaligen Hoffnung in der Folge das tägliche Brot und die ersehnte Unabhängigkeit von den Geldzuschüssen des reichen Oheims verschaffen sollten. Er versichert seinem Freunde Moser wiederholentlich (Bd. XIX, S. 116, 126, 150 rc.), daß er sich à tout prix eine feste, lukrative Stellung verschaffen, und sich nicht weiter in Armuth und Drangsal herum schleppen wolle. „Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reisen, und dort ein Jahr zu bleiben, ich muß mein jus mit mehr Fleiß als Andere studieren, da ich — wie ich voraussehe — nirgends angestellt werde und mich aufs Advocieren legen muß." — „Ich stehe bis am Hals im Moraste römischer Gesetze," schreibt er im November 1823 an Ludwig Robert[103]). „Ich habe kein Privatvermögen und muß fürs liebe Brot sorgen; und ich bin dabei so vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moser geklagt haben wird." Auch in einem Briefe an Joseph Lehmann heißt es um dieselbe Zeit: „Was mich betrifft, so arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernsthafte Sachen und Brotstudien. Das Versemachen hab' ich auf bessere Zeiten verspart; und wozu soll ich sie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrscht, und ich will diese Herrschaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüstet mich's nach Martyrkronen. Was ich für die Zukunft beabsichtige, kann Ihnen Moser sagen, Der weiß es eben so gut als ich selbst." — Daß übrigens, trotz dieser gelehrten Studien, nebenher der in Kopf und Herz während der Sommerreise aufgespeicherte Stoff poetisch verarbeitet ward, sagt uns schon die Bemerkung in einem Schreiben an Moser vom 5. November (Bd. XIX, S. 128): „Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber so bald nicht gedruckt werden." In der That ist die größere Hälfte des Liedercyklus: „Die Heimkehr" im Herbst 1823 in Lüneburg entstanden. Außer den vorhin angeführten Reminiscenzen des Aufenthaltes in Hamburg und Cuxhaven, erwähnen wir noch das Gedicht: „Mein Herz, mein Herz ist traurig", dessen Schilderung sich auf eine damals noch vorhandene Partie des jetzt in eine Promenade verwandelten Lüneburger Festungswalles bezieht, — die Lieder: „Du bist wie eine

Blume", „Du hast Diamanten und Perlen", „Was will die einsame Thräne?" — und die durch Silcher's Komposition zum Volkslied gewordene Lorelei-Ballade[106]). Nur Wenigen mag es bekannt sein, dass die Sage von der Lorelei keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten" ist, sondern erst aus diesem Jahrhundert stammt. Die sorgfältigsten Nachforschungen haben festgestellt, dass kein einziger Schriftsteller früherer Zeit das Mindeste von einem „Lohra"-Kultus oder von der verführerischen Nixe weiß, welche am Lurleifelsen bei St. Goar dem vorüberfahrenden Schiffer so verderblich gewesen sei. Den ersten Keim zu der Sage legte Clemens Brentano durch eine dem zweiten Theil seines Romanes „Godwi" eingefügte Ballade, deren Stoff nach seiner ausdrücklichen Erklärung frei von ihm erfunden war. Dies Gedicht handelt weder von Nixen noch Sirenen, sondern von einer jungen Bürgerstochter in Bacharach, die vom Bischof der Zauberei beschuldigt wird, weil viele Männer sich wegen ihrer Schönheit in sie verlieben. Sie selbst aber fühlt sich unglücklich, weil ihr Schatz sie betrogen und verlassen hat, und erfleht den Tod. Der Bischof, von ihrer Schönheit gerührt, giebt Befehl, sie ins Kloster zu führen; unterwegs aber blickt sie noch einmal vom Felsen nach ihres Liebsten Schloss, und stürzt sich dann in den Rhein. Lediglich auf Grund des Namens „Lurlei" (Lei bedeutet Schieferfels) hatte Brentano das Mädchen Lore Lay genannt. Dies genügte dem auf Rheinsagen erpichten Nikolaus Vogt, um daraus mit souveräner Phantasie eine ganz neue Geschichte zu spinnen und 1811 frischweg zu behaupten, das Echo an der Lurlei solle die Stimme eines Weibes sein, das durch außerordentlichen Liebreiz alle Männer bezaubert habe, nur nicht den Mann ihrer eigenen Liebe; die Unglückliche sei deßhalb ins Kloster gegangen, auf dem Wege dahin aber ihres auf dem Rheine dahin fahrenden Geliebten ansichtig geworden und aus Schmerz und Verzweiflung von der Höhe des Felsens in die Tiefe gesprungen; drei ihrer Anbeter aber, die sie begleitet, seien ihr gefolgt, und deßhalb heiße auch der vordere Felsen mit dem dreifachen Echo der Dreiritterstein. So hatte also Vogt aus dem selbständig erfundenen Gedichte Brentano's, auf das er sich obendrein zur Beglaubigung seiner Erzählung

berief, unter willkürlichen Zusätzen der eigenen Phantasie eine angebliche „Volkssage" gemodelt, deren sich bald zahlreiche Poeten zu weiterer Ausschmückung des romantischen Stoffes bemächtigten. Graf Otto Heinrich von Loeben verwandelte in seiner, zuerst in der „Urania" für 1821 abgedruckten „Loreley; eine Sage vom Rhein" [107]) die Selbstmörderin von Bacharach in eine Stromnixe, die, auf dem höchsten Felsgestein sitzend, den vorüberfahrenden Schiffer durch holde Lieder bethört und in die Tiefe hinablockt. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass Heine dies Loeben'sche Gedicht gekannt und bei Abfassung seiner Lorelei-Ballade benutzt hat. Nicht allein der Inhalt ist fast ein gleicher, sondern auch die Form beider Lieder hat eine gewisse Aehnlichkeit in Versschema, Tonfall und einzelnen Wendungen. Es wäre jedoch lächerlich, Heine, der aus einigen saloppen Bänkelsängerreimen eine unsterbliche Dichtung schuf, eines Plagiates zu beschuldigen, weil er dem schlecht behandelten Stoff eine neue, würdigere Fassung gab. — Die Sage von der Lorelei nahm später unter den Händen anderer Dichter noch verschiedene Wandlungen an. Eichendorff machte sie zur Waldhexe, Simrock mit gelehrt erkünstelter Allegorie zur Muse des Rheinlands, Geibel wählte sie zum Gegenstande dramatischer Behandlung für ein Opern-Libretto, Hermann Hersch für ein fünfaktiges Trauerspiel, und Herzog Adolf von Nassau wollte der Rheinnixe Anfangs der fünfziger Jahre gar auf dem Lurleifelsen, als der Stätte des „uralten Lohra-Kultus", ein riesiges Standbild errichten, dessen Modell schon von Professor Hopfgarten angefertigt war, als plötzlich die unbarmherzige Kritik die ganze Sage in ihr Nichts zerblies. Das Modell verwittert jetzt langsam im Schlossparke zu Bieberich, und von den unzähligen Lorelei-Gedichten wird nur das Heine'sche Lied ewig im Volksmunde leben.

Auch die höhnisch bittere Romanze „Donna Clara" (Bd. XV, S. 272 [186]), welche die judenfeindliche Alkadentochter sich in einen unbekannten Ritter verlieben lässt, der sich, nachdem er ihrer Liebe genossen, als Sohn des gelehrten Rabbi Israel von Saragossa entpuppt, wurde im Herbst 1823 geschrieben. Die Begleitworte an Moser (Bd. XIX, S. 129 u. 132) verrathen uns, dass die herbe Tendenz des Gedichtes keineswegs der Ausfluss

eines übersprudelnden Humors, sondern das Resultat eines wirklichen Erlebnisses in Berlin und eines tief verletzten Gemüthes war: „Es giebt einen Abraham von Saragossa, aber Israel fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze ist eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkaden umgewandelt, Baronesse in Sennora, und ich selbst in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es ist bloß das erste Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von seinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verspottet zeigt, und das dritte zeigt dieses Kind als erwachsenen Dominikaner, der seine jüdischen Brüder zu Tode foltern läßt. Der Refrain dieser beiden Stücke korrespondiert mit dem Refrain des ersten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich sie schreibe. Auf jeden Fall werde ich diese Romanze in meiner nächsten Gedichtsammlung aufnehmen. Aber ich habe sehr wichtige Gründe, zu wünschen, daß sie früher in keine christliche Hände gerathe." Es war Heine gar nicht angenehm, durch sein Gedicht bei dem Freunde einen spaßigen Eindruck erregt zu haben: „Daß dir die Romanze gefallen, ist mir lieb. Daß du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft so, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daß die Sache komisch wird." Eben so schrieb er an Ludwig Robert [108]), welcher ihn um das Gedicht für die „Rheinblüthen", einen von seinem Schwiegervater, dem Buchhändler Braun in Karlsruhe, herausgegebenen Almanach, ersuchte: „Es war mir lieb, daß es Ihnen nicht mißfiel, da ich am Werthe desselben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus, was ich eigentlich sagen wollte, und sagt vielleicht gar etwas Anders. Es sollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine moquante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geschehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeschichtliches ist, und das sich klar in mir abspiegelte, wollte ich einfach, absichtlos und episch-parteilos zurück geben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernst-wehmüthig, und nicht lachend, aufgefaßt, und es sollte sogar das erste Stück einer tragischen Trilogie sein."

Im Ganzen verlebte Heine die Herbstmonate in Lüneburg in sehr verdrießlicher Stimmung; die Reise nach Hamburg hatte

ihm mehr Trübes als Erfreuliches gebracht, sein Kopfleiden war durch den Aufenthalt im Seebade kaum merklich gebessert worden, im täglichen Verkehr fehlte ihm jede geistige Anregung, und der Mißerfolg der Aufführung des „Almansor" hatte seine hoch fliegenden Hoffnungen bis zur Verzagnis herab gestimmt. „Braunschweiger Meßjuden," schrieb er an Moser (Bd. XIX, S. 120), „haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenziert schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie Dieses zu reparieren ist. Die Welt mit ihren dazu gehörigen Dummheiten ist mir nicht so gleichgültig, wie du glaubst." Die anerkennenden Recensionen seiner Tragödien und Gedichte in den meisten Zeitschriften trösteten ihn freilich in Etwas über das ärgerliche Ereignis, und er bemerkte bei der Nachricht, daß Beer's „Paria" in Berlin zur Aufführung kommen solle, mit erhobnerem Selbstgefühl (Ebd., S. 143): „Daß eine Tragödie nothwendig schlecht sein muß, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken." Ein treues Spiegelbild des Unmuths, mit welchem der junge Dichter die todte Stille des von jedem anregenden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Familienlebens ertrug, gewährt uns der Anfang eines Briefes an Ludwig Robert [109]): „Es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer daß ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird eben so lange dauern, als das Erstere, dessen Dauer sehr unbestimmt ist. Ueber das Leben hinaus verspreche ich Nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist Alles vorbei, Freude, Liebe, Aerger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, „Macht der Verhältnisse", Klatschen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt Nichts übrig, als eine Handvoll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt „Die Tochter Jephtha's" mitsammt dem ausgepfiffenen „Almansor". Es ist wahrlich eine düstere Stimmung, in der ich seit zwei Monaten hinbrüte; ich sehe Nichts, als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel."

Nachdem sich Heine am 24. December in Berlin hatte exmatrikulieren lassen, trat er am 19. Januar 1824 die Reise nach Göttingen an. Wir erfahren aus einem Briefe, den er unterwegs in Hannover seinem Freunde Moser schrieb (Bd. XIX, S. 145 ff.), dass er auch an seinem neuen Bestimmungsorte nicht viel Freude zu finden erwartete, und sich, trotz seiner vielen Klagen, zuletzt doch so leidlich in Lüneburg eingelebt, ja, fast ungern von den hübschen Lüneburgerinnen getrennt hatte: „Aus dem Datum oben ersiehst du, dass ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erst vor einigen Jahren abgeschafft hat. Ich bin gestern Abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erschöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in sehr schlechtem Wetter und noch schlechterer Gesellschaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karcer, die läppischen Löwen auf dem Weenderthore und den Rosenstrauch auf dem Grab der schönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; Das hat etwas Unheimliches. Ich glaube auch, dass ich die erste Zeit sehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zustand, befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende ist mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon scheiden muss. Es ist mir immer so gegangen, so halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler. Das Licht ist tief herabgebrannt, es ist spät, und ich bin zu schläfrig, um deutsch zu schreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutscher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.) Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutscher wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drei gebildete, civilisierte Völker: die Franzosen, die Chinesen und die Perser. Ich bin stolz darauf, ein Perser zu sein. Dass ich deutsche Verse mache, hat seine eigene Bewandtnis. Die schöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, dass das Deutsche

Aehnlichkeit habe mit ihrer Muttersprache, dem Persischen, und jetzt sitzt das liebliche Mädchen zu Ispahan und studiert deutsche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem einzuschmuggeln gewusst, pflegt sie, zur grammatischen Uebung, Einiges zu übersetzen in ihre süße, rosige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach, wie sehne ich mich nach Ispahan! Ach, ich Armer bin fern von seinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es ist ein schreckliches Schicksal für einen persischen Dichter, dass er sich abmühen muss in eurer niederträchtig holprigen deutschen Sprache, dass er zu Tode gemartert wird von euren eben so holprigen Postwägen, von eurem schlechten Wetter, euren dummen Tabacksgesichtern, euren römischen Pandekten, eurem philosophischen Kauderwelsch und eurem übrigen Lumpenwesen. O Firdusi! O Ischami! O Saadi! wie elend ist euer Bruder! Ach, wie sehne ich mich nach den Rosen von Schiras! Deutschland mag sein Gutes haben, ich will es nicht schmähen. Es hat auch seine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenbach, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe. Aber was ist alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Nisami! Aber obschon ich ein Perser bin, so bekenne ich doch: der größte Dichter bist du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obschon ich ihn nur durch die schlechte Boysen'sche Uebersetzung kenne, wird mir so leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!"

Am 30. Januar ließ sich H. Heine zum zweiten Mal in Göttingen als akademischer Bürger immatrikulieren, und bezog eine Wohnung im ersten Stock des Eberwein'schen Hauses auf der Groner Straße [110]). Seine Aufwärterin in diesem Logis gehörte zum Xanthippengeschlechte, und Heine machte sich öfters den Spaß, Fräulein Luise in Gegenwart seiner Bekannten zu Wuthausbrüchen zu reizen. Einmal schellte er, als ob das Haus in Flammen stünde. Die Aufwärterin erschien und blieb mit zornigen Blicken, der Befehle des Herrn gewärtig, schweigend in der Thür stehen. Heine schien sie gar nicht zu bemerken und trug, ihr den Rücken zuwendend, allerlei Ungehörigkeiten des kecken „Besens" vor. „Was!" schrie sie plötzlich, „ich soll ein Besen sein? Wenn Sie einen Besen wollen, so kann ich damit dienen!"

Wüthend schlug sie die Thüre hinter sich zu, und gleich darauf flog ein großer Kehrbesen mitten ins Zimmer.

Wie Heine vorausgesehen, fand er in Göttingen nur wenige seiner früheren Universitätsbekannten vor, und seine Briefe an Moser eröffnet sofort wieder (Bd. XIX, S. 150) ein Lamento über das sterile Einerlei seines Lebens: „Ich bin jetzt schon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich schon. Aber ich hab' es ja selbst gewollt, und es ist gut, und still davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las gestern Abend die Briefe Jean Jacques Rousseau's und sah, wie langweilig es ist, wenn man sich beständig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Gesundheit wegen, und — Das musst du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpesten suchen, haben mir selten Klagen entlockt . . . Hier ist Alles still, und in der Hauptsache anders als bei euch. Wie du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menschen ihr Leben damit, dass sich Einer mit dem Andern beschäftigt, und Dessen Thun und Lassen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eignen Vortheils halber) befördert. In Berlin bekümmert man sich mehr um die lebendigen Menschen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beschäftigt man sich auch mehr mit Politik, hier mehr mit der Literatur derselben. Um mit meinem Freunde Rousseau zu sprechen: à Berlin on est plus curieux des sottises qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres." Obschon er versichert, dass er jetzt ganz in seinem juristischen Fachstudium lebe und das Corpus juris sein Kopfkissen sei, scheint Heine doch nebenher auch die geselligen Freuden des Umgangs aufgesucht und die sich ihm darbietenden Zerstreuungen nicht verschmäht zu haben, wie schon die humoristische Andeutung (Ebd., S. 155) besagt: „Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chronikenlesen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es ist nicht mehr die frühere, die einseitige Liebe, sondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, so neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die medicäische Venus, die hier auf der Bibliothek steht, und die schöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach, und bei Beiden liebe ich unglücklich!"

Vor Allem besuchte er gern eine kleine Wirthschaft, „die Landwehr“ genannt, welche ein Stündchen von der Stadt entfernt lag, und des hübschen Schänkmädchens halber vielen Zuspruch von den Studenten erhielt. Das Lottchen von der Landwehr war eine reizende Erscheinung. Höchst anständig, von gleicher Freundlichkeit gegen alle Gäste, bediente sie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graciöser Behendigkeit. Heine schlenderte oftmals mit andern Musensöhnen nach dieser Schänke hinaus, um dort sein Abendessen einzunehmen, gewöhnlich eine Taube oder ein Entenviertel mit Apfelkompott. Er liebte es, mit der Kleinen zu scherzen, obschon sie dazu weder Veranlassung noch Erlaubnis gab, und einstmals umfasste er gar ihre Taille und suchte ihr einen Kuss zu rauben. Glühend vor Zorn und Scham riss sich das Mädchen los, und verwies dem kecken Studenten mit so strafendem Ernst sein Benehmen, dass er beschämt davon schlich. Längere Zeit vermied er die Schänke, durch diese Erfahrung belehrt, dass ein junges, seiner Würde bewusstes Mädchen allezeit den kräftigsten Schutz gegen jede Frivolität in sich selbst trage. Bald jedoch zog es ihn wieder nach der Landwehr, und er ging in der eitlen Absicht hinaus, das hübsche Mädchen völlig zu ignorieren. Wie sehr aber war er erstaunt, als ihm Lottchen mit dem heitersten Lächeln entgegen kam, ihm die Hand reichte und unbefangen sagte: „Mit Ihnen ist Das etwas ganz Anderes als mit den übrigen Herrn Studiosen, Sie sind ja schon so berühmt, wie unsre Professoren. Ich habe Ihre Gedichte gelesen — ach, wie sind die schön! das Gedicht vom Kirchhof weiß ich fast auswendig — und jetzt, Herr Heine, mögen Sie mich küssen in Gegenwart von all' diesen Herren. Seien Sie aber auch recht fleißig und schreiben Sie noch mehr so schöne Gedichte!“ Als Heine seinem Bruder Max nach dreißig Jahren diese Geschichte erzählte, sagte er wehmüthig: „Dies kleine Honorar hat mir mehr Freude verursacht, als späterhin alle klinkenden Goldstücke von Hoffmann und Campe.“

Kaum zwei Monate hatte H. Heine in Göttingen verbracht, als ihn sein unruhiger Geist schon wieder den Plan zu einem Ausfluge nach Berlin fassen ließ. „Wir haben nämlich vier Wochen Ferien,“ schrieb er (Bd. XIX, S. 157 ff.) an Moser,

„das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann — ich könnte dir wohl glauben machen, daß du endlich es bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reise — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, daß du mir schreibst, daß Roberts schon diesen Monat nach Wien gehen. Wäre Dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Madame Robert's wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf? genug, ich komme . . . Du wirst sehen, wie es mit meinem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muß, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte dich schon im Voraus, laß mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegel'sches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit du mir recht viel Mattes und Wässrichtes sagen kannst, laß dir dünken, ich sei ein Schafskopf wie Cajus und Titius ꝛc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir, wie du in deinem Briefe verlangst; mag es mit meiner Poesie aus sein oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht Das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, daß ich Nichts schreiben will, so lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muß ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funke derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest du ängstlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand . . . Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge dich mit Dem, was ich bin und sein will, und grüble nicht darüber, was ich sein könnte." Wenn

Moser, wie aus diesen Bemerkungen hervor zu gehen scheint, sich in seinen Briefen geäußert hatte, als hielte man in Berlin Heine's poetische Kraft für erloschen, so beeilte sich Letzterer, eine brillante Visitenkarte seines Genius abzugeben, indem er noch vor seiner Ankunft in Berlin dreiunddreißig der schönsten, im Herbste gedichteten Lieder aus dem Cyklus „Die Heimkehr" im „Gesellschafter" vom 26.—31. März 1824 abdrucken ließ.

Zur selben Zeit trat er die Ferienreise an. Auf dem Harze verbrachte er eine schlechte Nacht, und sein unmuthiger Ausruf (Bd. XIX, S. 162): „Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel seinen geliebten Blocksberg!" ließ nicht ahnen, welch ein Bad geistiger Erfrischung ihm sechs Monate später die Fußwanderung durch dasselbe Gebirge gewähren sollte. Fern gen Süden sah er den Kyffhäuser liegen — „die Raben flattern noch um den Berg herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird sich noch einige Zeit gedulden müssen," dachte er bei dem Anblick des sagenumklungenen Felskegels, — und über Quedlinburg und Halberstadt traf er am 1. April in Magdeburg ein, wohin sein Freund Immermann seit Kurzem übergesiedelt war. Er machte dort endlich die persönliche Bekanntschaft des Dichters, mit dem er seit anderthalb Jahren eine so lebhafte Korrespondenz unterhalten, und in anregendstem Gespräch ward der literarische Bruderbund besiegelt, den sie aus der Ferne mit einander geschlossen. Es war dies unseres Wissens zugleich das erste und das einzige Mal, daß Heine persönlich mit Immermann zusammen traf. „Von Magdeburg wüßte ich dir Nichts zu sagen," schrieb er an Moser, „als daß es einen prächtigen Dom hat und in diesem Augenblick zwei sehr bedeutende Dichter mit seinen Mauern umschließt. Der Eine ist dein Freund H. Heine." In demselben Billett bittet er Moser, ihm in Berlin auf einige Wochen ein Zimmer zu miethen, „nicht zu theuer, aber auch nicht schlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends wo in der Nähe ein Schlosser oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch siehe, daß das Zimmer an kein anderes grenzt, worin laut gesprochen wird." Diese ängstlichen Vorschriften lassen genügend erkennen, daß Heine's Kopfübel — sein Arzt in Göttingen war der Geheime Hofrath Dr. Marx — ihn immer noch störend belästigte. Sein

Vetter Schiff erzählt eine ergötzliche Geschichte, die jener Besuch in Berlin zur Folge hatte. Ein eleganter Student, Namens Schlegel, der später eine Hofcharge bei einem deutschen Duodezfürsten bekleidete, traf eines Tages bei Schiff mit Heine zusammen, und Dieser klagte, wie gewöhnlich, über Kopfschmerz. Schlegel, welcher an demselben Uebel litt, hatte die Artigkeit, dem Dichter ein unfehlbares Recept anzubieten, das ihm selbst jederzeit Linderung verschaffte. Heine nahm das probate Heilmittel dankbar an, und versprach das Recept zurück zu geben, sobald er es habe kopieren lassen; in der Zerstreuung nahm er dasselbe aber nach Göttingen mit. Einige Tage nachher kam Schlegel mit hoch geschwollenem Gesichte, den Kopf mit einem Backentuche umwunden, zu Schiff gestürzt. „Ums Himmelswillen! wo ist Ihr Vetter? Ich muß sofort mein Recept haben." — „Beide in Göttingen!" lachte Schiff, den der possierliche Anblick des Patienten und der Gedanke an das Schicksal des Receptes, welches einem wirklich Leidenden durch einen Kranken in der Einbildung entführt worden sei, zu unwillkürlicher Heiterkeit hinriß. Denn Schiff, der sich bis in sein hohes Alter, trotz der maßlosesten Ausschweifungen, einer unverwüstlichen Gesundheit erfreute, glaubte mit Unrecht niemals an den Ernst der Heine'schen Kopfschmerzen, und war sehr geneigt, dieselben lediglich für einen Vorwand zu halten, durch Aufstützen des Kopfes oder kokettes Hinstreichen über die Stirn eine schön geformte Hand in vortheilhafter Beleuchtung zu zeigen. — Heine fand in Berlin noch die meisten seiner intimeren Freunde vor; Roberts hatten ihre Abreise aufgeschoben, mit Varnhagen stellte sich das alte herzliche Einvernehmen wieder her, Moser, Zunz, Gans und Lehmann tauschten in gewohnter Weise ihre Ideen in geistvollem Wechselgespräch mit ihm aus, seine im „Gesellschafter" abgedruckten neuen Gedichte hatten die größte Bewunderung erregt, in allen Kreisen der Residenz sah er sich aufs zuvorkommendste empfangen, neue Bekanntschaften, wie mit dem Schriftsteller Daniel Leßmann, der später so tragisch endete, wurden angeknüpft, und nach vierwöchentlichem Aufenthalt kehrte er geistig erfrischt und auch körperlich in etwas besserem Wohlsein, nach Göttingen zurück.

Kaum dort angelangt, begann er jedoch sofort wieder zu klagen. „Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist," berichtete er (Bd. XIX., S. 162) an Moser; „Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton deiner Stimme, und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten. Ich musste durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isoliert und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht." — Sehr bewegte ihn die unerwartete Nachricht von dem am 19. April 1824 in Missolunghi erfolgten Tode Lord Byron's. „Er war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte," schrieb er (Ebd., S. 172) an Moser, „und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist." In den ersten Tagen seiner Rückkehr nach Göttingen wurde der artige Sonettenkranz an Friederike Robert (Bd. XVI, S. 249 [220] ff.) verfasst, den er ihr durch seinen Freund Moser zustellen ließ. „Ich hatte versprochen," bemerkt er dabei (Bd. XIX., S. 164), „der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst theils heischte, theils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen, und könnte dem Ueberbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln." Eben so geringen Werth legt Heine auf diese Gedichte in einem Schreiben an Ludwig Robert [111]): „Wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar missfallen, so lassen Sie solche in den „Rheinblüthen" abdrucken,

mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigen Ueberschrift. Wahrlich, für mich sind diese Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter setzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundsatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden Dieses sicher billigen." Demselben Briefe waren einige andere Gedichte für die „Rheinblüthen" beigefügt, die gleichfalls nur mit einer Chiffre unterzeichnet werden sollten. „Ein Hundsfott ist, wer mehr giebt, als er hat, und ein Narr ist, wer Alles mit seinem Namen giebt. Ich will Beides nicht sein. Ich verspreche Ihnen aber schriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Post ist zu nahe, als dass ich heute Viel schreiben könnte, außerdem bin ich sehr verstimmt, ich muss mich mit langweiligen, mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, dass ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse; mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir gefällt."

Auch mit Johann Baptist Rousseau, der seit Anfang des Jahres in Köln eine „Zeitschrift für Poesie, Literatur, Kritik und Kunst" unter dem Titel „Agrippina" begründet hatte, trat Heine von Göttingen aus wieder in Korrespondenz. Obschon ihm das hohle journalistische Treiben des Freundes und Dessen Hinneigung zu deutschthümelnd mittelalterlichen Tendenzen von Herzen zuwider war — Rousseau gab in den Jahren 1824 und 1825 in Köln und Aachen nicht weniger als drei verschiedene belletristische Journale heraus, die es sämmtlich nicht über einen halben Jahrgang brachten [112]), — sandte er ihm doch als bereitwillige Unterstützung manche poetische Beiträge ein, die freilich, getreu der oben ausgesprochenen Maxime, in Zukunft nur Vorzügliches unter seinem Namen veröffentlichen zu wollen, meistens bloß mit der Chiffre ****e unterzeichnet wurden. Einige derselben haben in dem Cyklus: „Die Heimkehr", andere erst in den „Neuen Gedichten" und im „Romancero" Aufnahme gefunden; manche jedoch sind

bei Lebzeiten des Verfassers nie wieder abgedruckt worden, obschon einzelne dieser Lieder wohl der Einreihung in eine der späteren Gedichtsammlungen werth gewesen wären [113]).

Ein anderer Beitrag desselben Poeten sollte der „Agrippina", die ohnedies nur ein sieches Dasein hinschleppte, zu jähem Ende verhelfen. Nachdem Heine am 1. August in Nr. 93 der genannten Zeitschrift das von ihm verfasste „Klagelied eines altdeutschen Jünglings" (Bd. XVI., S. 295 [260]) unter der Ueberschrift „Elegie" und mit der Bemerkung, daſs es „ein noch nirgends abgedrucktes „Volkslied" sei, veröffentlicht hatte, schickte er seinem Freunde Rousseau ein, mit der Ueberschrift „Berlin" versehenes, humoristisches Soldatenlied ein, das aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts oder aus noch früherer Zeit herstammt, und das er im Hannövrischen hatte singen hören [114]). Kaum war dies, in Nr. 97 der „Agrippina" am 11. August 1824 mitgetheilte Lied in Berlin bekannt geworden, als der Befehl zur sofortigen Unterdrückung der Zeitschrift nach Köln erging. —

Was Heine's juristische Studien betrifft, so wurden die für das heran drohende Examen unerläßlichen Kollegien jetzt zwar pflichtschuldig besucht, aber zumeist nur als Nothsache und ohne inneres Interesse. „Ich lebe hier im alten Gleise," heißt es in einem Briefe an Moser (Bd. XIX., S. 166), „d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll; unterdessen kommt langsam die neunte Stunde heran geschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der That, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hilfe loskriegen" [115]). Aber vergebens bemühte er sich, den in so geistlos todter Weise an sein Ohr schallenden Wust deutscher und römischer Gesetze zu bewältigen. Unmuthig klagte er dem Freunde (Ebd., S. 178 u. 182), daſs er die Processe, die er zur Uebung jetzt führe, stets verliere: „Seit ich Jurist

bin, werde ich noch mehr geprellt, als sonst. Ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum, ich höre von Nichts sprechen als von Stillicidium, Testamenten, Emphyteusis u. s. w., ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wissen, ob ich Was los habe. Wenn Meister das diesmalige Dekanat ausschlägt, so bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bittersten Feinde, Dekan. Du musst wissen, ich habe mich hier auch schon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache." Je näher die Zeit des Examens kommt, desto unruhiger und besorgter wird Heine ob seiner juristischen Zukunft. Während er in Hugo's, Bauer's und Meister's Kollegien schmachtet, und die widerspänstig trockne Materie ihm durchaus nicht in den Kopf will, zweifelt er zuletzt an seinen Anlagen zur Jurisprudenz so gut wie zur Poesie. Wenn ich sage," schreibt er im Januar 1825 (Ebd., S. 190 ff.), „dass ich kein Esel und kein Genie bin, so will ich damit nicht renommieren. Wäre ich Ersteres, so wäre ich längst befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, just ich, bin der Einzige, der kein Genie ist. Ich scherze nicht, es ist Ernst. Was die ordinärsten Menschen zu fassen vermögen, wird mir schwer. Ich bewundre, wie die Menschen das Halbbegriffene, das aus dem Zusammenhang des Wissens Gerissene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer Dieses kann, Den halte ich für ein Genie. Indessen, wegen der Rarität wird jenen Menschen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das ist die große Ironie. Das ist der letzte Grund meiner Genialität. Das ist auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erst zu Ostern fertig werde. Mit der Genialität in der Poesie ist es auch so eine ganz zweideutige Sache. Das Talent ist mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetisches Genie zu sein, muss man erst das Talent dazu haben. Das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe. Das ist der letzte Grund, warum so viele

Poeten zu Grund gehen, z. B. ich!" So breitete die verhasste Jurisprudenz allmählich ihre finsteren Schatten auch über Heine's dichterische Pläne, und erfüllte ihn mit selbstquälerischem Misstrauen in die eigene Kraft. Die begonnenen Entwürfe blieben liegen, und wurden zum Theil erst nach Jahren in veränderter Gestalt wieder aufgenommen.

Die Hauptarbeit, mit welcher sich Heine im Sommer 1824 neben seinen juridischen Fachstudien beschäftigte, war ein Roman, „Der Rabbi von Bacharach", in welchem der Dichter, angeregt durch die Bestrebungen des Berliner Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, die zweitausendjährige Verfolgung und Unterdrückung des Judenthums mit aller Schmerzensgewalt der Poesie verkörpern wollte. Den ersten Gedanken zu diesem Werke scheint er bereits 1823 in Berlin gefasst zu haben; denn er ließ sich, wie wir sahen, die Geschichte der Juden von Basnage sofort durch Moser nach Lüneburg senden, und am 25. Juni 1824 schrieb er dem Freunde (Bd. XIX., S. 167 ff.): „Ich treibe viel Chronikenstudium, und ganz besonders viel historia judaica. Letztere wegen der Berührung mit dem „Rabbi", und vielleicht auch wegen inneren Bedürfnisses. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geist der jüdischen Geschichte offenbart sich mir immer mehr und mehr, und diese geistige Rüstung wird mir gewiss in der Folge sehr zu Statten kommen. An meinem „Rabbi" habe ich erst ein Drittel geschrieben, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieser Gelegenheit merkte ich auch, dass mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es ist bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paschafeier ist mir gelungen, ich bin dir für die Mittheilung der Agade Dank schuldig, und bitte dich, noch außerdem mir das Geho Lachma Anja und die kleine Legende Maasse b' Rabbi Elieser wörtlich übersetzt zukommen zu lassen, auch die Psalmstelle im Nachtgebete: „Zehntausend Gewaffnete stehn vor Salomon's Bette" mir wörtlich übersetzt zu schicken. Vielleicht gebe ich dem „Rabbi" einige Druckbogen Illustrations auf englische Weise als Zugabe, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geschichte. Benjamin von Tudela [116]), der jetzt auf meinem Tisch herum

reist, läſſt dich herzlich grüßen. Er wünſcht, daſs ihn Zunz mal bearbeite und mit Ueberſetzung herausgebe. Die Ueberſetzung und Bearbeitung vom franzöſiſchen Dr. Witte, die ich vor mir habe, iſt unter aller Kritik ſchlecht, Nichts als Schulknabenwitz. Ueber die Frankfurter Juden war mir der Schudt [117]) ſehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgeleſen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Riſcheſs, das über jedes Blatt ausgegoſſen, oder ob ich mich mehr amüſiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Riſcheſs vorgebracht wird. O wie haben wir Deutſche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die ſpaniſchen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und beſonders über ihre Akademien in Spanien zu dieſer Zeit; wo finde ich was? oder, beſſer geſagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Intereſſant iſt es, daſs dasſelbe Jahr, wo ſie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden." Während Moſer ſich der Hoffnung hingab, daſs der „Rabbi" inzwiſchen faſt vollendet ſei, belehrte ihn ein Brief Heine's vom 25. Oktober desſelben Jahres (Bd. XIX., S. 178 ff.), daſs der Roman noch immer nicht über das erſte Drittheil hinausgekommen: „Er wird aber ſehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unſäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Bruſt. Iſt es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, ſo würde ich es gar nicht ſchreiben. Ich ſehe voraus, wie Viel ich dadurch verſchütte und Feindſeliges herbei rufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unſterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verpraſſelndes Theaterlicht. Ich habe viel Geſchriebenes in dieſem Buche wieder ausgelöſcht, jetzt erſt iſt es mir gelungen, das Ganze zu faſſen, und ich bitte nur Gott, mir geſunde Stunden zu geben, es ruhig nieder zu ſchreiben. Lächele nicht über dieſes Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; ſo ein gewöhnliches Gänſeei (ich meine nicht Dr. Gans) iſt ſchneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geiſtes. Du haſt vergeſſen, mir ein paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des „Rabbi" verlangte. Dem Dr. Zunz

lasse ich für seine Mittheilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewusst auf den „Rabbi“ influenziert haben. Ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels. — Im Basnage habe ich Wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speciell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel' neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Theil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

An Edom!

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldest, dass ich athme,
Dass du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Aber wie ein Wort das andere giebt, so giebt auch ein Vers den andern, und ich will dir zwar unbedeutendere Verse mittheilen, die ich gestern Abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an dich dachte, und an die Freude, wenn ich dir mal den „Rabbi“ zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für dich schreiben würde,

— und da ich keine Geheimnisse für dich habe, so will ich dir schon hier jene Verse mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düstres Martyrerlied,
Das ich so lang getragen
Im flammenstillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beschworen
Den tausendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im stillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein."

Wir sehen aus einem Briefe vom Januar 1825, daß Heine seine Studien für den Roman immer weiter ausdehnte. „Ich lese Viel," schreibt er (Ebd., S. 193); „immer noch Chroniken und Quellenschriftsteller. Ich bin, ehe ich mich Dessen versah, in die Reformationsgeschichte gerathen, und in diesem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tische; ich habe gestern Abend darin die Reuchlin'sche Schrift gegen das Verbrennen der hebräischen Bücher mit großem Interesse gelesen. Für dein Studium der Religionsgeschichte kann ich Schröckh's Kirchengeschichte mit Enthusiasmus, wegen der gründlichen Zusammenstellung, dir empfehlen. Seit den Ferien hab' ich schon zwei Dutzend Bände davon verknopert. An die Fortsetzung meines armen „Rabbi" darf ich in diesem Augenblick nicht gehen." Die nöthige Vorbereitung zum Examen hinderte allerdings den Dichter, ununterbrochen an diesem Lieblingswerke zu arbeiten. Ein drei Wochen

vor seiner Doktor-Promotion geschriebener Brief zeigt uns jedoch, daß er mittlerweile fortfuhr, die eifrigsten Studien für dasselbe zu machen und es mit ungeschwächter Liebe im Herzen zu tragen (Ebd., S. 214 ff.): „Der „Rabbi" schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewusstsein in mir trage, daß nur ich dieses Buch schreiben kann, und daß das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommieren. Zunz hat mir zwar schon mal durch dich geschrieben, wo im fünfzehnten Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo, aber ich möchte wissen, ob Dieses auch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage gelesen zu haben, daß sie früher schon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels Etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Bagl ist dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich Wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Ueberhaupt ist hier ägyptische Finsternis. Ende dieses Jahres denke ich den „Rabbi" fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird." Sofort nach der Promotion wurde der „Rabbi" wieder aufgenommen. „Grüße mir Zunz recht herzlich," heißt es in einem Briefe vom 22. Juli 1825 (Ebd., S. 227), sage ihm, daß ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Kapitulation dieser Stadt ausdrücklich erwähnt. Ueber Abarbanel habe ich die Dissertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig." Obschon Heine im Frühling und Sommer 1826 wiederholentlich die bestimmte Absicht aussprach, den „Rabbi" für den zweiten Theil der „Reisebilder zu vollenden Ebd., S. 260 u. 279), scheint es doch, daß er auf Anrathen Moser's diesen Plan fallen ließ, um nicht durch ein leidenschaft-

liches Parteinehmen für die zu jener Zeit höchst unpopuläre Judensache seinem rasch aufgeblühten Dichterruhme zu schaden. Anfangs murrt er zwar über die „engherzige Mahnung" des Freundes, will von solchen praktischen Bedenken Nichts hören, und citiert mit trotzigem Stolze seinen eigenen Vers: „Und dich hat niemals rathend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!" — aber der „Rabbi" blieb unvollendet, und das fertige Bruchstück wurde erst 1840 im vierten Bande des „Salon" gedruckt.

Der uns erhaltene Torso rechtfertigt vollkommen das Selbstgefühl, mit welchem sich Heine in den angeführten Briefstellen über den bedeutenden Werth dieser Arbeit äußert. Kein anderes seiner Werke ist so großartig angelegt, und trotz der umfassenden Studien, welche der Dichter, wie wir eben erfuhren, in der Literatur des spanisch-jüdischen Mittelalters gemacht hatte, stört uns nirgends ein ostensibles Auskramen gelehrter Kenntnisse. Der kulturgeschichtliche Hintergrund des Bildes, welches die Erzählung vor uns aufrollt, ist mit den tiefsten und sattesten Farben gemalt, und das unheimliche Grausen, das der geschilderte Vorgang im Hause des Rabbi Abraham in uns erregt, wird echt künstlerisch gemildert durch das besänftigende Weben der Frühlingsnacht auf dem Rheinstrome und das kaleidoskopisch bunte Gewirr der Frankfurter Messe. Mit genialer Intuition erspart uns der Verfasser den leibhaftigen Anblick der Gräuelscenen bei der Judenermordung in Bacharach, während er uns den Eindruck derselben auf die handelnden Personen sympathisch mitempfinden läßt in der eisigen Verzerrung der Züge des Rabbi beim Anblick des Kinderleichnams unter dem Tische und in der Ohnmacht der schönen Sara, als sie ihren Gatten in der Synagoge aus dem Tone der Danksagung für ihre Rettung allmählich in das trübe Gemurmel des Todtengebetes für die erschlagenen Verwandten übergehen hört. Die vorgeführten Gestalten sind ungemein scharf und lebensvoll gezeichnet; der Ton der Erzählung ist ein anmuthig bewegter, und hält sich in glücklichster Weise frei von dem beliebten romantischen Unfug eingestreuter Reflexionen. Gerade in dieser Enthaltsamkeit verräth sich der wahre Künstler, der unmittelbar durch die Gewalt des Stoffes zu wirken sucht,

und nicht durch erklärendes Raisonnement, sondern durch die Handlung selber die Tendenz seiner Dichtung sich aussprechen läßt. Der Auftritt am Gitterthore des Frankfurter Judenquartiers im zweiten Kapitel (Bd. IV., S. 40—52) giebt ein vorzügliches Beispiel dieser objektiven Bewältigung des Stoffes. Nachdem der polternde Stadtsoldat, der ängstliche Nasenstern und der neugierige Lustigmacher sich uns mit ihren Eigenthümlichkeiten in einer ergötzlich dramatischen Scene bekannt gemacht haben, enträthselt der Dichter auf natürliche Art die Signatur dieser Gestalten in den seufzenden Worten, die der geflüchtete Rabbi zu seinem sanftmüthigen Weibe spricht: „Sieh, schöne Sara, wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Thore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!" Der uns vorliegende Anfang gestattet keine sichere Muthmaßung über den vom Verfasser beabsichtigten Gang der Erzählung. „Was ich hier gebe," schreibt Heine in einem späteren Briefe (Bd. XX., S. 274) an seinen Verleger, „ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist [118]) — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten." So Viel läßt sich annehmen, daß die im dritten Kapitel eingeführte Figur des Don Isaak Abarbanel dazu bestimmt war, dem treu am Judenthum festhaltenden Rabbi einen Konvertiten gegenüber zu stellen, der sich mit leichtfertigem Witz über das Gewissenlose eines aus Nützlichkeitsgründen unternommenen Glaubenswechsels zu täuschen sucht, und sich mit seinem genußsüchtigen Streben in der neuen Religion eben so unbehaglich wie einst in der alten fühlt. Dem jüdischen Glauben hat er entsagt, aber die jüdische Küche lockt den frivolen Sausewind Tag für Tag in die Judengasse zurück. „Ich bin ein Heide," lästert er (Bd. IV., S. 75), „und eben so zuwider, wie die dürren, freudlosen Hebräer sind, mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsere liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzensreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben!" — Es ist wahrscheinlich, daß Heine, den es

von jeher ärgerte, seine jüdische Abstammung ihm von Seiten einer bornierten Kritik zum beständigen Vorwurfe gemacht zu sehen, in späterer Zeit, nachdem er sich selbst hatte taufen lassen, die Lust zur Fortsetzung des „Rabbi" um so mehr verlor, als die Befürchtung nahe lag, das ihm so äußerst fatale Thema seines eignen Uebertrittes zum Christenthum werde durch die Veröffentlichung jenes Romans aufs Neue in allen Tagesblättern zu unliebsamer Besprechung gelangen. In diesem Sinne mochte sein Freund Moser Recht haben, als er ihn mahnte, die Folgen einer solchen Publikaion wohl zu überlegen. Heine gerieth durch seinen Religionswechsel mit Nothwendigkeit in eine schiefe Stellung zu seinen früheren Glaubensgenossen und zu dem dichterischen Werke, das ihre Interessen vertreten, ihre Leiden und ihren hartnäckigen Kampf gegen die christlichen Unterdrücker verherrlichen sollte. Was früher unzweifelhalt als eine That uneigennütziger Liebe erschienen wäre, konnte leicht eine sehr zweideutige Beleuchtung erhalten, nachdem der Vorkämpfer der Judensache wenigstens äußerlich die Glaubensuniform gewechselt hatte. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir das schließliche Aufgeben der Vollendung eines mit so vielem Eifer begonnenen Werkes hauptsächlich diesem unseligen Schritte zuschreiben, der weder für Heine, noch für die kirchliche Gemeinschaft, in die er dem Namen nach eintrat, von dem geringsten Nutzen war.

Neben andern poetischen Plänen trug sich Heine in der Zeit seines Göttinger Aufenthalts auch mit dem Gedanken an eine „Faust"-Tragödie, von der in den Jahren 1825 und 1826 einzelne Scenen skizziert wurden [119]). Bei Uebersendung des ersten Bandes der „Reisebilder" schrieb er an Varnhagen [120]): „Ihnen ist es nicht hinreichend, daß ich zeige, wie viel' Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Koncert — und Das soll der „Faust" werden, den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als Derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat!" Statt der Ausführung dieser Tragödie, hat der Dichter den Stoff zwanzig Jahre später zur Unterlage eines phantastischen Tanzpoems benutzt, von dem seiner Zeit die

Rede sein wird. — Außer einer Novelle, die er für die „Rheinblüthen“ begann, aber gleichfalls nicht vollendete [121]), schrieb Heine gelegentlich an seinen „Zeit-Memoiren“, deren er zuerst 1823 in einem Briefe an Wohlwill erwähnt, und die er in einem Schreiben an Ludwig Robert eine Art „Wahrheit und Dichtung“ nennt, die erst in sehr späteren Zeiten erscheinen dürfe. „Vielleicht erleben Sie es noch,“ heißt es an einer anderen Stelle [122]), „meine Bekenntnisse zu lesen, und zu sehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenossen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigste, in die Idee, übergeht. Es liegt mir Viel, sehr Viel an der Anerkennung der Masse, und doch giebt's Niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und seine Persönlichkeit vor den Aeußerungen desselben verbirgt.“ — „Selbst wenn ich heute stürbe,“ schreibt er (Bd. XX, S. 284) im Herbst 1840 seinem Verleger, „so bleiben doch schon vier Bände Lebensbeschreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und schon ihres historischen Stoffes wegen, der treuen Darstellung der mysteriösesten Uebergangskrise, auf die Nachwelt kommen.“ — Es sind Dies ohne Zweifel dieselben „Memoiren“, an welchen Heine mit oftmaliger Unterbrechung bis an sein Lebensende schrieb, und welche er, nach einer Aeußerung gegen seinen Verleger im Frühling 1851, in einer Geldnoth seinem Bruder Gustav verpfändet hatte. Herr Gustav Heine bestätigte mir im Juli 1861, daß er wirklich im Besitz dreier Bände der „Memoiren“ seines Bruders sei, dieselben aber vorerst nicht veröffentlichen wolle, da noch lebende Personen durch einzelne Aeußerungen verletzt werden möchten. Wenn diese Angabe wahr ist, so wird das interessante Manuskript wohl noch lange der Welt entzogen bleiben und schwerlich jemals in unverstümmelter Gestalt an das Licht der Oeffentlichkeit gelangen.

Im Sommer 1824 wurde H. Heine durch Sartorius auch mit dem Professor Eichhorn bekannt, der ihn zur Mitarbeiterschaft an den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ aufforderte, und ihn zunächst um eine Besprechung der von Franz Bopp aus dem „Mahabarata“ übersetzten „Reise Ardschuna's zu Indra's Himmel“ ersuchte. Heine bat Moser, der sich besonders eifrig dem Sanskritstudium zugewandt, die Recension statt seiner zu verfassen, da

er selbst es um diese Zeit übernommen hatte, für einen vor dem Examen stehenden Freund eine Dissertation anzufertigen. „Und diese Dissertation," fügte er hinzu [123]), „muss ich durchaus unternehmen, sonst kommt ein sehr liebenswürdiger Mensch in die größte Misère. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für sie zu schreiben, und ich quäle wieder dich, um für mich zu schreiben; so quälen die Menschen Einer den Andern nach der bekannten Bell- und Lancaster'schen Methode." Außerdem sprach Heine (Bd. XIX, S. 194) die Absicht aus, eine lateinische Abhandlung über die Todesstrafe zu verfassen. „Versteht sich: dagegen. Beccaria ist todt, und kann mich nicht mehr des Diebstahls anklagen. Ich werde systematisch auf den Gedankendiebstahl ausgehen," scherzt er mit Anspielung auf seine Bitte an Moser, für ihn die Recension über das Bopp'sche Buch zu schreiben.

Mit den Professoren unterhielt Heine, außer mit Eichhorn und Sartorius, geringen Verkehr. Auch mit seinen Kommilitonen pflog er im Ganzen nur einen oberflächlichen Umgang, obschon er als „alter Bursch" bei den meisten Studentenhändeln hinzugezogen ward, und der Zerstreuung halber manches Duell und manche fidele Suite nach den umliegenden Ortschaften mitmachte. „Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten," schrieb er im Sommer 1824 (Ebd., S. 175, 176 und 178). „Bei den meisten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiischer oder wenigstens Zuschauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Besseres habe. Und im Grunde ist es auch besser, als das seichte Gewäsche der jungen und alten Docenten unserer Georgia Augusta. Ich weiche dem Volk überall aus." Wiewohl die Universität Göttingen Betreffs ihrer Frequenz — (die nie wieder erreichte Zahl der Immatrikulierten stieg im Sommersemester 1825 auf 1441) — damals auf ihrem Höhepunkte stand, und unter den Studierenden im Ganzen ein ernsteres wissenschaftliches Streben als in den letztverflossenen Jahren herrschte, bildeten doch Kommers und Duell immer noch die Grundpfeiler des akademischen Lebens. Nur musste die kampflustige Jugend, da zu jener Zeit der Senat mit besonderer Strenge gegen das Duellwesen zu Felde zog, ihre Fehden extra

muros, oft in ansehnlicher Entfernung von der Stadt, ausfechten.

H. Heine, der sich bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen, wie früher in Bonn, zur Burschenschaft gehalten hatte, aber, nach Karl Goedeke's Andeutungen [124]), Anfangs Februar 1821 von dieser wegen Verletzung des Keuschheitsgelübdes ausgestoßen worden war, trat jetzt in einen engeren Verkehr mit der Landsmannschaft Westfalia, welcher sich damals die meisten der auf „rother Erde“ geborenen Musensöhne anzuschließen pflegten. Zu seinen näheren Umgangsgenossen gehörten die Brüder Eduard und Karl Wedekind aus Osnabrück, von welchen der Letztere gegenwärtig als Amtsrichter a. D. in Hannover, der Erstere aber, nachdem er sich in ähnlicher Stellung durch sein freisinniges Auftreten (er nahm u. A. 1848 am Vorparlamente zu Frankfurt Theil) der hannövrischen Regierung misliebig gemacht hatte, seit seiner Pensionierung im Anfang der sechziger Jahre als Sachführer in Uslar lebt. Ferner verkehrte Heine mit dem Dr. Donndorf, welcher später nach Paris übersiedelte und dort einer seiner vertrauten Freunde blieb, — mit dem nachmaligen Obergerichtssekretär Dr. G. Knille, welcher nach langjährigem Aufenthalte in Göttingen seit Kurzem in Kassel wohnhaft ist, — und mit dem jetzt noch in Hannover als Amtsrichter fungierenden G. Siemens. Auch mit Lehzen, der 1848 ein hervorragendes Mitglied des von Stüve geleiteten liberalen Märzministeriums war, — mit dem auf der Universität äußerst flotten und lebenslustigen Niemann, der als Ober-Konsistorialrath später die extremste Richtung der kirchlichen Reaktion im Welfenlande vertrat, — und mit dem um einige Jahre jüngeren Karl Otto von Raumer, welcher als preußischer Kultusminister die berüchtigten Schulregulative einführte, fanden Berührungen statt. Letzterer war damals ein liebenswürdiger, schwärmerisch sentimentaler Jüngling. „Wir lasen einst mit einander,“ erzählt Maximilian Heine, „in einer Nacht zu Berlin den eben erschienenen ersten Theil der „Reisebilder“, und weinten vor Enthusiasmus bei der Lektüre des Buches Le Grand.“ Dieser selbe Jugendfreund des Dichters erließ im Jahre 1851 das Verbot des „Romancero“ und ertheilte den Befehl zur Vernichtung der konfiscierten Exemplare.

Dem Dichter gegenüber auf der Weender Straße wohnte der Student Adolf Peters aus Hamburg, welcher gegenwärtig als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an der Landesschule St. Afra zu Meißen wirkt, und durch seine lyrischen Gedichte („Gesänge der Liebe", „Natur und Gottheit", 2c.) einigen Ruf erworben hat. Die marklose Sentimentalität seiner damaligen poetischen Versuche, die meistens an ein weibliches Ideal gerichtet waren, das er unter dem Namen Hulda besang, forderte unwillkürlich den Spott Heine's heraus. „Adolf, das ist dein bestes!" rief er jedes Mal mit ironischer Bewunderung, so oft der verzückte Sänger ihm mit süßlich lispelnder Stimme und schmachtenden Blicken eins seiner schwülstigen Gedichte vordeklamierte. Der Gehänselte rächte sich bald darauf für die erlittenen Neckereien durch eine fade Kritik der Heine'schen Dichtungen im „Gesellschafter", welche ein klägliches Lamento über den Missbrauch des dem Dichter verliehenen Witzes erhob [125]).

Der Umgang Heine's mit all' diesen Kommilitonen beschränkte sich, wie schon die oben angeführte Briefstelle errathen lässt, meistens auf einen flüchtigen geselligen Verkehr und auf gemeinschaftliche Ausflüge zu Fuß, zu Ross oder zu Wagen nach Nörten, Dransfeld und Kassel, dessen gutes Theater eine große Anziehungskraft auf die akademische Jugend übte. Mit Knille, Siemens und einigen anderen Studenten unternahm Heine im Sommer 1824 eine solche „Spritzfahrt" nach Kassel, wie der Erstgenannte seiner Universitätsgenossen, dem wir auch manche der obigen Mittheilungen verdanken, uns berichtet. Hinten auf dem Wagen war ein kleiner Koffer angebunden, worin sich Heine's Manuskripte befanden, ohne welche er ungern eine Reise unternahm. Desgleichen pflegte er bei solchen Ausflügen zwei gefüllte Börsen einzustecken; die eine, sagte er, sei lediglich für Raubgesellen bestimmt, denen er solche nöthigenfalls mit den verbindlichsten Worten anbieten werde. Siemens führte eine geladene Pistole bei sich, welche schon in dem verrufenen Gronerholze zu allerlei Scherzen Veranlassung gab. Als die kleine Gesellschaft Abends in heiterster Stimmung von einem Besuche der Wilhelmshöhe nach Kassel in den „römischen Kaiser" zurückkam, setzte Knille in muthwilliger Laune Heine das Pistol

auf die Brust. Dieser retirierte in ein Nebenzimmer, verlangte ängstlich die Beseitigung der Waffe, klagte Nachts über Unwohlsein, und wurde anderen Tages weidlich damit geneckt, daß sein Uebelbefinden nur eine Folge des scherzhaften Attentates gewesen sei. Bei der Rückreise überfiel die ausgelassenen Bursche auf dem hinter Dransfeld gelegenen Galgenberge ein furchtbares Gewitter. Der Kutscher sprang vom Bocke, um die scheu gewordenen Pferde zu bändigen, die Insassen des Wagens falteten angstvoll die Hände und begannen andächtig zu beten; Heine aber stimmte die lustigsten Lieder an und führte die unchristlichsten Reden, um sich für die erlittenen Foppereien zu revanchiren. Wenn nun später der Dichter Abends in dem Ulrich'schen Garten erschien, sich zu den Westfalen setzte, und zu seiner Begrüßung Witze und Scherzworte hin und her flogen, daß Heine Mühe hatte, sich all des Muthwillens zu erwehren, pflegte Knille das erste, beste Messer zu ergreifen und dasselbe wie eine Pistole auf ihn anzulegen. „Knille, es blitzt!" war dann, unter allgemeinem Jubel und Gelächter, seine stereotype Antwort.

Ein eben so drolliges Abenteuer passierte ihm ein andermal in Nörten, wohin er mit einigen Studenten zu einem Besuche bei der Mutter Bussenius hinausgefahren war. Kaum dort angelangt, wurde er von einem so heftigen nervösen Kopfschmerz befallen, daß er sich jammernd aufs Sofa warf und, da seine Kameraden fürs Erste keine Lust hatten, sich von der Bowle zu trennen, allein heimzukehren beschloß. Zu unwohl, um nach Studentensitte die Zügel zu ergreifen, erkor er sich den aus der „Harzreise" bekannten „Kolibri," einen durchtriebenen Schlingel, zum Rosselenker, und nahm hinter ihm, auf dem zweiten Stuhle des Einspänners, Platz. Kaum hatte das Fuhrwerk sich zwanzig Schritte vom Wirthshause entfernt, als von Göttingen her ein mit singenden Burschen gefüllter Omnibus heran gerollt kam. Unter Kolibri's Schutz stehend mochte Heine nicht von anderen Studenten erblickt werden; rasch sprang er daher zu ihm auf den Vordersitz, entriß ihm die Zügel, und — fuhr direkt in einen zu gleicher Zeit auftauchenden, hoch beladenen Frachtwagen hinein, der unter allgemeinem Halloh das in ihn fest geklemmte Eingespann vor die Wirthshausthüre zurück brachte. Nun ging

der Lärm los! Der grobe Fuhrmann wetterte aus Leibeskräften, fand aber an Kolibri seinen Meister. Kopfschmerz und alle Noth war verschwunden, und Heine blieb bis zum späten Abend bei den fidelen Gesellen.

Ueber seine äußere Erscheinung in damaliger Zeit bemerkt Knille: „Heine's Statur war kaum mittelgroß und schmächtig. Er hatte eine sanfte, überaus angenehme Stimme, mittelgroße, schalkhafte Augen voll Geist und Leben, die er im Eifer des Gespräches halb zu schließen pflegte, eine schöne, leicht gebogene und scharf geschnittene Nase, keine ungewöhnliche Stirn, hellblondes Haar und einen Mund, der in steter, zuckender Bewegung war und in dem länglichen, mageren, kränklich blassen Gesichte die Hauptrolle spielte. Seine Hände waren von der zartesten Form, gleichsam durchgeistigt, und alabaster-weiß. Sie erschienen namentlich in ihrer vollen Schönheit, wenn Heine in vertrautem Kreise gebeten wurde, das herrliche Rheinlied: „Wie der Mond sich leuchtend dränget" ꝛc. zu deklamieren. Er pflegte sich dann zu erheben und die feine weiße Hand weit vorzustrecken. Seine sonst unverwüstliche heitere Laune war schon damals wesentlich durch sein körperliches Befinden bedingt. In guten Stunden wirkte sie wahrhaft bezaubernd auf seine Umgebung. Der Dichter erschien stets in einem, bis an den Hals zugeknöpften braunen Oberrocke mit einer doppelten Reihe von Knöpfen, ein kleines, schwarzseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen, und im Sommer regelmäßig in Beinkleidern von Nanking, häufig auch in Schuhen und weißen Strümpfen an den normal gebildeten Füßen, die keinesweges, wie Laube bemerkt, an die „jüdische Race" erinnerten. Er trug endlich stets entweder einen gelben Strohhut oder eine grüne Mütze, die in einen viereckigen Beutel auslief, welcher damals bis auf den Schirm herabgezogen wurde."

Eduard Wedekind, der zu jener Zeit gelegentlich poetisierte und nicht lange nachher ein Trauerspiel „Abälard und Heloïse" veröffentlichte, erzählt in einem Aufsatze über H. Heine[28]), daß Letzterer, gleich seinen Freunden, sich sehr geringschätzig über den hypernaiven Ton der seit Kurzem beliebt gewordenen Märchendichtungen aussprach und dieselben für sehr wohlfeile Waare

hielt. Der Beweis sollte sogleich geliefert werden, und nachdem Einer einen langen und langweiligen Faden angesponnen hatte und nicht recht damit zu Ende gelangen konnte, unterbrach ihn Heine: „Da waren drei Kinder, kleine Kinder, liebe Kinder, arme Kinder; hatten kein Brot; arme, liebe, kleine Kinder hatten kein Brot; wollten sich welches suchen; laufen in den Wald, und sehen ein schönes, großes Haus; liebe, kleine Kinder laufen auf das schöne, große Haus zu, und bitten um Brot; arme Kinder bitten um Brot. Da ist die Thür verschlossen; wollen sie klingeln; hängt die Klingel zu hoch! Arme Kinder, liebe Kinder, kleine Kinder, haben kein Brot, und die Klingel hängt zu hoch.“ — Es war schwer, ihn lange bei einem Thema zu fesseln; am ersten gelang es auf Spaziergängen. So entwickelte er seinem Freunde Wedekind einmal ziemlich ausführlich seine Ansicht von der Fabel. Die meisten Fabeldichter, bemerkte er bei dieser Veranlassung, legten ihren dramatis personis einen ganz willkürlichen oder doch viel zu allgemeinen Charakter unter, während doch jedes Thier und selbst jede Blume einen ganz bestimmten Charakter habe. Da sie eben bei einer Klatschrose standen, frug Wedekind ihn, was deren Charakter sei. Der Dichter betrachtete die Blume zwei Sekunden, und gab dann die treffende Antwort: „Aufgeputzte Armuth.“

Wie bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen, speiste Heine auch jetzt wieder bei dem Gastwirth Michaelis im „Englischen Hofe“ zu Mittag, und auch diesmal sollte ihm in demselben Lokal durch die Roheit eines Studenten eine Unannehmlichkeit widerfahren. Sehr wählerisch im Essen, hielt er manchmal den Fleischteller lange in Händen, bis er sich endlich ein ihm zusagendes Stück Braten heraus gesucht. Solche Gourmandise ärgerte seine Tischnachbarn, und als er eines Tages wieder an dem Inhalt der Bratenschüssel herum experimentierte, geschah es, daß ein neben ihm sitzender Student, dem in Erwartung des verzögerten Fleischgenusses der Geduldsfaden riß, mit den Worten: „Ich will Ihnen zeigen, wie man Rindfleisch spießt!“ nicht eben sanft mit der Gabel in die frevelhafte Hand des Feinschmeckers fuhr. So gern Heine Andere neckte, so ungern mochte er selbst die Zielscheibe eines malitiösen Witzes abgeben:

er forderte seinen Beleidiger zum Duell, und ließ seit jenem Tage sich nicht mehr im „Englischen Hofe“ blicken[126]).

Weit größere Erquickung, als der Umgang mit Göttinger Professoren und Studenten, gewährte dem Dichter eine vierwöchentliche Fußwanderung durch den Harz und Thüringen, welche er im September 1824 unternahm. Angesichts der hehren Natur, von dunklen Tannen und freien Berglüften umrauscht, befreite sich seine Seele von allem kleinlichen Ungemach, das ihm drunten in der dumpfen Stadt so lange die Brust eingeengt, der Humor regte lebenslustig die Schwingen, und das abderitische Treiben der Menschen erschien ihm auf seinem erhöhten Standpunkte nur noch wie der närrische Spuk eines winzigen Zwergengeschlechts. Heine bestrebte sich, den tröstenden und erfrischenden Eindruck dieser Reise fest zu halten, indem er seine Erinnerungen sofort bei der Rückkehr nach Göttingen aufzuzeichnen begann. Den ersten Bericht darüber finden wir in einem Briefe an Moser vom 25. Oktober 1824 (Bd. XIX, S. 183 ff.): „Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß, und meistens allein, den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Ueber Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden . . . Ich hätte dir Vieles von der Harzreise zu erzählen, aber ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es sollen auch Verse drin vorkommen, die dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was soll man thun! Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft . . . Ich war in Weimar, es giebt dort sehr gutes Bier . . . Ergötzlich ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien“ mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße, zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passieren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattieren, manchmal

auch sehr demüthigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, daß meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbare Art verbreiten . . . Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel. Große Touren, immer zu Fuß, und bloß mit meinem schlechten braunen abgeschabten Ueberrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, dich wohl nächstes Frühjahr wiederzusehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu sein." Ohne Unterbrechung arbeitete Heine an der Aufzeichnung seiner „Harzreise" fort. Schon Ende November war dieselbe vollendet und wurde nach Hamburg an den Onkel Henry geschickt, „um Diesem und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen". „Sie enthält viel Neues," lautet die halb spöttische Selbstkritik des Verfassers (Ebd., S. 188 u. 193 ff.), „besonders eine neue Sorte Verse, ist in einem lebendigen enthusiastischen Stil geschrieben, wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird sehr gefallen, und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk." Ebenso wegwerfend bemerkt er dem Freunde im Sommer des folgenden Jahres (Ebd., S. 215): „Nochmals wiederhole ich dir, daß du auf die Lektüre meiner „Harzreise" nicht begierig zu sein brauchst. Ich schrieb sie aus pekuniären und ähnlichen Gründen." Etwas günstiger äußert sich Heine über diese Arbeit, die eine so glänzende Aufnahme finden sollte, in einem Briefe an Ludwig Robert, dessen Frau von ihm einen Beitrag für die „Rheinblüthen" erbeten hatte. Er offerierte ihr die „Harzreise" mit den Worten[127]): „Das Hübscheste, was ich unterdessen schrieb, ist die Beschreibung einer Harzreise, die ich vorigen Herbst gemacht, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irving'scher Beobachtung. Ich bin überzeugt, daß Sie sie eben so gern lesen werden, wie ich sie ungern schicke; denn es wird nöthig sein, daß ich in meinem Manuskript Manches ändre und auslasse. „Im folgenden Briefe heißt es: „Ich habe mein Manuskript so viel als möglich für die „Rheinblüthen" zugestutzt. Vieles musst' ich streichen, und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der großen Gedichte, fehlte mir die Muße. Doch ist Dieses nicht

bemerkbar. Erscheint die Persifflage des Balletts etwas zu stark, so erlaube ich gern, die ganze Partie, die damit zusammenhängt, ausfallen zu lassen. Muss aus ähnlichem politischen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andere Stelle meines Manuskripts wegbleiben, so bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der „Rheinblüthen", bei Leibe keine eigenmächtigen Verändrungen oder Auslassungen aus ästhetischen Gründen in meiner „Harzreise" zu gestatten. Denn da diese im subjektivsten Stile geschrieben ist, mit meinem Namen in der Welt erscheint, und mich also als Mensch und Dichter verantwortlich macht, so kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht so gleichgültig ansehen wie bei namenlosen Gedichtchen, die zur Hälfte reduciert werden ... Die Verse in meiner „Harzreise" sind eine ganz neue Sorte und wunderschön. Indessen, man kann sich irren." — Nur mit Widerstreben hatte Heine die „Harzreise" für die „Rheinblüthen" zur Verfügung gestellt — „Das Almanachwesen," schrieb er an Moser, „ist mir im höchsten Grade zuwider; doch ich habe nicht das Talent, schönen Weibern Etwas abzuschlagen." Um so verdrießlicher war es ihm, dass der Almanach später gar nicht herauskam, und der Abdruck seines Manuskriptes dadurch um ein volles Jahr verzögert ward. „Dies ist mir recht fatal," klagte er in einem Briefe an Friederike Robert, „indem meine Einsendung, die „Harzreise", wegen ihres vielfältig die Gegenwart anspielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden musste, wie ich denn auch nur ungern mich dazu entschloss, sie in einem erst zum Herbste erscheinenden Almanache abdrucken zu lassen. Dazu kommt noch, ich schreibe so Weniges, was für die Gegenwart passt, dass, wenn ich mal Etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikums-Verhältnis mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajournieren." Nachdem der allzu gefällige Verfasser solchermaßen „um den Ruhm von 1825 geprellt war", erhielt er im December des Jahres endlich das Manuskript der „Harzreise" zurück und sandte es nun sofort nach Berlin, wo es im „Gesellschafter", Nr. 11—24, vom 20. Januar bis 11. Februar 1826 — freilich arg beschnitten und misshandelt — abgedruckt ward. — Eine scherzhafte Reklamation sollte dieser ersten Ver-

öffentlichung der „Harzreise“ folgen. Wer entsänne sich nicht der Begegnung des Dichters mit dem reisenden Schneidergesellen, die Heine mit so köstlichem Humor geschildert hat? Plötzlich erschien in der Beilage zum „Gesellschafter“ vom 30. August jenes Jahres ein launiger Aufsatz, in welchem ein Herr Carl D . . . e in O. (Dörne in Osterode) sich als Reisegesellschafter Heine's zu erkennen gab, und jede Verbindung mit der löblichen Schneiderzunft entschieden zurückwies. Er hatte seiner Erklärung zufolge die Rolle des Handwerksburschen nur übernommen, um den jungen Studenten, der sich einen lustigen Spaß mit ihm erlaubt, seinerseits wieder ein bischen zu mystificieren. In jovialstem Tone und mit bestem Danke für das Vergnügen, das ihm die Lektüre der „Harzreise“ gewährt, erzählt er das kleine Reiseabenteuer: „Im Herbst 1824 kehrte ich von einer Geschäftsreise von Osterode nach Klausthal zurück. Durch eine Flasche Serons de Salvanette, die ich bei meinem alten Freunde St. getrunken, waren meine Lebensgeister dergestalt exaltiert, daß man mich hätte für ausgelassen halten können. Etwa auf der Hälfte des Weges traf ich mit einem jungen Manne zusammen, den ich genau beschreibe, damit er sich überzeugt, daß ich ihn wirklich damals gesehen. Er war etwa 5 Fuß 6 Zoll groß, konnte 25 bis 27 Jahr' alt sein, hatte blondes Haar, blaue Augen, eine einnehmende Gesichtsbildung, war schlank von Gestalt, trug einen braunen Ueberrock, gelbe Pantalons, gestreifte Weste, schwarzes Halstuch, und hatte eine grüne Kappe auf dem Kopfe und einen Tornister von grüner Wachsleinwand auf dem Rücken. Der Serons de Salvanette war lediglich Schuld daran, daß ich den Reisenden sogleich nach der ersten Begrüßung anredete, und nach Namen, Stand und Woher und Wohin fragte. Der Fremde sah mich mit einem sardonischen Lächeln von der Seite an, nannte sich Peregrinus und sagte, er sei ein Kosmopolit, der auf Kosten des türkischen Kaisers reise, um Rekruten anzuwerben. „Haben Sie Lust?“ fragte er mich. — „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ erwiderte ich und dankte sehr. Um indessen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, gab ich mich für einen Schneidergesellen aus, und erzählte dem türkischen Geschäftsträger, daß ich von Braunschweig komme,

woselbst ein Gerücht sich verbreitet, daſs der junge Landesherr auf einer Reise nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen sei, und ein ungeheures Lösegeld bezahlen solle. Herr Peregrinus versprach, sich dieſethalb bei dem Sultan zu verwenden, und erzählte mir von dem großen Einflusse, den er bei Sr. Hoheit habe. Unter dergleichen Gesprächen setzten wir unsere Reise fort, und um meine angefangene Rolle durchzuführen, sang ich allerlei Volkslieder, und ließ es an Korruptionen des Textes nicht fehlen, bewegte mich auch überhaupt ganz im Geiste eines reisenden Handwerksburschen. Die Redensarten, welche mir Herr Heine in den Mund legt, sind wörtlich richtig, und gehörten mit zu meiner Rolle. Was die doppelte Poesie anbetrifft, die ich einem Kameraden zu Kassel beimaß, und von welcher Herr Heine glaubt, daſs ich darunter doppelt gereimte Verse oder Stanzen verstanden, so muſs ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daſs ich nicht daran dachte, vielmehr nur sagen wollte: „Der Kamerad ist von Natur ein Dichter, und wenn er getrunken hat, sieht er Alles doppelt und dichtet also mit doppelter Poesie.“ Ich vertraute auch dem Gefährten, daſs ich ein hübsches Sümmchen bei mir trage, Mutterpfennige, es mir daher um so angenehmer sei, einen mannhaften Gesellschafter gefunden zu haben, auf den ich mich, falls wir von Räubern sollten angefallen werden, verlassen könnte. Der Ungläubige versicherte mich unbedenklich seines Schutzes. „Hier will es mit den Räubern nicht Viel sagen,“ fuhr er fort, „aber Sie sollten nach der Türkei kommen, da kann man fast keinen Fuß vor den andern setzen, ohne auf große bewaffnete Räuberscharen zu stoßen; jeder Reisende führt daher in jenen Gegenden zu seinem Schutze Kanonen von schwerem Kaliber mit sich, und kommt dessenungeachtet oft kaum mit dem Leben davon.“ Ich bezeigte dem Geschäftsträger Sr. Hoheit mein Erstaunen, und lobte beiläufig die deutsche Polizei, deren Thätigkeit es gelungen, daſs ein armer Reisender ganze Stunden Weges zurückzulegen im Stande sei, ohne gerade von Räubern ausgeplündert zu werden. „Was wollten wir machen,“ fuhr ich fort, „wenn hinter jedem Busch und aus jedem Graben mehrere gefährliche Kerle hervorsprängen und sich von dem erschrockenen Wanderer Alles ausbäten, wie der Bettler

in Gellert's Fabel?" — „Haben Sie Gellert gelesen?" fragte mich mein Begleiter. — „Ja," erwiderte ich; „ich habe in meiner Jugend Lesen und Schreiben gelernt, meine Lehrjahre bei dem Schneidermeister Sander in Halberstadt im lichten Graben ausgestanden und seitdem bei mehreren Meistern in Kassel und Braunschweig gearbeitet, um den eigentlichen Charakter der männlichen Kleidung wegzukriegen, welcher oft schwerer zu studieren ist, als des Mannes Charakter, der den Rock trägt." Hier sah mich Herr Peregrinus wieder von der Seite an, wurde nach und nach einsilbiger, und verstummte endlich gar. Er hatte überhaupt eine hofmännische Kälte an sich, die mich immer in einiger Entfernung von ihm hielt, und um den Scherz zu enden, klagte ich über Müdigkeit, ließ mich auf einen Baumstamm nieder und lud meinen Begleiter ein, ein Gleiches zu thun. Der aber antwortete, wie ich vermuthet hatte, es bleibe ihm für heute keine Zeit zur Ruhe übrig, lüftete seine Kappe und ging seines Weges, mich zum baldigen Nachkommen einladend."

Wir sehen aus dieser humoristischen Reise-Episode, daß H. Heine, wie in seinen Schriften, so auch im geselligen Leben stets den Schelm im Nacken trug, und daſs ihm die launigen Einfälle ungesucht, ohne lange Vorbereitung, entquollen, wie es ihm denn auch unmöglich war, den kürzesten Freundschaftsbrief ohne Hineinflechtung einiger witzigen Bemerkungen abzufassen. — In seiner Denkschrift auf Ludwig Börne (Bd. XII, S. 99 u. 100) erzählt er, daſs jene Fußwanderung durch Thüringen ihn auch nach der Wartburg führte, wo er mit andächtigen Gefühlen die Zelle sah, in der einst Doktor Luther gehaust. „Ich besuchte dort auch die Rüstkammer," fügt er hinzu, „wo die alten Harnische hängen, die alten Pickelhauben, Tartschen, Hellebarden, Flamberge, die eiserne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachsinnend im Saale herum mit einem Universitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, dessen Vater damals einer der mächtigsten Viertelfürsten in unserer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrschte. Auch seine Vorfahren sind mächtige Barone gewesen, und der junge Mann schwelgte in heraldischen Erinnerungen bei dem Anblick der Rüstungen und Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter

seiner Sippschaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier versuchte, ob er es wohl handhaben könnte, gestand er, daß es ihm doch etwas zu schwer sei, und er ließ entmuthigt den Arm sinken. Als ich Dieses sah, als ich sah, wie der Arm des Enkels zu schwach für das Schwert seiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutschland könnte frei sein."

Der Brief, in welchem Heine seinem Freunde Moser die erste Nachricht von jener Reise giebt, erwähnt, wie wir sahen, in einer wunderlich versteckten und zugleich die Neugier herausfordernden Weise seines Besuches in Weimar. Bier und Gänsebraten der Musenstadt werden gelobt — von Goethe wird gar nicht gesprochen. Dennoch hatte der junge Dichter dem Nestor der deutschen Poeten seinen Besuch gemacht, und er gedenkt dieses Faktums auch in der „Romantischen Schule" (Bd. VI S. 100 ff.), wo er die äußere Erscheinung Goethe's, — sein ruhig unbewegtes Auge, sein stolz erhobenes Haupt und den kalten Zug von Egoismus, der auf seinen Lippen thronte — mit dem Anblick des Vaters der Götter, des großen Jupiter, vergleicht: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, daß er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, daß die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, daß die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküßt hatte." Auch der Bruder des Dichters erwähnt in seinen „Erinnerungen" dieses Besuches in Weimar: Goethe empfing Heine mit der ihm eigenen graciösen Herablassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte sich auf sehr gewöhnlichem Boden. Da richtete

plötzlich Goethe die Frage an Heine: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust.“ Goethe, dessen zweiter Theil des „Faust“ damals noch nicht erschienen war, stutzte ein wenig, und frug dann in spitzigem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ Dieser erwiderte schnell: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet,“ und empfahl sich. Allerdings mag H. Heine, wie auch aus seinen oben mitgetheilten Worten hervorleuchtet, in der Unterhaltung mit Goethe ziemlich befangen gewesen sein, da ihm Dessen kühle, vorwiegend artistische Behandlung der großen Menschheitsfragen, gegen die er sich später so unumwunden aussprach[128]), schon damals einen erkältenden Eindruck verursachte. Es scheint jedoch, daß eine gewisse Pietät gegen den Großmeister der Dichtkunst ihn zur Zeit noch abhielt, seine Ansichten über dies Thema selbst dem vertrautesten Freunde unaufgefordert zu enthüllen; denn erst nach wiederholtem Drängen Moser's kommt Heine endlich in einem Briefe vom 1. Juli 1825 (Bd. XIX, S. 216 ff.) auf seinen Besuch in Weimar zurück: „Daß ich dir von Goethe Nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur Das war's, was mich am meisten an ihm interessierte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken. Dagegen aber habe ich den Lebensgenuß begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuß billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas

Thörichtes ablehnt, und zwischen meiner schwärmerischen Neigung, die oft unversehens aufschießt, und mich gewaltsam ergreift, und mich vielleicht einst wieder in ihr uraltes Reich hinab zieht, wenn es nicht besser ist zu sagen: hinauf zieht; denn es ist doch noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens." Das ist freilich eine verwegene und anmaßliche Sprache im Munde eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings, der den Werken eines Goethe erst zwei Bändchen Gedichte und Tragödien gegenüber zu stellen hatte, in denen die opfermuthige Begeisterung für die „Idee" mindestens nicht das hervorragendste Moment war! Nichtsdestoweniger lag diesen Aeußerungen das richtige Gefühl eines tiefwurzelnden Gegensatzes in den Naturen beider Dichter zu Grunde, der sehr bald zu deutlichem Ausdruck kommen sollte, und wir müssen außerdem daran erinnern, dass Heine, als er jene von so großem Selbstgefühl zeugenden Worte schrieb, mit allem Enthusiasmus am „Rabbi" arbeitete, und die „Harzreise" schon vollendet hatte. Er steuerte also mit vollen Segeln auf das stürmisch bewegte Meer der Gegenwart hinaus, während Goethe, „das große Zeitablehnungsgenie", wie ihn Heine in einem Briefe an Varnhagen nennt, sich in beschaulichem Quietismus mehr und mehr von der aufregenden Beschäftigung mit den großen Menschheitsfragen in osteologische, botanische und physikalische Studien zurück zog. Es kann uns daher nicht wundern, dass Letzterer sich durch die unruhig prickelnde, leidenschaftlich erregte, an allem altehrwürdig Bestehenden rüttelnde Dichtweise Heine's wahrscheinlich eben so sehr abgestoßen fühlte, wie Dieser durch die vornehme Kälte der Goethe'schen Kunstbehaglichkeit. —

Im Frühjahr 1825 entschloss sich H. Heine endlich auf das Drängen seines Oheims Salomon, der keine neuen Gelder herausrücken wollte, bevor ihm der Neffe die glücklich erfolgte Doktor-Promotion anzeigen würde, sein juristisches Examen zu machen. Eine Dissertation war zu jener Zeit nicht erforderlich; sie wurde meist nur von Solchen verfasst, die sich als Privatdocenten zu habilitieren gedachten. Heine sandte daher üblicher Maßen an

Professor Hugo, den Dekan der juristischen Fakultät, unterm 16. April nur eine sogenannte litera petitoria (Bd. XIX, S. 206 ff.), einen lateinisch geschriebenen Brief, worin er um Zulassung zum Promotions-Examen und gleichzeitig um Angabe der von ihm zu erklärenden Gesetze bat. Zur Erläuterung dieses Ansuchens sei bemerkt, daß jedem Kandidaten zwei Stellen aus den Rechtsquellen zur Interpretation aufgegeben werden, und zwar jetzt zu ausführlichen schriftlichen Arbeiten, deren Prüfung die Zulassung zum Examen bedingt. Früher jedoch las der Kandidat im Beginn des Examens selbst eine kurze Exposition dieser Stellen vor, die nicht zu den Akten gelegt wurde. Nur die betreffenden Gesetzesstellen sind in den Fakultätsakten bezeichnet, als Cap. 28 Extra. De jurejurando 2. 24., und Lex 18 Digestorum. De pignoribus (20. 1). Das Amt eines Prorektors — ständiger Rektor der Universität war der König von England und Hannover — bekleidete damals der kürzlich von Berlin nach Göttingen berufene Professor Johann Friedrich Ludwig Göschen; die engere Fakultät bildeten die Professoren Meister, Hugo, Bauer und Eichhorn, deren Vorlesungen Heine in letzter Zeit fleißig besucht hatte. Daß der gefürchtete Hugo als Dekan an der Spitze der Fakultät stand, trug nicht eben dazu bei, Heine's Selbstvertrauen auf die mühsam und widerwillig erworbenen juristischen Kenntnisse zu erhöhen. In dem Gefühl, daß es um diese Kenntnisse ziemlich schwach bestellt sei, schloß er denn auch seinen im herkömmlich schnörkelhaften Kurialstile verfaßten Anmeldungsbrief mit den zaghaft bescheidenen Worten: „Obwohl ich in jenen sechs Jahren, in denen ich meinen Studien oblag, mich stets zum juridischen Fache hielt, war es doch nie meine Absicht, die Rechtskunde zum einstigen Broterwerb zu erwählen, vielmehr suchte ich Geist und Herz für die Humanitätsstudien wissenschaftlich auszubilden. Nichtsdestoweniger hatte ich mich in dieser Hinsicht keines sehr günstigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche sehr nützliche Disciplinen hintan setzte und mit zu großer Vorliebe die Philosophie, die Literatur des Morgenlandes, die deutsche des Mittelalters und die belletristische der neueren Völker studierte. In Göttingen befliß ich mich ausschließlich der Rechtswissenschaft, allein ein hartnäckiges Kopf-

leiden, das mich zwei Jahre lang bis heute gequält, war mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daſs meine Kenntnisse nicht meinem Fleiß und Eifer entsprechen. Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, sehr auf Ihre Nachsicht, deren ich mich künftig mit der größten Geistesanstrengung nicht unwürdig zu erweisen gelobe." Das Promotions-Examen, zu welchem sich Heine in diesem Briefe meldete, fand am 3. Mai 1825 statt. Wie aus seinem Doktor-Diplom [129]) und den Dekanats-Akten hervorgeht, erlangte er im juristischen Examen nur den dritten Grad. Die Promotions-Thesen, welche er am 20. Juli in öffentlicher Disputation gegen seine Opponenten, den Privatdocenten der Philologie Dr. C. F. Culemann und den Stud. jur. Th. Geppert, vertheidigte, waren folgende:

1) Der Ehemann ist Herr der Mitgift.
2) Der Gläubiger muſs eine Quittung ausstellen.
3) Alle Rechtsverhandlungen sind öffentlich zu führen.
4) Aus dem Eid erwächst keine Verpflichtung.
5) Die confarreatio war bei den Römern die älteste Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Wir sehen aus der dritten Thesis, daſs Heine auch bei Gelegenheit seiner Doktor-Promotion wieder für jene Oeffentlichkeit der Gerichte in die Schranken trat, deren Segen er in seiner rheinischen Heimat kennen gelernt und für die er bereits in den „Briefen aus Berlin" (vgl. S. 216 dieses Bandes) als Publicist das Wort ergriffen hatte. Besonders eifrig muſste er die vierte und fünfte Thesis gegen die Einwendungen seiner Opponenten verfechten, und wir dürfen aus dem Stil seiner litera petitoria wie aus der Mittheilung eines Ohrenzeugen schließen, daſs Solches nicht in besonders klassischem Latein geschah. Ja, es soll zur Genugthuung des biederen Maſsmann, dem Heine so oft „seine Lateinlosigkeit, seine lateinische Impotenz, seine magna linguae romanae ignorantia" vorwarf, nicht verschwiegen bleiben, daſs der junge Doktorand sich im Eifer der Disputation an jenem Tage sogar eines groben Grammatikalschnitzers schuldig machte. Es passierte ihm nämlich, wie sein Freund Knille, welcher der Promotion beiwohnte, uns berichtet, das Miſsgeschick, zu sagen:

„Legitur hoc in caput 7“, worauf alle Zuhörer unbarmherzig lachten. Mit solchen kleinen Verstößen nimmt man's indessen bei Promotions-Disputationen nicht allzu genau, und so ließ selbst der grimme Hugo sich herbei, in den einleitenden Worten, welche er, wie gewöhnlich, der feierlichen Proklamation der Doktorwürde voraussandte, dem Doktoranden zwar minder über seine juristischen, desto mehr jedoch über seine poetischen Leistungen vielfache Elogen zu machen. Er verglich ihn mit Goethe, welcher auch früher und besser als Dichter, denn als Jurist, sich bewährt habe, und äußerte sogar, die Verse Heine's seien nach dem allgemeinen Urtheil den Goethe'schen an die Seite zu setzen. „Und Dieses," berichtet Heine seinem Freunde Moser (Bd. XIX, S. 225), „sagte der große Hugo aus der Fülle seines Herzens, und privatim sagte er noch viel Schönes denselben Tag, als wir Beide mit einander spazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendessen gesetzt wurde. Ich finde also," fügt er scherzend hinzu, „daß Gans Unrecht hat, wenn er in geringschätzendem Tone von Hugo spricht. Hugo ist einer der größten Männer unseres Jahrhunderts." — Der eigentliche Doktorschmaus wurde erst am 31. Juli gefeiert, und zwar nicht in der damaligen Sommerwohnung Heine's bei der Rektorin Suchfort an der Herzbergschen Chaussee Nr. 8, sondern in dem weiter abwärts belegenen Garten Nr. 11 des Forstmannes G. Swoboda, welcher unmittelbar auf das Grundstück des Bibliothekssekretärs Dr. Müldener folgt. Vor dem bescheidenen Hause stand damals unter einer dichtbewachsenen Laube wilden Weines und im Schatten zweier hohen Akazien ein runder steinerner Tisch, und auf diesem reihte sich Flasche an Flasche des perlenden Weines, den Fritz Bettmann, der joviale Kronenwirth, geliefert. Ein wunderschöner, lauer Sommerabend begünstigte den ungebundenen Jubel der Gäste, zu welchen Knille, Lehzen, Siemens und ein Paar andere Westfalen gehörten; der neugebackene Doktor machte den liebenswürdigsten Wirth, und sprudelte über von Geist und Laune. Erst als Mitternacht lange vorüber, die Flaschen leer und die Köpfe ziemlich voll waren, verabschiedeten sich die Freunde mit herzlicher Umarmung auf Nimmerwiedersehen von dem Dichter, dessen Koffer schon zur Abreise gepackt stand.

Zwischen die Zeit des Examens und den Tag seiner Doktor-Promotion fiel indess noch ein anderer, ungleich wichtigerer Akt in Heine's Leben: — der Akt seines nominellen Uebertrittes zur evangelischen Religion. Dass ihn kein starkes religiöses Band an das Judenthum fesselte, haben wir zur Genüge erfahren. Auch mit dem Kulturleben seiner Stammgenossen fühlte sich Heine nur lose verknüpft — „Der Taufzettel ist das Entréebillett zur europäischen Kultur", lautet ein witziges Impromptü seiner „Gedanken und Einfälle" (Bd. XXII, S. 197), und schon im Februar 1822 hatte er (Bd. XIX, S. 43) an Wohlwill geschrieben: „Auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir ‚Judenmauschel' nachrufen zu lassen und zu fasten ꝛc." Dennoch sträubte sich in ihm ein edles Gefühl gegen das Unwürdige eines Religionswechsels aus rein äußerlichen Gründen. Er berührte dies Thema zuerst in einem Briefe an Moser nach der Rückkehr von dem Besuche in Hamburg im Sommer 1823. „Wie du denken kannst," schrieb er (Ebd., S. 115 ff.) mit Rücksicht auf seine juristischen Pläne, „kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie ist dagegen, außer ich. Und dieser ich ist sehr eigensinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannst du es dir wohl abstrahieren, dass mir die Taufe ein gleichgültiger Akt ist, dass ich ihn auch symbolisch nicht wichtig achte, und dass ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenossen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner schlechten Lage helfen soll. Ich werde noch aus Aerger katholisch und hänge mich auf. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Besten, und die Besten müssen Schurken werden. Ich verstehe sehr gut die Worte des Psalmisten: ‚Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, dass ich deinen Namen nicht lästre!' . . . Es ist fatal, dass bei mir der ganze Mensch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundsätze hat Geldmangel oder Ueberfluss nicht den mindesten Einfluss, aber desto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moser, der H. Heine ist sehr klein. Wahrlich, der

kleine Markus ist größer, als ich! Es ist Dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann dir Das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht misst nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele." — Es scheint, dass Heine sich, wie Gans, eine Zeitlang mit der Illusion trug, als werde ihm die preußische Regierung den Eintritt in den Staatsdienst ohne vorherigen Uebertritt zum Christenthume gestatten, und dass er solche Vergünstigung durch eine Eingabe an das Kultus-Ministerium zu erlangen hoffte. Hierauf bezieht sich nachfolgende Stelle eines Briefes an Moser vom Sommer 1824 (Ebd., S. 170): „Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Ministerium des Kultus haben mich sehr interessiert; du kannst wohl denken, in welcher Hinsicht. Es ist Alles jetzt so verwirrt im preußischen Staat, dass man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an Wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Gesuch an das Ministerium. Ich habe schon in Berlin mit dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kann's dir nicht genug empfehlen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen selbst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. Ja, säßen Weiber am Staatsruder, so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu sein!" — Bei der ersten Nachricht, dass die Bemühungen seines Freundes Gans, eine Professur ohne vorgängigen Religionswechsel zu erhalten, vergeblich gewesen, und er sich nun den Umständen fügen wolle, spricht Heine sich ziemlich milde über Dessen beabsichtigte Taufhandlung aus. Er bittet sogar Moser, Gans die Versicherung zu ertheilen, dass er ihn jetzt nicht weniger als vormals liebe. „Ungern," fügt er hinzu (Ebd., S. 184), „vermisse ich in deinem Briefe Nachricht über den Verein. Hat derselbe schon Karten herumgeschickt pour prendre congé? oder wird er sich halten? wird Gott stark sein in den Schwachen, in Auerbach und Konsorten? wird ein Messias gewählt werden? Da Gans sich taufen lassen will, so wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Messias hält schwer. Die Wahl des Esels wäre schon weit leichter." Und

als Gans im folgenden Jahre die Reise nach Frankreich und England angetreten hatte, spöttelte Heine (Ebd., S. 231): „Ich sehe mit Spannung seiner Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, dass Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, dass, obgleich der erste Theil des „Erbrechtes“ mit vollem Recht, nach Zunzischer Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdischen Geschichte betrachtet werden kann, dennoch der Theil des Erbrechtes, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erscheint, keine Quelle zur jüdischen Geschichte sein wird, eben so wenig wie die Werke Savigny's und anderer Gojim und Reschoim. Kurz, Gans wird als Christ, im wässerigsten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren.“

Als Heine diese ironischen Auslassungen schrieb, war an ihm selber der Taufakt bereits vollzogen. Es versteht sich, dass Solches in aller Stille und mit sorglicher Vermeidung jedes öffentlichen Aufsehens geschehen war. In dem kleinen preußischen Orte Heiligenstadt, einige Meilen von Göttingen entfernt, hatte sich Harry Heine am 28. Juni 1825 in der Dienstwohnung des Pfarrers zu St. Martini, des Superintendenten Magister Gottlob Christian Grimm, durch Diesen in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche aufnehmen lassen und, mit Beibehaltung des Familiennamens, bei der Taufe die Vornamen Christian Johann Heinrich empfangen. Als einziger Taufpathe fungierte der Superintendent zu Langensalza, Dr. theol. Karl Friedrich Bonitz, welcher am folgenden Tage auch bei der Taufe von Zwillingskindern des Magisters Grimm Gevatter stand, und vermuthlich zu diesem Zwecke nach Heiligenstadt gekommen war. Wegen seiner zufälligen Anwesenheit mag er von Heine, dem es sicher erwünscht war, die Kirche selbst mit dem ganzen Odium der vorschriftsmäßigen Formalitäten zu belasten, ersucht worden sein, ebenfalls an ihm Pathenstelle zu vertreten [130]). Mit welchen Gefühlen der Proselyt die ihm durch Familien- und Erwerbsrücksichten aufgenöthigte Taufhandlung hatte über sich ergehen lassen, sagen uns die ergrimmten Worte, in denen er seinem Freunde Moser die erste verschämte Andeutung von dem geschehenen Schritte giebt [131]): „Ich empfehle dir Golowin's Reise nach Japan. Du ersiehst daraus, dass die Japaner das civili-

sierteste, urbanste Volk auf der Erde sind. Ja, ich möchte sagen, das christlichste Volk, wenn ich nicht zu meinem Erstaunen gelesen, wie eben diesem Volke Nichts so sehr verhasst und zum Gräuel ist, als eben das Christenthum. Ich will ein Japaner werden. — Es ist ihnen Nichts so verhasst wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. — Vielleicht schicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi", worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich sehr, das Gedicht, sowie auch was ich dir von meinen Privatverhältnissen sage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger spanischer Jude, von Herzen ein Jude, der sich aber aus Luxusübermuth taufen lässt, korrespondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und schickt ihm jenes Gedicht, aus dem Maurischen übersetzt. Vielleicht scheut er es doch, eine nicht sehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu schreiben, aber er schickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach." — — Bitterer noch klingen die selbstanklagenden Aeußerungen eines fünf Wochen später geschriebenen Briefes (Bd. XIX, S. 241 u. 247): „Ich weiß nicht, was ich sagen soll, Cohen versichert mich, Gans predige das Christenthum und suche die Kinder Israel zu bekehren. Thut er Dieses aus Ueberzeugung, so ist er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei, so ist er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören ihn zu lieben; dennoch gestehe ich, weit lieber wär's mir gewesen, wenn ich statt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe silberne Löffel gestohlen. Daß du, lieber Moser, wie Gans denken sollst, kann ich nicht glauben, obschon es Cohen versichert und es sogar von dir selber haben will. Es wäre mir sehr leid, wenn mein eigenes Getauftsein dir in einem günstigen Licht erscheinen könnte. Ich versichere dich: wenn die Gesetze das Stehlen silberner Löffel erlaubt hätten, so würde ich mich nicht getauft haben. — Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und besonders stichelte: „wie sie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, sich verlocken lassen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden". Ich versichere dir, die Predigt war gut, und ich beabsichtige, den Mann diese Tage zu besuchen. — Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen

hübschen jüdischen Brief schreiben. Ich werde jetzt ein rechter Christ; ich schmarotze nämlich bei den reichen Juden." Das im Nachlassbande enthaltene Gedicht „Einem Abtrünnigen" bezieht sich unzweifelhaft gleichfalls auf die Taufe von Eduard Gans, wenn nicht auf den eigenen Uebertritt:

O des heil'gen Jugendmuthes!
O wie schnell bist du gebändigt!
Und du hast dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verständigt!

Und du bist zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachtest,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachtest!

O, Das thut das viele Lesen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Gestern noch ein Held gewesen,
Ist man heute schon ein Schurke.

Aufs schmerzlichste variieren die Klagen vom Frühjahr 1826 (Bd. XIX, S. 265—268) dasselbe Thema: „Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff" und „Almansor" bei Dümmler erschienen, und du, lieber Moser, die schönen Stellen daraus bewundertest, und dich in deinen Mantel hülltest und pathetisch sprachest, wie der Marquis Posa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz seiner Nankinghosen — und doch ist es mir, als ob es damals wärmer gewesen sei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger schon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchensträußern u. s. w. u. s. w. Es ist damals viel wärmer gewesen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und schrieb lange Vereinsreden, und trug sich mit dem Wahlspruch: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni". Ich erinnere mich, der Psalm: „Wir saßen an den Flüssen Babel's" war damals deine Force, und du recitiertest ihn so schön, so herrlich, so rührend, dass ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Psalm. Du hattest damals

auch einige sehr gute Gedanken über Judenthum, christliche Niederträchtigkeit der Proselytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Absicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, sondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erschachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die du gelegentlich mal aufschreiben solltest. Du bist ja selbständig genug, als dass du es wegen Gans nicht wagen dürftest, und was mich betrifft, so brauchst du dich wegen meiner gar nicht zu genieren. Wie Solon sagte, dass man Niemanden vor seinem Tode glücklich nennen könne, so kann man auch sagen, dass Niemand vor seinem Tode ein braver Mann genannt werden sollte. Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid sind alt, und werden bald sterben, und Diese haben wir dann sicher, und man kann unserer Zeit nicht den Vorwurf machen, dass sie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen kann. Verzeih mir den Unmuth, er ist zumeist gegen mich selbst gerichtet. Ich stehe oft auf des Nachts und stelle mich vor den Spiegel und schimpfe mich aus. Vielleicht seh' ich des Freundes Seele jetzt für einen solchen Spiegel an . . . Grüß mir unsern „außerordentlichen" Freund, und sag ihm, dass ich ihn liebe. Und Dieses ist mein seelenvollster Ernst. Er ist mir noch immer ein liebes Bild, obschon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich selbst nicht denken will. So dachte ich diese Nacht: mit welchem Gesicht würde wohl Gans vor Moses treten, wenn Dieser plötzlich auf Erden wieder erschiene? Und Moses ist doch der größte Jurist, der je gelebt hat, denn seine Gesetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag. Ich träumte auch, Gans und Mordachai Noah kamen in Stralau zusammen, und Gans war, o Wunder! stumm wie ein Fisch. Zunz stand sarkastisch lächelnd dabei und sagte zu seiner Frau: „Siehst du, Mäuschen?" Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und gespickt mit „Aufklärung", „Wechsel der Zeitverhältnisse", „Fortschritte des Weltgeistes", eine lange Rede, worüber ich nicht einschlief, sondern im Gegentheil, worüber ich erwachte." — „Wie tief begründet ist doch der Mythus des ewigen Juden!" heißt es in einem anderen Briefe (Ebd., S. 278). „Im stillen

Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das schaurige Märchen, die Kleinen drücken sich ängstlicher an den Herd, draußen ist Nacht — das Posthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Messe. — Wir, die wir die Helden des Märchens sind, wir wissen es selbst nicht. Den weißen Bart, dessen Saum die Zeit wieder verjüngend geschwärzt, kann kein Barbier abrasieren." — Im Herbst 1825 erschien in den „Wiener Jahrbüchern" die an einer früheren Stelle erwähnte Recension der Heine'schen „Tragödien" von Wilhelm Häring, worin die christenthumsfeindliche Tendenz des „Almansor" ziemlich deutlich auf die jüdische Abstammung des Dichters zurück geführt wurde. Dies Hineinziehen konfessioneller Erörterungen musste für Heine um so peinlicher sein, je mehr er zur Klarheit darüber gelangte, dass er sich durch den im Widerspruch mit seiner innern Ueberzeugung unternommenen Religionswechsel in die zweideutigste Lage gebracht. „Ich sehe noch schlimmeren Ausfällen entgegen," schrieb er an Moser (Ebd., S. 246, 257 u. 258). „Dass man den Dichter herunter reißt, kann mich wenig rühren; dass man aber auf meine Privatverhältnisse so derbe anspielt oder, besser gesagt, anprügelt, Das ist mir sehr verdrießlich. Ich habe christliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. s. w. . . . Ist es nicht närrisch? kaum bin ich getauft, so werde ich als Jude verschrieen . . . Ich bin jetzt bei Christ und Jude verhasst. Ich bereue sehr, dass ich mich getauft hab'; ich seh' noch gar nicht ein, dass es mir seitdem besser ergangen sei — im Gegentheil, ich habe seitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

In der That sollte Heine, wie die Erfahrung ihn bald genug belehrte, durch seinen formellen Uebertritt zum christlichen Glauben Nichts von Allem, was er gehofft hatte, erreichen: keine Staatsanstellung und keine Unabhängigkeit von den Geldzuschüssen des reichen Oheims. Vor dem Kampfe noch war er abgefallen von der Idee, die ihn zu ihrem Streiter erkoren; die Taufe hatte ihn im innersten Gewissen mit sich selbst entzweit, von Herzen wurde er niemals ein Christ, und bei seinen Feinden hieß er: der Jude.

Zweites Buch.



Erstes Kapitel.

Die „Reisebilder".

Wenige Tage vor der Doktor-Promotion H. Heine's war sein Oheim Salomon auf einer Geschäftsreise nach Kassel durch Göttingen gekommen. Er hatte den Neffen sogleich holen lassen und sich überaus freundlich gegen ihn bezeigt. Da jedoch einige Fremde zugegen waren, bot sich keine Gelegenheit für den Dichter, mit dem Onkel über seine Privatverhältnisse zu reden. Er theilte ihm daher schriftlich seinen Wunsch mit, vor der Uebersiedelung nach Hamburg ein Seebad zu besuchen, und Salomon Heine setzte ihn durch Uebersendung eines liberalen Wechsels in den Stand, Anfangs August eine Erholungsreise nach der Insel Norderney anzutreten. Durch den Gebrauch der erfrischenden Seebäder und die friedliche Stille des Aufenthalts unter dem schlichten Schiffer- und Fischervolke kräftigte sich seine angegriffene Gesundheit, und seit Langem fühlte er zum ersten Mal die nervösen Kopfschmerzen entweichen, welche ihn in den letzten Jahren so hartnäckig belästigt hatten. Mit den vielen aristokratischen Badegästen, welche die Saison hergeführt, kam er wenig in Berührung; doch machte er in der Fürstin von Solms-Lich eine angenehme Bekanntschaft. Er hatte sich mit der feingebildeten Dame schon mehrmals unterhalten, als Diese bei einem Ausdruck, den er gebrauchte, unwillkürlich ausrief: „Ei, Das ist ja ganz wie von Varnhagen!" Auf Heine's verwunderte Frage, ob sie den ihm so innig befreundeten Mann kenne, erzählte die

Fürstin, daß ihr Bruder, der General, in den Freiheitskriegen Varnhagen's Oberst gewesen, und daß sie wiederholt mit Jenem zusammen getroffen; auch hege sie eine enthusiastische Verehrung für seine geistvolle Gemahlin. In Folge dieser neuen Anknüpfungspunkte gestaltete sich der Umgang mit der Fürstin noch freundlicher, und sie bewahrte dem Dichter stets ein wohlwollendes Andenken. Noch zwanzig Jahre später äußerte sie bei einem Besuche Varnhagen's [132]), sie habe Heine sehr gern gehabt, sie halte ihn für innerlich edel und aufrichtig, ein solcher Geist könne nur das Beste wollen, wenn er auch unleugbar seine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Vor Allem war es jedoch der erhabene Anblick des Meeres, der ihn mit unnennbarem Entzücken erfüllte. Tagelang kreuzte er im kleinen Fischerboot um die einsame Insel und sah, rücklings auf dem Verdeck liegend, zu den vorübersegelnden Wolken empor, während er dem Gemurmel der Wellen oder alten Schiffersagen lauschte, die er sich von den Fährleuten erzählen ließ. Das Meer war ihm ein verwandtes Element, das er „liebte wie seine Seele", bei dessen Grollen und Tosen ihm wohl ward, und mit dessen wechselnden Launen er sich selber gerne verglich:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

Kein deutscher Dichter hat das Leben des Meeres gewaltiger besungen, als Heine, der hier im Sommer 1825 den ersten Cyklus seiner Nordseebilder koncipierte. Bei Mittheilung derselben an Moser bemerkte er (Bd. XIX, S. 245): „Tieck und [illegible] haben die Form dieser Gedichte, wenn nicht geschaffen, doch wenigstens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichsten, was ich geschrieben habe. Du siehst, jeden Sommer entpuppe ich mich, und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin also doch nicht auf eine bloß lyrisch-maliziöse zweistrophige Manier beschränkt." Es verdient hervorgehoben zu werden, daß Heine der erste unserer Dichter war, welcher das

geheimnisvoll großartige Leben des Meeres als einen neuen Stoff für die deutsche Poesie eroberte. Bei einem Gespräch mit Adolf Stahr[133]) machte er hierüber interessante Aeußerungen. Er betonte, daſs auch die Kunst für das große Publikum eines gewissen Charlatanismus bedürfe: „Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt sind, und nicht seine eigenen extendierten Begriffe bei solchen dichterischen Schilderungen voraussetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, besteht unter Anderm auch darin, daſs man sich zu den Anschauungen und Vorstellungen der Menge herabläſst. Ich habe es dabei als Dichter des Meeres par excellence gerade am schwersten gehabt. Denn Wer kannte damals in Deutschland das Meer? Jetzt ist Das ein Anderes, jetzt, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe den Verkehr erleichtert haben, kennt es Jeder. Aber damals schilderte man etwas der lesenden Menge völlig Unbekanntes, wenn man das Meer beschrieb, und Das ist immer miſslich. Ich muſste mich, weil ich es obendrein in Versen beschrieb, an das Banalste halten. Einmal war ich ein Paar Wochen ganz allein mit dem Schulmeister, nachdem schon alle anderen Badegäste fort waren, in Wangeroge. Endlich währte es mir doch zu lange. Mein Hauptgepäck hatte ich schon früher voraus geschickt, und nun wollte ich mit einem Male mit meinem Bündel fort an die oldenburgische Küste nach Hamburg. Es vergingen aber Tage und es kam kein Schiff, ich saß auf der Sanddüne wie fest gezaubert. Endlich kam ein Schiff und ich ließ mich hinauf bringen — ich meine, es geschah zu Wagen. Bald aber überfiel uns Windstille und wir konnten nicht ans Land. So blieben wir Angesichts der Küste liegen, bis ich's nicht mehr aushalten konnte und die Ebbe benutzte, und mit meinem Bündel auf dem Kopfe die ganze Strecke bis ans Land zu Fuße durchs Meer ging." Dann erzählte Heine noch Viel von den Sielen und Meerdeichen und von dem Wangeroger Schiffervolke. „Wenn ich das Alles damals hätte dichterisch behandeln wollen," schloſs er seine Betrachtungen, „so hätte es Keiner verstanden, eben weil es zu jener Zeit unbekannte Dinge waren." Es kann daher nicht befremden, wenn Heine sich gegen Moser (Bd. XIX, S. 292) rühmte, daſs er in diesen Gedichten „mit Lebensgefahr eine ganz

neue Bahn gebrochen", oder wenn er bei Veröffentlichung des ersten Bandes der „Reisebilder" an Simrock schrieb (Ebd., S. 272): „Ob das Publikum an den Nordseebildern Geschmack finden werde, ist sehr dubiös. Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnt schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch Nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleise der alten Landstraße!" —

Von Ende September bis Ende Oktober war H. Heine wieder bei seinen Eltern in Lüneburg, woselbst auch sein Bruder Maximilian, der seit Ostern des Jahres als Studiosus medicinae die Berliner Universität bezogen hatte, die Ferienzeit verlebte. Die intelligenteren Kreise des Städtchens suchten eifrig die Bekanntschaft des Dichters, dessen Ruhm sich allmählich mehr und mehr zu verbreiten begann. Namentlich schloss Heinrich Heine ein dauerndes Freundschaftsbündnis mit dem Dr. juris Rudolf Christiani, einem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, den er schon bei seinem vorigen Aufenthalt im elterlichen Hause kennen gelernt. Der junge Christiani, welcher bei dem Lüneburger Magistrate das Amt eines Stadtsekretärs bekleidete, schwärmte für Goethe und Heine, schon als Göttinger Student hatte er Oehlenschläger's „Hugo von Rheinberg" übersetzt, und auch jetzt noch dilettierte er vielfach auf ästhetischem und poetischem Felde. Er war ein schlanker, eleganter Bursche von hübschen Gesichtszügen und einnehmenden Manieren, dessen Konterfei mit unvergleichlicher Wahrheit in den Versen gezeichnet ist:

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden!

Nach der Julirevolution in die hannövrische Kammer gewählt, erwies sich Rudolf Christiani dort als einen tüchtigen und muthvollen Redner der liberalen Opposition; u. A. brachte er im Frühling 1837 einen Antrag auf Preßfreiheit ein. Heine nannte ihn deßhalb in einem Scherzgedichte (Bd. XVII, S. 234 [214]) den „Mirabeau der Lüneburger Haide", und stellte ihn einem Freunde [134]) mit den Worten vor: „Dies ist der Mann, der so ausgezeichnet redet und so miserabel schreibt." Bald darauf verheirathete sich Dr. Christiani mit einer Kousine des Dichters, die von Salomon Heine eine glänzende Mitgift empfing, und der Freund schrieb ihm einen heiteren Gratulationsbrief, welcher mit den Worten begann: „Wir können uns jetzt wie die Könige „mon Cousin" anreden." Von dem Onkel aber, dem Löwen der Familie, hieß es an einer anderen Stelle des Schreibens: „Fürchte dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; er ist doch sonst edel und gut, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde." — Dieser originelle Brief, erzählt Maximilian Heine in seinen Erinnerungen an den Bruder, hatte Abschriften gefunden, und sollte den Feinden und Widersachern des Dichters — zu welchen besonders Dr. Gabriel Riesser in Hamburg, sowie die Schwiegersöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer, gehörten — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einst wieder in momentanen Konflikt gerathen waren. Aber Salomon Heine nahm die Sache von der heitersten Seite, und unterschrieb einen in bester Laune abgefassten Brief mit den Worten: „Dein dich liebender Onkel, vor der Fütterungsstunde". — Wie sehr Heinrich Heine, trotz oftmaliger Neckereien in Versen und Prosa, übrigens das Talent des Dr. Christiani schätzte, den er in einem Briefe an Friederike Robert vom Oktober 1825 „den gebildetsten Mann im ganzen

Hannövrischen" nennt, geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, dass er Denselben in seinem Testamente zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke bestimmte; eine Aufgabe, deren ihn freilich der Tod überhob, bevor er nur den Anfang zu ihrer Lösung gemacht hatte. —

In den ersten Tagen des Novembermonats 1825 traf der Dr. juris Heinrich Heine endlich in Hamburg ein, um sich dort als Advokat zu etablieren. Er ließ diesen Plan jedoch sofort wieder fallen — warum, darüber spricht er sich in wunderlich zurückhaltender Weise aus. „Du siehst Cohen ja diese Tage," schrieb er schon am 14. December an Moser (Bd. XIX, S. 240), „und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden." — „Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben," heißt es fünf Monate später in einem Briefe an Varnhagen [135]); „es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten und einige Doctores juris in hohem Grade besitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advocieren, habe ich deshalb aufgeben müssen — aber glauben Sie nur nicht, dass ich so bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es ist hier der klassische Boden meiner Liebe, Alles sieht mich an wie verzaubert, viel eingeschlafenes Leben erwacht in meiner Brust, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläſſt, so dürfen Sie noch recht viel' gute Bücher von mir erwarten." — Der wirkliche Grund, weſshalb Heine die beabsichtigte Advokaten-Karrière in Hamburg so rasch wieder verließ, war jedoch muthmaßlich kein anderer, als dass ihm bei seinen vorwiegend poetischen Neigungen die Lust und Energie mangelte, sich in ein heterogenes, prosaisch trockenes Gebiet hinein zu arbeiten und sich in Studien zu vertiefen, die ihn von seinen literarischen Beschäftigungen abzögen. Es kam der üble Umstand hinzu, dass seine weiche, träumerische Natur sich mit unmäßiger Gefühlsschwelgerei den verbitternden

Eindrücken hingab, welche durch die Erinnerungen einer schmerzlichen Vergangenheit und durch beständige Zerwürfnisse mit seinen Verwandten reichlich genährt wurden. Ewige Geldnoth, ewige Vorwürfe des Onkels, gehässige Verleumdungen bei Demselben durch den eigenen Schwager und durch die übrige Sippschaft, Hetzereien und Klatschereien: „er sei ein Spieler, lebe müßig, müsse in schlechten Händen sein", um ihn baldmöglichst wieder von Hamburg zu entfernen; in Folge Dessen ein täglich sich steigerndes Misstrauen des Dichters gegen sich selbst und gegen seine ganze Umgebung — Das ist der unerquickliche Inhalt aller Briefe, die er als Stoßseufzer an seine Freunde gelangen ließ. Schon der erste Brief an Moser (Bd. XIX, S. 238 ff.) ist „Verdammtes Hamburg" datiert und beginnt mit den verzweifeltsten Klagen: „Theurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch! Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage dir, es ist ein schlechter Spaß. — Lass Das gut sein. — Da sitz' ich nun auf der ABC-straße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, dass die Hamburger schon ein halbes Jahr im Voraus daran denken, wie sie sich zu Weihnachten beschenken wollen. Auch du, lieber Moser, sollst dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen, dass ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will. Wenn du wüsstest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest du einsehen, dass dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und du würdest nicht lachen, wie du es jetzt thust, sondern du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe. Vor Kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für

mich.“ Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas“ von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daſs er sich todtgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan.“ Moser's beschwichtigendes Zureden und seine wohlgemeinten Bemühungen, ein besseres Einvernehmen Heine's mit seinen Verwandten zu vermitteln, hatten nur den Erfolg, daſs der reizbare Jüngling auch gegen diesen seinen besten Freund zeitweilig verstimmt wurde. „Ich sehe,“ schrieb er ihm miſsmuthig (Ebd., S. 261), „du hast den Marquis Posa abgelegt und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum Furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dies Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte.“ Und nun folgen neue, krankhaft verdrieſsliche Mittheilungen über ehrenrührige Zuträgereien von Leuten, „die gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben. Sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, ‚Etwas für den Menschen zu thun‘. Dieser Ausdruck allein kann mich toll machen. Ja, ich bin rasend. — Meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, Das ist, daſs ich selbst daran Schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie ihr Andern.“

Wie schon erwähnt, waren es besonders die Schwiegersöhne des Onkels, Dr. Adolf Halle und Christian Moritz Oppenheimer, die dem jungen Dichter in der Gunst des reichen Onkels zu schaden suchten, und nur zu oft für ihre Zuträgereien ein williges

Ohr fanden. Oppenheimer war vor seiner Verheirathung mit Friederike Heine lange in Geschäften seines Schwiegervaters in London gewesen, und spielte gern den Engländer, den Millionär, den feinen Gentleman, so wenig seine plumpen Manieren der eleganten Rolle entsprachen. Der Alte hatte Tage, wo er ihn sehr malitiös behandelte. Als Herr Oppenheimer einst im Hause Salomon Heine's mit einer kürzlich aus London zurückgekehrten deutschen Dame wiederholt eine englische Tisch-Konversation begann, wandte sich Letzterer plötzlich mit den Worten an die Dame: „Sehen Sie, gnädige Frau, meine Erziehung hat meinen armen Eltern blutwenig gekostet. Was aber, glauben Sie, kostet es mich, dass mein Schwiegersohn hier Englisch spricht? Einige hunderttausend Mark hat er mir in England — verhandelt, dafür aber auch Englisch gelernt." Wie Maximilian Heine berichtet [136]), wussten die Schwiegersöhne, trotz solcher gelegentlichen Zurechtweisungen, den Alten stets zu ihrem Vortheil zu leiten, und hatten für den Dichter und seine Geschwister nur eifersüchtige Blicke und Misswollen. Sie und ein Tross lungernder Hausschmarotzer, von denen die arglose Gutmüthigkeit des Millionärs sich missbrauchen ließ, waren es hauptsächlich, welche Onkel und Neffen so häufig gegen einander aufhetzten und Letzterem die bittersten Kränkungen bereiteten. Heinrich Heine beklagte sich noch in späteren Jahren mehr als einmal darüber, dass gerade die giftigsten Neider seines Ruhmes von Salomon Heine mit Vorliebe zu Gaste geladen und in vielfacher Weise unterstützt wurden. „Ich habe wahrhaftig," schrieb er einmal seinem Bruder Max [137]), „zu dem Ansehn, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; dass aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte, dieses Ansehen, und sei es auch nur in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren ... In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung."

Fast mehr noch, als von den Klatschereien der Verwandten,

hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß seinen Religionswechsel verdachten, sondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er sich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Heine war in derselben Täuschung wie seine geistvollen Berliner Freunde befangen, er sah nicht ein, dass die große Masse der Juden nur durch ein vorsichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langsamer Entwicklung für den Kulturfortschritt zu gewinnen sei. Die Berliner Heißsporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenossen von einem großen politischen Gedanken aus hatten durchführen wollen, stießen auf taube Ohren, und als ihr Werk gescheitert war, ließen sich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meisten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbesserer trugen sich nicht mit so hoch fliegenden Plänen, sondern beschränkten die von ihnen erstrebte Reform auf ein sehr bescheidenes Maß; eben deßhalb aber fanden sie thätige Unterstützung, und erreichten, getreulich ausharrend, ihr Ziel. Heine freilich warf ihnen ängstliche Halbheit und verstockte Engherzigkeit vor, weil ihm das starre Betonen des religiösen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erschien, er bewitzelte und bekrittelte, was als Uebergangsstufe praktisch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch selber den Anlass zu Reibereien der unerquicklichsten Art. Persifflierende Aeußerungen über den Hamburger Tempel und dessen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verschlimmernden Zusätzen hinterbracht, und statt gegen die Fälschungen und Verdrehungen seiner Worte zu protestieren, vermehrte Heinrich Heine das Aergernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm schuld gegebenen Auslassungen das nächste Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläser wiederholte, oder wohl gar durch noch krassere Ausdrücke überbot [138]). Dadurch wurde natürlich Nichts gebessert, die Bezichtigung der Frivolität und Charakterlosigkeit verwundete um so schärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht weg zu disputierende Handhabe zur Verdächtigung seiner Gesinnungen bot, und es bildete sich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlassen hat. „Ich sehe, Sie

fragen mich, wie ich hier lebe?" schrieb er Ende Mai 1826 einem Berliner Freunde. „O lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!" — „Nach Hamburg werde ich nie in diesem Leben zurückkehren," heißt es in einem Briefe an Varnhagen aus München vom Februar 1828; „es sind mir Dinge von der äußersten Bitterkeit dort passiert, sie wären auch nicht zu ertragen gewesen, ohne den Umstand, daß nur ich sie weiß." Und noch 1850 gerieth Heine in die unmuthigste Stimmung, als bei einem Besuche Adolf Stahr's die Rede auf seinen einstmaligen Aufenthalt in Hamburg kam. „Sehen Sie," rief er aus, „was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich dort gewesen bin, Das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides angethan, Das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klätschereien von dem andern Volke. Diese hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verstocktheit, dieser Haß gegen alles Ungewöhnliche, diese angstvolle Abneigung gegen Alles, was mehr ist als sie selber, diese heuchlerische bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantasielosen Liederlichkeit — wie gräßlich war mir das Alles! Berlin ist sehr langweilig, sehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläsir, daß ich mir besser vorkam, als alle Andern."

Um gerecht zu sein, dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß H. Heine durch sein Leben und Treiben nicht allein böswilligen Gegnern, sondern auch wohlwollenden Fremden hinlänglichen Stoff zum Tadel und zu ernsten Besorgnissen gab. Mochte er die ihm so unwürdig erscheinende Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims wirklich nicht länger ertragen, so stand das rasche Aufgeben der juristischen Laufbahn mit seinen früher so bestimmt ausgesprochenen Vorsätzen in grellem Widerspruch, und wir sahen vorhin, daß er seine Handlungsweise selbst vor den vertrautesten Freunden nicht einmal zu rechtfertigen suchte. Er ließ freilich in den Briefen an Moser (Bd. XIX., S. 229 u. 240) gelegentlich die Andeutung fallen, daß er im Frühjahr an der Berliner Universität geschichtliche und philosophische Vor-

lesungen zu halten gedenke und zu diesem Zwecke historische Studien treibe, aber er that keinen Schritt, um die hiezu vor Allem nöthige facultas legendi zu erlangen, und das Ganze scheint nur der Einfall einer müßigen Stunde gewesen zu sein, der in Vergessenheit gerieth, bevor er noch in ernstliche Erwägung genommen war. Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ (Bd. IV., S. 97 ff.) und ein gewisses Kapitel des „Wintermärchens“ (Bd. XVII., S. 204 [193] ff.) erzählen uns zur Genüge, in welcher lockeren Gesellschaft Heinrich Heine seine Tage und Nächte in Hamburg verlebte, wie er die Sylphiden des Apollosaals bei Trompeten- und Paukenschall durch die Reihen der Oginski-Polonaise stürmen sah, oder ihnen vom Schweizerpavillon an der Alster nachblickte, wenn sie in ihren rosagestreiften Roben vorüber wandelten auf dem Jungfernstieg, — „Priesterinnen der Venus, hanseatische Vestalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und sonstige Predigerstöchter.“ Bei so ausgelassenem Lebenswandel brauchte der gute Ruf des jungen Mannes nicht erst unter das Guillotinenmaul der Madame Pieper oder das Gifthauch-Lächeln der Madame Schnieper zu gerathen, um bedenklich Gefahr zu leiden. Obendrein lag, wie ein Genosse seiner Extravaganzen bemerkt, „in Heine's Wesen etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben lieben; sie können nicht begreifen, daß man in Hamburg ißt, trinkt und schläft, aber eigentlich am Ganges zu Hause ist, und die Sehnsucht nach der wirklichen Heimath nie zu beschwichtigen vermag.“ O. L. B. Wolff, dem wir diese Aeußerung entlehnen [139], fühlte sich in seiner damaligen Lehrerthätigkeit eben so unbehaglich unter dem prosaischen Druck der Hamburger Verhältnisse, wie Heine, dessen Bekanntschaft er schon im Sommer 1823 gemacht, und mit dem er jetzt häufig zusammentraf. Gleichfalls von jüdischer Abstammung, hatte er sich, ähnlich wie Dieser, aus rein äußerlichen Gründen taufen lassen, ohne deßhalb ein gläubiger Christ geworden zu sein. Mit oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstet, aber in vielen Sprachen bewandert und mit einem erstaunlichen Versifikationstalente begabt, ließ er sich um diese Zeit zuerst als Stegreifdichter hören, und trat bald darauf jene

Rundreise durch Deutschland an, welche ihn auch nach Weimar führte, wo er durch seine gewandten Improvisationen die Aufmerksamkeit Goethe's erregte und auf Dessen Verwendung eine Professur in Jena erhielt.

Im Februar 1826 vertauschte H. Heine sein anfängliches Logis in der ABC-straße mit einer Wohnung bei dem Tabacks- und Cigarrenhändler Jakob Heinrich Bernhard Kasang am Dragonerstall Nr. 42. Während der ersten Zeit seines Hamburger Aufenthalts verkehrte er meist nur in jüdischen Kreisen, namentlich im Hause seiner Schwester Charlotte und in den Familien seiner Oheime Henry und Salomon. Letzterer hatte, nach Verheirathung seiner drei ältesten Töchter, die verwaiste Tochter seines verstorbenen Bruders Meyer Heine zu sich ins Haus genommen. Die kleine Mathilde war jetzt zu einer stattlichen Jungfrau heran geblüht, und der Dichter fand großes Gefallen an dem heiteren, aufgeweckten Mädchen, dessen ungekünstelte Liebenswürdigkeit ihr die Neigung aller Herzen erwarb. Bald aber begann sie zu kränkeln, und noch ehe sie das zwanzigste Jahr vollendet, welkte sie ins Grab. Heinrich Heine schrieb (Bd. XIX., S. 333), als er in Italien die Nachricht von dem frühen Tode seiner Kousine empfing: „Tilly ist jetzt so gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Gesicht, besonders am mittelländischen Meere. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daſs wir die süßen Züge auf keinem Gemälde bewahren, ist Jammerschade. Ach! es hängt so manches überflüssige Gesicht an der Wand."

Außer mit seinen Verwandten, pflog der Dichter in Hamburg Anfangs einen lebhaften Verkehr mit einigen dort wohnhaften früheren Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, besonders mit dem Lehrer an der israelitischen Freischule Immanuel Wohlwill, dem Papierhändler C. Michaelis und dem Zuckermakler Gustav Gerson Cohen. Als das Freundschaftsverhältnis zu Letzterem, der als einer der eifrigsten Anhänger des Tempels bei Salomon Heine und den aufgeklärteren Israeliten in hohem Ansehen stand, sowie zu der Mehrzahl seiner Verwandten durch Zwischenträgereien getrübt wurde, wandte der Dichter sich mehr und mehr dem Umgange mit literarisch und

künstlerisch gebildeten Männern zu. Unter Denen, welche seinem Talent die größte Anerkennung widerfahren ließen, nennen wir den kunstsinnigen Syndikus Dr. Karl Sieveking; den Professor Friedrich Gottlieb Zimmermann, dessen „Dramaturgische Blätter“ auf dem von Lessing gelegten Grunde rüstig weiter bauten; den aus Königsberg gebürtigen Arzt und Schriftsteller Dr. D. A. Assing, dessen poetische Gemahlin Rosa Maria, eine Landsmännin Heinrich Heine's und Schwester Varnhagen's, in ihrem Salon alle hervorragenden Geister Hamburg's versammelte; den Lustspieldichter Karl Töpfer; den harmlos jovialen Stadtpoeten K. G. Prätzel, und den beliebten Liederkomponisten Albert Methfessel, der in jenen Jahren als Gesanglehrer in Hamburg verweilte, und von dort aus 1831 als Hofkapellmeister nach Braunschweig berufen ward. Heine's Poesien begannen schon damals die Aufmerksamkeit begabter Komponisten zu erregen; Joseph Klein und Ferdinand Ries hatten zu manchen derselben ansprechende Melodien gesetzt, und auch Methfessel drängte den jungen Dichter, der ihn besonders hoch schätzte und vor zwei Jahren im „Gesellschafter“ ein paar freundliche Worte über ihn geschrieben hatte (Bd. XXII, S. 271 ff.), ihm seine neuesten Lieder zur Komposition anzuvertrauen. Den intimsten Verkehr aber pflog Heine mit Friedrich Merckel, einem feingebildeten, wohlhabenden und einer angesehenen Patricierfamilie verschwägerten jungen Kaufmanne, der ein scharfblickendes Urtheil in literarischen Dingen besaß, und sich gelegentlich auch in kritischen Aufsätzen für Hamburger Zeitschriften versuchte. Heine verhehlte ihm keine seiner Thorheiten und Leichtfertigkeiten, selbst flüchtige Liebesaffären, Spielverluste, vorübergehende Häkeleien mit seinem Verleger theilte er ihm ausführlich mit. „Es macht mir Vergnügen,“ schreibt er an Merckel in einem vertraulichen Briefe vom Sommer 1826 [140]), „mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen. Wenn du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten.“ In der That unterhielten die beiden Freunde sechs bis sieben Jahre lang eine regelmäßige Korrespondenz, welche niemals durch den leisesten Mißklang gestört ward. — Gewöhnlich traf Heine Nachmittags oder Abends im Pavillon an der Alster mit Merckel und Professor Zimmermann zusammen. Letzterer,

seit langen Jahren als Lehrer am Johanneum angestellt, hatte durch seinen wahrhaft klassischen Geschmack und sein ätzendes Urtheil auf Heine den imponierendsten Eindruck gemacht, und nahm bald die Stellung eines älteren Freundes und literarischen Mentors bei ihm ein. „Wie Wenige“ — so erzählt Wienburg [134]) — „wusste er die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber auf keine Weise, und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, als an das derzeitige kritische Orakel Hamburg's, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?“ worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort ertheilte. Zimmermann gehörte zu den regelmäßigen Stammgästen des Pavillons, seinem schon damals etwas verdüsterten Gemüthe war solche Zerstreuung zur Nothwendigkeit geworden. Unglückliche Familienverhältnisse, Zerfallenheit mit sich und der Welt drückten seinem energischen Gesicht einen finstern, zuweilen fast grimmigen Stempel auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre 1830 flammte sein Auge auf, wenn er, im Pavillon sitzend, das Volksgetöse draußen vernahm. Man musste ihm Bericht erstatten, wie und wohin es ging; in das wüste, sinnlose Treiben legte er Gott weiß welche Konsequenzen. Zimmermann war sonst ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn. Die Franzosen hatten ihn 1813 geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Sein tiefes Leid oder das Uebel, an welchem der wackere Mann allmählich zusammenbrach, hielt ich für unterdrückte Thatkraft. Heine war anderer Meinung. Er schrieb Zimmermann's innere Verstimmung hauptsächlich dem Umstande zu, dass Derselbe zur Zeit seiner Jugendkraft nicht als Producent aufgetreten und über dem Schulmeistern und Recensieren alt geworden sei; jetzt nage ein ohnmächtiger, vielleicht nicht einmal gerechtfertigter Vorwurf wie ein Geier an seinem Herzen.“

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg — am 31. Januar 1826 — ließ Heine in Nr. 13 der von Professor L. Kruse redigierten Zeitschrift „Die Biene“ eine Anzahl der im Herbst 1823 gedichteten „Heimkehr“-Lieder abdrucken, und um dieselbe Zeit erschien auch endlich die „Harzreise“ im Berliner „Gesell-

schafter". Da Heine der juristischen Laufbahn entsagt hatte, um sich ganz dem Schriftstellerberufe zu widmen, musste ihm ernstlich daran gelegen sein, die Aufmerksamkeit des Publikums durch bedeutende Schöpfungen wieder auf sich hinzulenken. Dies war durch die eben erwähnten Veröffentlichungen zwar theilweise geschehen, aber die „Harzreise" war bei dem Abdruck im „Gesellschafter" von der Censurschere so heillos verstümmelt worden, dass der Verfasser den sehnlichsten Wunsch empfand, sie baldmöglichst in unverkürzter, zusammenhängender Gestalt aufs Neue erscheinen zu lassen. Er überarbeitete daher sorgfältig sein Manuskript, fügte nach den Eingangsversen die witzige Schilderung der Universität Göttingen, am Schlusse die sentimental humoristische Maitagsphantasie hinzu, und bemühte sich, durch das Aufsetzen zahlreicher kleiner Lichter seinem Reise-Kapriccio jene künstlerische Vollendung zu geben, die demselben, trotz aller malitiösen Pointen, einen so geheimnisvoll wirkenden Zauber verleiht. „Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen," schrieb er seinem Freunde Simrock (Bd. XIX., S. 252 ff.), „hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hinein gewiegt, ich sei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich heraus fließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muss, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst du dir wohl vorstellen, dass ich manchen Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, dass ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Nichtiges. Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge

überdrüssig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsieren ... Ueber die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir Beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch poetisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, dass deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüthen entgegen duften."

Heine beabsichtigte Anfangs, die Lieder der „Heimkehr", die „Harzreise", das Memoire über Polen und die erste Abtheilung der „Nordsee" unter dem Titel „Wanderbuch, erster Theil" zu veröffentlichen, und bot dem Verleger seiner „Tragödien", Ferdinand Dümmler, den Verlag des Werkes an. Dieser wies jedoch die Offerte zurück, da ihm die Forderung von zwei Louisd'or für den Bogen zu exorbitant erschien. Kurz darauf wurde Heine durch Professor Zimmermann mit dem unternehmungslustigen Buchhändler Julius Campe bekannt, der sich das Manuskript vorlesen ließ, und sofort das Verlagsrecht der ersten und aller künftigen Auflagen für die Pauschalsumme von 50 Louisd'or erwarb. — Der langjährige Freund und Verleger Heine's hat Anspruch darauf, dass wir sein Bild mit einigen Strichen skizzieren. Julius Campe, 1792 zu Deensen im Braunschweigischen geboren, der Sohn eines Advokaten und Neffe des berühmten Pädagogen und Schriftstellers Joachim Heinrich Campe, kam in früher Jugend nach Hamburg, und trat zunächst als Lehrling in die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung ein, welche sein ältester Bruder, August, in Gemeinschaft mit Dessen Schwiegervater Hoffmann in Besitz hatte. Nachdem er hier und in der von seinem zweiten Bruder, Friedrich, zu Nürnberg begründeten Buch- und Kunsthandlung seine Lehrjahre verbracht, fungierte er eine Zeitlang als Gehilfe in der Maurer'schen Buchhandlung zu Berlin. Von hier aus machte er den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger im Lützow'schen Korps mit, und gehörte zu der kleinen Schar, welche am 26. August desselben Jahres die Gruft Theodor Körner's bei Wöbbelin bereitete. Nach Beendigung

der Freiheitskriege verweilte er wieder kurze Zeit in Hamburg, und unternahm dann eine Reise durch Italien, von welcher er noch als Greis mit lebhaftem Interesse zu erzählen wusste. Die Kriegsabenteuer im Lützow'schen Freikorps und die vielfachen humoristischen Erlebnisse seiner italiänischen Reise waren die einzigen romantischen Episoden, welche sein stilles, thätiges Geschäftsleben auf kurze Zeit unterbrachen. Von Italien kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Theilhaber im Geschäfte seines Bruders August, das nach dem Tode des Letztern im Jahre 1836 ganz in die Hände von Julius überging, welcher seit 1823 schon das Sortiment auf eigene Rechnung übernommen hatte, und mit demselben bald den Verlag zahlreicher Schriften verband. Den Mangel an jeder tieferen wissenschaftlichen Bildung ersetzte Julius Campe durch eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, durch einen selbständig denkenden Geist, der alles Neue auf dem Felde der Literatur und Politik vorurtheilsfrei entgegen nahm, und durch eine genaue Kenntnis aller Ressourcen des buchhändlerischen Geschäftes, die er mit kühnster Energie und durchtriebenster Schlauheit zu benutzen verstand. Er durfte sich mit Recht in den meisten Fällen auf die Sicherheit seines Urtheils über die Absatzfähigkeit der ihm angebotenen Manuskripte verlassen. Berühmte Namen und fremde Empfehlung imponierten ihm nicht; er suchte im Gegentheil mit Vorliebe, die Werke junger, noch unbekannter Schriftsteller zu verlegen, und empfand die aufrichtigste Freude, so oft es ihm vergönnt war, ein neues, vielverheißendes Talent unter der Aegide seiner mächtigen Firma in das Kampfgetümmel der literarischen Arena hinaus zu senden. „Wollen Sie wissen", sagte er mir einige Jahre vor seinem am 14. November 1867 erfolgten Tode, „durch welches Mittel ich mir die Geistesfrische und den regen Antheil an allen politischen und literarischen Dingen bis auf den heutigen Tag bewahrt habe? Ich wollte nicht alt werden, ich wollte nicht hinter der Zeit zurück bleiben; darum freute es mich oft heimlich, wenn die Schriftsteller, welche ich in die Literatur eingeführt, mich später verließen, weil andere Firmen ihnen ein höheres Honorar in Aussicht stellten. Nur die Pietät hätte mich vielleicht abgehalten, ihnen selbst den Laufpaß zu geben, denn ich dachte: sie wandeln

heute oder morgen schon den Berg hinab, — und ich wollte, so lang meine Füße mich trügen, mit Denen fortschreiten, deren Bahn aufwärts geht. Die Jungen sind es allemal, denen die Zukunft gehört; indem ich mich ihnen anschloß, war ich sicher, immer dem Fortschritte treu zu bleiben. Sie werden Das egoistisch finden — nun ja, aber ich empfehle Ihnen das Mittel als probat," schloß der Alte mit selbstzufriedenem Schmunzeln. Diese Aeußerung charakterisiert den vielgewandten Ulyß des Buchhandels, der mit einer durch Nichts zu schreckenden Festigkeit und mit feinster Strategie seine klug ersonnenen Geschäftspläne verfolgte, behaglich den reichen Gewinn einsäckelnd, den seine Unternehmungen ihm eintrugen, aber auch heldenmüthig das Gefährlichste wagend, um den Freiheitsmanifesten der jungen Literatur Eingang in Palast und Hütte zu verschaffen. Daß der größte Theil seines Verlages mit Absicht im Dienste der Fortschrittsideen des Jahrhunderts stand, daß Julius Campe ein klares Bewußtsein von dem an- und aufregenden Inhalt der Schriften hatte, die aus seiner Officin hervorgingen, daß er mündlich wie schriftlich den geistvollsten Verkehr mit den Autoren seines Verlages pflog, und neben dem materiellen auch einen ideellen Antheil an ihren Erfolgen nahm, alles Dies machte seinen Buchladen zu einem Rendezvousplatze der bedeutendsten Geister, und der Einfluß, den sein erfahrener Rath und sein ehrlich derbes Urtheil auf die Entwickelung manches jungen Schriftstellers übten, ist nicht gering anzuschlagen. Selbst Heine, der sich in seinen Briefen so oft über Mangel an Rücksichtsnahme auf seine billigsten Wünsche beschwerte, und mit Campe in beständig wiederkehrenden Differenzen lebte, zollte der buchhändlerischen Einsicht und dem geistigen Scharfblick Desselben das höchste Lob, er sprach es nicht bloß in den bekannten Versen des „Wintermärchens" (Bd. XVII, S. 203 [191]), sondern auch gegen seine Freunde bei jeder Gelegenheit offen aus, einen wie großen Theil seiner Erfolge er dem klugen Eifer Campe's verdanke, und wir werden später sehen, daß die warnende Stimme des Letzteren ihn von mancher Uebereilung zurück hielt, ihn zur Aenderung manches unnütz provocierenden Ausdruckes bewog. „Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil," heißt es in einem

Briefe Heine's an Merckel (Bd. XIX, S. 290). „Er könnte sich wahrhaftig seine ‚Reisebilder' selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig." In der That waren Campe's Briefe das Gegentheil geschäftlicher Gemeinplätze, und selbst in späteren Jahren mochte er niemals ein ihm angebotenes Manuskript zurück senden, ohne die Ablehnung durch ein ausführliches Eingehen auf den Werth und Charakter der betreffenden Produktion zu motivieren. Hin und wieder kam es vor, daſs eitle Autoren ihm solche Bemerkungen über ihre Arbeit verübelten; die meisten aber werden ihm im Stillen für den Beweis geistiger Antheilnahme gedankt haben, den er durch seine freimüthigen Ausstellungen an den Tag legte. Besonders glücklich war Campe in der Erfindung prägnanter Buchtitel. Er war es, der Wienbarg's auf der Universität zu Kiel gehaltene Vorträge mit dem bezeichnenden Namen „Aesthetische Feldzüge" taufte und den Verfasser auf den Gedanken brachte, sein Buch „dem jungen Deutschland" zu widmen. Und wenn er einstmals seinen Freund Heine nicht eben angenehm überrascht hatte, als er Dessen Denkschrift über Börne unter dem zweideutig herausfordernden Titel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne" in die Welt sandte, so nahm Jener um so freudiger Campe's Vorschlag an, seine letzte Gedichtsammlung, für die er selbst lange vergeblich einen charakteristischen Titel gesucht, „Romancero" zu nennen. — Einen anderen Punkt wollen wir hier gleichfalls im Vorbeigehn berühren. Ungern und selten entschloſs sich Campe, ein hohes Honorar zu zahlen — auch Heine, der für jeden Band der „Reisebilder", wie für das „Buch der Lieder", ein für alle Mal 50 Louisd'or empfing, hat später, als sein Ruhm durch diese Werke fest gegründet war, bis zur Zeit seiner Erkrankung nur die Pauschalsumme von 1000 Mark Banko für jeden einzelnen Band seiner Schriften bezogen — doch ist füglich zu bedenken, daſs Campe Jahr für Jahr die Erstlingswerke neuer, erst durch ihn in die Literatur eingeführter Schriftsteller verlegte, und dabei das Risiko ansehnlicher Verluste trug. In den meisten deutschen Staaten war sein ganzer Verlag von der Julirevolution bis zum Jahre 1848 verboten, und es bedurfte der raffiniertesten Manipulationen, um die Bücher dennoch unter die Leser zu bringen und Zahlung von

den Sortimentern zu erlangen, denen ein diskretionäres Vertrauen geschenkt werden musste — was hätten gerichtliche Klagen genützt, wo das Verkaufsobjekt in eingeschmuggelter, konfiscierlicher Waare bestand? Zudem mussten starke Auflagen gedruckt und die Exemplare von vornherein in bedeutender Anzahl überallhin verschickt werden; denn hatte ein Buch erst das Aufsehen des Publikums und der Polizeibehörden erregt, so hielt es oftmals schwer, Nachbestellungen zu effektuieren; die Ballen, welche unter der oberen und unteren Schicht harmloser Grammatiken oder unschuldiger Novellen das verpönte Werk eines jungdeutschen Schriftstellers bargen, wurden dann an der Grenze doppelt scharf revidiert, und gelangten häufig niemals an ihren Bestimmungsort. Ganze Auflagen solcher Bücher wurden zuweilen unter scheinlosem Titel bis ins Herz von Oesterreich hinunter geschafft; die Sortimentsbuchhändler nahmen sie in Empfang, rissen lächelnd das falsche Aushängeschild ab und klebten das richtige Titelblatt ein, das ihnen lange vorher auf anderem Wege zugekommen war. Auch glaube man nicht, dass alle Verlagsartikel einen klingenden Gewinn einbrachten; selbst die Werke der besseren Schriftsteller wurden oftmals in der ersten Zeit ihres Erscheinens nur schwach begehrt; so ist uns bekannt, dass Börne's gesammelte Schriften, die Campe schon 1829 herausgab, erst durch die „Briefe aus Paris“ eine gesteigerte Nachfrage und einen lohnenden Absatz fanden. Und schon die ersten zwei Bände der „Briefe aus Paris“ wurden in allen deutschen Bundesstaaten mit solcher Erbitterung von den Schergen der heiligen Hermandad verfolgt, dass Campe die späteren Theile unter dem irreführenden Titel: „Zur Länder- und Völkerkunde“ und unter einer fingierten Pariser Firma veröffentlichen musste, wobei es gänzlich dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit seiner Geschäftskollegen anheim gestellt blieb, ob sie für das Empfangene Zahlung leisten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht existierenden Firma „L. Brunet“ abwarten wollten. So mag es immerhin wahr sein, dass, wie Heine einmal klagt, der große Absatz seiner Werke zuweilen die Aufgabe hatte, den Verlust anderer Unternehmungen zu decken, um so mehr als der alte Campe, ungleich manchen

seiner Kollegen, an dem ehrenwerthen Grundsatze festhielt, niemals ein Buch seines Verlages, mochte der Absatz noch so gering gewesen sein, im Preise herunter zu setzen und dadurch den Ruf oder Kredit des Verfassers zu schädigen. „Ich halte es für ungentil, den Schriftsteller dafür zu strafen, dass ich den Werth seines Buches zu hoch taxiert habe," pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf solche Preisherabsetzungen kam; mit stoischer Gelassenheit trug er seine Verluste und verbrauchte die unverkäuflichen Ladenhüter schließlich als Emballage oder ließ sie in der Walkmühle einstampfen, ohne dem Autor, dessen Werk ihm pekuniären Nachtheil gebracht, deßhalb ein verdrießliches Gesicht zu zeigen.

Heine und Börne, Immermann und Raupach, Gutzkow, Wienbarg, Lewald und Maltitz waren die hervorragendsten Schriftsteller, denen die Campe'sche Firma in den Jahren kurz vor und nach der Julirevolution wirksamen Eingang beim Publikum verschaffte. Auch die erste Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", Hoffmann's „Unpolitische Lieder", Hebbel's und Gottschall's Erstlingsdramen und lyrische Gedichte, Max Waldau's Zeitromane, die schönheitstrunkenen Poesien von Wilhelm Hertz, Vehse's Geschichte der deutschen Höfe und ein ganzer Landsturm von Broschüren, welcher die verrotteten Zustände Deutschlands, insbesondere Oesterreichs, scharf attakierte, erschienen später in demselben Verlage. Wir dürfen wohl die Frage aufwerfen, wie viele unter diesen Werken jemals den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und einen redenswerthen Einfluss auf die literarische und politische Entwicklung unserer Nation geübt hätten, wenn ihren Verfassern nicht in Julius Campe ein Verleger sicher gewesen wäre, der den Muth besaß, auch das Verwegenste zu drucken, und unerschöpflich an Auskunftsmitteln war, die verbotenen Geistesfrüchte den Späheraugen und den raubgierigen Händen der allgegenwärtigen Handlanger des Metternich'schen Bevormundungssystems zu entziehen? Es gehörte der ganze trotzig männliche Charakter und der kerngesunde Humor des echten Bürgers einer freien Reichsstadt dazu, unter der Last so vieler Sorgen allzeit ein ungebeugtes Haupt auf dem breitschul-

trigen Nacken zu tragen. Aber „viel Feind — viel Ehr'!“ rief Campe mit Ulrich von Hutten aus, und wie ein alter Spartaner setzte er seinen Stolz darein, nothgedrungen immer auf Schleichwegen wandelnd, sich so selten als möglich ertappen zu lassen, der Wachsamkeit der Behörden durch vielfältig wechselnde Manöver bald hier, bald dort einen Zopf zu drehen, und mit der Schlauheit des Fuchses die brutale Gewalt zu überlisten. Großen Vortheil zog er aus der jahrelang von ihm befolgten Praxis, seine Verlagsartikel in Wandsbeck, auf holsteinischem Gebiete, drucken zu lassen, und dadurch die unbequeme Aufsicht der Hamburger Preßpolizei zu eludieren. Trotzdem aber gab es auch in der engeren Heimat Schwierigkeiten mancherlei Art zu beseitigen. Die hochweisen Väter der alten Hansestadt wurden recht mißlaunig gestimmt, wenn der deutsche Bundestag oder befreundete Regierungen sich beschwerten, daß einer der angesehensten Bürger Hamburg's Jahr für Jahr aufreizende Schriften ins Publikum sende, die wider den herkömmlichen Schlendrian in Staat und Kirche ankämpften; aber alle Einschüchterungsversuche prallten an der ehernen Gesinnungstüchtigkeit Julius Campe's ab. Einmal sollte er gezwungen werden, die Quelle einer für den Ruf eines gewissen Prinzen sehr bedenklichen Erzählung, die sich im dritten Bande von Vehse's Geschichte der kleineren deutschen Höfe fand, anzugeben. Als er sich Dessen weigerte, wurde er in Arrest geschickt, und da eine achttägige Haft keinen Eindruck auf den Ehrenmann machte, schritt die Polizeibehörde zu dem unerhörten Mittel, durch fortwährend gesteigerte Geldstrafen die verlangte Zeugenaussage erpressen zu wollen. Mit unerschütterlicher Ruhe ließ Campe am 14. Januar 1856 die für den Nichtbezahlungsfall angedrohte Pfändung vollziehen; noch am selben Tage ward ihm die Quernacht für eine neue, um das Doppelte erhöhte Geldstrafe angesagt — aber der gewünschte Zweck wurde nicht erreicht, die Fortsetzung des durch kein Gesetz zu rechtfertigenden modernen Tortur-Verfahrens unterblieb, und Campe erhielt in Folge der von ihm eingeleiteten Klage schließlich die abgepfändeten Gegenstände zurück.

Eben solch ein Mann war der geeignete Verleger für Heinrich Heine, welcher seinerseits sehr gut erkannte, wie nöthig der

Verbreitung seiner Werke ein Buchhändler sei, der mit unerschrockenem Sinn einen verschlagenen Geist und eine rastlose Betriebsamkeit verband. Er ließ sich daher manche kleinliche Nergelei, manche abzwackende Verkürzung des erhofften Honorars gefallen, ohne den verlockenden Anerbietungen, die ihm in späteren Jahren von anderen Firmen gemacht wurden, ein geneigtes Ohr zu leihen. Ein dankbarer Sinn, eine fast rührende Anhänglichkeit an erprobte Freunde leuchten aus allen Briefen Heine's hervor, und werden ihm von Jedem nachgerühmt, der mit ihm in näherem Verkehre stand. So ungern er sonst über sich scherzen ließ, durfte doch Campe sich manchen Spaß mit ihm erlauben, den er jedem Anderen stark verdacht hätte. „Der Börne kostet Ihnen zu Viel," sagte Heine eines Tages im Campe'schen Buchladen, „und er will immer noch nicht ziehen." — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," gab Campe zurück. — „Schade nur," spottete Heine, „dass sie lange darauf gewartet werden muss!" — „Uebermuth thut nicht gut," replicierte Campe. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums, und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heinrich Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstocke, den ich für Heinrich Heine aufgestellt." Diese Unterhaltung giebt zugleich ein amüsantes Beispiel der bildlichen Redeweise, deren sich Campe bei seinen Gesprächen mit Vorliebe und oft mit dem glücklichsten Mutterwitz bediente. —

Gegen Ende Mai 1826 erschien der erste Band der „Reisebilder", und die Wirkung war eine blitzartig zündende. Heine selbst hatte, nach seinen brieflichen Aeußerungen zu urtheilen, ziemlich bescheidene Hoffnungen auf den Erfolg des Buches gesetzt. „Leider," schrieb er an Varnhagen [141]), „wird mein Ruhm durch das Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" nicht

sonderlich gefördert werden. Aber was soll ich thun? ich musste Etwas herausgeben, und da dachte ich: wenn das Buch auch kein allgemeines Interesse anspricht und kein großes Werk ist, so ist doch Alles, was drin ist, auf keinen Fall schlecht zu nennen." — „Es ist so Wenig darin," heißt es in einem Briefe an Lehmann, „und ich möchte jetzt so Viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um sich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daß ich die „Harzreise", die im ledernen „Gesellschafter" in so trister Gestalt erschien, ehrlich durchgearbeitet, verbessert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort versehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten sind schlecht; ich muß Etwas für meinen Ruhm sorgen, indem ich jetzt so halb und halb davon leben muß, und vorzüglich, weil der Lorber, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt." Und indem er Varnhagen, Robert und andere Freunde auffordert, in der Presse für sein Buch zu wirken, fügt er abermals hinzu: „Auch hab' ich, wie gesagt, in Hinsicht des Buches kein gutes Gewissen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als sonst. Ich bin in dieser Hinsicht besorgt, nicht sowohl wegen der miserablen Wirthschaft in unserer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden so leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, sondern auch, weil ich im zweiten Bande der „Reisebilder" über solche Misère rücksichtslos sprechen werde, die Geißel etwas schwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So Etwas thut Noth, Wenige haben den Muth, Alles zu sagen, ich habe keine zurückgehaltenen Aeußerungen mehr zu fürchten, und Sie sollen Ihr liebes Wunder sehen." Die letzterwähnte Bemerkung Heine's läßt erkennen, daß der Verfasser, trotz aller Zweifel in Betreff des literarischen Erfolges, doch über die geistige Bedeutung der „Reisebilder" insgeheim ein viel klareres Bewusstsein hatte, als die zeitgenössischen Beurtheiler seines Buches, die sich meist nur in ästhetisirenden Betrachtungen über die formelle Eigenthümlichkeit desselben ergingen. Der anonyme Recensent im „Gesellschafter" — Heine schrieb den Aufsatz irrigerweise Varnhagen zu[142]), während Dr. Heinrich Hermann, als Schriftsteller Ernst Woldemar genannt, der wirk-

liche Verfasser war — weist besonders auf „die ganz eigenthümliche Mischung von zartestem Gefühl und bitterstem Hohne“ hin, „die einzige Verbindung von unbarmherzigem, scharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einschmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluss, der durch Nichts gehemmt, durch Nichts getrieben scheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt.“ Außerdem wird es als ein glänzender Vorzug Heine's betont, dass er sich mit gleicher Gewandtheit in beiden Formen, im Vers wie in der Prosa, bewege, dass er Dichter auch in jenem engeren Wortsinne sei, in welchem es die meisten Humoristen nicht sind. — Eine weit achtungswerthere Besprechung des ersten Bandes der „Reisebilder“ lieferte Immermann in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ (Jahrg. 1827, S. 767 ff.). Er hob zunächst hervor, dass, ähnlich den früheren Dichtungen Heine's, auch in der vorliegenden Sammlung Alles, selbst die poetische Beschreibung der Harzreise, rein lyrisch sei. „Das Naturgefühl des Dichters auszusprechen, ist Zweck der Darstellung, die äußeren Gegenstände, an welchen er sich ausspricht, sind nur die Typen von des Dichters Innerem. Erwägen wir nun, in welcher Art sich dieser Lyriker bisher entfaltet hat, so zeigt sich zuvörderst in der Wahl des Gegenstandes Etwas, was von den meisten Erscheinungen in dieser Art der Poesie abweicht. Der Inhalt seiner Lieder ist kein fröhliches, sanftes, er ist ein düsteres, schreckliches Thema. Nicht um rosenbekränzte Becher schwärmt seine Phantasie, sie führt ihn nicht zu den Festen glücklicher Menschen, sie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, sondern sie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die, des Dichters Andacht verschmähend, dem Unwürdigen sich ergab. Das Götterbild ist versunken, dem Dichter schien alles Schöne und Herrliche in den Abgrund nachzustürzen. Dieser heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen die Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, lässt er sich in perspektivischer Form erblicken, er ist als der bisher klar gewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier ist also ein möglichst kleiner Kreis

gezogen, und Dies müssen wir zuvörderst als unbewusste Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug sich beschränken; je enger, desto intensiver ist sein Gefühl; je intensiver dieses, desto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge. Deßhalb ist es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anscheinend so bald erschöpften Gegenstand immer und immer wieder vornimmt. Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu modulieren und zu variieren versteht, lässt sich der Dichter erkennen. Und hier muss man den unsrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinen Kreise offenbart sich die größte Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Ton leiser Klage bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerschmetternden Grimmes bildet seine bewegliche Phantasie alle Laute aus, von der nächsten Umgebung, seinem Kleide, seiner Stube, bis zu fernen Küsten und Gebirgen zieht sie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es ist nicht zu Viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Poesie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweisen früher schon einmal gehört worden sei. Sehr schön zeigt sich auch die innere Beschlossenheit, ohne welche ein echter Dichter nicht bestehen kann, welche freilich nur die Folge und die Aeußerung ist von der wahren, tiefen Anregung des Poeten und seinem energischen Talente. Wir haben hier keine Mosaik sich widersprechender und gegenseitig aufhebender Gefühle und Anschauungen, sondern es herrscht innere Einheit, die Steigerungen sind richtig, die Töne und Farben übereinstimmend. Von Längen, von müßigen Ausspinnungen, von leeren Wiederholungen weiß unser Dichter so wenig, dass seine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, seine Schlüsse fast immer schlagend, mitunter selbst zu epigrammatisch sind. Wortspiele, Parallelismen stehen dem Dichter zu Gebote, wie sich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache ist unmittelbar, sinnlich derb und frisch; sie hat hauptsächlich den Gegnern herhalten müssen; wer aber Einsicht in poetische Dinge hat, kann sich nur darüber freuen, dass dergleichen ungefälschte Natur noch möglich ist." Dies Lob beschränkt Immermann jedoch im Verlauf seiner Abhandlung auf den Totaleindruck, welchen die Heine'sche Poesie hinterlasse, während ihm manches Einzelne tadelnswerth

erscheint. Das Haupthindernis, weßhalb die poetische Gestalt nicht immer sich zeige, liegt nach Immermann's Ansicht darin, „daß der Dichter oft nicht ruhig genug gewesen ist, um dichten zu können. Jeder Gegenstand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener so geringfügig, dieses so heftig sein, als möglich. Allein der Dichter selbst muß nicht mehr vom Stoffe beherrscht, nicht von der Leidenschaft weggeführt werden, das besondere Ereignis muß mit seinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei gestaltende Phantasie zusammen hangen. Dadurch unterscheidet sich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zornes und Hohnes, daß jenes in seiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht selten thut, noch vom Gegenstande befangen,

— um seine Angst zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

Der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — so wie es daliegt — ist ein dauerndes Leben nicht zu sichern, und in dem unnatürlichen Bestreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den bessern Sachen so kräftig und tief, dann kleinlich und skurril, die Darstellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen." Ueber die „Harzreise" und die „Nordseebilder" geht Immermann auffallend kurz hinweg, um mit einer allgemeinen Klage über den mangelnden Zusammenhang des heutigen Dichters mit der Außenwelt zu schließen: „Betrachten wir frühere Perioden der Poesie, die uns wichtig erscheinen müssen, so sehen wir, daß die Dichter sich mehr unter gewisse äußere Schranken stellten, als jetzt. Diese Schranken zeigten sich theils als erprobter Kunstgriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzosen, bei den Minnesängern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimarischen Zeit, oder sie kamen unter der Form der Protektion durch Große und Fürsten vor, wie besonders bei den Engländern

und den südlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publikum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter respektieren musste. Ueberall war er an äußere Bedingungen geknüpft; mochte er anscheinend noch so isoliert stehen, dem Geiste nach war er gezwungen, gesellig zu sein, und deßhalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewissen festen Charakter, eine innere Nothwendigkeit und, mit Einem Worte, einen Kunststil. Denn das Gesetz der Geselligkeit ist Regel, Launen und Willkürlichkeiten werden nicht geduldet. Jetzt steht Dies ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen; einen Fürsten giebt es kaum, um dessen Gunst und Schutz der Dichter sich bewerben darf, und dem er daher zu Danke singen müsste. Die Neigungen der Großen sind der Poesie nicht zugewandt. Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke hat dieses zum Theil selbst verscherzt, theils haben die Talente Das, was ihnen in dieser Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, sich weggesprochen, es ist Nichts seltner, als eine gewisse nationale Gesinnung. So steht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in seiner Einsamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entspringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einsamkeit kann fast nichts Andres hervorbringen, als daß der Dichter sich in jedem seltsamen Gelüste gehen läßt. Zwischen der Welt und ihrem zwar beschränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einflusse und dem Poeten besteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Gesetze muß daher, wenn der Geist in dieser Richtung fortgeht, die Poesie bald aus dem Reiche der Erscheinungen verschwinden."

Wir sehen, die Gesichtspunkte, welche Immermann in dieser, mit einer so melancholischen Perspektive endenden Beurtheilung der „Reisebilder" aufstellt, sind ausschließlich artistischer Natur. Er bespricht einzig die Form des Kunstwerks, und was er über diese bemerkt, ist großentheils richtig und wahr; aber es ist doch nicht die volle Wahrheit, weil die nothwendige Beziehung auf den Inhalt fehlt. So einseitig ist diese Kritik, daß in ihr die Hauptsache nicht einmal berührt wird, daß in der That kaum

die leiseste Andeutung den Leser errathen läßt, es handle sich hier um die Produktion eines **Humoristen**. Weil Immermann, noch ganz im Dunstkreise der Romantik befangen, diesen wichtigen Umstand übersieht, ahnt er Nichts von dem kräftigen neuen Leben, das unter dem Zusammenbrechen der alten Kunstformen nach Gestaltung ringt. Solches Verkennen der tieferen Bedeutung der „Reisebilder" wird freilich um so entschuldbarer, wenn wir uns erinnern, daß auch Heine im Anfange seiner Laufbahn noch wesentlich auf dem Boden der Romantik stand. Eben so scharf wie die Brüder Schlegel, wie Tieck oder Novalis, empfand er die feindselige Entzweiung im Leben der Gegenwart, — ein Gefühl, das schon in den düsteren Weltschmerzklagen seiner Jugendlieder, bald mit verzweiflungsvoller Ironie, bald in elegisch weichen Trauerakkorden, sich aussprach:

Das Herz ist mir bedrückt, und sehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch so wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist Alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Noth!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe
Und krausverwirrt und morsch und kalt;
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

Diese Klage unterscheidet sich höchstens durch ihre präcisere Fassung von zahlreichen ähnlichen Lamentationen der Romantiker. Wie jene trübseligen Lobredner der Vergangenheit, sehnte Heine sich aus der wüsten Gährung jener Tage mehr als einmal nach dem fernen Kindheitsalter unseres Volkes als nach einer besseren Zeit zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte solches phantastischen Sehnens, und stürzte sich muthig in die Wellen der kalten, poesielosen, dumpf in ihren Fesseln aufstöhnenden Gegenwart.

Was sein prüfender Blick dort gewahrte, war eine herzbeklemmende Schau, wenig geeignet, die innere Verstimmung seiner Seele zu heilen. Wohin er die Augen wandte, begegnete ihm eine apathische Erschlaffung, eine feige und hoffnungslose Resignation. Jede knechtisch gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Faust verkündeten ein unsägliches Leid, aus welchem es scheinbar keine Rettung gab — und mit leidenschafterregter Stimme rief der Dichter all' die stummen Klagen der Opfer einer greisenhaft überlebten Staats- und Gesellschaftsform laut in die Welt hinaus. Und mit welcher Berechtigung lehnte sich diese wilde, byronisch zerrissene Verzweiflungspoesie an die jammervolle Zeit! Zu dem Misslingen aller mit so vielem Pomp angekündigten Bestrebungen der Romantiker gesellte sich der widrig rohe politische Druck. Ueberall die bittersten Enttäuschungen, im Leben wie in der Kunst! Die Eide der Fürsten — jene heiligen Eide, geschworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde stand — waren schnöde gebrochen, und Niemand wagte an ihre Erfüllung zu mahnen. Die jugendlichen Tollköpfe der Burschenschaft, welche von einem deutschen Kaiser geträumt, irrten verbannt in der Fremde umher, oder fanden hinter Schloss und Riegel Zeit zu einem schrecklichen Erwachen. Wie in der Politik, herrschte auch in der Literatur der Restaurationsperiode die fadeste Mittelmäßigkeit; die Lyrik zirpte in „Almanachen" und „Taschenbüchern" ihr hausbackenes Spatzenlied, auf der Bühne predigten Müllner und Konsorten die blinde Unterwerfung des Menschen unter ein grausam allmächtiges Schicksal, und Clauren's lüsterne Novellen inficierten das Publikum mit dem Peststoffe einer hohlen Sinnlichkeit; der letzte Trost der Völker, die Religion, schlug um in Görres'schen Jesuitismus; kein Hoffnungsschimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einst jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und so musste es kommen — der Weltschmerz die Seele unserer Literatur.

Der Weltschmerz war das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit aller Lebensformen entspringende Leid; er war das bestimmte Gefühl, dass ein Riss durch das Weltall und Menschenherz gehe, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die gestillt

werden und verharschen müsse. In diesem Sinne bemerkt auch Heine (Bd. II, S. 189): „Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, daß die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so musste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, Der gesteht nur, daß er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriß, und eben deßwegen weiß ich, daß die großen Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben. Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht.“ Wir stehen hier vor einer Thatsache, die nicht scharf genug betont werden kann, wenn wir zu einem richtigen Verständnis der neueren Literatur gelangen wollen. Die Poesie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweise das Uebersinnliche betrachtet; gleich unserer Philosophie, war auch unsere Dichtung metaphysisch und transcendental, so oft der Poet, sich abkehrend vom subjektiv lyrischen Gefühle, sein Lied in das Allgemeine sich hinabtauchen ließ. Selbst Goethe hatte seinen Faust zuletzt in den christlichen Himmel geflüchtet; allein dieser Himmel wurde von ihm, dem großen Heiden, so wenig mehr geglaubt, wie die Menschheit sich länger auf ihn vertrösten ließ. Die Philosophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Massen, denen auch der letzte Trost für irdisches Elend, die Hoffnung auf ein besseres Jenseits, entrissen war. Da stieg die Poesie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmlischen Thron, aus den übersinnlichen Sphären, auf die Erde herab und gab sich ihr zu eigen für ewig. Und das Erste, was ihr dort entgegentrat, war ein wortloser politischer und gesellschaftlicher Jammer, ein aus tausend und aber tausend bleichen Gesichtern hohläugig hervorstierender Schmerz. Was Wunder, daß sie diesen auf die Saiten ihrer

Goldharfe spannte und so mächtig schwellende Akkorde griff, dass wir Alle lautlos verstummten, und dem Gesange horchten, der unser tiefgeheimstes Weh mit so entsetzlicher Klarheit über die Erde erschallen ließ!

Die Erkenntnis, dass der Weltschmerz die Seele unsrer Poesie geworden, und dass all ihr Singen fortan ein todesmuthiges Streiten für die ungenannte „rechte Dame", die heiß ersehnte politische und sociale Freiheit, sei, bildete schon den versteckten Inhalt eines merkwürdigen Liedes in Heine's erster Gedichtsammlung:

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein seltsam Streiten,
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, Der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

Wie diese Allegorie bezeugt, gab sich Heine von Anfang an keiner ernstlichen Täuschung über das Krankhafte einer Kunstrichtung hin, die mit einer Anklage gegen die Gesammtinstitu-

tionen der modernen Gesellschaft begann, alles Bestehende schlankweg negierte, und vorerst sich wenig darum kümmerte, welches Positive etwa an Dessen Stelle zu setzen sei. Der vielverrufene Weltschmerz war das Symptom einer Krankheit, deren Kontagium rasch unsere ganze Literatur ergriff; aber er war Nichts weniger, als die müßige Klage um ein ewig verlorenes Gut — er brachte vielmehr der Menschheit ihr geheimstes Leid zum Bewusstsein und sprach aus, was der Sklave einer stabil gewordenen, entwicklungslosen Gesellschaft sich kaum selbst zu bekennen gewagt hatte: — die Nothwendigkeit eines Abrechnens mit der Vergangenheit und einer Regeneration der politischen und socialen Verhältnisse auf gesünderer Basis. Indem die Klage zur Anklage, die Anklage zur stürmischen Forderung ward, erstarkte der Muth des Dichters, und bald erschien ihm die Zukunft nicht mehr unter dem finstern Bilde einer über die Welt hereinbrechenden nordischen „Götterdämmerung", sondern im Lichte eines heiter aufknospenden Frühlings der Menschheit. Mitten im Aufschrei seiner Schmerzen sang er ein begeistertes Schlachtlied, sang er die Auferstehung des Weltalls, sang er die Versöhnung zwischen Mensch und Menschen, zwischen Mensch und Natur. Heine zuerst — wie nach ihm fast alle Dichter der nächstfolgenden zwanzig Jahre — gelangte, indem er das Verdammungsurtheil über die alte Gesellschaft sprach, zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, daß die Weltgeschichte bei einer ganz neuen Phase angelangt sei, und daß sich dem Schoße der Menschheit ein neues Ideal entringe, das nach blutig ernstem Kampfe auf der abgeräumten Baustelle der Vergangenheit den Tempel einer schöneren Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Versöhnung begehen werde. Um dieser Zukunft den Weg zu bahnen, suchte er zunächst mit unermüdlicher Kampfeslust jedes antiquierte Vorurtheil zu zerstören, tabula rasa zu machen in den Räumen des Geistes und Herzens.

Die acht und achtzig Lieder der „Heimkehr", welche den ersten Band der „Reisebilder" eröffneten, bilden den Abschluß des Liebesromans, den Heine im „Lyrischen Intermezzo" so tief schmerzlich besungen. Wir haben den Bemerkungen Immermann's über diesen Cyklus nichts Erhebliches hinzuzufügen. Das

Herz des Dichters ist, wie das Festhalten des alten Themas beweist, von den Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraums noch nicht vollständig genesen, aber es ringt mit männlicher Kraft nach Befreiung. Der Anfang freilich ist düster und trübe. Der Dichter weiß, daß er in der Heimat seiner Liebe keinen Balsam für seine Wunde finden wird; aber eine unwiderstehliche Gewalt treibt ihn dahin zurück. Er singt, um seinen Schmerz zu übertäuben, er beschwört die lieben Bilder der Vergangenheit herauf, aber jede dieser Visionen, ob sie auch Anfangs in sanftestem Lichte empor taucht, endet in Sturm oder Finsternis. Die Erinnerung der Vergangenheit breitet ein Bahrtuch über die lieblichsten Scenen. An den Ufern des ruhig dahin fließenden Rheines funkeln die Berge im Abendsonnenschein; aber ihn fesselt nur die Lorelei, die tückische Jungfrau, deren Zauberlieder den Schiffer bethören und verderben. Am lachenden Maimorgen achtet er nicht auf die schöne Frühlingslandschaft, er sieht einen Soldaten mit seiner Flinte spielen, und inmitten all des Duftes und Glanzes und Lerchengesanges steigt ein unheimlicher Todeswunsch in ihm auf. Der Wald hat für ihn nur klagende Töne; die Försterhütte bietet ihm nur traurige Bilder. Dann wiegen die Wellen der Nordsee sein Liebesweh, und es erwacht noch einmal wild und verzweiflungsvoll in der alten Stadt, welche die Geliebte nicht mehr bewohnt. Aber unmerklich tritt die befreiende, schöpfungslustige Dichterphantasie an die Stelle der dämonischen Leidenschaft, die Selbstironie überwindet die sentimentale Trauer, der Zor nweicht dem Mitleid, die einsame Thräne, die im Auge zurück blieb, zerfließt, wie die Liebe selber zerflossen ist, und wenn manche der alten Leidensklänge auch in den jüngsten Gesängen noch vernehmlich hindurch tönen, so ruft der Poet den ungeduldigen Freunden die zuversichtliche Mahnung zu:

> Wartet nur, es wird verhallen
> Dieses Echo meiner Schmerzen,
> Und ein neuer Liederfrühling
> Sprießt aus dem geheilten Herzen.

Die Perspektive erweitert sich allmählich, der Dichter gelangt wieder zu einer fröhlich unbefangenen Betrachtung der Welt, die

befreite Seele hebt ihre Schmetterlingsflügel und flattert in losem Liebesgetändel von einer Blume zur andern, und wenn sie nach kurzem Genusse befriedigungslos weiter fliegt, so hat sie doch die finster auf ihr lastende Schwermuth abgeschüttelt, sie hat sich in ein unabänderliches Schicksal gefügt, vor ihr liegt ein neues Leben —

Und wie Viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben!

Aber obschon der Cyklus „Die Heimkehr" eine Anzahl der trefflichsten Lieder enthält, schlug Heine doch hier im Wesentlichen keine neuen Töne an; in der zweiten Hälfte dieser Gedichte tritt vielmehr eine gewisse Ermüdung zu Tage, die sich unter leichtfertigen Späßen zu verbergen sucht, deren Antithesenspiel nicht selten schon in eine stereotype Manier ausartet. Was dem ersten Bande der „Reisebilder" einen so glänzenden Erfolg verschaffte, waren daher nicht so sehr die Heimkehrlieder, als vielmehr die „Harzreise", — eine durchaus originelle humoristische Dichtung, welche unter der Form einer Reisebeschreibung die wichtigsten Interessen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit besprach, und von den Philistern am Throne bis zu den Philistern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Lesern hervorrief, wie Dergleichen seit Schiller's „Räubern" im heiligen römischen Reiche deutscher Nation kaum wieder erlebt worden. Die „Harzreise" war in erster Linie gegen das Philisterthum gerichtet; aber der studentische Uebermuth, welcher vor der todten Gelehrsamkeit der Göttinger „Universitäts-Pagoden" so geringen Respekt beweist, äußert sich eben so despektierlich über das sporenklirrende, rauf- und sauflustig renommierende oder in mondsüchtiger Sentimentalität einherstelzende Zopfwesen der Studentenschaft. Mit nie dagewesener Frische persiffliert der Dichter die erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit eines zur inhaltslosen Formel erstarrten Lebens, aus dem er mit spöttischem Knix in die Berge flieht. Allein überallhin folgt ihm wie ein gespenstischer Schatten die Erinnerung an die graue Universitätsstadt mit ihren kindisch ge-

wordenen Alten und ihrer altklugen Jugend. Wenn die freiheits- und schönheitsdurstige Seele den Pandektenstaub abgeschüttelt in den grünen Tannenwäldern oder sich reingebadet hat in den Schaumwellen des felsab stürzenden Wasserfalls, so führt ein beängstigender Traum sie alsbald wieder in die kaum verlassenen Hörsäle der Georgia Augusta zurück, Göttinger Professoren definieren, disputieren und distingieren in tollem Wetteifer, oder singen eine juristische Oper mit erbrechtlichem Text, während Privatdocenten ein antejustinianeisches Ballett tanzen; oder der verstorbene Berliner Vernunftdoktor Saul Ascher steigt im transcendentalgrauen Leibrock aus dem Grabe und demonstriert, auf sein spanisches Röhrchen gestützt, dem erschrockenen Träumer die Absurdität aller Gespensterfurcht. Die erhabene Großartigkeit und Poesie der Natur wird entzaubert durch die prosaische Albernheit der Menschen, die dem einsamen Wandrer begegnen. Da trifft er im Wirthshause zu Goslar einen alten müden Fremden, der die ganze Welt durchpilgerte und jetzt nach dreißigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Quedlinburg heimkehrt, weil seine Familie dort ihr Erbbegräbnis hat. Oder ein wohlgenährter Spießbürger mit glänzend wampigem, dummklugem Gesichte, „der aussah, als habe er die Viehseuche erfunden", drängt sich ihm als Wegweiser auf, und raubt ihm seine festtägliche Stimmung durch nüchtern langweilige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Selbst der majestätische Sonnenuntergang wird von gelehrten Citaten, schlechten Studentenwitzen und platten Alltagsbemerkungen kommentiert; im Brockenhause beginnt nach der Abendmahlzeit ein wüstes Treiben, Göttinger, Hallenser und Greifswalder Studenten ergehen sich bei Bier und Wein in den herkömmlichen Universitätsgesprächen über Duelle, Liebschaften, Professoren und burschenschaftlich-patriotische Narreteien, bis endlich Alles in wirrer Betrunkenheit durcheinander taumelt, flucht, lärmt, oder sich mit zärtlicher Rührung in die Arme sinkt. Und in diesem farbenbunten Kapriccio, das beständig die Situation und die Stimmung wechselt, herrscht dennoch die geschlossenste Einheit; mag der Poet in der Hütte des alten Bergmanns die reizende Harzidylle erleben, oder mit dem Hirtenknaben am Fuße des Brockens

echt königlich tafeln, oder die berauschten ossianischen Jünglinge im Kleiderschrank eine gelbléderne Hose als den Mond anschwärmen lassen: nirgends fehlt die deutlich erkennbare Beziehung auf den geistigen Zwiespalt, auf die Lächerlichkeit und Thorheit des Menschengeschlechts; nur dass jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall — (schon im Eingangsliede) — mit der lachenden Naturfreude kontrastiert, sich gegen das Ende der „Harzreise“ noch wehmüthiger an das Herz des Dichters gekettet hat, so dass er nach all dem Spotte zuletzt schier in Weinen ausbricht.

Theodor Mundt charakterisiert in seinen Vorlesungen über die Literaturgeschichte der Gegenwart recht prägnant die tiefere Bedeutung dieses Buches, das so außerordentlich wirkte, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete seiner eigenen Stimmung in poetischer Spiegelung darin wiederfand: „Der erste Band der ‚Reisebilder‘ erschien im Jahre 1826, zu einer Zeit, in welcher sich die in Geist und Form, in Inneres und Aeußeres geschiedene und auseinander gefallene Lebensstimmung der Restaurationsepoche gewissermaßen im Extrem ihrer Thatlosigkeit geltend machte. Auf der einen Seite entfaltete sich durch Hegel die Wissenschaft der Idee, eine unsichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeschiedenheit von allen historischen und nationalen Bedürfnissen das Evangelium des absoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entschädigen wollte, sondern dieses selbst in höchster Potenz zu *sein* behauptete, da nach der aufgestellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch schon ein seiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müssen. Dieser idealen Richtung der Zeit gegenüber machte sich aber auf der andern Seite das Unhistorische und Geschichtslose unserer Zustände nur um so mehr geltend, und rächte sich bitter durch ein Versinken in alle möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tausend Armseligkeiten der Gesellschaft, denen man unfreiwillig anheim fiel, weil das entleerte öffentliche Dasein gar keinen Haltungspunkt darbot. Der witzige Saphir und die Sängerin Sontag waren eine Zeitlang die Helden dieser Tagesstimmung. In Heine aber

erstand ein Dichter, dem die Trostlosigkeit der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände schon wie unbewusst in seinen Nerven lag, und den die allgemeine Zerrissenheit in eine humoristische Extase versetzte, worin er lachende und grinsende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Kam es in einer thatenlosen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunkt des Geistes über dieser Zeit zu gewinnen, so hatte in Heine der Humorist auf seine Weise Dasselbe gethan, was der Philosoph in der Abschließung seines absoluten Systemes. Der Letztere wollte bloß Das als Wirklichkeit gelten lassen, was zugleich ein Gedachtes und dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der Erstere negierte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklichkeit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der reagierenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervor ragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur empor hält. Und über allem Diesem lag in Heine's ‚Reisebildern' der Zauber der kecken Jugend, des ungeniert darein tappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der anderen angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflektierung der Zeit, und in dieser Mischung der Kontraste so ergötzlich und bedeutsam. Es war ein raffinierter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und man musste eine Art von Trost in einem Sänger erblicken, der eine so burleske Philosophie in kleinen Stachelversen verbreitete. Konnte diese Poesie noch nicht ganz als die wahre und rechte Art des Dichtens erscheinen, so musste man sie doch für den Uebergang zu der rechten Poesie der Zeit halten, und annehmen, Heine werde einmal all' diese genialen Einzelheiten und Ausspritzungen seiner Natur zu einem großen Schöpfungsakt sammeln und aus seinen Unarten eine Art machen, die plastische Gestaltung in das Schaffen der Zeit brächte. Denn Plastik, Gestalt, Fleisch und Blut musste

als das tägliche Brot erscheinen, das für eine neu werdende deutsche Poesie zu erflehen sei. Heine war freilich noch nicht über den Standpunkt der lyrischen und humoristischen Reflexion hinaus gekommen, ein Standpunkt, der unzuverlässig war und allen möglichen Willkürlichkeiten freien Spielraum ließ. Die Atmosphäre des ersten ‚Reisebilder‘-Bandes war und blieb aber unwiderstehlich. Diese träumerische, müßiggängerische, narkotisch stechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier erschien in Heine als ahnungsvoller Frühlingsbote des nachmaligen Juli-Liberalismus.“ —

Den Beschluss des ersten Bandes der „Reisebilder“ machte die erste Abtheilung der „Nordsee“. Der anonyme Recensent im „Gesellschafter“ nannte diese reimlosen, in erhabenem Rhythmus einherschreitenden Gedichte „kolossale Epigramme“, — ein Name, der als sehr bezeichnend von Heine sofort adoptiert ward, den man aber doch höchstens gelten lassen kann, wenn man das Wesen des Epigramms nicht mit Lessing in die kurz pointierte Antithese von Erwartung und Aufschluss setzt, sondern die freiere Behandlung desselben in der spätrömischen Literatur zum Maßstabe nimmt. Goethe hatte sich jener schwungvollen Rhythmen in seinem „Prometheus“, im „Gesang der Geister über den Wassern“, in der „Harzreise im Winter“ und ähnlichen dithyrambischen Ergüssen bedient, die alle mehr oder minder den hymnenartigen Charakter bewahrten. Die Romantiker, welche mit ihrer beliebten Ironie so gern die vorgefundene Form zerschlugen, bemächtigten sich der scheinbar so bequemen Dichtungsart zu ganz heterogenen Zwecken: Tieck wählte sie, unpassend genug, zur kunstlosen Aufzeichnung rein lyrischer Wandergefühle und italiänischer Reiseerinnerungen, Ludwig Robert gar zur Ablagerung philosophischer Lebensmaximen und ästhetisierender Reflexionen. Ein romantisches Gelüste offenbart sich freilich auch in der Weise, wie Heine in den „Nordseebildern“ einen befremdlich neuen Inhalt in die alten Formen goss. Aber ihm glückte, was den beiden Ebengenannten misslungen war: durch künstlerisch angemessene Behandlung die elastische Form für die Aufnahme des veränderten Inhalts wirksam zu erweitern. Mit Recht bemerkt Gottschall [143]), dass selbst in denjenigen Gedichten, wo das Gran-

diese plötzlich in das Groteske umschlägt, die zersetzende Pointe den künstlerischen Rahmen selten zerbricht, sondern dass Stil und Ton meist den Charakter der Ode hinlänglich bewahren. „Andererseits finden sich unter den „Nordseebildern“ Gedichte von einheitlichem Schwunge, deren Guss ungetrübt ist von allen Blasen der Ironie; so die Stücke: „Erklärung“, „Sturm“, „Morgengruß“, „Gewitter“ und das wunderbar schöne Gedicht „Der Phönix“, eine Ode der Liebe, gegen welche Klopstock's alcäische Strophen an Fanny und ähnliche Ergüsse an Meta, trotz der zu Hilfe gerufenen Seraphim, doch sehr schwunglos erscheinen. Heine's Anwartschaft auf einen Platz unter unsern ersten Odendichtern ist unbestreitbar, wenn man nur die genannten Dichtungen ins Auge fasst. Ja, es ist mehr Odenschwung in diesen, nur nach rhythmischem Gefühl gedichteten unskandierbaren Streckversen, als in Platen's gekünstelten Metren.“ — Wie meisterhaft Heine es verstand, das faltenreiche rhythmische Gewand jedesmal genau der Situation und der wechselnden Stimmung anzupassen, sehen wir aus dem bedeutungsvollen Vorwalten des daktylischen, anapästischen, jambischen oder trochäischen Verscharakters in stetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenso unruhigen menschlichen Leidenschaft. Die innige Wechselbeziehung zwischen der wunderbaren Meeresstaffage und den wilden Träumen der Dichterseele erhöht den seltsamen Reiz der „Nordseebilder“. Von eigenthümlicher Wirkung ist ferner das humoristische Hereinziehen der altgriechischen Mythologie in die nordisch-düstere Landschaft und in die modernsten Lebensverhältnisse. Statt der Delphine und Nixen heben sich, wie auf den Bildern von Rubens und Paul Veronese, plötzlich klassische Tritonen und Okeaniden aus dem Wellenschaume hervor; der Dichter tritt als ein verkleideter homerischer Gott in die ärmliche Fischerhütte, und spielt den Apoll in der Theerjacke, der, statt die Herden des Admet zu weiden, Heringe in der Nordsee fischt; oder er zeigt uns mit spöttischem Lachen den abgewelkten alten Meergott Poseidon, wie er in der Jacke von gelbem Flanell und mit der weißen Nachtmütze dem Meere enttaucht. Es ist ein an den Brüsten der Hegel'schen Philosophie genährter Titanenstolz, der

mit vornehmem Mitleid auf die olympischen Götter herabsieht, und in ihrem Untergange vorahnend die Endlichkeit jeder neuen Götterdynastie erblickt. Nirgends tritt dies übermüthige Spiel mit den religiösen Vorstellungen der Völker greller zu Tage, als in dem Schlussgedichte der ersten Abtheilung der „Nordsee“, wo der Poet im edelsten Dithyrambenstile das Bild Christi, des Heilands der Welt, entwirft, der die Hände segnend ausstreckt über Land und Meer, und Frieden und Versöhnung in alle Herzen hinunter strahlt. Welcher bibelgläubige Christ hätte diese herrliche Phantasie nicht mit frömmster Andacht gelesen, um hinterdrein vor der Ruchlosigkeit zu erschrecken, mit welcher Heine den Eindruck des Gedichtes durch die angehängte Persifflage selbstmörderisch zerstört? Die Tendenz stand ihm höher, als die Kunst; es war ihm wichtiger, den Gegensatz der modernen Christusreligion zu jener edel reinsten, nur in der Idealwelt der Poesie möglichen Auffassung des Christenthumes hervorzuheben, als sich der Gefahr auszusetzen, für einen Champion der herrschenden Staatsreligion zu gelten. Dieselbe ängstliche Besorgnis, den frömmelnden Kreuzrittern der Restauration beigezählt zu werden, veranlasste den Dichter, beim Abdruck der „Wallfahrt nach Kevlaar“ sich in einer prosaischen Nachbemerkung (Bd. XV, S. 282) dagegen zu verwahren, als habe er durch seine Verse eine Vorliebe für die katholische Religion ausdrücken wollen. Solche Erklärungen des Autors über die Tendenz seines Kunstwerks — mögen sie in Versen oder in Prosa abgegeben werden — sind stets vom Uebel, und Heine that wohl daran, sie in das „Buch der Lieder“ nicht mit aufzunehmen. War doch ohnehin in den „Nordseebildern“ selber genug der Polemik wider die „neuen, herrschenden, tristen Götter“ enthalten, um die Erinnerung an die Encyklopädisten des vorigen Jahrhunderts wach zu rufen und den Vergleich Heine's mit Voltaire ziemlich nahe zu legen. In der That wurde dieser Vergleich ziemlich früh gezogen, und in Berlin kursierte schon im Sommer 1826 das nachstehende malitiöse Epigramm von Ernst Woldemar auf den Verfasser der „Reisebilder“[144]):

Ein neues Qui pro quo.

Vergebens ist, ihr Weisen, eur Bemühn,
Der Meinung Wechselstrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngst Voltaire ein Affe schien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Aber wenn Heine sich auch später einmal in einem Briefe an St. René Taillandier (Bd. XXI, S. 461) eine deutsche Nachtigall nennt, die sich ihr Nest in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut, so herrscht doch zwischen dem satirischen Lachen dieser Beiden ein großer Unterschied. Voltaire ging einem Zeitalter der Philosophie voraus, und spottete über Dinge, die bisher noch von Wenigen ernstlich bedacht worden waren. Heine folgte einem philosophischen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Gesellschaft hatten die gründlichste Diskussion erfahren, und man konnte bei redlichem Willen über dieselben im Klaren sein. Wer in der alten Gefühls- und Denkweise verharrte, nachdem die französische Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege, Kant, Fichte, Schelling und Hegel den politischen, socialen und geistigen Boden der Menschheit umgepflügt und für die Aufnahme der neuen Saat bereitet hatten, Der war träge und feig und verdiente fast nichts Anderes, als Spott; ja, er musste sich ob seiner bewegungslosen Apathie schier selber verachten. Voltaire's sarkastisches Gelächter hatte Etwas von dem erbarmungslos grinsenden Hohne des Henkers, der dem Delinquenten, welcher sich im letzten Becher Weins berauscht, unter dem Mantel das Richtbeil zeigt, mit dem er in der Morgenfrühe geköpft werden soll. Heine's graciöses Lächeln war der Humor, jener Herold einer neuen Zeit, der „die lachende Thräne“ im Wappen führt und sein Opfer mit Blumen bekränzt, bevor er es zum Richtplatze geleitet, aber nicht um ihm dort das Haupt abzuschlagen, sondern um auf öffentlichem Markte allem Volke zu zeigen, wie hinter der prahlerischen Maske des gefürchteten Feindes ein bleiches Skelett, eine verweste, mit buntem Flittertand umhangene Leiche sitzt. Gerade zu Zeiten, wo eine veraltete Weltanschauung im Absterben begriffen ist, das neue, bessere Evangelium aber noch

nicht völlig den Sieg errungen hat, tritt der Humor in sein unbestreitbares Recht. In einer solchen Uebergangsepoche erscheint dem Einen lächerlich und absurd, was dem Andern noch werth und heilig ist. Der riesige Koloss der Vergangenheit schrumpft zum ohnmächtigen Zwerg zusammen und fordert mit Greinen und Winseln, dass man ihm noch als dem furchtbaren Goliath huldige, der uns ehemals durch sein Poltern in Respekt erhielt; dagegen wandelt der Riese der Zukunft, welcher einst Scepter und Krone tragen soll, vielleicht noch als Hirtenknabe umher und prüft zaghaft in der Schleuder den Stein, mit dem er Jenem das Hirn zerschmettern wird. Alles ist schief verzerrt, wunderlich fahl oder grell beleuchtet, hier sprengt der neue Most in gährender Ueberkraft den alten Schlauch, dort heißt es, wenn man sich am lieben altgewohnten Tranke berauschen möchte: „Zum Teufel ist der Spiritus!“ In solcher Zeit rettet der wahre Poet sich naturgemäß auf die sonnige Höhe des Humors, dass tief unter ihm wimmle

> das närrische Menschengeschlecht;
> Sie schreien und wüthen und schelten,
> Und haben Alle Recht.
>
> Sie klingeln mit ihren Kappen
> Und zanken ohne Grund;
> Mit ihren Kolben schlagen
> Sie sich die Köpfe wund.

So erscheint dem Dichter die ringsumher kämpfende Welt entweder (Bd. XV, S. 266 [181]) als Narrenhaus, oder als ein großes Lazareth,

> — „Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
> Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht:
> Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus?“ —

je nachdem der Humor seine lustige oder ernsthafte Seite herauskehrt, je nachdem er sich auf den Fittichen der Hoffnung über das vergängliche Leid von heute empor schwingt, oder in mitleidigem Erbarmen zu den fieberhaft aufgeregten Zeitgenossen

heran tritt, um ein Wort der Theilnahme und des Trostes an sie zu richten. — Es ist, wie wir schon bei Besprechung der in Bonn entstandenen „Fresko-Sonette“ erwähnten, das eigenthümliche Kennzeichen des Humors, daß in seinen Schöpfungen der neue Inhalt gewöhnlich die alte Form überragt, deren er sich nothgedrungen noch bedient. Insofern lockert und verhöhnt er die ewigen Gesetze der Kunst; denn nur in weihevollsten Momenten glückt es der zukunfttrunkenen Seele, inmitten des Kampfgetümmels der Gegenwart sogleich die neue, künstlerisch vollendete Form, den durch keine tendenziöse Beimischung verfälschten, unmittelbar poetischen Ausdruck für die neue Weltanschauung zu finden. In solcher Bedrängnis wählt der Humor mit Vorliebe die an sich und zu anderer Zeit wenig berechtigte Mischgattung der poetischen Prosa, die ihm gestattet, mit fast unbegrenzter Freiheit die Stimmung und Behandlungsweise, seiner vorhin angedeuteten Doppelnatur entsprechend, zu wechseln, aus dem sentimentalen in den scherzenden Ton, aus diesem wieder in jenen zu verfallen.

Gerade in dieser Beziehung ist das eigenartige Wesen des Heine'schen Genius aufs unbilligste verkannt worden. Der wirkliche Grund solcher Verkennung liegt tiefer, als es von den meisten seiner Beurtheiler empfunden wird. Er liegt in dem nicht genug zu beachtenden Umstand, daß Heine, überall von dem Wunsche beseelt, den modernen Ideen künstlerischen Ausdruck zu geben, zwar in seinen vorzüglichsten Produktionen die angestrebte Harmonie zwischen Inhalt und Form erreichte, daß es ihm aber in eben so vielen Fällen nicht gelang, für die Gestaltung der neuen Ideale die entsprechenden neuen Kunstmittel zu finden, und daß er sich häufiger noch genöthigt sah, einen Theil der Idee den artistischen Ansprüchen der Form zu opfern. Dieser innere Kampf des neuen, erweiterten Gedankeninhalts mit der alten, geschlossenen Form wird durch das glänzende Spiel des Humors dem Auge des Uneingeweihten in die Geheimnisse der Kunst wohl für den Moment verdeckt; in Wirklichkeit aber ist der Humor ein Nothbehelf, ein Surrogat, zu welchem der echte Dichter nur greifen wird, wenn die spröde Natur seines Stoffes ihn daran verzweifeln läßt, für die Gestaltung desselben

den rein poetischen Ausdruck zu finden. Aus dieser Ursache erklärt es sich, dass Heine nach zwei ganz entgegengesetzten Seiten hin missverstanden ward. Die enthusiastischen Vertreter des modernen Gedankens, die Vorkämpfer der neuen politischen, religiösen und gesellschaftlichen Ideale, machten ihm den Vorwurf, dass er mit Dem, was ihnen das tiefste Herz bewege, ein bloß artistisches Spiel treibe, wenn er ihren radikalen Tendenzen mit der natürlichen Scheu des Künstlers vor jeder farblosen Abstraktion aus dem Wege ging, und die strengen Kunstkritiker der alten Schule konnten es ihm andererseits nicht verzeihen, dass sein Humor die herkömmlichen Kunstformen zersprengte, weil der junge Most sich eben durchaus nicht mehr in die alten Schläuche füllen ließ. Während Erstere beständig den Ernst seiner „Gesinnung“ bemäkelten, gingen Letztere so weit, ihn einer rohen Vernachlässigung der künstlerischen Form zu bezichtigen und von „saloppen Bänkelsängerei“ seiner Lieder zu reden, als habe es keines Aufwands von Mühe und Fleiß bedurft, um ihnen jene vollendete Gestalt zu geben, die unsere höchste Bewunderung erregt.

Zahlreiche Aeußerungen Heine's lassen nicht den mindesten Zweifel daran, dass er sich der tiefen Bedeutung des Humors vollkommen bewusst war, und denselben sehr wohl von dem oberflächlich an der Außenseite der Dinge hinspielenden Witze unterschied. Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunststückchen des Verstandes, denen die Basis einer großartigen Weltanschauung fehlte, waren ihm höchst zuwider. „Witz in seiner Isolierung,“ schrieb er (Bd. XIX, S. 218) an Moser, der ihm von Saphir's Erfolgen in Berlin erzählt hatte, „ist gar Nichts werth. Nur dann ist mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde ruht. Darum trifft so gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear“. Der gewöhnliche Witz ist bloß ein Niesen des Verstandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der sich zwischen zwei Spiegeln begafft, ein Bastard, den der Wahnsinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf offener Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, dass wir Beide selbst uns zu Zeiten herablassen, einen Witz zu reißen.“ Sehr feinsinnig spricht sich Heine in einem

Briefe an Friederike Robert über das Wesen des Humors in den aristophanischen Lustspielen aus. Er tadelt es, daſs Schlegel in seinen dramaturgischen Vorlesungen die „Vögel“ für Nichts weiter als für einen lustigen barocken Spaß erklärt habe, und fügt belehrend hinzu: „Es liegt aber ein tiefer, ernster Sinn in diesem Gedichte, und während es die exoterischen Kächenäer (d. h. die athenienſischen Maulauffperrer) durch phantastische Gestalten und Späße und Witze und Anspielungen, z. B. auf das ehemalige Legationswesen, köstlich ergötzt, erblickt der Esoterische (d. h. Ich) in diesem Gedichte eine ungeheure Weltanschauung; ich sehe darin den göttertrotzenden Wahnsinn der Menschen, eine echte Tragödie, um so tragischer, da jener Wahnsinn am Ende siegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daſs seine Luftstadt wirklich existiere, und daſs er die Götter bezwungen und Alles erlangt habe, selbst den Besitz der allgewaltig herrlichen Basileia.“ In demselben Sinne verlangt Heine — freilich noch halb vom einseitig romantischen Standpunkte aus, — daſs die humoristische Ironie, wie im Lustspiel, so auch in der Tragödie ein Hauptelement bilde[145]): „Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend — darum hat auch Shakspeare das Gräſslichste im „Lear“ durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum „Faust“, die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet, unser Herrgott, allen Schreckensscenen dieses Lebens eine gute Dosis Spaßhaftigkeit beigemischt.“ — „Eben je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muſs man ihn behandeln,“ heißt es an einer ähnlich lautenden Stelle in den „Englischen Fragmenten“[146]); „das blutige Gemetzel der Schlachten, das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten.“ ... „Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste

der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Uebermuthe des Reichthums schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire." . . . „Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neuern Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persifflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt." Dieser tiefere welthistorische Sinn des Heine'schen Humors, seine mit dem trüben Ernst des Gegenstandes versöhnende und den Geist zugleich aus den Bleifesseln stumpfer Apathie empor rüttelnde Wirkung ist das Hauptverdienst der „Reisebilder". Jenes übermüthige Gelächter, jener unbarmherzig dreiste Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeit riss den Leser unwiderstehlich mit fort, und befreite das Gemüth von dem Alpdruck des auf ihm lastenden mittelalterlichen Nachtmahrs, dessen gespenstische Herrschaft in der langen trüben Restaurationsperiode alles Leben zu ersticken gedroht hatte. Zum ersten Mal athmete die beklommene Seele wieder auf, und fragte sich erstaunt, ob denn Das, was hier mit so überlegenem Muthwillen verhöhnt wurde, wirklich so heilig und unerschütterlich sei, wirklich ein Recht ewigen Bestehens in sich trage — und die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Aber wer so rücksichtslos vor aller Welt die verhüllten Zeitnöthen entblößte, und inmitten des lärmenden Festbankettes der in alle Staats- und Gesellschaftsverhältnisse eingedrungenen Romantik auf die schwärenden Wunden der Menschheit wies, übernahm ein gefahrvolles Amt. Ja, er musste, wenn er sich die Möglichkeit

des Redens und Gehörtwerdens nicht von vornherein abschneiden wollte, fast mit Nothwendigkeit die bunte Hanswurstjacke anziehen und die Rolle des Narren im „Lear“ spielen, um unter der humoristischen Vermummung Wahrheiten sagen zu dürfen, die ernsthaft ausgesprochen kein Censor hätte durchschlüpfen, keine Regierung ungeahndet hätte verbreiten lassen. Und auch so war die Maskenfreiheit, deren Schutz ihm zu Hilfe kam, sehr bedingter Natur. Schon der erste Band der „Reisebilder“ wurde nicht in Göttingen allein, sondern auch in manchen anderen Städten und Städtchen des deutschen Reiches verboten, und es fehlte nicht an Anfeindungen jeglicher Art in der servilen Presse damaliger Zeit. Der gesinnungslose Saphir, welcher in jenen Tagen doch selbst zu den Oppositionslustigen gehörte, und in seiner „Schnellpost“ zum Gaudium der Berliner ergötzliche Scharmützel mit den Censur- und Polizeibehörden ausfocht, sah eben so neidisch, wie der giftige Müllner, auf den wachsenden Ruhm des jungen Kollegen, und zauste mit frecher Hand an seinem wohlverdienten Dichterkranze, während Müllner in den „Kourierbildern“ seines „Mitternachtsblattes“ das Publikum durch ungehörige Nachahmung der Schreibweise Heine's hinters Licht führte und Letzteren dadurch in den ärgerlichen Verdacht brachte, der Verfasser einer Reihe ihm ganz fremder klatschhafter Ausfälle gegen Hamburger Persönlichkeiten zu sein [147]), mit denen er ohnehin, wie mit dem „schwarzen, noch ungehenkten Makler“, schon auf hinlänglich gespanntem Fuße stand. In dem „schwarzen Ungehenkten mit dem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht (Bd. I., S. 120) hatte ein übelberüchtigter Hamburger Jude, Namens Joseph Friedländer, sein eignes Porträt zu erkennen geglaubt, und dem Verfasser der „Reisebilder“ grimmige Rache geschworen. Er fiel Heine, der nie mit ihm eine Differenz gehabt, noch überhaupt je ein Wort mit ihm gesprochen, bald nachher auf öffentlicher Straße an, packte ihn am Rockschoß, und erhob die Faust wider ihn; doch drängte das Volksgewühl des Burstah die Streitenden aus einander, bevor es zu weiteren Thätlichkeiten gekommen war, und Heine verklagte den Friedensstörer bei der Polizei. Dort leugnete Derselbe mit dreister Stirn das versuchte Attentat, und behauptete sogar, von Heine geschlagen worden zu sein, der in voller Be-

stürzung zu Campe eilte, und Diesem sein Missgeschick klagte. Der schlaue Freund sagte lächelnd: „Gratulieren Sie sich zu der plumpen Lüge, und widersprechen Sie bei Leibe nicht der köstlichen Fiktion. Es ist besser für Ihren Ruf, dass der Lump durch seine Aussage schwarz auf weiß für eine von Ihnen erhaltene Züchtigung quittiert, als wenn er sich auf dem ganzen Steinweg und an der Börse das Air gäbe, den Verfasser der ‚Reisebilder' geohrfeigt zu haben." Heine sah zu spät die Zweckmäßigkeit dieses vernünftigen Rathschlages ein; er hatte bereits auf dem Stadthause vor Senator Abendroth gegen die freche, den Sachverhalt umkehrende Aussage protestiert, und schwebte, wie seine Briefe an Merckel beweisen, Monate lang in beständiger Angst vor einer Wiederholung solcher brutalen Angriffe. Seine reizbare Phantasie steigerte oftmals seine Vorstellung von der Bosheit seiner wirklichen oder vermeintlichen Feinde ins Ungeheuerliche, und die Furcht vor eingebildeten Verfolgern bereitete ihm manche schlaflose Nacht. Ein ergötzlicher Vorfall dieser Art bot den Anhalt zu wiederholten Neckereien in der Korrespondenz Heine's mit seinem Verleger. Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine, wie gewöhnlich, eines Abends im Alsterpavillon mit Campe und Merckel zusammen. Nach einer lebhaften Unterhaltung geleiteten die Freunde den Dichter bis zu sein Logis auf dem Dragonerstall, und schlenderten dann noch eine Weile in den Straßen umher. Campe, der sich entsann, dass Heine gern Kuchen aß, kaufte in einer Jahrmarktsbude des Gänsemarkts ein Packet Pfeffernüsse, und kehrte mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach sein musste, da seine Zimmerfenster erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße laut seinen Namen zu rufen, so wurde das Licht ausgelöscht. Campe schellte jetzt an der Hausthür und gab die Kuchen für Heine an das Dienstmädchen ab, mit dem schelmischen Zusatze: „Von Professor Hugo in Göttingen!" — „Nun, wie haben Ihnen die Pfefferkuchen geschmeckt?" frug Campe, als Heine nach einigen Tagen zu ihm in den Laden kam. „Was!" rief Heine, indem er sich ärgerlich vor die Stirn schlug, „Sie haben mir die Kuchen geschickt? Und ich Thor habe sie ins Kaminfeuer geworfen! Da sie mir im Namen Hugo's über-

bracht wurden und ich auf der Straße meinen Namen hatte schreien hören, so glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreise“ so übel mitgespielt, wollten Rache an mir üben und hätten — wer weiß! — den Teig der Pfeffernüsse vielleicht mit Rattengift gewürzt.“ Wienbarg, der gleich uns diese Anekdote nach Campe's Erzählung mittheilt [134]), scherzt mit Grund über den mittelaltrigen Beigeschmack solches grotesken Argwohns: „Allerdings hatte der Dichter die Universität Göttingen arg verhöhnt, aber es lagen doch mehre Jahrhunderte zwischen ihm und Till Eulenspiegel, der nach Demüthigung des Rektors, der Doktoren und Magister der Prager Universität sich eiligst davon machte, aus Furcht, sie möchten ihm Etwas zu trinken geben.“ Die Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm gespielt wurde, sofort eine planmäßig ins Werk gesetzte Intrige seiner literarischen Feinde zu wittern, hatte wohl zum Theil ihren Grund in der übertrieben hohen Meinung, die Heine von der revolutionären Bedeutung seiner Schriften und von dem Martyrium hegte, das er durch die herausfordernde Kühnheit seiner Worte auf sein Haupt lüde. So wähnte er sich nachmals in München überall von den Jesuiten, in Paris von den Republikanern verfolgt, und seit der Affäre mit Salomon Straus schob er Diesem und der Börne'schen Klicke jeden Zeitungsangriff in die Schuhe, durch welchen er seinen Ruf benachtheiligt sah. Auch schon während seines Hamburger Aufenthalts passierte ihm, wie uns Wienbarg berichtet, durch jene gespensterseherische Angst vor persönlicher Verfolgung noch ein anderer possierlicher Irrthum: „Heine's Gang war eher langsam, als schnell. Sein Fürsichsein, seine vornehme oder schüchterne Noli me tangere-Natur bekundete sich in allen Bewegungen; auf der Straße hielt er die Arme am Leibe, als wollte er sich vor jeder zufälligen Berührung in Acht nehmen. Dennoch widerfuhr es ihm einst, als er in Gesellschaft einer Dame über den Wall ging, von einem schnurrbärtigen, in eine Polonika gekleideten Herrn angerannt zu werden; statt Entschuldigung suchte Dieser auf brutale Weise Streit mit ihm. Heine, der gleich wieder argwöhnte, seine Feinde hätten ihm den Strolch über den Hals geschickt, überreichte ihm stolz seine Karte, und bat sich die seine aus. Es war indeß nicht so

ritterlich gemeint. Auf der Polizei fand sich, daſs der Mensch ein fremder Abenteurer war, und Derselbe muſste andern Tages plötzlich das Hamburger Gebiet verlassen." —

Anderthalb Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder" finden wir Heine wieder auf dem Wege nach Norderney. Die Herstellung seiner immer noch leidenden Gesundheit, Ekel an dem engherzigen Hamburger Treiben und eine geistige Unruhe, ein allgemeiner Miſsmuth, dessen letzte Gründe vielleicht eben so sehr in der Zeitstimmung wie in dem eigenen Gemüth lagen, machten dem Dichter einen momentanen Wechsel seines Aufenthaltsortes wünschenswerth. Um die Mitte des Julimonats langte er in Cuxhaven an, wo ihn konträrer Wind und eine schöne, geistreiche Frau, Jeannette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, acht Tage lang festhielten. In einer wilden, stürmischen Nacht, und in nicht minder erregter Stimmung, setzte er endlich seine Reise fort. „Das Schiff lag hoch auf der Rhede," schrieb er an Merckel (Bd. XIX, S. 281), „und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurück geschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd, und Wenig fehlte, daſs nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblicke sehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!" — In Norderney besserte sich allmählich seine Gesundheit, die frische Seeluft und der Anblick des Meeres übten ihre besänftigende Wirkung auf das verstimmte Herz, und wenn Heine sich im Ganzen diesmal in dem abgelegenen Badeort nicht so erheitert wie im vorigen Jahr fühlte, so entstanden doch mehrere neue „Seebilder", und einige Scenen zum „Faust" wurden skizziert. Außer den Gesängen Homer's, deren rechtes Verständnis ihm erst aufgegangen war, seit er die meerdurchrauschten Blätter der Odyssee, auf weißer Düne sitzend, am Strande der Nordsee gelesen, fesselte ihn besonders die Lektüre der Erzählungen Heinrich's von Kleist, in dessen Werken er die künstlerische Aufgabe, die er sich selbst in seiner ersten Dichtungsperiode gestellt hatte, auf bewundernswerthe Weise gelöst fand. „Kleist ist ganz Roman-

tiker," lautete sein briefliches Urtheil (Ebd., S. 288) über den von ihm so hoch gepriesenen Schriftsteller, „er will nur das Romantische geben, und giebt Dieses durch lauter plastische Gestalten."

Anfangs versuchte Heine auch in Norderney, wie er schon in Cuxhaven gethan, sein Glück am grünen Tische der Spielbank. Er fand „eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt"; bald aber meldete er seinem Freunde Merckel: „Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre, ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren, und ich gab Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen." — Zu der Zahl der Badegäste hatte, wie gewöhnlich, der hannövrische Adel das Hauptkontingent gestellt. Besonders viele fürstliche Personen waren anwesend. Auch die Fürstin Solms-Lich hatte sich wieder eingefunden; sie schien aber dem Dichter, der seit ihrer letzten Begegnung den ersten Band der „Reisebilder" herausgegeben hatte, nicht mehr so gewogen wie früher zu sein, und bedrohte ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger, ohne ihm sagen zu wollen, was der schelmische Gestus zu bedeuten habe. Sehr entzückt war Heine von der Liebenswürdigkeit einer schönen Cellenserin, die er schon bei seinem ersten Besuche in Norderney kennen gelernt, und mit der manches Stündchen in loser Neckerei verplaudert ward. Obschon er in seinen Briefen versicherte, daß er sehr isoliert lebe und nicht einmal schönen Weibern die Kour mache, widersprach doch der Inhalt eben dieser Briefe (Ebd., S. 283—288) solcher Behauptung: Eine launenhafte Veränderlichkeit der Stimmung schien ihn ganz und gar zu beherrschen, und er gab sich keine Mühe, vor sich selbst oder vor seinen Freunden konsequent zu erscheinen, während er sich den wechselnden Eindrücken seines, dem Meere gleich, durch jeden Windhauch bewegten Gemüthes hingab. Heute schrieb er an Merckel: „Ich habe am Meeresstrande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, daß in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik

dazu. — Im Vorbeigehn fasste ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derselben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab' nachher geweint. Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück rasch zu erfassen, so kann ich es doch nicht lange festhalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein schönes Auge, es wird noch lang' in meiner Brust leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich selbst. — Der Mond ist an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beständig, aber man kann seine Worte selten verstehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimniß weiß, wirst reinen Mund halten, und so bleibt es verborgen in der eigenen Nacht." Knüpfte nun aber der Freund an dies Herzensabenteuer die Hoffnung, dass es den Poeten nachhaltig begeistern und ihn der finstern Schwermuth entreißen werde, so ward ihm alsbald die Antwort zu Theil: „Das lichte Ereigniß am Strande ist nicht so bedeutend, wie du glaubst und wie meine leicht erregbare Stimmung es anschlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herab schoss in grausamer Schnelligkeit und keine Spur zurücklässt — denn ich bin trist und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!" — In der letzten Zeit seines Aufenthaltes auf Norderney verkehrte Heine viel mit dem Fürsten Koslowski, der als russischer Gesandter am badischen Hofe in den Jahren 1816—18 Varnhagen's Kollege in Karlsruhe gewesen, fast sämmtliche europäische Länder aus eigener Anschauung kennen gelernt, und sich trotz seiner diplomatischen Stellung ein unbefangen selbständiges Urtheil in politischen Dingen bewahrt hatte. In späterer Zeit spielte der geistvolle Mann eine hervorragende Rolle am russischen Hofe, wo er durch seine originelle Vortragsart mit ungezwungenem Freimuth Dinge sagen durfte, die kein Anderer auszusprechen gewagt hätte, und meistens zu gutem Zweck und Erfolg. Custine verdankte ihm einen großen Theil seiner Mittheilungen über Rußland, und auch Heine erhielt durch ihn die erste glaubwürdige Kunde von den damals noch wenig bekannten politischen und socialen Zuständen des großen Ostreiches. Die interessanten Erzählungen des Fürsten aus dem Londoner und Pariser Leben weckten dem Dichter, wie er seinem Freunde Merckel

gestand, die Lust nach „high life“, und gaben ihm die erste Anregung zu seiner Reise nach England. — Heine beabsichtigte Anfangs, von Norderney einen Abstecher nach Ostfriesland und Holland zu machen, aber der Ausbruch eines typhösen Fiebers in jenen Gegenden schreckte ihn von der Ausführung seines Vorhabens ab, und nach zweimonatlichem Aufenthalt im Seebade trat er die Rückreise über Bremen an, wo er im „Lindenhofe“ den Fürsten Koslowski noch einmal wiedersah, und wo ein Besuch in dem fast gleichzeitig durch Wilhelm Hauff's „Phantasien“ verherrlichten Rathskeller ihm den Stoff zu einem der glücklichsten humoristischen Gedichte (Bd. XV, S. 352 [257] ff.) lieferte, die seiner Feder entflossen sind.

Am 23. September traf Heine wieder bei seinen Eltern in Lüneburg ein, die ihr Logis im Wahlstab'schen Hause seit Johanni mit einer kleineren Wohnung am Marktplatze vertauscht hatten. Er zeigte sich unentschlossener, denn je, in Betreff seiner Pläne für die Zukunft. Der Aufenthalt in Hamburg war ihm gründlich verleidet, auch Berlin gewährte ihm keine lockende Aussicht, und schon aus Norderney hatte er an Moser geschrieben (Bd. XIX., S. 277): „Es ist ganz bestimmt, daß es mich sehnlichst drängt, dem deutschen Vaterlande Valet zu sagen. Minder die Lust des Wanderns, als die Qual persönlicher Verhältnisse, z. B. der nie abzuwaschende Jude, treibt mich von hinnen.“ Varnhagen's Rathschläge weckten ihm aufs neue den Plan einer Uebersiedelung nach Paris, wo er Menschen und Welt zu sehen und die Materialien für ein Buch von europäischer Bedeutung zu sammeln hoffte. „Ich denke etwas Besseres zu liefern, als die Morgan,“ äußerte er in einem Briefe an Merckel (Ebd., S. 301); „die Aufgabe ist, nur solche Interessen zu berühren, die allgemein europäisch sind.“ Die geistvollen Reisewerke der Lady Morgan, „France“ und „Italy“ — das letztgenannte Buch hatte selbst Byron's ungetheilte Bewunderung erregt — scheinen, neben Sterne's „Sentimental Journey“ und Frau von Staël's „De l'Allemagne“, auf den Verfasser der „Reisebilder“ einen nachhaltigen Einfluß geübt zu haben, welcher sich u. A. in den „Englischen Fragmenten“ und in den späteren Berichten über die politischen und Kultur-Zustände Frankreichs erkennen läßt.

Einstweilen scheute sich Heine, aus Furcht, auf ernstlichen Widerstand zu stoßen, seiner Familie und ferner stehenden Bekannten Mittheilungen über jenen Reiseplan zu machen, den, außer Varnhagen, Moser und Merckel, nur noch Immermann unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr. In Lüneburg lebte der Dichter, wie bei seinem früheren Aufenthalte, in stiller Zurückgezogenheit, und verkehrte, außer mit seinem Bruder Maximilian, der in den Michaelisferien auf einige Wochen nach Hause kam, fast ausschließlich mit Rudolf Christiani. Manchmal auch schlenderte er an freundlichen Herbsttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand.

Die in Norderney empfangenen Eindrücke wurden inzwischen für den zweiten Band der „Reisebilder" con amore verarbeitet. Schon Anfangs Oktober war der zweite Cyklus der „Seebilder" nahezu vollendet, und die dritte Abtheilung der „Nordsee" nebst dem Buche „Le Grand" rüstig in Angriff genommen. „Im Grunde ist es auch gleichgültig, was ich beschreibe," sagt Heine in einem Briefe an Merckel (Ebd., S. 289): „Alles ist ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraus sehe, Das sehe ich hinein. Wenn es sich nur mit meiner Gesundheit etwas mehr bessert, so wird der zweite Reisebilder-Theil das wunderbarste und interessanteste Buch, das in dieser Zeit erscheinen mag." — „Die Reisebilder sind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum vorbringe, was ich will," lautet eine ähnliche Bemerkung in einem Schreiben an Immermann (Ebd., S. 300). Ja, noch mehr, Heine schien die „Reisebilder" zu einem Tummelplatz zeitgemäßer Ideen nicht für sich selbst allein, sondern auch für seine Freunde erweitern zu wollen, — vielleicht nicht ganz ohne den Nebengedanken, sich dadurch zugleich Bundesgenossen vor der Oeffentlichkeit zu erwerben. Wie an Immermann, richtete er auch an Varnhagen und Moser die Aufforderung, ihm Beiträge für sein Buch einzusenden. Dem Letzteren schrieb er (Ebd., S. 292): „Dieser zweite Theil soll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der

„Nordsee", die den Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner, als die erste, und wird dir gewiss gefallen. Auch den rein freien Humor habe ich in einem selbstbiographischen Fragmente versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordsee-Reisebriefe enthalten, worin ich ‚von allen Dingen und von noch einigen' spreche. Willst du mir nicht einige neue Ideen dazu schenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentarische Aussprüche über den Zustand der Wissenschaften in Berlin oder Deutschland oder Europa — wer könnte die leichter hinskizzieren als du? und wer könnte sie besser verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geschichte — welche reiche Themata! Du wirst es nie bequemer bekommen; und ich seh' voraus, du wirst nie ein ganzes Buch schreiben, und keins, was gleich die ganze Welt liest. Es ist nicht so sehr die Lust, mich mit deinen Federn zu putzen, sondern mehr der liebevolle Zug, dich geistig in mein geistiges Wesen aufzunehmen, dich, den gleichgesinntesten meiner Freunde. Willst du aber über jene Themata etwas Abgeschlossenes schreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, so will ich ihn — versteht sich, ohne dich zu nennen, als fremde Mittheilung aufnehmen. Du kannst ja sehr populär schreiben, wenn du nur willst." Die Aufforderung an Varnhagen [148]) lautet noch bedenklicher: „Dieses Alles schreib' ich Ihnen aus der ganz besondern Absicht, damit Sie sehen, wie es mir ein Leichtes ist, im zweiten Theil der Reisebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieser Hinsicht einen besondern Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen, oder irgend einen unserer Intimen gegeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken soll, und Sie können sich auf meine heiligste Diskretion verlassen. Ich darf jetzt Alles sagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger auffacke. Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hinein geben, oder wollen Sie mir bloß die Proskriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl." Wenn jedoch Varnhagen, wie aus seiner Anmerkung

zu dieser Briefstelle hervorgeht, das Anerbieten Heine's dahin deutete, als habe sich Derselbe bereit erklärt, jeden beliebigen Gegner des Freundes auf Kommando literarisch zu züchtigen, so bringt solche wörtliche Auslegung doch den humoristischen Charakter des Briefschreibers allzu wenig in Rechnung. Uebrigens entsprach nur Immermann durch Einsendung einiger Xenien, die buntscheckig und lose genug den Nordseebriefen angehängt wurden, dem sonderbaren Vorschlage, dessen Ausführung sicherlich zum Schaden des Buches den letzten Schein einer künstlerischen Einheit der Form muthwillig zerstört hätte.

Gegen Ende des Jahres war der zweite Band der „Reisebilder" im Manuskripte vollendet, und Heine begann unter sorgsamer Nachfeile seine Arbeit für den Druck ins Reine zu bringen. „Du wirst sehen," schrieb er an Merckel in seinem letzten Briefe aus Lüneburg (Bd. XIX, S. 301): „le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatskandal, sondern durch die großen Weltinteressen, die es ausspricht. Napoleon und die französische Revolution stehen darin in Lebensgröße. Sag Niemanden ein Wort davon; kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh vertraut zu machen. Es muſs verschickt sein, ehe man dort eine Silbe davon weiß." In der That hatte Heine, wie der Erfolg lehrte, guten Grund, die Aufmerksamkeit der Behörden nicht zu früh auf sein Buch hinzulenken. — Am 15. Januar 1827 traf er, um den Druck persönlich zu überwachen, wieder in Hamburg ein. Merckel hatte ihm eine stille Wohnung unweit der Langhoff'schen Buchdruckerei ausgesucht, und zum Dank für die kritische Beihülfe, welche er dem Freunde durch manchen scharfsinnigen Verbesserungsvorschlag geleistet, wurden ihm die „Nordseebilder" gewidmet. Die Vorlesungen über Goethe, welche Professor Zimmermann im Winter 1826—27 vor einem gemischten Publikum hielt, und welche Heine zum Theil noch mit anhörte, gaben ihm Anlaſs, sich in den Briefen aus Norderney, die vor Ablieferung des Manuskriptes vielfach umgearbeitet und ergänzt wurden, auf geistvolle Art über die landläufige Goethekritik auszusprechen. — Auch seinen Vetter Schiff fand er nach Hamburg zurück gekehrt, und begegnete ihm bald auf der Straße.

Schiff erstaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in den letzten Jahren mit dem Dichter vorgegangen. „Er war nicht mehr der in sich selbst Zurückgezogene, sein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als Das: ein vornehm missmuthiger Gentleman." 149) Als Schiff ihm Komplimente über sein gutes Aussehn machte, erwiderte Heine: „Wundre dich nur. Ich bin ein Anderer geworden und schwinge jetzt die Harlekinspeitsche." Schiff erhielt die Aushängebogen des zweiten Bandes der „Reisebilder", und Heine bat ihn um sein Urtheil. „Nun, was sagst du?" frug er mit selbstgefälliger Miene, als der Vetter sich einige Tage nachher bei ihm einstellte. — „„Dasselbe, was du schon äußertest. Allein die Harlekinspeitsche ist keine Dichterfeder."" — „Als ob ich nicht gewohnt wäre, von dir negiert zu werden!" lachte Heine. „Glücklicherweise kann ich mich darüber trösten." — „„Allerdings, die Majorität des Publikums ist für dich. Es folgt wohl daraus, dass auch ich es sein muss."" — „Der Erfolg hat Recht!" — „„Das gilt für Frankreich, nicht für Deutschland, und zwei Auguren, die sich begegnen, lachen einander aus."" — „Was sagst du zu dem Buche Le Grand?" — „„Du hast nicht wohlgethan, deine musikalische Unwissenheit öffentlich kund zu geben."" — „Unverschämtester der Sterblichen, was meinst du damit?" — „„Daß du ein feines Ohr für Rhythmus und Wohllaut der Verse hast, müssen deine Todfeinde dir lassen, den langen Schaller aus Danzig mit eingerechnet. Auch deine Prosa ist, wie Maler sagen, ein geleckter Stil, der in der niederländischen Schule zuweilen vorkommt. Dagegen hat die florentiner Schule ihr Sgraffito, — zwei Kunstextreme, die sich niemals berühren können. Dein großer Kaiser ist über alle Maßen bewundernswerth, aber nicht Jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davoust's Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt. Dennoch sage ich, ein Hamburger: Napoleon, kolossal in seinen Thaten wie in seinen Fehlern, sollte nicht durch den geleckten, seltenen niederländischen Stil gefeiert werden, sondern eher durch den hohen florentinischen Stil oder dessen Sgraffito. Aber ich will nicht pedantisch sein. Lassen wir Das und reden wir von deinem Le Grand. Mir scheint, du kennst keinen Unterschied zwischen einer Militärtrommel

und einem großen Orchester. Du läßt die Siege Napoleon's von einem kaiserlichen Tambour austrommeln, und stellst dich aufs Gerüst, um den Ruhm des Welteroberers auszumarktschreien. Frag den übertriebenen Orchestrierer, den königlich preußischen Generalmusikdirektor Spontini, was Der dazu sagt. Ich sage, Das ist keine Poesie, sondern Charlatanerie."" — „Pah! giebt es eine Poesie ohne Charlatanerie?" frug Heine, der sehr ernsthaft geworden war. — „„Nur keine phantasielose Charlatanerie. Ein Tambour, der aus heiler Haut stirbt, und einen Wirbel dazu schlägt, ist ein Unding. Was hast du Meister in der Plastik dabei gedacht? Was sah dein Auge, hörte dein Ohr dabei? Du hast sicherlich nie eine Trommel gerührt. Aber du weißt doch vielleicht, daß die gedämpfte Trommel die militärische Todtenglocke ist. Ein braver Tambour, der sich sterben fühlt, mag diese letzte soldatische Ehre sich selbst anthun, ja, er mag seine letzte Kraft aufbieten, um mit einem tapferen Nachschlag zu enden. Ein Wirbel aber, diminuendo bis zum piano pianissimo, ist ein unmögliches Tambour-Schwanenlied; denn beim Wirbel müssen die Ellenbogen fix gerührt werden; das Piano ist schwieriger als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervor bringen. Gesetzt aber, sie könnte es, so wäre ein solches Dahinscheiden lächerlich. Das wirst du zugeben, wenn du mit Phantasie gehörig an Aug' und Ohr appellierst."" — „Hör, Bursche!" rief Heine mit scharfer Betonung, „Das sagst du mir, aber keinem Andern!" — „„Weßhalb sollte ich dem Publikum seinen Spaß verderben?"" lachte Schiff. „„Da ich obendrein weiß, daß es nutzlos für den Einzelnen ist, sich der absoluten Majorität als Lehrmeister aufzudrängen . . ."" Bevor der Satz beendigt wurde, trat Campe ein. Er machte Schiff aufmerksam auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters, und sagte mit komischer Gravität: „Ich bin ein persischer Schah, der Ehrenpelze vertheilt." — „„Jetzt glaub' ich an die 5000 Exemplare der Reisebilder,"" versetzte Schiff, „„da Campe seinen Autor warm hält."" — Heine aber sagte: „Hier stelle ich Ihnen einen jungen Schriftsteller vor, der eines soliden Verlegers bedarf. Nehmen Sie sich seiner an. Mein Freund Schiff ist mir besonders interessant, weil er sich Nichts aus mir macht. Sie

glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man, wie ich, mit Lob überschüttet wird, auch einmal Jemanden zu finden, der uns mit dreister Hand die Achillesferse zeigt, an der wir verwundbar sind." — Trotz des freundlich scherzenden Tones, in welchem Autor und Verleger mit einander verkehrten, hatte sich doch beim Drucke des neuen Werkes eine verstimmende Differenz zwischen ihnen erhoben. Heine, der auf eine splendide äußere Ausstattung seiner Bücher großes Gewicht legte, fand das von Campe bestellte Papier nicht weiß und nicht elegant genug, und bestand hartnäckig auf Anschaffung einer besseren Qualität. Um seinen Willen durchzusetzen, musste er sich eine Honorarverkürzung von 30 Louisd'or gefallen lassen, und nur die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Campe sofort eine noch größere Summe auf künftig zu liefernde Arbeiten vorschoss, ließ ihn den Aerger über jenen, für seine Börse so empfindlichen Ausfall verschmerzen.

Das Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder" verzögerte sich bis Mitte April, und mehr als ein voller Monat verging, bevor einzelne Zeitungen zur Besprechung des kühnen Buches den Muth fanden, das sich inzwischen schon einen zahlreichen Leserkreis erworben hatte. „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch," schrieb Varnhagen aus Berlin dem Verfasser (Bd. XIX, S. 307), „und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt." Auch scheint nicht Varnhagen — den Heine unter der Chiffer „W." vermuthete, — sondern Dr. Hermann (Ernst Woldemar) wieder der Erste gewesen zu sein, welcher im „Gesellschafter" (Nr. 82, vom 23. Mai 1827) für das neue Werk des Dichters öffentlich in die Schranken trat. „Was zuerst auffällt," heißt es in der kurzen, aber treffenden Charakteristik, „ist die Ueberdreistigkeit, mit der das Buch alles Persönliche des Lebens nach Belieben hervor zieht, das Persönliche des Dichters selbst, seiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Oertlichkeiten ganzer Städte und Länder; diese Dreistigkeit steigt bis zum Wagnis, ist in Deutschland kaum jemals in dieser Art

vorgekommen, und um ihr ein Gleichnis aufzufinden, müsste man fast an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterschiede, den die politische Richtung und der englische Maßstab für diese letztern bedingt. Aber neben und mit dieser Dreistigkeit und Ungebühr entfaltet sich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anschauung, eine Fülle und Macht der Phantasie, welche auch der erklärteste Feind nicht wegzuleugnen vermag. In diesem zweiten Theile seines Buches hat der Verfasser zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetische Welt, anhebend von der Betrachtung seiner individuellen Zustände, breitet sich mehr und mehr aus, sie ergreift Allgemeineres, wird endlich universell, und Dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig so erscheinen müssen, sondern auch in denjenigen, welche sich recht gut in einer gewissen Besonderheit behandeln lassen und fast immer nur so behandelt werden, in Allem nämlich, was die Gefühlsstimmung überhaupt und alles Gesellschaftsverhältnis im Allgemeinen betrifft. Es ist, als ob nach einem großen Sturme, der den Ocean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küsten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngsten Schiffbrüche umher liegen, Kostbares mit Unwerthem vermischt, des Dichters ehemaliger Besitz und die Güter eines geistigen Gemeinwesens, dem er selber angehört, Alles unter einander. Das Talent unseres Dichters ist wirklich ein beleuchtendes, die Gegenstände, mögen sie noch so dunkel liegen, weiß er mit seinen Strahlen plötzlich zu treffen und sie, wenigstens im Fluge, wenigstens von einer Seite, hell glänzen zu lassen. Der Lebensgehalt europäischer Menschen, wie er sich als Wunsch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuss und Besitz, als Treiben und Richtung aller Art darstellt, ist hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satire, die Grausamkeit und Roheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, sind selbst ein Theil desselben, so gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche sich dazwischen durchwinden; und so haben jene Härten, die man dem Dichter so gern wegwünscht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen Anfangs zugesteht." „Wollte man," lautet der Schluss dieser bezeichnenden Kritik, „aus dem

Buche einige Proben mittheilen, so müsste man sich bald in Verlegenheit befinden, denn fast jedes Blatt bietet die außerordentlichsten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Charakter des Buches ausmacht; dasselbe ist gleichsam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, sich auf den kleinsten Raum zu beschränken sucht, um dem Nachbar, der sich aber eben so wenig breit macht, Raum zu lassen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweise die skurrile Außenseite beschreien und anklagen; dem sinnigen Leser kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geisteseinblick, welch starke, schmerzliche Gefühlsgluth, mit einem Worte, welch edle und tiefe Menschlichkeit hier in Wahrheit zu Grunde liegt." — Kläglich genug umgingen freilich die meisten übrigen Recensionen den bedeutungsvollen innern Gehalt des Buches, und beschränkten sich meist auf pedantische Bemerkungen über die gegen den herkömmlichen ästhetischen Kanon rebellierende Form. Selbst Willibald Alexis entblödete sich nicht, in dem von ihm und Dr. Friedrich Förster redigierten „Berliner Konversations-Blatte" (Nr. 93, vom 11. Mai 1827), das seinen Lesern kurz zuvor drei der herrlichsten Nordseebilder aus dem Manuskript mitgetheilt hatte, die nichtssagenden Phrasen, mit denen er das Werk des Freundes ankündigte, durch das naive Geständnis zu entschuldigen: „Das Buch zu recensieren, ist eine missliche Aufgabe, für die sich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden." Nicht viel eingehender, wennschon im wohlwollendsten Sinne verfasst, war die kurze empfehlende Anzeige Professor Zimmermann's im Hamburger „Unparteiischen Korrespondenten" vom 26. Mai 1827, welche dem „Buche Le Grand" eine Vollendung in Inhalt und Form zusprach, die den Verfasser in die Reihe der ersten humoristischen Schriftsteller Deutschlands versetze. Auch Ludwig Robert zog es vor, im Tübinger „Literaturblatte" (Nr. 48, vom 15. Juni 1827), dessen Leitung Wolfgang Menzel seit dem vorigen Jahr übernommen hatte, statt einer beurtheilenden Kritik über das „zwar außer-, aber eben dadurch unordentliche Buch", ein die humoristische Form desselben karrikierendes Kapriccio in Briefform zu schreiben, dessen Pointe, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Stellen, auf einen schulmeisterlichen Tadel der „blauen Regel-

losigkeit" hinauslief, die das eminente Talent des Verfassers hindere, ein „regelrechtes Kunstgebilde" zu geben. Außer der oben erwähnten Besprechung im „Gesellschafter", fanden wir nur noch in den Brockhausischen „Blättern für literarische Unterhaltung" vom 17. und 18. Januar 1828 eine mit verständigem Ernst auf die Fehler und Vorzüge des Dichters hinweisende Recension. Dieselbe rügt vom Standpunkte der Aesthetik mit Recht die Neigung Heine's, das Schöne ironisch zu behandeln, das Erhabene oftmals absichtlich mit der schroffsten Trivialität zu paaren, und den dithyrambischen Schwung durch Wendungen zu unterbrechen, die nur der scherzhaften Idylle oder Satire angemessen sind. Sie nennt solches Verfahren eine künstlerische Frechheit und bringt dem Dichter für diese Sünden die Anfangsworte der Horazischen Epistel über die Dichtkunst in Erinnerung. Frei von allem kleinlich nergelnden Schematismus, wird dagegen eingeräumt: „Ein Anderes ist es, wenn die epigrammatische Wendung eine Spitze bildet, oder sich, wie bei Shakspeare, die komische Larve in schroffer, aber doch künstlerisch umgebildeter Wirklichkeit neben der tragischen zeigt; da ist Sinn und Bedeutung, oft die tiefste, zu erkennen; und auch unserm Dichter fehlt es nicht an Anlage dazu . . Wer mag bezweifeln, daß es großentheils nur in seinem Willen liegt, wenn er nicht überall Derselbe ist? Großentheils, sagen wir mit Bedacht; denn wenn wir von diesem aphoristischen Buch abgehen und uns anderer Werke des Verfassers, insbesondere seiner Tragödie „Ratcliff", erinnern, so tritt es ziemlich evident hervor, daß ihm Nichts schwerer wird, als ein Ganzes zu gestalten, oder besser, die Kunstwerke aus der Vergangenheit für die Zukunft anzulegen, während die Gegenwart dabei nur das Zufällige wird. Dagegen zeigt er auf der andern Seite das größte Talent, die Gegenwart zu fesseln und ihrer äußeren Gestalt das Mögliche abzugewinnen. Vorbereiten und auflösen ist nicht seine Sache, aber das Bild des Augenblicks festhalten und mit brennenden Farben vor die Seele stellen, Das versteht er als Meister. In jedem Kunstwerk aber, selbst in dem kleinsten an Umfang, soll ein denkender Sinn des Dichters mehr oder weniger sichtbar sein; wir wollen in dem Gedicht einen Hauptgedanken, eine Hauptanschauung versinnlicht

sehen, es muss, um es praktisch auszudrücken, einen Inhalt haben, wodurch es einen Namen, eine Ueberschrift bekommt. Dass dazu allemal, selbst in einem aphoristischen Gedichte, eine Wendung, eine Spitze, ein Abschluss nöthig ist, fühlt unser Dichter sehr deutlich. Oftmals aber hat er bloß (wiewohl fast immer schön) phantasiert und findet kein bestimmtes Ziel; dann wird er ironisch gegen sich selbst und endigt mit einem dissonierenden Griff in die Leier, weil ihm die nothwendige Auflösung nicht zu Gebot steht, oder eigentlich keine solche möglich ist. Wenn wir daher auch oben zugaben, es liege großentheils in dem Willen des Dichters, wenn er nicht immer so treffliche Gedichte liefere, als er könne, so ist doch die Frage, ob er alle die hier gegebenen Gedichte wirklich zu in sich vollendeten hätte schaffen können; ob er, wenn er es verschmähen will, uns nur mit schönen Einzelheiten zu beschenken, im Stande sei, so Viel zu producieren, als er bisher gethan? Vielleicht glaubt er aber, das Wesen des humoristischen Dichters gestatte ihm, sich um das Ganze eines Werks eben nicht zu kümmern; aber Dies wäre ein großer Irrthum. Die größten Dichter sind ihm hier als Beispiele entgegen. Shakspeare braucht man nur zu nennen; Sterne erhält seine Totalität durch eine Einheit der Welt- und Lebensanschauung, die sich durch alle die bunten Formen seiner Schriften bekundet (bei dem Verfasser scheint gerade hier eine große Ungewissheit vorzuwalten), und Jean Paul zeigt außer dieser noch den größten Fleiß in der Anlage im Großen und der Ausbildung in den einzelnen Theilen seiner Kunstwerke." Den in Prosa geschriebenen Abschnitten wird nachgerühmt: „Lebendige Darstellung, eine wunderbare Verschmelzung des Romantischen mit dem Wirklichen (z. B. in der Geschichte von der kleinen Veronika), eine edle Verehrung des Großen, leider aber oft durch Spott und Irrthum getrübt, geistvolle Einfälle, Funken des Witzes, dabei oft Gedanken, die, wenn sie auch nicht tief zu nennen sind, doch wenigstens aus dem Innern der Seele stammen, kurz, Reichthum an einzelnen Vortrefflichkeiten, wie sie selten ein Buch besitzt. Mit Kraft, wenngleich mit einer jugendlichen Schonungslosigkeit, greift der Verfasser das Gemeine und Schlechte, insbesondere die Philister unserer Zeit, an. Dass sein Buch desshalb

an manchen Orten verboten worden, gereicht ihm wohl nur zur Ehre.“ Der anonyme Recensent schließt mit einer warnenden Prophezeiung, deren letzte trübe Hälfte sich in der Folge nur allzu schlimm bewahrheitet hat: „Wenn der Verfasser, was wir schwer glauben, sich entschließen kann, nicht bloß unsere, sondrn eine missbilligende Meinung überhaupt, sine ira et studio zu prüfen und zu beherzigen, und Muth und Kraft besitzt, den schwersten Kampf, den mit sich selbst, zu beginnen, und wenn er in diesem Kampfe den Sieg über sich erstreitet, so sind wir überzeugt, dass Das, was er in scherzender Weise als ernstlich gemeint über seinen eigenen Nachruhm sagt (Bd. I, S. 226), sich dereinst erfüllen kann, wiewohl es ihm noch viele Mühe kosten wird. Bleibt er aber bei Dem, was er begonnen, so wird er zwar eine Zeitlang Aufsehen erregen, aber, wie so viele Erscheinungen dieser Zeit, die mit blendendem Glanz auftraten und das Publikum eine Zeitlang gewissermaßen in überraschter Gefangenschaft hielten, bald spurlos verschwinden und (eine strenge Nemesis!) viel tiefer in der Meinung sinken, als er sich darin erhoben hat. Denn wem man zu Viel gegeben, Dem nimmt man auch leicht zu Viel: abgesehen davon, dass Nichts schwerer ist, als einem großen Rufe Genüge leisten, besonders, wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen ist.“

Ohne Zweifel sind die künstlerischen Bedenken, welche seitdem so häufig gegen die jeder strengen Einheit ermangelnde humoristische Form der Heine'schen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur sollte man nicht vergessen, dass derselbe Tadel fast ausnahmslos eben so wohl die Werke aller übrigen humoristischen Schriftsteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'schen Ausspruchs zu bedienen, seinem Wesen nach „zuletzt alle Kunst zerstört“. In den Shakspeare'schen Dramen ist der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur **ein** Element neben vielen anderen, eben so bedeutenden, ja, zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde also unbillig sein, Heine's poetische Prosa, welcher der Humor das werthbestimmende Gepräge verleiht, mit den dramatisch geschlossenen Kunstschöpfungen des brittischen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reise“ und „Tristram Shandy“ oder Jean

Paul's formlosen Romanen aber bleibt sie gewiss nicht zurück. Wenn der Recensent der „Blätter für literarische Unterhaltung" in den Heine'schen „Reisebildern" jene „Einheit der Welt- und Lebensanschauung" vermisst, die sich in den Schriften Sterne's und Jean Paul's bekunde, so mag die Ursache darin liegen, dass ihm, wie den meisten Lesern, Heine's Betrachtungsweise der politischen, gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse zu neu war, um ihre geistige Totalität sofort erkennen zu lassen. Und allerdings trat, wie Das bei den literarischen Produktionen einer Uebergangsepoche der Fall zu sein pflegt, auf den ersten Blick mehr die oppositionslustige Schärfe des Angriffs, als der geheime Grund eines so heftigen Kampfes hervor. Heutzutage ist es schon leichter, den innern Zusammenhang zu überblicken, welcher die nach allen Seiten gerichteten, scheinbar so lose mit einander verknüpften Ausfälle, wie die von verschiedenen Punkten anrückenden Kolonnen einer gut geleiteten Feldschlacht, mit einander verband. Wenn Heine im ersten Bande der „Reisebilder" seine Kampagne gegen die Weltanschauung der Vergangenheit gleichsam als Plänkler durch ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer eröffnet hatte, rückt er ihr im zweiten und den folgenden Bänden schon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt sie endlich gar so weit, dass sie in ihrer Verzweiflung sich selbst zum Ergötzen des Siegers verspotten muss. Die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee", das Buch „Le Grand", die „Bäder von Lucca", die „Stadt Lucca" und die „Englischen Fragmente" sind konsequente Resultate der in der „Harzreise", wie in einem fernen Wetterleuchten, phosphorescierenden Gedanken. Das Gewitter ist nahe herangerückt, und entlädt sich über unsern Häuptern, die Blitze zucken herab, jeder Schlag zündet, und das vernichtende Feuer ergreift mählich die ganze hinsterbende alte Welt. Von Schonung ist nicht die Rede; wer sich aus dem Schiffbruch überlebter, inhaltslos gewordener Gefühle nicht an das blinkende Gestade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehen; die „Reisebilder" sind gleichsam eine lebendige Illustration der Goethe'schen Verse:

Komm her, wir setzen uns zu Tisch;
Wen sollte solche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fisch —
Wir wollen sie nicht balsamieren!

Trotz Alledem hat Heine auch im zweiten Bande der „Reisebilder“ den Boden der Romantik noch nicht völlig verlassen. Oftmals inmitten des heißesten Kampfes beschleicht ihn plötzlich eine traumhafte Sehnsucht nach den „Blumen der Brenta“ oder „seinem Vaterlande, dem heiligen Ganges“, nach der kleinen todten Veronika oder der Elfenkönigin, die ihm lächelnd im Vorüberreiten nickt. Auch täuschte Heine sich so wenig über diese Sehnsucht nach dem einheitlichen Fabellande der Phantasie, dass er vielmehr noch in seinen letzten „Geständnissen“ (Bd. XIV, S. 213) offen bekennt: „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer selbst ein Romantiker . . . Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.“ Wichtiger jedoch, als jene von Zeit zu Zeit in Heine's Schriften stets wieder auftauchenden Traumgelüste der Romantik, ist sein schärfer und schärfer markiertes Verhältnis zur Außenwelt, durch das er sich wesentlich von allen Schriftstellern der romantischen Periode unterschied. Letztere hatten, wie an einer früheren Stelle erörtert ward, in genussüchtig toller Ueberhebung des Subjekts die ganze objektive Welt zu negieren versucht und sich in eine Idealwelt der Phantasie geflüchtet, die in die leere Luft hinein gebaut war und wie eine Seifenblase zerplatzen musste, sobald der Hauch des nüchternen Verstandes sie anblies. Wir sahen, dass die Romantik, aus ihrem phantastischen Taumel erwacht, schließlich zu dem direkten Extrem ihres Ausgangspunktes, zur bedingungslosen Anerkennung der zuerst von ihr gänzlich in Frage gestellten Wirklichkeit, hingetrieben ward, und in der Angst vor jedem ruhestörenden Fortschritt die ehernste Stabilität auf ihre Fahnen schrieb. In diesem Endstadium ihrer Entwicklung trug sie dem Humor und der Satire den köstlichsten Stoff entgegen, und Heine zögerte nicht, sich desselben mit aller Energie seines Talents zu bemächtigen. Indem er die Romantik mit

ihren eignen Waffen bekämpfte und vernichtete, betrat er zugleich instinktiv eine neue Bahn in dem Fortschrittsprocesse der Menschheit. Die Dichter unsrer klassischen Periode hatten den Inhalt des modernen Lebens auf den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Vorzeit zurück stimmen, die Freiheit des Subjekts unter den Zwang einer künstlich geschaffenen objektiven Welt beugen wollen, eines Allgemeinen, das nicht naturgemäß dem nationalen und geschichtlichen Boden der Gegenwart entblüht war. Die Romantiker hatten bei ihrer Revolte gegen den Neuhellenismus die Loslösung des Subjekts von allen Banden der Wirklichkeit proklamiert, und der objektiven Außenwelt, als einer für sie gar nicht vorhandenen Scheinmacht, zu Gunsten der selbstherrlichen Phantasie jede Berechtigung abgesprochen, um mit ihrem hoch fliegenden Idealismus zuletzt in die Schlammpfützen der gemeinsten Realität, in das Joch der erbärmlichsten politischen und kirchlichen Reaktion herabzufallen. Sollten die idealen Freiheitsrechte des Subjekts, welche sich im feindlichen Gegensatze zur bestehenden Wirklichkeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten, jetzt nicht durch eine Wiederherstellung der mittelalterlichen Autoritätsherrschaft in Staat und Kirche unrettbar verloren gehn, so musste vor Allem das Band mit der realen Welt wieder angeknüpft, es musste eine Reform der bestehenden Verhältnisse ins Werk gesetzt, und die Verwirklichung der bisher in der Luft schwebenden Freiheitsideale musste auf dem Boden der aus lethargischem Schlummer geweckten Menschheit erstrebt werden. Europa musste das Erbe der französischen Revolution antreten und den Kampf gegen die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder aufnehmen, welcher durch den Sturz Napoleon's und die Restauration des Absolutismus nur vertagt, nicht aber zum entscheidenden Abschlusse gebracht worden war. Daß Heine diese Nothwendigkeit begriff, und sich die Konsequenzen der übernommenen Aufgabe immer klarer vergegenwärtigte, tritt in jedem neuen Bande der „Reisebilder" deutlicher hervor. Das individuelle Leid, die subjektive Gefühlsschwelgerei löst sich mehr und mehr in ein Allgemeines, in die Theilnahme an den großen Interessen der Menschheit auf, die Liebeslieder werden zu Schlachtgesängen, die Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik verwandelt sich in die erwartungs-

volle Hoffnung auf einen Auferstehungsmorgen der Völker. Der Bonaparte-Kultus und die Lobreden auf die französische Revolution haben daher, abgesehen von den frühesten Jugendreminiscenzen des Dichters, in denen ihm der Kaiser naturgemäß als ein Messias seiner jüdischen Stammgenossen erschien, eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beimisst, und Heine bedient sich in seiner Polemik wider die Champions der Vergangenheit absichtlich der Terminologie von 1789. Wenn er in den „Reisebildern“ mit der Leidenschaftlichkeit eines Jakobiners gegen „Aristokratie“ und „Pfaffenthum“ eiferte, so waren diese Worte verständlich für Jedermann und bezeichneten den Feind, den es in jenen Tagen hauptsächlich zu bekämpfen galt, mit prägnanter Bestimmtheit. Je kleinlicher und gestaltungsohnmächtiger die den Freiheitskriegen nachfolgende Restaurationsepoche war, desto größer und ideenvoller mussten dem Dichter die ihr voraufgegangenen welterschütternden Kämpfe erscheinen. Nirgends spiegelt sich daher in den „Reisebildern“ die Schlaffheit des öffentlichen Lebens effektvoller und drastischer, als wo sie mit der jüngst verflossenen gewaltigen Zeitbewegung zusammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in die schale, hinsiechende Welt; sie erbebt unter seinen Tritten; der Kaiser reitet langsam auf dem weißen Rößlein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römischen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechisch, Hebräisch, Geographie, deutsche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf schwindelt mir noch davon . . . Nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsscenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späßchen und zart legitimen Bonmots, und graziöse hüpft herbei die alte Noblesse mit ihrem verhungerten Lächeln, und hinterdrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen“ (Bd. I, S. 235 u. 267). —

„Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutschland,“ sagt Heine bei einer spätern Gelegenheit (Bd. II, S. 421)

„als ich den zweiten Band der „Reisebilder“ schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Allerdings ließen die Verfolgungsmaßregeln nicht lange auf sich warten; Hannover ging mit einem Verbote des Buches voran, Preußen, Oesterreich, Mecklenburg und die meisten kleineren deutschen Staaten folgten dem gegebenen Beispiel. Aber die Aechtung wirkte als Reklame, die fieberhafte Neugier des Publikums wuchs mit der Schwierigkeit, sich in den Besitz der verfehmten Geisteswaare zu setzen, und Moser hatte Recht mit seiner witzigen Aeußerung (Ebd., S. 35): „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“ Die enthusiastische Aufnahme der scharfen Worte, die Heine gegen Adel und Klerisei, gegen den heuchlerischen Tugendpöbel der Restaurationsepoche gerichtet, die Kühnheit, mit welcher er einer verlogenen Gesellschaft die christlich fromme Maske vom greisenhaft welken Antlitz riß und ihr den Spiegel ihrer eigenen Nichtswürdigkeit vorhielt, hatten den Dichter wie mit einem Zauberschlage zum Volkstribunen, zum Herold der öffentlichen Meinung gemacht, und er sah sich plötzlich zu einem Amte erkoren, das ihm, statt der Lorberkrone des Poeten, die dornenvolle Laufbahn des publicistischen Freiheitskämpfers in Aussicht stellte. Heine stand am Scheidewege seines Ruhmes, er sollte zwischen Poesie und Politik die verhängnisvolle Wahl treffen, die, wenn er sich fest entschieden hatte, ihm in einer Uebergangsperiode aller Wahrscheinlichkeit nach das eine oder das andere jener Gebiete für die Zukunft verschloß. Eine Zeitlang schwankte er unschlüssig hin und her. Gleich nach Ausgabe des Buches schrieb er seinem Freunde Merckel die halb spöttischen, halb ernsthaften Zeilen (Bd. XIX, S. 306): „Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es trotz meiner bessern Einsicht nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger

Zweites Kapitel.

London.

An demselben Tage, an welchem in Hamburg der zweite Band der „Reisebilder“ ausgegeben wurde, trat Heinrich Heine eine mehrmonatliche Reise nach England an. Hauptzweck dabei war, wie er an Moser schrieb (Bd. XIX, S. 312), Hamburg, den verhassten und doch stets wieder ihn anlockenden Schauplatz trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — wo möglich, auf Nimmerwiederkehr — zu verlassen. „Es war nicht die Angst,“ sagt er in einem Briefe an Varnhagen[150], „die mich wegtrieb, sondern das Klugheitsgesetz, das Jedem rathet, Nichts zu riskieren, wo gar Nichts zu gewinnen ist. Hätte ich Aussicht gehabt, in Berlin angestellt zu werden, so wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dorthin gereist. Ich denke, da unser Ministerium gescheit ist, habe ich jetzt mehr als je die Aussicht, angestellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurück kehren. Ich habe von den Schicksalen meines Buches noch kein Wort erfahren. Ich weiß sie vorher. Ich kenne meine Deutschen. Sie werden erschrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle sogar, dass das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, dass es geschrieben wurde. In dieser seichten, servilen Zeit musste Etwas geschehen. Ich habe das Meinige gethan und beschäme jene hartherzigen Freunde, die einst so Viel thun wollten und jetzt schweigen. Wenn sie zusammen sind und in Reih' und Glied stehen, sind die feigsten Rekruten

recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daſs die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muſs staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will." — Was Heine aber zunächst gerade nach England führte, war ohne Zweifel der Wunsch, freiere politische Zustände und ein sich in parlamentarischen Formen bewegendes großartiges Staatsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Je ernsthafter er sich der publicistischen Laufbahn zuzuwenden begann, um so nöthiger muſste es ihm erscheinen, sich mit den wichtigen Fragen des Zeitalters vertraut zu machen, die in den Debatten des Unterhauses und in den großen, unter dem Schutze der Preſsfreiheit sich aussprechenden englischen Journalen eine fast ungehinderte Erörterung fanden.

Die kurze Glanzperiode des Canning'schen Ministeriums war so eben als Morgenroth einer besseren Zukunft für England angebrochen, als Heine gegen Ende April 1827 in London eintraf. Der große Redner und Staatsmann, der, in Pitt's Schule herangewachsen, dreißig Jahre lang als einer der mächtigsten Helfershelfer der konservativen Torypartei Frankreich und die Errungenschaften der französischen Revolution mit unversöhnlichem Hasse bekämpft hatte, George Canning, der bürgerliche Minister, war am Abend seines vielbewegten Lebens durch unbefangene Würdigung der Weltereignisse zu der Einsicht gelangt, daſs nachgerade selbst Englands Macht und Einfluſs durch die aristokratischen und absolutistischen Umtriebe der kontinentalen Regierungen aufs gefährlichste bedroht werde. Schon war auf Veranlassung der Allianzmächte ein französisches Heer in Spanien eingefallen, und hatte dort unter Vernichtung der Cortes das absolute Königthum wieder hergestellt. Die lichtscheue Kabinettspolitik der heiligen Allianz maßte sich immer frecher das Entscheidungsrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten der Völker an — da enthüllte Canning in seiner glorreichen Rede vom 12. December 1826 vor den Augen Europas die ränkevollen Intrigen des Restaurationssystems, und warf der volksfeindlichen Aristokratie den Fehdehandschuh ins Gesicht. Als Lord Liverpool bald darauf — im

Februar 1827, — von einem Schlaganfalle betroffen, den Staatsgeschäften entsagen musste, vertauschte Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten mit der Oberleitung des Kabinettes, und nahm als Premierminister von England mit beispielloser Kühnheit den Kampf für die bedrohten Interessen der Völker auf. Wohl befehdete ihn die aristokratische Torypartei mit ingrimmigster Wuth, wohl traten der Herzog von Wellington und seine hochkonservativen Genossen aus dem Ministerium und stellten sich an die Spitze der Opposition gegen die Fortschrittspolitik ihres bisherigen Kollegen — aber Canning ließ sich durch die Fluth gehässigster Drohungen und Verleumdungen, die wider ihn entfesselt wurde, nicht einschüchtern. Er harrte getreulich wie ein Held in der Schlacht auf seinem Posten aus, bis sein müder Leib unter den tödlichen Streichen der Gegner, die auch die erbärmlichsten Mittel nicht scheuten, zusammenbrach, und er nahm die Genugthuung mit in sein frühes Grab, daſs er die Geschichte seines Vaterlandes in eine neue, segensvolle Bahn gelenkt hatte. Die brittische Politik hielt sich von nun an frei von jeder solidarischen Gemeinschaft mit der fluchwürdigen Schergenpolitik der heiligen Allianz. Wie Canning schon früher die Selbständigkeit der südamerikanischen Kolonien, die sich vom spanischen Mutterlande losgerissen, anerkannt, den Negersklavenhandel an den afrikanischen Küsten für Seeraub erklärt, und gegen die französische Intervention in Spanien zum mindesten energisch protestiert hatte, so schützte er jetzt Portugal wirksam gegen eine ähnliche Invasion, und brachte am 6. Juli 1827 den Vertrag mit Rußland und Frankreich zu Stande, welcher die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche gegenüber den Metternich'schen Kabalen durchsetzen half. Wie in den auswärtigen Angelegenheiten, erwies sich Canning auch in den innern Fragen des Landes als ehrlichen Freund des politischen und socialen Fortschritts. Er bahnte durch Einbringung liberaler Gesetzvorschläge die allmähliche Beseitigung des Prohibitivsystems, vor Allem die Aufhebung der für die ärmeren Klassen so drückenden Korngesetze, an, und wenn die seit 1824 wiederholt von ihm beantragte Emancipation der Katholiken für jetzt an dem zähen Widerstande der Tories scheiterte, so war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser

Koncession an den fünften Theil der Bevölkerung Großbritaniens doch so mächtig in die Gemüther eingedrungen, dass alsbald nach seinem Tode dieselbe hochmüthige Aristokratenpartei, welche sich am heftigsten der Maßregel widersetzt hatte, sie zur Ausführung bringen und dadurch den Weg für eine gründliche Reform des Parlaments bereiten musste.

Dass wir den Hauptgrund der englischen Reise des Dichters oben richtig andeuteten, Das bestätigen uns die Aeußerungen, mit welchen er bei einer späteren Gelegenheit (Bd. VIII, S. 123 ff.) auf diesen Besuch in London zurück kommt: „Es war damals eine dunkle Zeit in Deutschland, Nichts als Eulen, Censuredikte, Kerkerduft, Entsagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödsinn; als nun der Lichtschein der Canning'schen Worte zu uns herüber leuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieser Blätter betrifft, er küsste Abschied von seinen Lieben und Liebsten, und stieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu sehen und zu hören. Da saß ich nun ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle, und lebte in seinem Anblicke, und trank die Worte seines Mundes, und mein Herz war berauscht. Er war mittlerer Gestalt, ein schöner Mann, edel geformtes, klares Gesicht, sehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, sanfte, überzeugende Augen, heftig genug in seinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kasten schlug, der vor ihm auf dem Aktentische lag, aber in der Leidenschaft immer anstandvoll, würdig, gentleman-like . . . Er war einer der größten Redner seiner Zeit. Nur warf man ihm vor, dass er zu geblümt, zu geschmückt spreche. Aber diesen Vorwurf verdiente er gewiss nur in seiner frühern Periode, als er noch in abhängiger Stellung keine eigne Meinung aussprechen durfte, und er daher statt Dessen nur oratorische Blumen, geistige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, sondern nur die Scheide desselben, und zwar eine sehr kostbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelsteine aufs reichste blitzten. Aus dieser Scheide zog er späterhin die gerade schmucklose Stahlklinge hervor, und Das funkelte noch herrlicher, und war doch scharf

und schneidig genug. Noch sehe ich die greinenden Gesichter, die ihm gegenüber saßen, besonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch schon die Mitglieder seines Ministeriums gewählt habe? — worauf George Canning sich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und, mit parodiertem Pathos Yes sagend, sich gleich wieder nieder setzte, so daß das ganze Haus von Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, fast die ganze frühere Opposition saß hinter dem Minister, namentlich der wackere Russell, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Mackintosh, Cam Hobhouse mit seinem verstürmt wüsten Gesichte, der edle spitznäsige Robert Wilson, und gar Francis Burdett, die begeistert lange, donquixotliche Gestalt, dessen liebes Herz ein unverwelklicher Blumengarten liberaler Gedanken ist, und dessen magere Kniee damals, wie Cobbett sagte, den Rücken Canning's berührten. Diese Zeit wird mir ewig im Gedächtnis blühen, und nimmermehr vergesse ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker sprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröstendes Echo zurück ließen. That is my thunder! konnte Canning damals sagen. Seine schöne, volle, tiefsinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Brust, und es waren klare, entschleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war seine Mutter gestorben, und die Trauerkleidung, die er deßhalb trug, erhöhte die Feierlichkeit seiner Erscheinung. Ich sehe ihn noch in seinem schwarzen Oberrocke und mit seinen schwarzen Handschuhen. Diese betrachtete er manchmal, während er sprach, und wenn er dabei besonders nachsinnend aussah, dann dachte ich: Jetzt denkt er vielleicht an seine todte Mutter und an ihr langes Elend und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und diese Handschuhe sind Dessen Garantie, daß Canning weiß, wie ihm zu Muthe ist, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riß er einmal einen jener Handschuhe von der Hand, und ich glaubte schon, er wollte ihn der ganzen hohen Aristokratie von England vor die Füße werfen, als den schwarzen Fehdehandschuh der beleidigten Menschheit."

Heine erlebte während seines Aufenthaltes in London als aufmerksamer Zuhörer einen großen Theil jener leidenschaftlich bewegten Parlamentsdebatten, bei welchen, außer den Genannten, die Lords Holland und Lansdowne, Spring Rice und andere hervorragende Führer der Whigpartei im Unterhause die freisinnige Politik Canning's kräftig unterstützten, während im toristisch verrotteten Oberhause keine einzige Stimme sich zur Vertheidigung des vielgeschmähten, durch die Natternstiche der Aristokratenbrut in den Tod gehetzten Volkskämpfers erhob. Für die tiefere Bedeutung dieser Kämpfe bewies Heine in seinen damaligen Schilderungen des politischen Parteiwesens in England einen richtigen Blick, und manche seiner Urtheile über Verhältnisse und Personen tragen fast einen prophetischen Anstrich. Das Charakterbild, welches er (Bd. III, S. 93) von der gemeinen Natur des ewig unzufriedenen Radikalen, des scheltsüchtigen alten Cobbett, entwirft, den er mit einem knurrenden Kettenhunde vergleicht, dessen Gebell zuletzt allen Werth verliert, weil er dem Freunde seines Herrn so gut wie dem Dieb nach den Waden schnappt, ist eben so bezeichnend wie der malitiöse Steckbrief, den er dem Vollblutsaristokraten, dem Herzog von Wellington, auf das fürstliche Wams heftet[151]: „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, lässt Fortuna ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning misst, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschallsuniform des Ruhmes auszieht? Ein Korporalstock, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt, ein eckig geschnitzter Hampel-

mann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, ein hölzerner Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzusetzen: mit hölzernem Herzen ... Erliegen müssen die Freunde Canning's, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; Diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Und, o! sie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hinein verwalten, sie werden als regierende Kornjuden die Preise ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Bissen Brot sich leibeigen selbst den hohen Herren verkaufen, sie werden ihn vor den Pflug spannen und peitschen, und er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite schlägt ihn der Erzbischof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande sein." — Neben dem engherzigen Uebermuthe der Aristokratie, — der „bekannten oder, besser gesagt, unbekannten Fuchsjäger", die „unter dem Wohl Englands nichts Anderes als die Sicherheit ihrer eigenen Herrschaft verstehen", und zu deren Brandmarkung Heine mit boshaftem Behagen die schärfsten Invektiven des Cobbett'schen Journals übersetzte, — verdrossen ihn besonders die religiöse Beschränktheit und der puritanische Zuschnitt des englischen Lebens, welche selbst den Parlamentsdebatten häufig einen lästigen Zwang auferlegten (Bd. III, S. 115): „Wenn man mit dem dümmsten Engländer über Politik spricht, so wird er doch immer etwas Vernünftiges zu sagen wissen. Sobald man aber das Gespräch auf Religion lenkt, wird der gescheiteste Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entsteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Mischung von Weisheit und Unsinn, sobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren." Desto mehr imponierte dem jungen Deutschen, in dessen Heimat das öffentliche politische Leben kaum noch im ersten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentarischen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen seiner Landsleute

manche illustrierende Redeprobe mittheilt. „Das englische Parlament,“ sagte er bei solcher Gelegenheit, mit treffendem Seitenhieb auf die unfreien heimischen Verhältnisse (Ebd., S. 121), „bietet ein heiteres Schauspiel des unbefangensten Witzes und der witzigsten Unbefangenheit; bei den ernsthaftesten Debatten, wo das Leben von Tausenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel steht, kommt doch keiner der Redner auf den Einfall, ein deutsch-steifes Landständegesicht zu schneiden oder französisch-pathetisch zu deklamieren, und wie ihr Leib, so gebärdet sich alsdann auch ihr Geist ganz zwanglos, Scherz, Selbstpersifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verse sprudeln hervor im blühendsten Farbenspiel, so dass die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geistreichste Unterhaltung gewähren. Wie sehr kontrastieren dagegen die öden, ausgestopften, löschpapiernen Reden unserer süddeutschen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigste Zeitungsleser nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft schon einen lebendigen Leser verscheuchen kann, so dass wir glauben müssen, jene Langweiligkeit sei geheime Absicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuschrecken, und sie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten.“ — Sehr witzig vergleicht Heine (Ebd., S. 94) das Gebahren der jeweiligen Oppositionspartei im englischen Parlamente mit dem trugvollen Manöver einer neuen Oppositionskutsche, die, um alle schon vorhandenen Konkurrenz-Linien aus dem Felde zu schlagen, ihre Fahrgäste spottwohlfeil befördert, aber sofort die Preise erhöht, wenn die alten Fuhrgelegenheiten verdrängt worden sind. Es versteht sich daher, dass Heine den Bezeichnungen „Whigs“ und „Tories“ nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt, und sie vielmehr nur als Koterienamen gelten lässt: „Sie bezeichnen Menschen, die bei gewissen Streitfragen zusammen halten, deren Vorfahren und Freunde schon bei solchen Anlässen zusammen hielten. Von Principien ist gar nicht die Rede, man ist nicht einig über gewisse Ideen, sondern über gewisse Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abschaffung oder Beibehaltung gewisser Missbräuche, über gewisse Bills, gewisse erbliche Questions — gleich-

viel aus welchem Gesichtspunkte, meistens aus Gewohnheit. Die Engländer lassen sich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn sie von Whigs sprechen, so haben sie nicht dabei einen bestimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen sprechen, wo wir uns gleich Menschen vorstellen, die über gewisse Freiheitsrechte herzinnig einverstanden sind — sondern sie denken sich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach seiner Denkweise beurtheilt, gleichsam eine Partei für sich bilden würde, und die nur, wie schon oben erwähnt ist, durch äußere Anlässe, durch zufällige Interessen, durch Freundschafts- und Feindschaftsverhältnisse gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Aristokraten in unserem Sinne denken, da diese Tories in ihren Gefühlen nicht aristokratischer sind als die Whigs, und oft sogar nicht aristokratischer als der Bürgerstand selbst, der die Aristokratie für ebenso unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als staatsnützlich, sondern als eine Naturnothwendigkeit ansieht, und vielleicht selbst für diese Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Aristokratie selbst, eben weil er fester daran glaubt als diese, die zumeist den Glauben an sich selbst verloren. In dieser Hinsicht liegt über dem Geist der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menschen hat sie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der torisch gesinnt ist, dürfen wir deßhalb bei Leibe nicht servil nennen und zu jenen wohlbekannten servilen Hunden zählen, die frei sein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen sind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen." Im Gegensatz zu diesem Koteriegezänk der herkömmlichen Parteien, betrachtete Heine die schlechte und ungerechte Art der Volksrepräsentation als einen viel ernsterer Kämpfe würdigen Makel des englischen Staatslebens, und die in jenen Tagen seit Kurzem lebhafter zur Sprache gebrachte Parlamentsreform erschien ihm als die Kernfrage der nächsten Zukunft.

Aber nicht die brittische Politik allein interessierte ihn, sondern fast mehr noch die Beobachtung des Volkslebens und des

gesellschaftlichen Treibens der vornehmen Welt. Heine hatte sich eine Wohnung im Mittelpunkte der Stadt, in Nr. 32 der vom „Strand“ nach der Themse führenden Craven-Street, unweit der Waterloobrücke, ausgesucht. Von dort aus schlenderte er in der ersten Zeit allmorgens in behaglichem Flanieren durch die menschengefüllten Straßen, um die bunt vorüber schwirrenden Eindrücke der fremdartigen Riesenstadt und ihrer Bewohner ruhig in sich aufzunehmen, bis sie sich ihm allmählich zu einem festen Bilde gestalteten. Anfangs wagt er kein sicheres Urtheil zu fällen, er konstatiert nur das Betäubende des ungewohnten Anblicks (Bd. XIX, S. 305): „Schon genug gesehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anschauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinsicht seiner Großartigkeit, aber ich habe mich selbst verloren. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. Es ist hier so fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Mensch versteht Einen, kein Mensch versteht Deutsch.“ Inzwischen benutzte er seinen Aufenthalt, um alle Sehenswürdigkeiten London's gründlich in Augenschein zu nehmen. Der Kreditbrief an Rothschild, den Onkel Salomon ihm „der Repräsentation halber“ mitgegeben, lieferte ihm ausreichende Mittel, seine Schaulust zu befriedigen und Vergnügungen aller Art nachzugehn, unter welchen der Verkehr mit schönen Weibern, neben häufigem Besuch der Londoner Theater, die Hauptrolle spielt. Obschon Heine während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in London 1400 Thlr. verbrauchte, zahlte er doch von dem Erlös jenes Kreditbriefes gleichzeitig nicht bloß seine alten Schulden an Moser und die Universitätsfreunde in Berlin und Göttingen zurück (Ebd., S. 310 ff.), sondern schickte auch vorsorglich 800 Thaler an Varnhagen, der ihm die Summe bis zu näherer Verfügung aufheben sollte. „Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Jammerthal,“ schrieb er mit kavaliersmäßiger Nonchalance dem bewährten Freunde, „und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten.“ [152])

So sehr ihm aber das englische Leben äußerlich imponierte,

so wenig vermochte Heine demselben innerlich Geschmack abzugewinnen. „Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten!“ ruft er in seinen Reiseerinnerungen (Bd. III, S. 15) aus. „Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz.“ Die vielgeschäftige, unruhige Hast, das Stoßen und Drängen auf den tosenden Straßen, der grelle Kontrast zwischen höhnendem Reichthum und hungernder, zerlumpter Armuth machten ihn schaudern und flößten ihm einen tiefen Widerwillen gegen England ein, der sich später oft mit ungerechter Einseitigkeit in seinen Schriften kundgab. Es schien ihm (Ebd., S. 18), „als sei ganz London eine Beresinabrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger nieder stampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahin eilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinab stürzen.“ Im Ganzen fand er England und das englische Treiben genau wie er es im „Ratcliff“ geschildert, und gestand einem Freunde[153]) bei seiner Rückkehr, daſs er diesen Stoff auch jetzt, nachdem er den Schauplatz desselben aus eigener Anschauung kennen gelernt, im Wesentlichen nicht mit bessern Lokalfarben zu behandeln wüſste. „Wie der Mathematiker,“ fügte er hinzu, „aus einem Theile des Kreises diesen sofort ganz herzustellen vermag, so kann auch der Dichter aus wenigen Zügen das ganze Bild konstruieren.“ Die vorgefaſste Meinung und die Abneigung des Poeten gegen die eckig prosaische Außenseite des englischen Lebens influierten jedoch über Gebühr auf sein Urtheil, und er verfiel bei seinen Spöttereien nur zu häufig selbst in den von ihm (Bd. III, S. 33) so streng gerügten Fehler „jener geistigen Maskeradenlust, wo wir Menschen und Denkweise unserer Heimat in fremde Länder hinein tragen, statt bei unbefangener Beobachtung wahrzunehmen, daſs dort die Menschen mit Sitten und Kostüm gleichsam verwachsen sind, daſs die Gesichter zu den

Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja daſs Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammen stimmendes Ganze bilden.“ Anfangs bemühte Heine sich allerdings, seine subjektive Aversion zu überwinden, und die Reiseberichte, welche er in den „Englischen Fragmenten“ gab, zeugten im Ganzen noch von dem Streben, den politischen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der fremden Nationalität gerecht zu werden, dem Leser ein richtiges Verständnis derselben zu vermitteln. Viele der mitgetheilten Aufsätze — die Charakteristik John Bull's, die Abhandlung über die Staatsschuld, das Bild Lord Brougham's als Parlamentsredner, die türkischen und jüdischen Parallelgeschichten bei den Debatten über die Emancipation der Katholiken — waren direkt aus englischen Journalen entnommen, und das starke Nationalbewuſstsein der Engländer wurde als Schlüssel zur Erklärung mancher anscheinender Widersprüche lebhaft betont (Ebd., S. 32): „Trotz der entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, daſs es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als Solche sind sie einig und zusammengehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Uebereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Ueberreichthum und Misère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles Dieses hängt so zusammen, daſs wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.“

Nur kurze Zeit aber vermochte Heine dies halbwegs unparteiliche Resultat seines Besuches in England festzuhalten, und

Land und Volk mussten später bei jeder Gelegenheit bitter entgelten, dass die Form ihrer äußern Erscheinung dem künstlerischen Schönheitssinne des deutschen Poeten so wenig Genüge gethan. Als Letzterer vollends die heitere Beweglichkeit des französischen Lebens kennen und genießen lernte, verschoben sich ihm die Erinnerungen seiner Londoner Reise zu einem grotesken Zerrbilde, das nur noch dem ausgelassensten Humor zum Spielball oder den Ausbrüchen missmüthiger Laune zum Blitzableiter dient. „England," sagt er in einer seiner Pariser Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" (Bd. VIII, S. 106), — „England müsste man eigentlich im Stile eines Handbuchs der höhern Mechanik beschreiben, ungefähr wie ein sausendes, brausendes, stockendes, stampfendes und verdrießlich schnurrendes Maschinenwesen, wo die blank gescheuerten Utilitätsräder sich um alt verrostete historische Jahrzahlen drehen . . . Ich denke mir das egoistische England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanst, wie man ihn auf Karikaturen sieht, sondern, nach der Beschreibung eines Satirikers, in der Gestalt eines langen magern, knöchernen Hagestolzes, der sich einen abgerissenen Knopf an die Hosen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an dessen Ende als Knäul die Weltkugel hängt — er schneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und lässt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen." — „Es sind nun acht Jahre," erzählt Heine in den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 239), „dass ich nach London reiste, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitsammt seiner Sprache! Da nehmen sie ein Dutzend einsilbiger Worte ins Maul, kauen sie, knatschen sie, spucken sie wieder aus, und Das nennen sie Sprechen. Zum Glück sind sie ihrer Natur nach ziemlich schweigsam, und obgleich sie uns immer mit aufgesperrtem Maule ansehen, so verschonen sie uns jedoch mit langen Konversationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Französisch gelernt hat. Dieser will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntnisse zu üben und überschüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenstände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, so kommt er mit

einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unseres Aufenthalts, und mit diesem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeste zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daß die Engländer ihre französische Konversation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichsten ist ihre Unterhaltung bei Tische, wenn sie ihre kolossalen Roastbeefe tranchieren und mit den ernsthaftesten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob stark oder schwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Diese Roastbeefe und ihre Hammelbraten sind aber auch Alles, was sie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Christenmenschen vor ihren Saucen, die aus 1/3 Mehl und 2/3 Butter, oder je nachdem die Mischung eine Abwechselung bezweckt, aus 1/3 Butter und 2/3 Mehl bestehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven Gemüsen, die sie in Wasser abgekocht, ganz wie Gott sie erschaffen hat, auf den Tisch bringen. Entsetzlicher noch als die Küche der Engländer sind ihre Toaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tischtuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben, und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden — denn durch letztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechtes aufs beste zu ersetzen. Ich sage: des schönen Geschlechtes, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne, weiße, schlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen eben so häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Kontrast bildet mit den Gesichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit sind, und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten ins allzu Längliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer, wenn sie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen

aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat. Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontrast ihre Mängel erst recht grell hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile, die in blank lackierten Wagen mit Extrapost durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher stundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuschaut, der dort, zu Pferde sitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edlen Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Exekutionen, die er in seinem theuren Vaterlande versäumt. Denn nächst Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köstlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gestohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit schleudert. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daſs Schafdiebstahl und Fälschung in jenem häſslich grausamen Lande gleich den abscheulichsten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutschande, bestraft werden. Ich selber, den ein trister Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen, und seitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten: das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handschrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer sehe ich die naive Todesangst des armen Paddy, welcher vor den Assisen nicht begreifen konnte, daſs man ihn einer nachgeahmten Handschrift wegen so hart bestrafe, ihn, der doch jedem Menschenkind erlaube, seine eigene Handschrift nachzuahmen. Und dieses Volk spricht beständig von Christenthum, und versäumt des Sonntags keine Kirche, und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln. — Ich will gestehen: wenn mir in England Nichts munden wollte, so lag auch wohl zum Theil der Grund in mir selber. Ich hatte

einen guten Vorrath von Misslaune mit hinüber gebracht aus der Heimat, und ich suchte Erheiterung bei einem Volke, das selber nur im Strudel der politischen und merkantilischen Thätigkeit seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden, und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstigte mich nicht minder; denn gleich wie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort ganz den Geist des Menschen usurpiert zu haben und vor Geistesfülle fast wahnsinnig geworden zu sein, während der entgeistete Mensch als ein hohles Gespenst ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet, zur bestimmten Minute Beefstäke frisst, Parlamentsreden hält, seine Nägel bürstet, in die Stage-Coach steigt oder sich aufhängt." — Boshafter noch sind die galligen Worte, mit denen Heine seine Besprechung der Shakspeare'schen Frauenbilder einleitet (Bd. III, S. 159 ff.): „Ich kenne einen guten Hamburger Christen, der sich nie darüber zufrieden geben konnte, dass unser Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Wie es diesem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jesus Christus geht, so geht es mir mit William Shakspeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, dass er am Ende doch ein Engländer ist, und dem widerwärtigsten Volke angehört, das Gott in seinem Zorne erschaffen hat. Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie steifleinen, wie hausbacken, wie selbstsüchtig, wie englisch! Ein Land, welches längst der Ocean verschluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, dass es ihm Uebelkeiten im Magen verursachen möchte . . . Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, dessen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das sich gewiss mit einem kolossalen Schiffstau am Ende selbst aufhängt . . . . Und in einem solchen Lande, und unter einem

solchen Volke hat William Shakspeare das Licht der Welt erblickt. Gleichsam eine geistige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne fast während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Insel der Verdammnis, jenes Botanybay ohne südliches Klima, jenes steinkohlenqualmige, maschinenschnurrende, kirchengängerische und schlecht besoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geschöpfe, und indem sie den Engländern Alles, was schön und lieblich ist, versagte, und ihnen weder Stimme zum Gesang noch Sinne zum Genuß verliehen, und sie vielleicht nur mit ledernen Porterschläuchen statt mit menschlichen Seelen begabt hat, ertheilte sie ihnen zum Ersatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, sich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakspeare."

An Letzteren wurde Heine bei seinem Durchstreifen der Weltstadt aller Orten erinnert, und er überzeugte sich, daß Shakspeare's Dramen dort zu Lande nicht bloß dem Gebildeten, sondern fast Jedem im Volke bekannt sind (Bd. III, S. 167): „Sogar der dicke Beefeater, der mit seinem rothen Rock und rothen Gesicht im Tower als Wegweiser dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard seine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden lassen, verweist dich an Shakspeare, welcher die nähern Umstände dieser grausamen Geschichte beschrieben habe. Auch der Küster, der dich in der Westminsterabtei herum führt, spricht immer von Shakspeare, in dessen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in steinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgestreckt liegen und für einen Shilling sechs Pence gezeigt werden, eine so wilde oder klägliche Rolle spielen. Ich müßte den ganzen Guide of London abschreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakspeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollsten geschah Dieses im Parlamente, nicht sowohl deßhalb, weil das Lokal desselben jenes Westminster-Hall ist, wovon in den Shakspeare'schen Dramen so oft die Rede, sondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakspeare selber gesprochen wurde, und zwar wurden seine Verse nicht ihrer poetischen, sondern ihrer historischen Bedeutung wegen citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daß Shakspeare in England nicht bloß als Dichter

gefeiert, sondern auch als Geschichtschreiber von den höchsten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird." —

Mitte Juni machte Heine einen vierzehntägigen Ausflug nach dem fashionablen Seebade Ramsgate an der Themsemündung, und kehrte von dort wieder auf kurze Zeit nach London zurück, das er am 8. August, dem Todestage Canning's, verließ, um sich über Holland zum dritten Male nach Norderney zu verfügen. „Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Kosten," hatte er aus London an Merckel geschrieben (Bd. XIX, S. 308). Trotz der mannigfachen geistigen Ausbeute, die ihm seine Reise gewährt hatte, wiederholte er jetzt, mit Anspielung auf Walter Scott's „Leben Napoleon's", das hauptsächlich zur Deckung der Gläubiger des schottischen Barden verfasst worden war, dieselbe Versicherung (Ebd., S. 314): „England hat mich in finanzieller Hinsicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen, und ein schlechtes Buch, aber lukratives, schreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geist." — Hatte er sich vor der Reise nach England, die fast einer Flucht ähnlich sah, etwas furchtsam erwiesen, so erschien nach den scharfen Worten, die er im zweiten Bande der „Reisebilder" über den hannövrischen Adel gesprochen, sein jetziger Besuch auf Norderney ihm selber und seinen Freunden fast wie eine tollkühne Provokation. „Nun, dazu gehörte Muth!" riefen ihm einige alte Bekannte entgegen, als sie ihn ankommen sahen. So ungehalten aber die aristokratischen Badegäste über ihn sein mochten und so fern sie sich von ihm hielten, hatte er doch keinerlei ernstliche Anfechtungen zu erleiden. Nach zweiwöchentlichem Verweilen begab er sich von dem diesmal sehr überfüllten, ziemlich geräuschvollen Bade nach der weiter ostwärts gelegenen Insel Wangeroge, deren einsamer Strand fast schon von allen Kurgästen verlassen war. Nachdem er hier in stiller Zurückgezogenheit seine von der Sommerreise stark angegriffenen Nerven gekräftigt, kehrte er gegen Ende September nach Hamburg zurück.

Drittes Kapitel.

Das „Buch der Lieder".

Bereits aus Lüneburg hatte Heine im verflossenen Winter an Merckel geschrieben (Bd. XIX, S. 302 ff.): „Einige Freunde dringen darauf, daſs ich eine auserlesene Gedichtesammlung, chronologisch geordnet und streng gewählt, herausgeben soll, und glauben, daſs sie eben so populär wie die Bürger'sche, Goethe'sche, Uhland'sche u. s. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieser Hinsicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner ersten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme fast das ganze ‚Intermezzo' — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die späteren Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daſs die „Reisebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie gesagt, ich wollte für dieses Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erfordernisse des Popularwerdens wären meine einzigen Rücksichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daſs ich mir doch zu helfen weiß, und dieses Buch würde mein Hauptbuch sein und ein psychologisches Bild von mir geben, — die trüb-ernsten Jugendgedichte, das ‚Intermezzo' mit der ‚Heimkehr' verbunden, rein blühende Gedichte, z. B. die aus der ‚Harzreise', und einige neue, und zum Schluſs die sämmtlichen kolossalen Epigramme. Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm solch

ein Plan nicht missfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht."

Campe war Anfangs dem Plane wenig geneigt, er hatte zeitlebens geringes Gefallen an dem Verlag von Gedichten, über deren Werth er zudem meistens ein sehr unsicheres Urtheil besaß, und im vorliegenden Falle schien es ihm obendrein recht bedenklich, durch Einzeldruck der in den „Reisebildern" enthaltenen Gedichte gewissermaßen mit einem andern Artikel seines Verlages selbst in Konkurrenz zu treten. Nach vielem Zureden entschloss er sich endlich, gegen Zusicherung sämmtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder", über ein Darlehen von 50 Louisd'or, das der Dichter im Frühjahr bei ihm gemacht hatte, zu quittieren, und der Druck begann, sobald Heine wieder in Hamburg eintraf.

Schon in der Mitte des Oktobermonats wurde das Buch versandt. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, durch Campe's geringfügige Erwartungen entmuthigt, den Freunden in Berlin bei Zustellung der für sie bestimmten Exemplare [154]). „Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinab segeln." Der Erfolg sollte jedoch diese schlimme Prophezeiung glänzend widerlegen. Zehn Jahre vergingen freilich, bevor die erste, in 5000 Exemplaren gedruckte Ausgabe vergriffen war, dann aber folgte eine neue Auflage der andern, und der Dichter, welcher den kostbaren Liederhort für ein so winziges Sümmchen auf immer aus der Hand gegeben, hatte so Unrecht nicht, wenn er später mit satirischem Lächeln das stattliche Haus seines Verlegers in der Schauenburger Straße zu Hamburg ein prachtvolles Monument nannte, das ihm in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen des „Buches der Lieder" errichtet sei [155]).

Obwohl die Sammlung kein einziges Gedicht enthielt, das nicht schon in früheren Publikationen Heine's mitgetheilt worden war — ein Umstand, über den seine Gegner es an boshaften Glossen nicht fehlen ließen [156]) — so war doch die Wirkung des Ganzen eine wesentlich andere und tiefere, als der Eindruck der in verschiedenen Büchern und Tagesblättern zerstreuten Lieder.

Die lyrische Thätigkeit des Dichters und ihr eigenthümlicher Charakter stellten sich jetzt dem Leser in einem Gesammtbilde dar, in welchem das Einzelne durch seine Beziehung zu allen übrigen Theilen erst die rechte Beleuchtung gewann. Unter den Wenigen, welche das „Buch der Lieder" damals einer eingehenden Besprechung würdigten, erkannte ein Berliner Recensent sofort diese literarhistorische Bedeutung der Heine'schen Gedichtsammlung. „Nicht nur darf uns erfreuen," schrieb der mehrfach genannte Dr. Heinrich Hermann (Ernst Woldemar) im „Gesellschafter" Nr. 186, vom 21. November 1827, „jetzt bequem beisammen zu haben, was nun doch einmal innig zusammen gehört, sondern wir finden auch unsern Besitz in sich selbst vergrößert, schon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß ist noch etwas mehr, als die Blumen alle, aus denen er besteht. Wie jedes Lied einzeln nur für sich spricht, so spricht es in einer Folge aufgereiht zugleich seinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden so zu einer Herzensgeschichte, die in den mannigfachsten Scenen ihren fast dramatischen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welche diesen Liedern zum Grunde liegt, lässt sich nicht leugnen, sie ist die reine, ursprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweise hier fließt; die Nachahmung von Kunstformen, das Begehren, Etwas zu scheinen, waren hier keine Antriebe. Die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dieser lyrischen Ergüsse zeigt sich schon dadurch offenbar, dass es vor Heine in unsrer Literatur Nichts dieser Art gegeben, und seit seinem Auftreten schon mehrere Nachahmungen seiner Weise, doch mit geringem Glück, versucht worden."

Ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, dass die Mehrzahl der zeitgenössischen Kritiker diese günstige Ansicht über den Werth des Heine'schen Liederbuches getheilt hätte. Das Talent des Dichters wurde freilich anerkannt, aber der Gebrauch seiner Gaben erregte vielfältiges Bedenken. Die Schulpedanten, welche nach ihren klassischen Traditionen das Gesetz der quantitierenden Metrik auch für die deutsche Poesie festhalten wollten, vermochten in den melodischen Hebungen und Senkungen der volksliedartigen Reime nur eine stillose Flüchtigkeit der Versifikation, in den majestätisch wogenden Rhythmen der „Nordseebilder" gar nur

eine willkürlich in Verszeilen abgetheilte Prosa zu erkennen[157]). „Uebrigens sind diese ‚Lieder‘ von H. Heine recht hübsche Lieder,“ schrieb der eitle Dr. Nikolaus Bärmann[158]), der sich zu jener Zeit in der seiltänzerisch gekünstelten Nachahmung aller erdenklichen ausländischen Muster gefiel, „wenn man die Reimzeilen dieses anderweitig genialen Autors für deutsche Verse will gelten lassen. Was Apel's ‚Metrik‘ und Voss's ‚Zeitmessung‘ dazu sagen — — ei nun! es kann ja Jeder diese Herren selbst fragen.“ Aehnlich lautete die nach Kathederstaub und Lampenöl duftende Censur, welche Müllner mit gewohnter Anmaßung dem „Buche der Lieder“ im „Mitternachtsblatt“ Nr. 104, vom 1. Juli 1828, auf den Weg gab: „Der Inhalt zeugt für ein dichterisches Talent, welches (wie nicht immer der Fall ist) dem Sänger eigenthümlich zugehört, aber, wenn wir uns eines schulmännischen Ausdrucks bedienen dürfen, noch nicht gelernt hat, hartes Holz zu bohren. Ein Genius ist da, aber er ist noch nicht, wie Schiller ihn will: er entbrennt nicht, thatenvoll dem Stoffe sich zu vermählen, er spannt nicht den Nerv des Fleißes an, um beharrlich ringend dem Gedanken das Element zu unterwerfen. Hinwerfen auf das Papier, was er leicht aufgefasst hat, leicht und angenehm hinwerfen, was er ohne Anstrengung der dichterischen Kraft gestaltet hat, Das ist die Thätigkeit, die er liebt. In Gottes Namen! Da die Poeten geboren werden, so müssen sie auch Kinder sein, sie müssen spielen dürfen, bis die Kraft zur Arbeit reif geworden ist. Um so besser werden sie dann im Stande sein, der Arbeit den Schein des Spieles zu geben, und Das ist ja das Geheimnis der schönen Kunst.“

Von allen Vorwürfen, die gegen Heine erhoben werden konnten, war der Tadel, dass er es mit der künstlerischen Form zu nachlässig und leicht nehme, sicher der ungerechteste. Es ging den Herren Müllner, Bärmann und Konsorten, wie es manchem dilettantischen Betrachter einer Gemäldeausstellung zu gehen pflegt, der bewundernd vor mittelmäßigen Bildern stehen bleibt und sie für Meisterwerke hält, weil die Spuren einer mühevollen Technik an den aufgewandten Kunstfleiß erinnern, während eine Rafael'sche Madonna in dem kunstsinnigen Beschauer freilich andere Empfindungen als das staunende Behagen an den überwundenen Schwie-

rigkeiten der Ausführung erweckt! Für den eingeweihten Kenner der Poesie lag es wohl außer Zweifel, daß die leichtbeschwingten Weisen der Heine'schen Lieder, gegen welche fast das Beste unter dem Früheren schwerfällig erschien, keineswegs in flüchtiger, anstrengungsloser Hast aufs Papier geworfen waren. Ein Schriftsteller, der, wie Heine, der stilistischen Vollendung des Ausdrucks so hohen Werth beilegte, daß er selbst von jedem einigermaßen wichtigen Privatbriefe ein Koncept entwarf, musste sicherlich auf die Ausarbeitung seiner poetischen Werke eine gesteigerte Sorgfalt verwenden. In der That braucht man nur eins oder das andere jener anmuthigen Lieder, die so tändelnden Spiels von der Sängerlippe geflossen zu sein scheinen, im Manuskript anzusehen, um zu erkennen, wie emsig Heine an Form und Gedanken feilte. „Wie gern überredete man sich nicht," bemerkt August Lewald[159]), der 1840 in der Zeitschrift „Europa" das Faksimile der Handschrift einiger dieser Lieder mittheilte, „daß Dichter sie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuskripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist Alles Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung." — Ein paar Beispiele mögen uns in die geistige Werkstatt des Dichters einführen und uns zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendste Ausdruck des Gedankens, die rhythmisch einschmeichelndste Versmelodie gefunden war. Sämmtliche Strophen sind dem „Neuen Frühling" entnommen.

Es hebt die Wasserlilje
Ihr Köpfchen aus dem Fluß,
Da wirft der Mond aus dem Himmel
Viel lichten Liebeskuß.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder herab zu den Welln —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den zitternd blassen Geselln.

So lautet die erste Fassung des bekannten Liedes. Aber nachdem der dritte Vers der ersten Strophe zweimal geändert worden war:

Da wirft der Mond aus der Höhe

und

Da wirft der Mond herunter,

genügte schließlich die ganze Strophe erst in nachstehender Form dem feinsinnigen Ohre des Dichters:

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

In der zweiten Strophe wurde das „herab" mit einem korrekten „hinab" vertauscht, und der „zitternd blasse" Gesell sah sich, nachdem er noch die Wandlung eines „zärtlich blassen Geselln" durchlaufen war, einfacher und geschmackvoller in einen „armen blassen Geselln" verkehrt.

Ein anderes Lied! Wie steif klingt folgende Strophe in der ersten Version:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Ausweichen dir — — o zürne nicht!
Dein Antlitz, das so heiter blühend,
Passt nicht zu meinem Angesicht.

oder selbst noch in der zweiten:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Dich stets vermeiden — zürne nicht!
Dein Antlitz ist so schön, so blühend,
Passt nicht zu meinem Angesicht.

Nur wenige Worte sind verändert — aber dennoch, Wer fühlte nicht das bedeutungsvolle Gewicht der genialen Verbesserungen in der nächsten und letzten Fassung:

Weil ich dich liebe, muss ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie passt dein Antlitz, schön und blühend,
Zu meinem traurigen Gesicht!

Wir beschließen diese Beispiele, welche sich ins Unendliche vermehren ließen, mit Anführung der Varianten des wehmüthigen Frühlingsliedes:

Gekommen ist der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn.

Da hieß es gleich in der zweiten Zeile, unplastischer und allgemeiner:

Die liebe Erd' ist grün.

Die mittlere Strophe begann:

Die lustigen Vöglein singen,

während die spätere Version:

Die Nachtigallen singen

wieder ein konkreteres Bild giebt. Die letzte Strophe lautete anfänglich:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Dann schrieb Heine:

Ich sitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein sanfter Schlummer,
Ich träum', ich weiß nicht was.

Erst bei der dritten Verbesserung fand der Dichter einen ungleich edleren Abschluß des Liedes:

Doch ich kann nicht springen und singen,
Ich liege krank im Gras;
Ich hör' ein süßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Auch an dieser Fassung aber wurde noch gefeilt, bis endlich die Strophe, wie folgt, zum Abdrucke kam:

Ich kann nicht singen und springen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Das Studium der zahlreichen Varianten der Heine'schen Lieder dürfte unsern Poeten und Kunstkritikern besonders deshalb zu empfehlen sein, weil fast ausnahmslos jede Aenderung eine wesentliche, in ihrem Motive leicht sich erklärende Verbesserung

war. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Heine jene Arbeit eines sorgsamen Feilens in der Regel zu derselben Stunde vollzog, in welcher er die betreffenden Gedichte schuf, nicht aber später, wenn sie ihm fremd geworden, daran krittelte und klaubte. „Ich selbst bin wirklich immer sehr gewissenhaft im Arbeiten gewesen," äußerte er im Oktober 1850 gegen Adolf Stahr, „ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Versen . . . Ich lasse mir jetzt Knebel's Briefwechsel vorlesen. Da hat mich eine Stelle als sehr komisch frappiert. Es ist ein Brief Ramler's, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er sich erst den Gedanken schriftlich exponiert, gleichsam sceniert, und dann das Alles gehörig in Verse und Reime bringt. Es ist mir sehr komisch vorgekommen, diese poetische Receptierkunst unserer Väter. Und doch haben die Leute ein großes Verdienst gehabt: sie haben ihre Verse ordentlich gearbeitet, sie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verse gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft ursprünglich wachsen sollte, nun! bei Denen haben wir ja gesehen, was da gewachsen ist." —

Da wir die einzelnen Abtheilungen des „Buches der Lieder" schon beim Entstehen derselben ziemlich ausführlich besprachen, heben wir nur noch eine in mancher Hinsicht beachtenswerthe Kritik hervor, die sich in Nr. 52 des Tübinger „Literatur-Blattes" vom 27. Juni 1828 findet, und — mit der Chiffre G. S. unterzeichnet — wahrscheinlich von Gustav Schwab herrührt. Es ist die erste zeitgenössische Kritik, welche vorherrschend den humoristischen Charakter der Heine'schen Poesie betont, obschon das Wesen dieses Humors auch hier Nichts weniger als richtig begriffen wird. Wir lassen die Eingangsbetrachtungen unverkürzt folgen: „Der Schmerz der Poesie über das alltägliche und konventionelle Leben äußert sich entweder empfindsam oder humoristisch. Den empfindsamen Schmerz hatte sich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höheren Komödie und dem Roman überlassen; nur einzelne Anklänge desselben vernahm man seit Goethe in den Liedern des letzten halben Jahrhunderts; am natürlichsten und mildesten sprach er sich in Uhland's lyrischen Poesien aus. Herr Heine aber ist der Erste, in dessen Liederdichtungen jene weltverhöhnende Stimmung eines zerrissenen Gemüthes Grundton

geworden ist, und zwar so, dass sein Humor nicht etwa auf eine geheime Versöhnung hindeutet, sondern den Kontrast zwischen Poesie und Leben fast immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anschauung bringt, und sich in ‚vergifteten‘ Liedern gefällt. So originell und vielleicht durch das Lebensschicksal des Dichters bedingt ein solches Bestreben erscheint, so wehethuend muss es in die Länge werden, wenn immer nur der unselige Sieg des Lebens über die Poesie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdische dargestellt wird; und so leicht kann der immer in derselben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweierlei Mittel hat der Dichter gegen diese doppelte Gefahr; entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott selbst mannigfaltig modificiert, durch das er zugleich, ohne es selbst zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantasie, die in beiden Gegensätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiste auf diesem Wege ersetzt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das letztere Mittel steht Herrn Heine in vollem Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einseitige Hohn, der sich häufig von allen tröstenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen seine Poesie, als Belege für dieselbe an die Hand giebt, so erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit seiner Phantasie wieder über diese Zweifel, und lässt uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeist in ihm erkennen.“ „Jene Dissonanz,“ heißt es weiter unter Anführung zahlreicher Belege, „wird in den Liedern des Dichters eben mit Hilfe seiner Phantasie aufs mannigfaltigste dargestellt. Am effektvollsten löst sie sich in Grausen und Entsetzen auf. Bald stoßen wir auf Lieder, in denen der Liebende, durch die Braut beseligt, vor dem Altare steht, aber der Böse ist's, der sie traut; bald wird eine Jungfrau von einem fiedelnden Todtengerippe mit Walzermelodien zum Ball auf den Kirchhof gelockt; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf dem Lande, der der Vater gestorben ist, in der Langenweile und Armuth. Oft zeigt sich die Dissonanz in der kalten Verzweiflung, und selten nur endet der Lebensmissmuth in einen mildern Schmerz, in eine milde Ironie oder in edeln Ernst. In seinem Elemente aber ist der Verfasser, wo

sich die Verzweiflung in ein wild bewegtes Sinnenleben stürzt. Kaum hörbar mehr ist jedoch die Dissonanz in den Liedern aus der ‚Harzreise‘, in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbei zu zerren, der idyllischen Wonne einer reinen, schöpferischen Phantasie sich ergiebt.“ Aehnliches wird manchen Gedichten der „Nordsee“ nachgerühmt, und die wohlmeinenden Schlusworte lauten: „Nur noch ein Wort an den Dichter über seine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltagslebens immer, wo möglich, mit dessen eigensten Modeausdrücken darzustellen, und uns zur Vollendung des poetischen Kontrastes den rechten Extrakt aus allem Quarke seiner Zufälligkeiten und willkürlichen Abgeschmacktheiten zu geben. Diese Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen, und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurstsleben über die Bühne der Zeit gegangen sein werden, wird diese Manier abgestanden, unverständlich, gelehrt erscheinen, oder sie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas Andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter sehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an zu erfahren. Nicht nur ein Narr macht ihrer zehn, sondern in Deutschland macht auch ein Dichter zehn Poeten, um so gewisser, je mehr er Manier hat. Und so muss denn auch schon Herr Heine seine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen [160]), recht täuschend nachgemacht finden. Alle seine schönen, handgreiflichen Dissonanzen: seine Ma foi's, seine blauen Husaren, seine ästhetischen Theetische, seine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's, Alles findet er dort recht täuschend nachfabriciert. Doch tröste er sich, seine Dichterphantasie, die in vielen seiner Lieder über die Manier gesiegt und dieselbe oft ganz verdrängt hat, diese wird weder altern, noch nachgeahmt werden; nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellste an seiner Poesie hält, sondern diese Phantasie wird ihm einen Platz unter unsern bleibenden, unter unsern originellen Dichtern aufbewahren.“

Wir sagten vorhin, dass auch diese ernste, trotz des ein-

gestreuten Tadels sich von jeder absichtlichen Gehässigkeit frei haltende Kritik das Wesen des Heine'schen Humors nicht erkläre. Sie beruht im Gegentheil auf demselben Missverständnisse, das — freilich nicht ohne Mitschuld des Dichters — bis auf den heutigen Tag sich in den meisten Beurtheilungen seiner Werke wiederholt. Es ist völlig wahr, dass der Humor Heine's den Gegensatz zwischen Poesie und Leben, zwischen Ideal und Wirklichkeit fast immer mit greller Dissonanz zur Anschauung bringt, aber es ist irrig, zu glauben, dass sein Spott desshalb gegen das Ideal selber gerichtet sei. Des bloßen Witzes wird man auf die Dauer satt, und der Reiz der Negation schwindet mit dem Anlass dazu. Nicht hierin liegt also der Zauber, den Heine's Gedichte üben, sondern, wie Karl Eitner in einem ungedruckten Buche bemerkt, „in dem Blicke, den uns der Dichter in die Kluft thun lässt, welche die Geister der Gegenwart von der Reinheit und Ganzheit des Lebens und seines Ideales trennt. Und das schneidende Hohnlachen dabei ist nicht so sehr das der bloßen Schadenfreude, als vielmehr des verzerrten Stoicismus, der uns den eigenen Schmerz verheimlichen will.“ Man erinnere sich nur recht lebhaft der Zeit, in welche das erste Auftreten des Dichters fiel. Die poetische Scheinwelt, welche die Romantiker mit dem Zauberstabe der Phantasie in die leere Luft gezeichnet hatten, war gleich einer Fata Morgana eben so schnell wieder verblasst, wie sie empor geflammt. Es rächt sich eben immer, wenn die Kunst ihre Ideale der Vergangenheit entnimmt und sich hochmüthig über die Bedürfnisse der Gegenwart hinwegsetzt. „Das Ideal,“ sagt Ernst Gnad in einem trefflichen, seither nur in den Spalten eines östreichischen Lokalblatts abgedruckten Aufsatze über den Charakter der Heine'schen Dichtung [161]), „findet sein Symbol an dem Epheu und braucht den Stamm der Wirklichkeit, um sich blühend empor zu ranken; von diesem getrennt, schleicht es matt am Boden hin, und wird gar bald von dem irdischen Fuß in den Staub getreten. Der wirre Märchenspuk, die bunte Sagenwelt, welche die Romantik wieder hervor zauberte, sie passten wohl für die kindlich naive Anschauung des Mittelalters mit ihrem Wunderglauben, aber der skeptische Geist des Jahrhunderts belächelte sie, wenn er sich auch für kurze Zeit an ihnen, wie an

bunten Spielen, ergötzte. Die zarten, bebenden Klänge der romantischen Lyrik, diese Liederchen mit ihren blauen Veilchenaugen, mit ihrem Sinnen und Minnen, sie widerstrebten den unruhigen, fieberhaft erregten Gemüthern, die nach großen welthistorischen Begebenheiten lechzten. Die Romantiker sangen von der entschwundenen Größe des Reiches zur Zeit, da Deutschland unter dem Druck der Franzosenherrschaft darniederlag und ohnmächtig an seinen Ketten riss; sie erfüllten die Welt mit Liedern voll religiöser Schwärmerei zur Zeit, da die Philosophie des Zweifels schonungslos an den Tempeln des Glaubens rüttelte; sie stellten mit gläubigem Pathos Adel und Ritterthum den Zeitgenossen als Ideal hin, während die französische Revolution die Idee der Gleichberechtigung der Menschen mit blutigen Zügen in die Welt geschrieben. Kurz, was sie als Ideal aufwarfen, hatte das Zeitalter entweder überwunden, oder doch alle Begeisterung dafür verloren. Die ewige Ritterthümelei, der beständige Singsang von Harnischen und Burgfrauen, von ehrsamen Zunftmeistern und kecken Knappen, dies Wehmuthsgewimmer, dies Sinnen und Träumen, der religiöse Somnambulismus dieser Dichtkunst missbehagte am Ende der Zeit, und man wandte sich unwillig ab von den glänzenden Idealen einer Vergangenheit, die so grell von der flachen und trostlosen Wirklichkeit abstand. So hatten die romantischen Dichter gerade das Gegentheil von Dem erreicht, was sie Anfangs bezweckten. Anstatt die Poesie wieder mit dem Leben auszusöhnen, rissen sie die Kluft zwischen beiden noch tiefer, anstatt die Menschheit durch die Dichtkunst aus der traurigen Gegenwart empor zu heben, mehrten sie nur die verzehrende Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Welt eingebüßt hatte. Sie selbst aber fühlten nicht die tiefe Ironie, die in den Scheingestalten ihrer Dichtungen lag, sondern gläubig und mit voller Liebe hingen sie an ihren Idealen, und kümmerten sich wenig darum, ob die Menschheit dieselben belächelte oder ihren Verlust schmerzlich betrauerte. Aber es tritt nun eine andere Art der Dichtkunst auf, die das vergebliche Bemühen aufgiebt, die dunklen Schatten des Lebens mit glänzenden Farben zu übermalen, die, weit entfernt, die Poesie mit der Wirklichkeit zu vereinen, nur den schroffen Gegensatz beider mit scharfen Zügen

hervorhebt. Diese, wie Julian Schmidt betont, ihrem innersten Wesen nach pessimistische Dichtung sieht nur das Leben und seine Schmerzen, beleuchtet nur die Kehrseite des Daseins. Mit frevelnder Kraft wirft sich diese Dichtung auf Alles, was dem Menschen bisher hoch und heilig schien, und tritt es mit Füßen, wie ein zorniges Kind die Blumen zerstampft, die es nicht zum Kranze zu binden vermag. Traurig, und im vergeblichen Ringen, die brennenden Ideale in den Gestalten des Lebens zu verwirklichen, senkt die Poesie die Fackel, und in ihrem düstern Lichte erscheint die Welt als eine unermeßliche Wüste, wo nur Das vorhanden ist, was nicht sein soll. Die blauäugige Muse der Romantik lockte Anfangs auch Heine in das alte Wunderland der Sagen und Märchen zurück; wie Engelskinder schwebten die vergessenen Bilder der Sehnsucht zu ihm herab und küssten den Spott von seinen Lippen. In dem Gedichte: „Die Nixen" (Bd. XVI., S. 286 [253]) ruht ein Ritter im Mondschein am Strande, von bunten Träumen befangen; aus der Meerestiefe entsteigen die schönen Nixen und reihen sich um ihn herum. Die Einen spielen mit seinem Harnisch, Andere nehmen neugierig das funkelnde Schwert von seiner Seite und lassen es im Mondenschein blitzen, wieder Andere küssen ihn sehnsüchtig auf Lipp' und Wange. Und der Ritter schließt die Augen und stellt sich schlafend. Heine ist selbst dieser schlafende Ritter, auch zu ihm kommen die vergessenen Nixen aus der Wunder- und Feenwelt, küssen die Falten des Denkens von der zweifelnden Stirn, und nehmen ihm weg das scharf geschliffene Schwert des Hohns. Der Schläfer weiß, dass er träumt, dass er nur die Augen zu öffnen braucht, und Nixen und Wunder sind entschwunden, aber der Traum ist zu süß, um ihn so schnell zu zerstören. Und so irrt Heine oft und gern mit verbundenen Augen durch den Zaubergarten der Romantik. Aber plötzlich reißt er die Binde ab, und durch die blumigen Räume schallt ein langes, gellendes, titanisches Gelächter. Und dann fliehen die zauberhaft schönen Nymphen voll Entsetzen hinweg, vor Schreck erblassen die glühenden Rosen, und den Nachtigallen erstirbt das süße Lied in der Kehle. Und Dies ist das Heine'sche Lachen, Dies seine vielberühmte, vielberufene, oftmals missverstandene Ironie, um die es in der That seltsam bestellt ist.

Wenn uns Jemand, der nie geliebt hat, von der Liebe abräth, und uns von ihren Täuschungen predigt, so können wir mit Achselzucken antworten und vorübergehn; aber wir werden betroffen stehn bleiben vor Dem, welcher mit kaltem Hohne zertrümmert, was er unendlich geliebt hat und woran er noch immer mit voller Seele hängt; denn jene zarten und innigen Lieder, worin Heine's ganze Seele liegt, sind meistens in jenem romantischen Stile gedichtet, den er so beißend verspottet. Sie behandeln alle noch jene hergebrachten Stoffe von Nachtigall, Frühling, Liebe, Mondschein ꝛc., und der Dichter ist bescheiden genug, einzugestehen:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenschein,
Dann knospen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt seinen Strahlenlauf,
Dann schwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei süße Aeuglein sieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenschein,
Wie sehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Neu aber und von mächtiger Wirkung war die Satire, womit Heine diese zarten Liederblüthen vergiftete; neu war der kalte Spott, den er mit diesen Empfindungen trieb, neu war der cynische Schluſs, den er auf seine innigsten Träume folgen ließ, wodurch, wie Karl Barthel bemerkt [162]), seine Gedichte oft aussehen wie Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen. Und gerade in dieser Ironie liegt ein Hauptgrund, weſshalb die Heine'schen Gedichte sich einen so großen Leserkreis erwarben. Man versteht sie jedoch gewöhnlich falsch, man sieht in Heine's Lachen ein bloßes Mephistogelüste, das sich im Zerstören aller Ideale gefällt, man glaubt gemeiniglich, daſs Heine die schönsten und tiefsten Gefühle absichtlich hervorzaubere, um an ihnen nur seinen beißenden Witz zu üben. Und die große Menge von flachen, poesielosen Alltagsseelen, sie jubeln dem Dichter am meisten zu und freuen sich, wenn er die ihnen lästigen Ideale mit Füßen tritt. Sie sind es, gegen welche der Dichter jenes ätzende Epigramm richtet:

Selten habt ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Und gewiss, wer in der Heine'schen Ironie nur ein selbstzufriedenes Lächeln sieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verlust aller poetischen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerste Wesen der Heine'schen Dichtung nie begriffen. Befremdend ist nun allerdings dieses frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poesie treibt, diese Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieser ewige Selbstmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den possierlichen Sprüngen der Heine'schen Muse den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher Menschlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menschen und seiner edlern Seite, wie heilig und ernst ist das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was sie als Ideal erkannten! Hohen Priestern gleich saßen sie vor dem heiligen Tempel der Kunst und bewahrten die stolzen Götterbilder, die sie geschaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine scheint es, als spotte er des Menschen und seiner heiligsten Seite, als spiele er mit seinen eigenen Gaben schöner Menschlichkeit, als lästere er die Poesie durch die Poesie, als fühle er sich nur heimisch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Leben, dem seine leichtfertige Muse nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufsetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, dass Heine seinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel schießen lässt, und in der Verhöhnung des Falschen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, so darf man doch nicht vergessen, dass es einer solchen zersetzenden Ironie bedurfte, um unsere Dichtung und unser geistiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftschlössern und Wahngebilden, durch welche uns die Aussicht in die gesunde Natur versperrt worden war; wir mussten es lernen, die falschen Ideale zu belächeln,

um die wahren zu erkennen. Daſs eine Dichtung, welche diesen Zweck verfolgt, nur skeptisch, nur zerstörend sein kann, daſs ihr eigentlicher Charakter die Ironie sein muſs, liegt auf der Hand. Darum hat die Heine'sche Dichtung für jene Zeit ihre vollkommene Berechtigung, und Vischer bezeichnet sie treffend als die Auflösung, als den Verwesungsproceſs der deutschen Romantik. Aber es ist durchaus unrichtig, aus dieser Ironie den Schluſs zu ziehen, als fühlte Heine selbst nichts Edles in sich, als gäbe es für ihn nichts Heiliges, nichts Ideales, weil er Das belächelte, was seinen Zeitgenossen als Solches erschien, und woran er noch oft in seinen Träumen mit sehnsüchtiger Liebe hängt. Was er belächelt, ist nicht die Idealität selbst, sondern nur die falschen Ideale; was seine Ironie zerstört, ist nicht die echte, ewig schaffende Poesie, sondern nur die schwindsüchtige, innerlich kranke Romantik. Eine neue Zeit dämmert vor seinem Blick empor; was ihre Schritte hemmt, wirft er schonungslos bei Seite, und wenn er dabei oft seine Zeitgenossen in ihren heiligsten Empfindungen verletzt, so darf man nicht vergessen, daſs er eben so wenig sich selber verschont. Wer kennt nicht das Gedicht „Seegespenst" aus dem Cyklus „Die Nordsee"? Aus welch tiefer Empfindung quillt nicht dies wundersame Bild einer versunkenen mittelalterlichen Stadt, mit dem wimmelnden Marktplatz und dem treppenhohen Rathhaus mit den steinernen Kaiserbildern; wie taucht nicht vor unserer Phantasie die verschwundene Zeit auf, diese festlich geschmückten Menschen, diese seidenrauschenden Jungfrauen mit den Blumengesichtern, die bunten Gesellen in spanischer Tracht, die alten Dome des Mittelalters mit ihrem Glockengeläute und rauschenden Orgelton. Und mitten durch das wimmelnde Menschengetriebe drängt's den Dichter mit wieder erwachter Sehnsucht zu einem alten stillen Hause; da sitzt eine vergessene Liebe, ein blasses trauerndes Mädchen; und der Dichter will mit ausgebreiteten Armen vom Bord des Schiffes hinabstürzen an ihr Herz — aber „Doktor, sind Sie des Teufels?" ruft der Kapitän, weg ist Traum und Poesie, und die nackte Prosa des Lebens steht gähnend vor uns. Kopfschüttelnd fragen wir: Treibt der Dichter Spott mit uns und mit seinen eigenen Empfindungen? Wozu dieser Aufwand von Phantasie und Gemüths-

tiefe um eines Witzes willen? Ist Das nicht Verrath an der Poesie? Ist Das nicht Verhöhnung der edelsten Gabe der Menschheit? Gemach, ihr vorschnellen Tadler! Das Gefühl, woraus jenes Gedicht entspringt, die Sehnsucht nach dem schmerzlich verlorenen Liebestraum seines Herzens, ist wahr und aus tiefster Seele kommend; aber neben dem Dichter steht der Kapitän, die nackte Handelsprosa des Lebens, und hält ihn beim Fuße. Was begreift Der von der tiefen Sehnsucht, welche den Dichter nach der zauberischen Meerestiefe hinunter zieht? er sieht nur die Gefahr, in welcher der excentrische Passagier schwebt, und die Tollheit seines wunderlichen Treibens. Und Heine reißt sich gewaltsam los von seinen liebsten Erinnerungen, und während sein Auge noch sehnsüchtig auf ihnen haftet, quillt ihm vom Munde der alte zerstörende Spott [163]). Und so ist seine Seele in ewigem Widerstreit zwischen der idealen Gluth seiner Empfindung und der schneidenden Kälte seines zersetzenden Verstandes. Jene zieht ihn machtvoll zurück nach den lieblichen Bildern der Romantik, dieser reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weist ihn in die einsame Stille des Herzens, dieser auf die Gegenwart und ihre Bedürfnisse; jene lullt ihn mit süßen Tönen in sehnsüchtige Träume von vergangener Zeit, dieser drängt ihn zur Welt, zur Menschheit, zur That. Und diesen für Heine so bezeichnenden innern Streit zweier widerstrebender Welten müssen wir uns stets vor Augen halten, wollen wir über seine Dichtungsweise kein schiefes Urtheil fällen und erklären, was sonst unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgesprochenen schönsten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben stehen, gradezu Lügen gestraft werden. Beide Gegensätze wurzeln in Heine's Seele, sein Spott ist in den meisten Fällen so wahr wie seine Rührung, seine Sehnsucht so tief gefühlt wie seine Ironie. Denn mit der Bemerkung, daß es dem Dichter mit seinen Empfindungen niemals Ernst, mit dem Vorwurf, daß seine Poesie eine Poesie der Lüge sei, ist für das Verständnis der Heine'schen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerspricht diese Annahme dem innersten Wesen einer Dichterseele — kein echter Dichter, am wenigsten ein lyrischer, treibt vorsätzlich Spott mit seinen tiefsten Empfindungen. Wir müssen immer festhalten, daß in Heine's

Poesie zwei Perioden gekennzeichnet sind, die Periode der in sich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poesie der Zukunft. Die Richtschnur für diese neue Dichtkunst festzustellen, für die erblassten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu schaffen, dazu war Heine's Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem solchen Streben sicheren Halt zu bieten; andrerseits war Heine selbst noch zu tief in den Traditionen der romantischen Dichtung befangen, von welchen er sich, wenn auch oft gewaltsam, loszureißen sucht, und aus diesem Drange erklärt sich der ewige Widerstreit in seinen Dichtungen. Wenn man also von Heine sagen kann, er glaube und liebe nur, um seinen Glauben und seine Liebe zu zerstören, so gilt Dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt[164]), „sein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von sich abzuwehren"; niemals vielleicht ist die Empfindung des Heiligen so lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeschwört, es zu zerstören, niemals vielleicht ist sein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von sich abzuwehren sucht:

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Er kann nur küssen und scherzen,
Er spräche vielleicht ein höhnisches Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

Was Heine in der Schrift über die Romantische Schule (Bd. VI, S. 231) von dem Dichter Sterne sagt, Das kann man füglich auf ihn selbst anwenden: „Er war das Schoßkind der bleichen tragischen Muse. Einst, in einem Anfall von grausamer Zärtlichkeit, küsste Diese ihm das junge Herz so gewaltig, so liebestark, so inbrünstig saugend, dass das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosyne's, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und

Singen, und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöckchen und küsste begütigend seine Lippen, und küsste ihm darauf all ihren Leichtsinn, all ihre trotzige Lust, all ihre witzige Neckerei. Und seitdem geriethen sein Herz und seine Lippen in einen sonderbaren Widerspruch; wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist, und er seine tiefsten blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eignen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte."

Dies seltsame Gemisch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, dies Lächeln unter Thränen ist in der That die besondere Eigenthümlichkeit der Heine'schen, wie jeder humoristischen Dichtung. Keiner unter den neueren Aesthetikern hat sich treffender hierüber ausgesprochen, als Adolf Zeising in seinen „Aesthetischen Forschungen" (S. 449 ff.). Vor Allem gehört hieher, was er über jene Modifikation des Humoristischen bemerkt, die von ihm als das „Düster-Humoristische" oder das „Sentimental-melancholisch-Bizarre" bezeichnet wird: „Der Proceß des düstern Humors beginnt sogleich mit einer tragischen Weltanschauung. Er erkennt, daß die Welt inmitten ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit dennoch voller Thorheiten und Widersprüche ist, daß Alles, was in ihr zu grünen und zu blühen scheint, schon den Wurm des Todes in sich trägt, weil Alles, was entsteht, werth ist, daß es zu Grunde geht; daß auch der Mensch, der sich den Herrn der Schöpfung nennt, Nichts ist, als der Spielball einer unwiderstehlich absoluten Gewalt, der sich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müssen. Bis hieher ist die Empfindung eine rein tragische; es ist der Grundgedanke, der sich durch alle Tragödien hindurchzieht. Aber der Humor bleibt nicht dabei stehen. Er schließt weiter: Nun denn, wenn die Welt ein so jammervolles, zerbrechliches, werthloses Ding ist, dann ist sie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, sie zu hassen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige ist, sie als Das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiemit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, daß er mit der Welt auch sich selbst vernichtet,

sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, daß sie ihm doch mehr gewesen, als er glaubte, daß er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen." Mit Recht indessen bemerkt Zeising, daß der Humor in den Heine'schen Liedern gewöhnlich einen Gang vom Düstern zum Heitern nimmt: „Er deckt erst mit der Miene des Weltschmerzes die Widersprüche und Wehen des Lebens auf, und macht zuletzt einen Witz darüber.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai . . .

So beginnt er, den Widerspruch zwischen der lachenden Außenwelt und der düstern Innenwelt bloßlegend; und wenn er im Folgenden sich Mühe giebt, die Schönheit der Außenwelt in sich aufzunehmen, so bringt er es doch nicht weiter, als zu einer trockenen Aufzählung der einzelnen Gegenstände, die in ihrem bunten Durcheinander von Landhäusern und Gärten und Menschen und Ochsen und Wiesen und Wald erst recht zeigen, wie unersprießlich und innerlich nichtig die Welt ist, wenn es an einem frischen, empfänglichen Herzen, einem das Einzelne zusammenfassenden Subjekte fehlt. Durch das ganze Gedicht bis zum Ende zieht sich also die düstere tragische Weltanschauung, daß Herz und Welt, Subjekt und Objekt, gleich traurig sind, wenn sie mit einander in Widerspruch stehen, wenn sie sich nicht zu einem Höheren, Absoluten vereinigen. Dieser Gedanke treibt ihn bis zum Wunsche, in dieser Nichtigkeit auch vom Schein-Etwas befreit zu werden; — in demselben Moment aber, wo dieser Wunsch auftaucht, empfindet er in sich wieder eine Ueberlegenheit über die Welt und sich selbst, er fühlt, daß er nicht

wünschen könnte, vernichtet zu werden, wenn er nicht Mehr als ein Nichts wäre, er wird sich seiner Positivität, der Unwahrheit seines Wunsches bewusst, und so verwandelt sich für ihn das Schlussmoment des tragischen Gedankenganges in den komischen Passus:

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rothgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt!

dessen Komik sich freilich mit der Tragik so eng verschmilzt, dass sich die einzelnen Ingredienzien nicht mehr unterscheiden lassen, wodurch eben das Komische aufhört, ein bloß Komisches zu sein, und zum Humoristischen wird."

Wir werden nach Allediesem kaum mehr fragen, weshalb Heine seine Ideale nicht in einer Gegenwart zu finden vermochte, die ihm und den besten seiner Zeitgenossen in so trostlosem Lichte erschien. Die brennende Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des verlorenen Einklangs zwischen Poesie und Leben ist, wie bei den Romantikern, so auch bei Heine der Grundton aller seiner Lieder, der bald in klagenden Mollaccorden unsre Seele zu sympathischer Trauer stimmt, bald in schrillen Dissonanzen uns die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit aufs schärfste empfinden lässt. Aber ob der Dichter aus den „Unbehagnissen und Ekelthümern der heutigen Weltordnung" in die geträumte Herrlichkeit des romantischen Wunderlandes oder in den „leuchtenden Menschenfrühling von Hellas" flüchte, oder Trost suche in der ahnungsvollen Vision einer Zukunft, wo die leiderlösten Menschen wie schöne Götter durch den hesperischen Garten des Lebens wandeln: seine Lieder sind, wie es in den Eingangsstrophen zur „Heimkehr" heißt, doch eben nur ein ermuthigender Aufschrei, durch welchen das beklommene Gemüth sich in der

finsteren Zeit von seiner Angst zu befreien sucht. Und ein Fortschritt gegen die frühere romantische Periode lag sicherlich in dieser Heine'schen Poesie, die, von der Gegenwart unbefriedigt, dennoch stets von ihr ausgeht und stets zu ihr zurückkehrt, wenn sie auch das Ideal der Schönheit und edlen Menschlichkeit nicht in ihr verwirklicht sieht, und durch die Widersprüche des Lebens jeden Augenblick in ihrem begeisterten Aufschwunge gehemmt wird. Denn, wie Ernst Gnad seinen vorhin erwähnten Aufsatz schließt, „Heine war im Grunde genommen empfänglich und begeistert für alles Große und Schöne, und wer das Gegentheil behauptet, kennt ihn nur von seinen Schwächen. Wenn wir aber Dessen ungeachtet in ihm so Viel des Gemeinen und Schmutzigen finden, wenn sein herrliches Talent auf halbem Wege stehen blieb, so fällt Dies zum großen Theil seinem Zeitalter zur Last, in dessen Stickluft das Feuer der Liebe, das sein Herz durchglühte, keine Nahrung fand. Denn wo das Leben Großes und Edles bietet, da strömt es auch vom Dichtermund. Die Poesie ist immer ein Spiegel der Zeit, und die Griechen nannten darum ihre Dichter Propheten. Wenn unfertige Dichterlinge uns in allen Tonarten von ihren eingebildeten Leiden und von ihrem Weltschmerz vorjammern, so können wir getrost darüber lächeln; aber wenn unsre begabtesten Talente in Einen Weheruf einstimmen über die poesielose Gegenwart, so dürfen wir nicht gleichgültig daran vorüber gehen, sondern müssen uns die ernste Frage stellen, was der menschlichen Gesellschaft noth thut, um sich zu läutern und zu veredeln. Nur dann, wenn unsere Dichter nicht mehr aus längst entschwundenen Zeiten ihre Ideale suchen, sondern diese wie frische Blumen aus dem grünen Boden des Lebens selbst empor sprießen werden, dann erst können wir eine neue große Zeit der Dichtkunst erwarten, in welcher der schroffe Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit zur Versöhnung kommt."

Viertes Kapitel.

In München.

Wir wissen, dass Heine bei seiner Abreise nach England geringe Lust hatte, nach Deutschland, insbesondere nach Hamburg, zurück zu kehren. Bestimmte Pläne für die Zukunft hatte er jedoch so wenig damals, wie zur Zeit seines Aufenthaltes in Hamburg und Lüneburg, gefasst. Er lebte einstweilen in den Tag hinein, und richtete höchstens gelegentlich an diesen oder jenen Freund eine vage Andeutung, was er demnächst zu thun oder wo er den Winter zu verleben gedenke. Seit Eduard Gans eine Professur in Berlin erhalten, klammerte auch Heine sich immer noch an die unbestimmte Hoffnung einer Staatsanstellung in Preußen, und in seinem ersten Briefe aus London legte er, wie wir sahen, Varnhagen diesen Wunsch sofort wieder ans Herz. Gleichzeitig jedoch schrieb er dem Freunde: „Wenn Sie in Korrespondenz mit Cotta sind, so fragen Sie ihn doch, ob er mich für sein ‚Morgenblatt‘ hier oder in Paris beschäftigen will. Aber Dieses müssten Sie bald thun. Versteht sich von selbst, dass er etwas stark honorieren müsste, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben sollte.“ Varnhagen befolgte ungesäumt diesen Wink. Der zweite Band der „Reisebilder“ hatte, wo möglich, noch größeres Aufsehen als der erste erregt, Heine's Anwesenheit in London war in englischen und deutschen Tageblättern unter anderen wichtigen politischen Nachrichten angezeigt worden, und der alte Baron Cotta, der hochgebildete Freund

und Verleger unsrer Dichterheroen der klassischen Zeit, verkannte nicht den Gewinn, der ihm aus der Verbindung mit einem so vielverheißenden jungen Schriftsteller erwachsen könne. Er forderte daher Letzteren nicht allein zur Einsendung von Aufsätzen für das „Morgenblatt" auf, die er glänzend zu honorieren versprach, sondern ließ nebenher durchblicken, daß er Heine's Thätigkeit auch an andere publicistische Unternehmungen seines Verlages zu fesseln, namentlich ihn für die beabsichtigte zeitgemäße Umgestaltung der früher von Posselt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politischen Annalen" zu interessieren wünsche.

Die Aussicht auf ein bestimmtes journalistisches Engagement scheint den Dichter Anfangs mehr in Erstaunen und Verlegenheit gesetzt, als ihm sonderliche Befriedigung gewährt zu haben. Unschlüssig hin und her schwankend, rühmt er seinem Freunde Merckel (Bd. XIX, S. 308) zwar den „offnen süddeutschen Brief" und das freundliche Entgegenkommen Cotta's, fügt aber sogleich bedenklich und abwehrend hinzu: „Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach, ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden! Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt." Einige Zeilen weiter heißt es: „Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs ‚Morgenblatt' schreiben soll. Aber Das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdruckte." Am Schlusse des Briefes besinnt sich Heine abermals eines Andern: „Cotta werde ich seiner Zeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs ‚Morgenblatt' schreiben, aber Nichts über England." Obschon auch dies Versprechen unerfüllt blieb, und Heine die Antwort auf Cotta's Propositionen monatelang hinausschob, erhielt er doch von Diesem und von Dr. Friedrich Ludwig Lindner inzwischen den erneuten Antrag, die Redaktion der „Politischen Annalen" gemeinschaftlich mit Letzterem zu übernehmen. „Auch an Lindner hab' ich noch nicht geschrieben," berichtet Heine am 20. August 1827 von Norderney aus an Merckel (Ebd., S. 314); „es soll aber nächstens geschehen. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe

auf Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber besprochen."

Mitte Oktobers entschloss Heine sich endlich, den ihm von Cotta gestellten Anträgen zu folgen — nicht so sehr weil ihn die seiner harrende Aufgabe der Leitung einer renommierten politischen Zeitschrift zu erhöhter Anspannung seiner geistigen Kräfte gereizt hätte, sondern vielmehr weil er der finanziellen Abhängigkeit von den Launen des reichen Oheims eben so müde wie des Hamburger Lebens war, und in München Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Die kurze Zeit seines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg hatte ihm zudem unerwartete Gemüthsaufregungen gebracht. Wie A. W. von Schlegel und Professor Zimmermann, die ihrer Bewunderung — Ersterer in einer besonderen Broschüre, Letzterer in seinen „Neuen dramaturgischen Blättern" — öffentlichen Ausdruck gegeben, hatte auch Heine durch das naturwahre Spiel der schönen Therese Peche, die er in drei ihrer vorzüglichsten Rollen, als Julie, als Cordelia und als Estrella im „Stern von Sevilla", auftreten sah, sich mächtig ergriffen gefühlt, und der günstige Eindruck ihrer Erscheinung auf der Bühne war durch persönliches Bekanntwerden mit der anmuthigen Künstlerin noch verstärkt worden. Sogleich aber beeilten sich klatschhafte Zungen, den flüchtigen Verkehr des Dichters mit der jungen Schauspielerin zu einer ernstlichen „Liebschaft" zu stempeln. Heine erwähnt dieses Geredes beiläufig in einem Briefe an Varnhagen [165]): „Es heißt in Hamburg, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen." So ganz ohne aufkeimendes, gewaltsam ersticktes Herzensinteresse scheint der Umgang Heine's mit Therese Peche jedoch nicht geblieben zu sein; denn am 7. November schrieb er von Kassel aus seinem Freunde Merckel: „Du begreifst wohl, warum ich dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich deine Ueberredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können." Der Eifer, mit welchem Heine sich des künstlerischen Rufes der einundzwanzigjährigen Schauspielerin ihren Widersachern gegenüber annahm, zog ihm auch später noch

manche Ungelegenheit zu. In einem Briefe an Merckel beschwert er sich, daß der Freund ihn bei seinen Hamburger Bekannten und bei der jungen Dame selber durch das aus der Luft gegriffene Versprechen blamiere, als ob er für ihren Ruhm journalistisch einzutreten gesonnen sei; die herabwürdigende Weise, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Korrespondenz des „Morgenblattes" gedacht wurde, bewog ihn jedoch in der That, bei Gelegenheit einer Recension der ersten Aufführung des Michael Beer'schen „Struensee" im selben Blatte den Namen der Demoiselle Peche den glänzendsten Sternen am Theaterhimmel jener Zeit anzureihen (Bd. XIII, S. 263).

Am 19. Oktober 1827 — kurz bevor Heine Hamburg verließ, und just zu derselben Zeit, als dort das Gerücht seines intimen Verhältnisses zu der schönen Bühnenkünstlerin den neuesten Gesprächsstoff der männlichen und weiblichen Klatschbasen abgab — sollte der Dichter die unvergessene, in zahllosen Liedern besungene Jugendgeliebte zum ersten Male seit ihrer Verheirathung wiedersehn. In wie bittere Stimmung ihn diese Begegnung versetzte, sagen uns die Worte, mit denen er das Ereignis an Varnhagen berichtet. „Ich bin im Begriff," schreibt er, „diesen Morgen eine Frau zu besuchen, die ich in elf Jahren nicht gesehen habe, und der man nachsagt, ich sei einst verliebt in sie gewesen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, so zu sagen eine Kousine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich schon gestern gesehen, zum Vorgeschmack. Die gute Frau hat sich sehr geeilt, und ist gestern just an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner ‚Jungen Leiden' von Hoffmann und Campe ausgegeben worden ist. — Die Welt ist dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der Politischen Annalen; außerdem bin ich fest überzeugt, daß die Esel, wenn sie unter sich sind und sich ausschimpfen wollen, so schimpfen sie sich ‚Mensch'. — Aergert dich dein Auge, so reiß es aus, ärgert dich deine Hand, so haue sie ab, ärgert dich deine Zunge, so schneide sie ab, und ärgert dich deine Vernunft, so werde katholisch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnsinnigen Politiker gesprochen, der mir geheimnisvoll vertraut

hat, der liebe Gott sei eigentlich ein russischer Spion. Der Kerl soll Mitarbeiter werden bei meinen politischen Annalen." Obgleich es uns, außer diesem melancholischen Briefe, an weiteren Zeugnissen über die Begegnung Heine's mit seiner Jugendgeliebten gebricht, dürfen wir eben aus diesem Mangel wohl schließen, dass die kaum vernarbte Herzenswunde durch das unerwartete Wiedersehen nicht aufs Neue mit alter Heftigkeit zu bluten begann. Zeit und Vernunft hatten ihre beschwichtigende Macht geübt, der Schmerz hatte sich ausgeweint, und männlicher Stolz schloss fortan der weichlichen Klage die Lippen. —

Auf der Durchreise nach München verweilte Heine vier Tage im Hause seiner Eltern zu Lüneburg. In Göttingen besuchte er seinen alten Lehrer, den Hofrath Sartorius, und traf am 1. November in Kassel ein, wo er sich in schlechtester Laune eine Woche lang aufhielt. „Es ist ein niederträchtig Wetter," schloss er einen von dort aus an Merckel gerichteten Brief, „und ich hab' ehrlich die schönste Jahrzeit verstreichen lassen. Herbstnebel, dürre Bäume, frierende Gesichter, nasse Wege und ein liebemüder Mensch, der sich zufällig nennt H. Heine." In Kassel machte er die Bekanntschaft der Brüder Grimm. Jakob und Wilhelm waren auf der dortigen Bibliothek angestellt; der jüngste Bruder, Ludwig, hatte schon einen großen Ruf durch seine mit der Radiernadel gefertigten Zeichnungen erlangt, und bewog Heine, ihm zu sitzen. Das fein ausgeführte Porträt ist ein Meisterstück der Radierkunst, obschon die Züge reichlich idealisiert sind und einen bestimmteren Charakter tragen, als er sich jemals in Heine's Gesicht ausprägte. Es ist dies das einzige vollständig en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Nase erscheint stärker — fast jüdisch — gebogen, die Stirn fällt schräger zurück, als auf irgend einem andern Porträt. Das sonst immer glatt anliegende Haar ist in Locken à la Byron gekräuselt; auch der nachlässig auf die Hand gestützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der missmüthige Blick des viel zu großen, himmelwärts gerichteten Auges erinnern an den brittischen Lord, mit welchem sich Heine damals nicht ungern vergleichen ließ. Als Unterschrift trägt das Bild, entsprechend der weltschmerzlichen Haltung der ganzen Figur, die Anfangszeilen des auf der Reise gedichteten Liedes:

Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt [167]).

In Frankfurt am Main ließ Heine sich durch den anregenden Verkehr mit Ludwig Börne drei Tage lang festhalten. Schon während seines Aufenthaltes in Berlin war er durch Varnhagen von Ense und Rahel, zu deren Lieblingsschriftstellern Börne zählte, mit den in der „Wage" und in den „Zeitschwingen" abgedruckten Aufsätzen des Letztern bekannt geworden. Voller Bewunderung für die Originalität, die Wahrheitsliebe und den edlen Charakter, der sich in jenen Abhandlungen aussprach, hatte er den Verfasser seitdem nicht aus dem Gesichte verloren, und beeilte sich, ihm in Frankfurt seinen Besuch abzustatten. Börne befand sich damals vielleicht in der zufrieden behaglichsten Stimmung seines unruhvollen Lebens. Die aufreibenden Kämpfe mit einem despotischen, konservativ gesinnten Vater, der ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten und ihn wider Neigung und Ueberzeugung in die diplomatische Karrière hatte drängen wollen, waren durch den kürzlich erfolgten Tod Desselben beendet. Im ererbten Besitz eines ansehnlichen Vermögens, sah Ludwig Börne jetzt einer sorglosen, unabhängigen Zukunft entgegen; die reizbare Laune, in welche ihn ein mehrjähriges Kränkeln versetzt, war nach Herstellung seiner Gesundheit einem harmlosen Humor gewichen, der im Gespräche mit Gleichgesinnten die Raketen des Witzes wie ein brillantes Feuerwerk leuchten ließ, und die steigende Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit spornte ihn zu rüstigem Schaffen. Er hatte so eben den Plan zu einer Sammlung seiner in Zeitschriften verstreuten Arbeiten gefasst, und Heine's Rath veranlasste ihn, bald darauf nach Hamburg zu reisen und sich mit Julius Campe über die Herausgabe seiner Schriften zu verständigen. Heinrich Heine referiert in seinem Buch über Ludwig Börne ausführlich die Gespräche, welche Dieser in Frankfurt mit ihm gewechselt. Der innere Gegensatz beider Naturen, welcher später zu so gehässigen wechselseitigen Anfeindungen führte, trat damals noch nicht zu Tage, weil der Republikanismus Börne's erst nach der Julirevolution jene extreme Richtung annahm, die sich in den Pariser Briefen bekundet. Die politischen Ansichten Heine's und Börne's begegneten sich

1827 in einem unbestimmten Liberalismus, der sich auf kein festes Parteiprogramm verpflichtet hatte; und wenn Letzterer in das reiche Lob, das er Ersterem spendete, auch damals schon den leisen Tadel einfließen ließ, daß der Verfasser der „Reisebilder“ vom lieben HERRGOTT mit zu wenig Reverenz, von Napoleon aber mit zu großer Ehrfurcht gesprochen, so stimmten Beide desto einmüthiger in dem Hasse gegen die Unterdrücker ihrer jüdischen Stammgenossen und in der Sympathie für die Abneigung Derselben gegen die Taufe überein. Eine Wanderung durch das Judenquartier regte namentlich Börne zu den bittersten Bemerkungen über dies Thema an (Bd. XII, S. 26 u. 35). „Betrachten Sie diese Gasse,“ sprach er seufzend, als die schwarzen Häuser ihre finsteren Schatten in sein Gemüth warfen, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menschen sind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widersprechen, wenn unsere verrückten Poeten und noch verrückteren Historiker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken lassen; aber wo die todten Menschen schweigen, da sprechen desto lauter die lebendigen Steine.“ Die jüdische Bevölkerung feierte in den Tagen, als Heine in Frankfurt verweilte, das achttägige Chanükkahfest zum Andenken an die Siege der Makkabäer über die Heere des Antiochus Epiphanes und an die Wiedereinweihung des Tempels durch Judas Makkabäus. „Sehen Sie,“ sagte Börne, als die Straße, welche bei Tage einen so düsteren Anblick bot, Abends aufs fröhlichste von Illuminationslampen erhellt war, „Das ist der 18. Oktober der Juden, nur daß dieser makkabäische 18. Oktober mehr als zwei Jahrtausende alt ist und noch immer gefeiert wird, statt daß der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergessenheit gerathen. Die Deutschen sollten bei der alten Madame Rothschild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in diesem Hause wohnt die alte Frau, die Lätizia, die so viele Finanz-Bonapartes geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrschaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammschlößchen in der Judengasse nicht verlassen will, und heute wegen des großen Freudenfestes ihre Fenster mit weißen

Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II."

Wolfgang Menzel's Werk über die deutsche Literatur war so eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, dass Jemand gekommen sei, der den Muth zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten. „Der Respekt," setzte er hinzu, „hat mich bisher davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter, an Dem werden wir noch viele Freude erleben!" Auf dieses Thema kam er noch öfter zurück, und Heine musste ihm geloben, Menzel, an den er ihm eine Empfehlungskarte mitgab, in Stuttgart zu besuchen. Auch Heine war um jene Zeit nicht allzu gut auf Goethe zu sprechen. Moser hatte ihm mitgetheilt, wie man sich in Berlin sehr ungünstige Aeußerungen Goethe's über den Verfasser der „Reisebilder" erzähle, und Heine hatte geantwortet (Bd. XIX, S. 317): „Dass ich dem Aristokratenknecht Goethe missfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, dass er Nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, dass ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden." Und in einem Briefe vom selben Datum an Varnhagen heißt es mit Anspielung auf dasselbe Thema[168]): „Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, dass sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In seiner bald nachher für die „Annalen" abgefassten Recension des Menzel'schen Buches (Bd. XIII, S. 285) rügt er zwar die pietätlose Weise, in der Menzel sein hartes Urtheil über Goethe aussprach: „Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Kourtoisie besitzen, wie jener englische

Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieses kritische Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten nieder kniete und seine Verzeihung erbat" — in der Sache selbst aber schließt Heine sich den wider Goethe rebellierenden Geistern mit geringer Reservation an, und wiederholt in ähnlichen Worten, was er an Moser und Varnhagen geschrieben. Die Idee der Kunst wird als Mittelpunkt der Goethe'schen Dichtung und jener ganzen Literaturperiode dargestellt, die mit dem Erscheinen Goethe's anfange und jetzt ihr Ende erreicht habe. Eine Vergleichung des Menzel'schen Buches mit Friedrich Schlegel's Vorlesungen über die Geschichte der alten und neuen Literatur giebt Anlaß zu einer weiteren Ausführung dieses Gedankens: „In dem Schlegel'schen Werke sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser läßt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, daß er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren

Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daß wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen. Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben große geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daß alles Wissen einen Werth an und für sich hat, daß es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beste Erbtheil den folgenden Geschlechtern überliefern werden.“ Die Auszüge, welche Heine aus dem Menzel'schen Buche giebt, setzen den Gedankengang desselben in ein noch helleres Licht. Mit besonderer Absicht werden die Aeußerungen Menzel's über den politischen Kampf der Gegenwart hervorgehoben, welche in dem dunklen Gewirr der Parteien nur Einen Hauptgegensatz, den zwischen Liberalismus und Servilismus, erkennen: „Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestirt, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt all-

mählich immer mehr die starren Krystallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden." Indem Heine der Begeisterung Menzel's für Schiller ihr volles Recht zuerkennt, protestiert er doch andererseits gegen jeden Versuch, den Werth Goethe's zu Gunsten Schiller's herabzudrücken, und spottet über die Menzel'sche Lehre, dass Goethe kein Genie, sondern nur ein Talent sei. „Woher aber," fragt er weiter, „kommt diese Härte gegen Goethe, wie sie uns hie und da sogar bei den ausgezeichnetsten Geistern bemerkbar geworden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares sein sollte, in der Republik der Geister zur Tyrannis gelangt ist, betrachten ihn viele große Geister mit geheimem Groll. Sie sehen in ihm sogar einen Ludwig XI., der den geistigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geistigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor hebt. Sie sehen, er schmeichelt den respektiven Korporationen der Städte, er sendet gnädige Handschreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen", und erschafft einen Papieradel von Hochbelobten, die sich schon viel höher dünken, als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben so gut wie der König selbst, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggisch zu sprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieses geschehen. Sahen wir doch jüngst in den Fürstengrüften von Westminster, dass jene Großen, die, als sie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und so wird auch Goethe nicht verhindern können, dass jene großen Geister, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zusammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Westminster der deutschen Literatur. — Die brütende Stimmung unzufriedener Großen ist ansteckend, und die Luft wird schwül. Das Princip der Goethe'schen Zeit, die Kunstidee, entweicht, eine neue Zeit

mit einem neuen Principe steigt auf, und, seltsam! wie das Menzel'sche Buch merken lässt, sie beginnt mit Insurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe selbst, dass die schöne objektive Welt, die er durch Wort und Beispiel gestiftet hat, nothwendiger Weise zusammen sinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und dass neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisierte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat, die Trompeter blasen — — Wird Kunst und Alterthum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen? . . . Wir können nicht umhin ausdrücklich zu bemerken, dass wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'sche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'sche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepsen jener Weisen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepsen gewährt, erregte unsere Klage. Der Alte! wie zahm und milde ist er geworden! Wie sehr hat er sich gebessert! würde ein Nicolait sagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den schwülen „Werther" und den „Götz mit der eisernen Hand" schrieb. Wie hübsch manierlich ist er geworden, wie ist ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere xeniale himmelstürmende Zeit erinnert

wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Uebermuthe ihre Titanen-Flegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammen trifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte." — „Ich lese jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiller's Briefwechsel," schreibt Heine zwei Jahre später an Varnhagen[169]), „und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daß Sie nur mit dem frühesten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Stil haben. Ihnen fehlt ganz die spätre Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daß mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefsammlungstheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haßte, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. s. w." — Wenn wir mit solchen Aeußerungen die Worte des an früherer Stelle (S. 399) mitgetheilten Briefes an Moser vom Sommer 1825 zusammenhalten, so wird uns der spätere Scherz Heine's (Bd. VI, S. 86), daß seine Opposition wider Goethe nur dem „Neid" entsprungen sei, nicht irre führen. Heine, Börne und Menzel wurden zu ihren Angriffen gegen die Person Goethe's ursprünglich durch eine und dieselbe demokratische Tendenz bestimmt; sie vermißten in seinen

Schöpfungen jedes warme Interesse für das freiheitliche Streben der Gegenwart, und nicht mit Unrecht wiesen sie darauf hin, daſs die geflissentliche Abwendung der Kunst von den Ansprüchen der wirklichen Welt einen nachtheiligen Einfluſs auf die politische Entwicklung des Volkes übe. Nach der Julirevolution freilich gingen die Ansichten und Wege der Schriftsteller, welche jetzt in ihrer herben Beurtheilung Goethe's und in so manchen anderen Dingen leidlich sympathisierten, weit auseinander: in Menzel trat das christlich-germanische Princip, in Börne der einseitig starre Republikanismus mit rücksichtsloser Schärfe hervor, und auch Goethe wurde von Jedem der Beiden mit ihren kleinlich beschränkten Maßstäben gemessen — dem Einen schien er nur noch ein „sentimental-frivoler Selbstvergötterer", ein „ästhetischer Heliogabalus", ein „Nachäffer des Fremden", dem Andern ein serviler Fürstenknecht, — während Heine über den menschlichen Eitelkeiten und Schwächen des Greises niemals die unsterbliche Größe des Dichters vergaß, die Verdienste Desselben mit aufrichtiger Bewunderung ins Licht stellte, und seinen gelegentlichen Tadel der Goethe'schen Kunstrichtung fortan in die mildeste Form kleidete. —

„Hüten Sie sich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, welche Börne dem Dichter der „Reisebilder" beim Abschiede von Frankfurt ins Ohr flüsterte. Ueber Heidelberg, wo er den dort studierenden geistvollen Witzling Detmold kennen lernte, nach Stuttgart reisend, erfuhr Heine in letztgenannter Stadt, daſs der Baron Cotta zur Zeit abwesend sei, ihn aber in München erwarte. Er kürzte daher seinen Aufenthalt so viel wie möglich ab, und machte nur, wie er Börne versprochen, Wolfgang Menzel's Bekanntschaft, ohne Gustav Schwab oder irgend ein anderes in Stuttgart lebendes Mitglied der schwäbischen Dichterschule aufzusuchen.

In der letzten Novemberwoche 1827 traf Heine in München ein, wo Cotta, den Geschäfte nach Stuttgart riefen, seiner bereits mit Ungeduld harrte. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf stand damals im vierundsechzigsten Lebensjahre. Trotz seines vorgerückten Alters hatte er sich jene jugendliche Arbeitskraft und fast immer vom Glück gekrönte Unternehmungslust

bewahrt, vermittelst derer er sich aus den reduciertesten Verhältnissen zum ersten Buchhändler Deutschlands empor geschwungen. Durch eine reguläre Gymnasial- und Universitätsbildung — er hatte erst Theologie, dann Mathematik und Jurisprudenz studiert und eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat praktisiert — war seinen trefflichen Anlagen die Basis vielseitiger Kenntnisse zu Theil geworden, die er nicht allein bei seinen buchhändlerischen Operationen, sondern auch in seiner politischen Laufbahn mit Erfolg verwerthete. Es mag richtig sein, wie von überstrengen Beurtheilern seines Verhaltens in der französischen Zeit bemerkt worden ist, daſs sein Patriotismus sich mehr auf die Wahrnehmung der Partikularinteressen seines engeren Vaterlandes, als auf die Förderung der nationalen Macht und Unabhängigkeit des deutschen Reiches wandte — aber Wer dürfte ihm einen Vorwurf daraus machen, daſs er in seinem staatsmännischen Verhalten den überwältigenden Zeitumständen Rechnung trug, und einem Lande, dessen Herrscher als Vasall Napoleon's eine so traurige Rolle spielte, nach besten Kräften im Einzelnen zu nützen suchte? Schon 1799 unterhandelte er im Auftrag der würtembergischen Stände zu Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der freilich später nicht ratificiert ward. Seit dem Jahre 1811 zum würtembergischen Landstand erhoben, vertrat er als Solcher 1815 mit Bertuch die Sache der deutschen Buchhändler auf dem Wiener Kongresse. Seine nachmalige Thätigkeit als Abgeordneter auf dem würtembergischen Landtage und als Vicepräsident der zweiten Kammer bot ihm mehrfach Gelegenheit, seine Stimme muthvoll für die Abschaffung veralteter Miſsbräuche in Kirche und Staat zu erheben; u. A. sprach er sich wiederholentlich mit kräftigem Nachdruck zu Gunsten der bürgerlichen und politischen Gleichstellung der Juden aus. Es ist bekannt, daſs er 1825 die Dampfschifffahrt auf dem Bodensee einführte, die er im folgenden Jahre auf dem ganzen Rheinstrome mit den betreffenden Regierungen regulierte. Auch gelang seinen Bemühungen 1828 die Durchsetzung der wichtigen volkswirthschaftlichen Maßregel des Anschlusses von Baiern und Würtemberg an den preußischen Zollverband. Von seinen bedeutungsvollen journalistischen Unternehmungen gedenken wir zunächst der Herausgabe der „Horen“,

die ihn, wie mit Schiller, so auch mit Goethe und Herder in dauernden Verkehr brachte. Fast gleichzeitig gründete er die „Politischen Annalen" und die „Allgemeine Zeitung", welch letztere Anfangs in Tübingen und Stuttgart, dann in Ulm, seit 1816 in Augsburg erschien, und ein halbes Jahrhundert hindurch den Rang des angesehensten politischen Journals in Deutschland behauptete. Ebenso vortheilhaft zeichnete sich vor den mittelmäßigen belletristischen Zeitschriften jener Periode das 1807 begonnene, mit Geist und Geschick redigierte „Morgenblatt" aus, dem sich später das von Schorn begründete „Kunstblatt" und das eine scharfe Kritik übende „Literaturblatt" zugesellten. Auch Dingler's „Polytechnisches Journal" ging seit 1820 aus der Cotta'schen Officin hervor. Die Thronbesteigung des Königs Ludwig I. von Baiern, der, voll hochfliegender Pläne, davon träumte, seine Residenz zum Mittelpunkte deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft zu gestalten, veranlasste den unermüdlichen Geschäftsmann, 1826 auch in München eine literarisch-artistische Anstalt als Filiale seiner Stuttgarter, Tübinger und Augsburger Firmen zu errichten, und bald darauf zwei neue Zeitschriften, das „Ausland" und das „Inland", ins Leben zu rufen. Der König, welcher sich bei Cotta's häufiger Anwesenheit in München oft und gern mit Demselben unterhielt, begünstigte eifrig diese Unternehmungen, die er als ein willkommenes Mittel ansah, Schriftsteller und Künstler von Ruf und Talent nach seiner Hauptstadt zu ziehen.

Schon bei der ersten Begegnung mit Heine machte Cotta kein Hehl daraus, daß er nicht bloß für die „Politischen Annalen", sondern gleichfalls für das „Ausland" und das „Morgenblatt", dessen Redakteur, der Dichter Wilhelm Hauff, so eben gestorben war, auf seine thätige Mitwirkung rechne. Er bot ihm vorläufig ein Jahrgehalt von 2000 Gulden an, ohne ihm bestimmte Verpflichtungen in Betreff der Art und des Umfangs der von ihm zu liefernden schriftstellerischen Beiträge aufzuerlegen. Aber je mehr sich Heine durch dies vertrauende Entgegenkommen geehrt fand und je wohlthuender ihn dasselbe berührte, desto ernstlicher zweifelte er bei dem schwankenden Zustande seiner Gesundheit an der Ausdauer seiner Arbeitskraft. Er wünschte

sich erst genauer den Kreis der ihm erwachsenden Thätigkeit anzusehn und die Einwirkung des verrufenen Münchener Klimas auf seine Kopfnerven zu erproben, bevor er sich auf längere Zeit bände. Einstweilen verpflichtete er sich daher nur auf ein halbes Jahr, und versprach, für jedes Heft der „Annalen“ einen Aufsatz aus eigener Feder zu liefern, auch nach Kräften das „Ausland“ und das „Morgenblatt“ mit Beiträgen zu bedenken. Was er in den genannten Journalen während der Frühlingsmonate 1828 drucken ließ, beschränkte sich, außer den nachmals im vierten Bande der „Reisebilder“ zusammengestellten „Englischen Fragmenten“, auf den vorhin erwähnten Aufsatz über Menzel's „Deutsche Literatur“ und einen Bericht über die erste Aufführung von Michael Beer's „Struensee“. Für diese Arbeiten und die mit Lindner geführte Redaktion der „Annalen“ bezog er von Januar bis Juni 1828 ein Gesammthonorar von 100 Karolin. Die Liberalität Cotta's in Geldsachen und die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf Heine's Wünsche und Vorschläge einging, trugen Viel dazu bei, das Verhältnis zwischen den beiden Männern zu einem ungemein freundlichen zu gestalten. Der Dichter rechnete es dem gentilen Buchhändler hoch an, daß er mit Demselben niemals um den Honorarbetrag für seine Arbeiten zu feilschen brauchte. In der Korrespondenz mit Merckel finden sich zahlreiche ärgerliche Aeußerungen über Campe's „Knickrigkeit“, während die Generosität Cotta's aufs glänzendste belobt wird: „Campe weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; Dieses sollte er von Cotta lernen . . . Glaub mir, Dieser ist ein nobler Mensch. Er lässt den Schriftsteller leben und will nicht auf Dessen Kosten typographisch glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muss ich mich vor mir selber schämen.“ „Cotta lässt auch auf schlechtem Billard spielen,“ scherzt Heine in einem späteren Briefe an Merckel, mit Anspielung auf das graue Fließpapier der meisten Cotta'schen Verlagsartikel damaliger Zeit; „aber Wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon.“ Und ein andermal schreibt er [170]): „Was das Bezahltwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, daß sie in ihrem Dienste

weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung.“ Auch die Gemahlin Cotta's, eine aufrichtige Bewunderin des „Buches der Lieder“, machte auf Heine den angenehmsten Eindruck, und es freute ihn, sich der liebenswürdigen Dame durch Einsendung poetischer Beiträge für das unter ihren Auspicien erscheinende „Taschenbuch für Damen“ gefällig zu erweisen. Nach dem am 29. December 1832 erfolgten Tode des Freiherrn bewahrte Heine Demselben das pietätvollste Andenken, und noch im Jahre 1852 schrieb er aus seiner Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam dem Sohne seines „alten vielgeliebten Cotta (Bd. XXI, S. 273): „Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt, suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurtheilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, Der hatte die Hand über die ganze Welt! so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Jetter über Karl V. in Goethe's Egmont.“ —

Als Heine nach München kam, trug die Stadt nicht entfernt ihren heutigen Charakter. Der halb mittelalterliche, bunt abwechselnde Anblick ihrer äußern Erscheinung bildete einen auffallenden Kontrast zu den langen, breiten, schnurgeraden Häuserreihen Berlin's, und Heine verfehlte nicht, diesen Gegensatz, von dem er aufs wohlthuendste berührt ward, in seiner gewohnten drastischen Art hervorzuheben. „München nämlich,“ schreibt er (Bd. II, S. 13 ff.), „ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenscene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenpforten hervor tritt, bis auf den

gebildet lichten Geist unserer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder sich selbst mit Vergnügen anschaut. In dieser Reihenfolge liegt eben das Versöhnende: das Barbarische empört uns nicht mehr, und das Abgeschmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Uebergänge betrachten. Wir sind ernst, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbarischen Doms, der sich noch immer in stiefelknechtlicher Gestalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Gespenster des Mittelalters in seinem Schoße verbirgt. Mit eben so wenig Unmuth, ja sogar mit spaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlösser der späteren Periode, die plump deutschen Nachäffungen der glatt französischen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeschmacktheit, toll schnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit schreiend bunten Allegorien, worauf die seligen hohen Herrschaften abkonterfeit sind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korsett, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Pallästen, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Klenze's, des großen Meisters." Wenn Heine ein Jahrzehnt später München wiedergesehen und die glänzende Metamorphose gewahrt hätte, durch welche König Ludwig das als Kronprinz in Rom gegebene Versprechen wahr gemacht: „Ich will aus München eine Stadt schaffen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daß Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat," so würde auch hier wohl die Bemerkung nicht ausgeblieben sein, daß die neu erstandene Pracht dem Eigenwillen eines Einzelnen entsprossen sei und wenig Kunde gebe von der Denkweise der Menge. Auch damals schon, wo der kunstsinnige König erst seit zwei Jahren zur Regierung

gelangt, und von den in Angriff genommenen großartigen Schöpfungen Klenze's noch keine einzige vollendet war, lautete Heine's Urtheil über die Anfänge und Uebergänge jener Zeit keineswegs immer so milde wie in der angezogenen Stelle. Mit dem beißendsten Spotte persiffliert er vielmehr schon in der „Reise von München nach Genua“ (Ebd., S. 18 ff.) die Bestrebungen des Königs, seine Residenz in ein „neues Athen“ umzuwandeln, und malitiös genug belehrt er den Berliner Philister, der so unhöflich ist, alles attische Salz bei den biertrinkenden Neu-Athenienſern zu vermissen, dass sie erst junge Anfänger seien, deren große Geister, ja deren ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet, sich in der Nähe sehen zu lassen. „Es ist Alles noch im Entstehen, und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund,“ fügt der Schalk hinzu, „sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, dass wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Personal . . . was uns aber an Quantität fehlt, Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!“ Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, dass Demosthenes über den Malzaufschlag in Attika nicht so gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, so war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk besitzen, so können wir doch mit einem Prachtexemplare dieser Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großschwätzer, Maulaufsperrer, Poltrons und sonstigen Lumpengesindels aufwiegt.“

Allerdings war es eine originelle, von den Zeitgenossen kaum nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Aufgabe, die sich König Ludwig gestellt. Obwohl er in den napoleonischen Kriegen mit Auszeichnung auf Seiten der Franzosen gekämpft hatte, war er doch im Grunde seines Herzens von der wärmsten Begeisterung für den Glanz und die Herrlichkeit des deutschen Geistes durchdrungen. Schon als Jüngling versenkte er sich mit Eifer in das Studium der Geschichte der deutschen Vorzeit, die deutsch-

thümelnden Bestrebungen der burschenschaftlichen Romantik nach den Freiheitskriegen weckten in seinem poetisch gestimmten Gemüthe einen lauten Wiederhall, und nur aus solcher Extravaganz des Patriotismus läßt es sich erklären, wenn er dem aus französischem Kanonenerz gegossenen Obelisken, welchen er den dreißigtausend im russischen Feldzug umgekommenen Baiern in seiner Hauptstadt errichtete, die abenteuerliche Inschrift gab: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung". Vor Allem war es jedoch die deutsche Kunst, an der seine Seele mit glühender Leidenschaft hing, und deren Wiedererweckung er durch sein Beispiel mit unermüdlicher Energie beförderte. Wie unsere Dichtkunst sich unlängst im kastalischen Quell hellenischer Schönheit zu neuem Leben verjüngt hatte, so wandten nun auch die Meister der bildenden Kunst ihr Auge den hehren klassischen Vorbildern zu, und feierten auch auf plastischem Gebiete die Vermählung des Faust mit der Helena. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, stand das Münchener Kunsttreiben unzweifelhaft auf der Höhe des ästhetischen Entwicklungsganges der neuen Zeit. Wie gering einstweilen die Anregung und das Verständnis sein mochten, die es auf der unmittelbaren Stätte seines Wirkens, im bairischen Volke, fand: die genialen Schöpfungen eines Klenze und Cornelius trugen den Ruhm der wieder erwachten deutschen Architektur und Malerei weit über Baiern hinaus, und das Beispiel des Königs Ludwig, der sich in großartigem Maße zum Schirmherrn der Künste aufwarf, spornte andere deutsche Fürsten, vor Allem den Kronprinzen von Preußen, zu edler Nachahmung an. Auch Heine verdankte den Eindrücken seines Münchener Aufenthalts und dem Verkehr mit den Malern und Bildhauern, die in großer Zahl dort zusammen strömten, seine erste nähere Bekanntschaft mit den Meisterwerken der bildenden Kunst, die ihm bis dahin ein wenig vertrautes Gebiet gewesen. Ein Hamburger Architekt, Herr Friedrich Stammann, welcher derzeit in München seine Studien machte und öfters mit Heine zusammen traf, erzählt uns, daſs Letzterer Anfangs auf die jungen Maler, welche sich seines geistvollen Umgangs erfreuten, ziemlich hochmüthig herabsah und sich manchen boshaften Witz über ihre Bestrebungen erlaubte. Eines Tages wollte er ihnen sogar ernsthaft die Inferiorität ihrer Kunst im Vergleiche mit der Dichtkunst beweisen. „Ein Lied, eine

Tragödie wirkt unmittelbar auf die Herzen der Menge," so lautete seine wunderliche Deduktion; „ihr dagegen bedürft des fremden Vermittlers, eure großen historischen Bilder und Allegorien sprechen nur wenige auserlesene Kunstkenner an, und euer Ruhm liegt in den Händen des Schriftstellers, der eure Intentionen erst dem Publikum klar machen, die Hieroglyphenschrift eures Pinsels aller Welt deuten muss." Ein muthwilliges Gelächter unterbrach den Redner. Während Dieser die Abhängigkeit des Malerruhms von der wohlwollenden Kommentierung des Schriftstellers behauptete, hatte ein begabter Kunstjünger schweigend eine unbarmherzige Karikatur Heine's auf ein Blatt Papier gezeichnet, und hielt die Skizze jetzt triumphierend empor. Mit ärgerlicher Verlegenheit betrachtete Heine dies schlagende Argument, dass dem Maler doch unter Umständen auch einige Macht über den Dichter gegeben sei, und er hütete sich in Zukunft, durch so thörichte Aeußerungen eine selbständige Schwesterkunst herabzuwürdigen. Fleißig besuchte er fortan die Gemäldegalerie, und mit seiner zunehmenden Kenntnis der reichen Kunstschätze stieg seine Hochachtung und Bewunderung der Malerei, obschon er im Allgemeinen der von Cornelius und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Kunstrichtung nicht zugethan war, und alle heitere Lebensfreudigkeit in derselben vermisste (Bd. II, S. 151 ff.).

Kurz nach seiner Ankunft in München wurde Heine von einer ernstlichen Krankheit befallen, die ihn mit schwermüthigen Todesgedanken erfüllte. Er befürchtete, dass ihn eben jetzt, wo er berühmt geworden, das Schicksal Körner's, Hauff's, Wilhelm Müller's und so manches andern vielversprechenden Schriftstellers, frühes Hinsterben, ereile. „Wenn ich kränker werde," schrieb er an Campe (Bd. XIX, S. 323), „ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken!" Auch in den Briefen an Merckel und Varnhagen klagte er über den schlechten Einfluss des Münchener Klimas auf seine Gesundheit, und in den ersten Wochen lebte er in stiller Zurückgezogenheit von allem geselligen Verkehr. Später jedoch änderte sich Dies, er bezog eine elegante Wohnung im Rechberg'schen Palais auf der Hundskugel, Cotta's und

Varnhagen's Empfehlungen erschlossen ihm die Cirkel der haute volée, und in einem Schreiben an den letztgenannten Freund bezeichnet er seine socialen Verhältnisse als sehr heiter und liebenswerth [171]): „Ich lebe als grand seigneur, und die 5½ Menschen hier, die lesen können, lassen mir auch merken, daß sie mich hochschätzen. Wunderschöne Weiberverhältnisse — indessen diese befördern weder meine Gesundheit, noch meine Arbeitslust. Am liebsten bin ich unter jungen Malern, die besser aussehen, als ihre Bilder." Auch an Moser schrieb er nach der Abreise von München, daß er dort ein köstliches Leben geführt und mit Freuden auf immer dahin zurückkehren möchte [172]).

Ueber Heine's Thätigkeit für die „Neuen politischen Annalen" ist nicht sonderlich viel Rühmliches zu berichten. Als er den wiederholten Anträgen Cotta's nachgab, hatte er freilich an Varnhagen geschrieben [173]): „Ich habe diese Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie sind nicht bloß damit zufrieden, sondern auch darüber erfreut. Die Tendenz sehen Sie wohl voraus ... Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei sprechen." Schon im ersten Briefe aus München heißt es jedoch [174]): „Die Annalen sollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieselben fast nur jene flüchtigen Aufzeichnungen seiner Reise nach England, welche erst später, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrerer neuen Kapitel eine bestimmtere politische Färbung erhielten. Es hatte den Anschein, als ob er sich einstweilen der größten Mäßigung bestrebe und jede schroffe Aeußerung über die heimische Tagespolitik vermeide, um sich nicht die Möglichkeit einer Staatsanstellung zu versperren. Anfangs überließ er seinem weit älteren Mitredakteur, dem Dr. Friedrich Ludwig Lindner, einem Jugendfreunde Rahel's, der am 23. Oktober 1772 zu Mitau geboren war und am 11. Mai 1845 in Stuttgart starb, ausschließlich die Leitung des Blattes und die Abfassung der redaktionellen Noten, mit welchen die Abhandlungen der Mitarbeiter häufig begleitet wurden. Heine bestand jedoch auf Unterzeichnung dieser Noten mit einer deutlich erkennbaren Namenschiffre, seit er sich im vierten Hefte des 26sten Bandes der „Annalen" (S. 365) zu der Erklärung

veranlasst sah, dass eine redaktionelle Anmerkung im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'sche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philosophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus seiner Feder, noch aus seiner Gesinnung geflossen" sei. Schon früher hatte er mit seinem Mitherausgeber eine kleine Differenz gehabt, als Dieser an Heine's stark bonapartistischer Kritik des Walter Scott'schen Buches über Napoleon Anstoß nahm. Heine ließ sich aber diesmal zu keiner Milderung der Ausdrücke bewegen. „Es kommt hier auf Gesinnungen an," schrieb er dem Dr. Lindner [170]); „und da darf man keine Rücksichten hegen. Frauen zeichnen sich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Gesinnungen. Freilich — ehrlich gestanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher gestanden — ich möchte nicht einmal ein Mann sein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu sein, ein Mann von Gesinnung, Grundsatz, Festigkeit, Unbestechlichkeit, Unerschrockenheit und dergleichen Erschrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu sein 2c." Dass es mit diesem scherzhaften Trumpfen auf politische Gesinnung in Wirklichkeit nicht sehr ernst gemeint war, bestätigen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen, dessen Frau tadelnd an Heine geschrieben hatte, dass man in seiner Recension des Walter Scott'schen Buches die Einflüsterung bonapartistischer Freunde heraus höre. „Frau von Varnhagen hat ganz Recht," antwortete Heine [175]), „in Dem, was sie über Napoleon sagt. Er hätte nie sich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Brust des Mannes, wie der Magnetberg alles Eisen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungssucht beschränkt sich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Mensch, der zu seinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann schon jetzt nicht mehr so gut schlafen wie sonst, seit ich weiß, dass ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hinein gemalt

hat. Nun stehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und Wer steht mir dafür, dass nicht mal so eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?"

Man wird einräumen müssen, dass ein Schriftsteller, der jede Zumuthung der Uebernahme eines politischen Martyriums mit so selbstverhöhnendem Spotte zurückwies, geringe Naturanlage zum Volkstribunen besaß. In einem Briefe an Cotta vom November 1828 bekennt er zudem offen [170]), dass weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines politischen Journals geeignet machten, und mit eben so naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel (Bd. XIX, S. 324) über seine Aufsätze für die „Annalen": „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muss ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der ‚Annalen' wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, dass ich etwas Anderes bin, als unsre sonettierenden Almanachspoeten." Das sind unzweifelhaft sehr subjektive Beweggründe zur Oppositionsschriftstellerei, die mit dem aufopfernden Vertreten einer politischen Ueberzeugung Wenig gemein haben. In noch üblerem Lichte erscheint der Umgang, welchen Heine mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die phantastischen Verschwörungsumtriebe der Jenenser Burschenschaft verwickelt gewesen war, seitdem in England, Frankreich, Italien, Deutschland und der Schweiz eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als geheimer Polizeiagent verächtlich gemieden ward. Mit gerechtfertigter Besorgnis beklagt sich Heine, dass Campe einem so unzuverlässigen Subjekte Briefe für ihn anvertraut. „Wussten Sie denn nicht," fragt er halb entrüstet (Ebd., S. 319), „dass ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate später, als Wit auch mit den bairischen Behörden in Kollision gerathen und plötzlich von München aus-

gewiesen worden war, lesen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängstlichen Stoßseufzer: „Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deßhalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben an Varnhagen aber ersehen wir, daſs Heine mit jenem Menschen, den er so tief verachtete, dennoch in charakterlosester Weise, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundschaftlich verkehrte. Die höchst bezeichnende Briefstelle lautet [176]): „Wit von Dörring, der Berüchtigte, ist hier. Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daſs die Revolutionaire von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist; zweitens, daſs die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daſs ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Uebrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Ursache war der famöse Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen missfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daſs ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daſs diese Lumpigkeiten oft sogar

lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Machiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen."

So laxe politische Grundsätze und eine so frivole Zweckmäßigkeitsmoral nehmen sich freilich befremdend aus auf den Lippen eines Mannes, der nicht ohne Ostentation das Amt eines Stimmführers der öffentlichen Meinung, eines Vorkämpfers der bürgerlichen Freiheit übernommen hatte. Die allgemeine Verderbnis der Zeit, die Gesinnungslosigkeit und schlaffe Resignation, welche peststoffartig die stagnierende Luft jener Tage erfüllten und selbst die besten Charaktere befleckten, mögen in gewissem Grade den Schwächen des Einzelnen zur Entschuldigung dienen: bei Alledem aber lässt sich Heine's Benehmen von dem Vorwurfe einer bewussten Zweideutigkeit nicht freisprechen. Fühlte er sich ernstlich berufen, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit zu sein, dem es gebühre, dass man ihm einst ein Schwert auf den Sarg lege (Bd. II, S. 145); betrachtete er es als die Aufgabe seines Lebens, die Missbräuche in Staat, Kirche und Gesellschaft unerbittlich zu befehden, so musste er bereit sein, die Folgen seiner Worte und Handlungen zu tragen, und durfte keinesfalls um persönlicher Vortheile willen mit den Mächten, die er öffentlich angriff, insgeheim transigieren. Dass er Solches gethan, dass er während seines Aufenthaltes in München nur allzu geneigt war, die Rolle eines kühnen Oppositionsschriftstellers mit der Fessel eines Staatsamtes zu vertauschen, dafür liegen in den Briefen an Varnhagen und Cotta, an Schenk und Tjutschew leider die gravierendsten Zeugnisse vor. Zunächst, wie wir früher gesehen, war es eine Anstellung in Preußen, die Heine vor Allem erwünscht schien, und zu der ihm Varnhagen verhelfen sollte. „Ich handle," schreibt er in demselben Briefe, der die oben angeführten machiavellistischen Grundsätze entwickelt, „wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reisebilder ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zer-

reißen wollte, saß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier sehr ernsthaft, fast deutsch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnsucht nach der Hauptstadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal gesund bin, will ich suchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menschen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Die Antworten Varnhagen's sind uns nicht erhalten, und wir wissen nicht, in wie weit Dieser den Aspirationen seines jungen Freundes auf ein Staatsamt in Preußen Hoffnung gemacht oder ihm die Aussicht auf Erfüllung solcher Wünsche benommen hat. Inzwischen war Heine auf dem besten Wege, in Baiern zu erreichen, was ihm in Preußen fehlschlug. König Ludwig, der sich schon als Kronprinz mit freisinnigen Männern umgeben und seinen Regierungsantritt durch eine Reihe von liberalen Maßregeln inauguriert hatte, dürstete nach dem Ruhm, auch die Lehrstühle der neu errichteten Münchener Universität mit den ausgezeichnetsten Geistern zu besetzen. Er hatte Schelling, Maßmann und mehr als Einen andern Gelehrten, auf den die später zur Herrschaft gelangende ultramontane Klicke mit missgünstigen Augen sah, in seine Hauptstadt berufen; ein Poet, der Dichter des „Belisar", Eduard von Schenk, leitete das Ministerium des Innern — wie sollte nicht Heine sich der Erwartung hingeben, dass auch ihm die Gunst des Protektors aller schönen Künste sich zuwenden werde, falls es ihm gelänge, Dessen Aufmerksamkeit zu erregen? Der König las, wie er sagte, mit Theilnahme die „Politischen Annalen" (Bd. XIX, S. 324), Heine durfte also annehmen, dass seine Aufsätze über England dem Monarchen schon bekannt waren. Er bat Cotta, Demselben nun auch die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" in die Hände zu spielen. „Vergessen Sie nicht," schrieb er bei Uebersendung dieser Bücher am 18. Juni 1828 [177]), „sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der

schon davon gemacht worden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab, und ich bin ja ganz Ihr gehorsamst ergebener H. Heine." Den mächtigsten Fürsprecher fand Heine an dem Minister von Schenk, mit welchem er durch Michael Beer bekannt geworden, und welcher dem Dichter die bestimmteste Zusicherung gab, Alles aufbieten zu wollen, um ihm eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken. „Sie gehören zu den Wenigen," betheuert Heine in einem aus Florenz datierten Schreiben an Schenk vom 1. Oktober 1828 (Bd. XIX, S. 337)* „die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden . . . Ich weiß, eben so wenig, wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, so lange ich nicht die Ausfertigung des königlichen Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist." Das Ausbleiben des versprochenen Ernennungsdekretes erfüllte Heine mit steigender Unruhe. Er wandte sich daher von Florenz aus gleichzeitig an einen anderen Freund, den 1803 zu Moskau geborenen Dichter Feodor Iwanowitsch Tjutschew [179]), der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre der russischen Gesandtschaft in München als Attaché beigegeben wurde, und sich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterson, gebornen Gräfin Bothmer, vermählte. Mit Tjutschew, seiner trefflichen Gemahlin und seiner jungen, anmuthigen Schwester stand Heine in herzlichstem Verkehre; es war also ganz natürlich, daſs er sich dieser Verbindung bediente, um sich Gewiſsheit über den Entschluſs des Königs zu verschaffen. Die betreffende Briefstelle (Bd. XIX, S. 340) lautet: „Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daſs ich ihm, sobald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen an-

gelangt, eile ich zur Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, dass ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermuthe ich, dass es die Faulheit, jene Geistesfaulheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen . . . Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne dass Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne dass er sich der Pflicht enthoben glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, dass die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bei Alledem ein Staatsmann."

Durch welcherlei Gründe König Ludwig veranlasst ward, die in Aussicht gestellte Unterzeichnung des Ernennungsdekrets Heine's zum Professor an der Münchener Universität schließlich doch zu verweigern, ist niemals bestimmt aufgeklärt worden. Sehr möglich, dass besonders der Kostenpunkt den Stein des Anstoßes abgab; hatte doch der König, der oft zur Unzeit knauserte, eben zu jener Zeit die Wahl August's von Platen zum außerordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften nur unter dem Vorbehalte bestätigt, dass das Jahrgehalt des gräflichen Dichters auf 500 Gulden beschränkt werde [179]). Eben so möglich auch, dass, wie Heine annahm (Bd. XII, S. 50), die Einflüsterungen der Pfaffenpartei, vor deren Ränken ihn Börne gewarnt, und die allmählich schon eine unheilvolle Macht über den König gewann, ihm in der Gunst des Monarchen geschadet und die wohlmeinende Absicht Schenk's vereitelt haben. Es ist unfruchtbar, Vermuthungen darüber aufzustellen, in wie weit Heine

sich durch Erlangung der Professur zum Aufgeben seiner oppositionellen Richtung hätte bestimmen lassen. Die Andeutungen in dem Briefe an Cotta klingen bedenklich genug, und der schwankende Charakter Heine's bietet geringe Bürgschaft dafür, dass er den verlockenden Einwirkungen der Hofkreise auf die Dauer mit männlicher Festigkeit widerstanden hätte. Vorderhand freilich redete er sich ein, den Dienst der Freiheit mit einer Staatsanstellung vereinigen zu können; denn in denselben Tagen, als er seine Bestallung erwartete, schrieb er aus den Bädern von Lucca an Moser (Bd. XIX, S. 330): „Wenn ich nach Deutschland zurückkehre, will ich den dritten Band der ‚Reisebilder‘ herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr so gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Noblesse lebe, und die liebenswürdigsten Aristokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt sich. Meine Liebe für Menschengleichheit, mein Hass gegen Klerus war nie stärker wie jetzt, ich werde fast dadurch einseitig. Aber eben um zu handeln, muss der Mensch einseitig sein. Das deutsche Volk und Moser werden eben wegen ihrer Vielseitigkeit nie zum Handeln kommen.“ Selbst in den Briefen an Cotta ließ Heine es an gelegentlichem Spott über das hochmüthige Gebahren der bairischen Junker nicht fehlen. „Hier in unserem aufblühenden Bier-Athen,“ schrieb er einmal aus München dem über lächerliche Standesvorurtheile erhabenen Freiherrn [170]), „giebt es nichts Neues, als dass nächstens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrsame Bürgersmann sich freut, dass er für 2 Gulden 42 Kreuzer zusehen kann, eben so gut wie bei Rappo, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieser neuen Spiele etwas leiden.“ Auch gegen Varnhagen zeigt sich Heine nicht sehr erbaut von dem Münchener Thun und Treiben [illegible]): „Es sieht hier schlecht aus; seichtes, kümmerliches Leben. Kleingeisterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erscheinungen,“ fügt der lose Spötter hinzu, „z. B. eine Michel Beer'sche oder Schenk'sche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Klima, dass ich nichts Gescheites schreiben kann, und will bald packen.“ — „Wie sehr ich herunter bin, an Leib und Seele,“ heißt es

in einem gleichzeitigen Billet an Merckel, „magst du erkennen, wenn du nächstens im ‚Morgenblatte‘ einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michel Beer für ein Genie zu erklären . . . Verzeih mir jenen Artikel — ich musste ihn schreiben.“ Wir erinnern uns aus den Briefen an Moser, dass Heine sich über Michael Beer und Dessen „Paria“ früher ziemlich ungünstig geäußert hatte, er warf ihm Halbheit der Gesinnung und ein des Juden unwürdiges Kokettieren mit dem Christenthume vor — es mochte daher wohl nicht durchaus freie Neigung und Ueberzeugung sein, wodurch Heine bestimmt wurde, nach der ersten Aufführung von Beer's „Struensee“ im Münchener National-Theater am 27. März 1828 eine enthusiastische Anzeige des Stückes für das „Morgenblatt“ zu verfassen. Michael Beer verweilte damals in München, er hatte Heine bei Schenk eingeführt und ihm bei Letzterem warm das Wort geredet — die Pflicht der Dankbarkeit schien also zu fordern, dass Heine sich dem ihm von Beer gestellten Ansuchen nicht entziehe, ein Referat über Dessen Tragödie zu liefern. Indess gereicht die Art und Weise, in welcher er dieser Aufgabe nachkam, ihm durchaus nicht zur Unehre, und er hätte sich durch Unterzeichnung des trefflichen Aufsatzes ruhig zur Autorschaft desselben bekennen dürfen. Die „angelernte Unnatur“ und „stelzenhafte Komödiantenhofsprache“ der früheren Beer'schen Dichtungen erfährt den nachsichtslosesten Tadel, und auch dem neuesten Drama des Verfassers wird „die verschwimmende Sentimentalität der Charaktere, das Erbgebrechen Beer'scher Helden,“ unparteilich vorgerückt. Den Hauptaccent aber legt Heine auf die politische Seite der besprochenen Tragödie, und hier enthüllt er in muthvollen Worten seine Ansicht über die Stellung des Dichters zu den großen Fragen der Gegenwart (Bd. XIII, S. 244 ff.): „Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen ‚Werther‘. Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todtschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es

liegt aber noch ein Element im ‚Werther‘, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der ‚Werther‘ in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Gesellschaft, der neu europäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknien, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's ‚Werther‘ war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der ‚Macht der Verhältnisse‘ ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen kalten Umschläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen, dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in ‚Urika‘ und ‚Eduard‘, der ‚Herzogin von Duras‘, und in ‚Isidor und Olga‘ von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen ‚Paria‘ . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des ‚Struensee‘, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des ‚Paria‘ verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es musste naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im ‚Paria‘ sahen

wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im ‚Struensee‘ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt . . . Man hat die Wahl des Stoffes getadelt, der, wie man sagte, noch nicht ganz der Geschichte anheim gefallen sei, und dessen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Personen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unstatthaft, dabei noch gar die Interessen der heutigsten Parteien auszusprechen, die Leidenschaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzustellen, und zwar zu einer Zeit, wo diese Gegenwart am gefährlichsten und wildesten bewegt ist. Wir aber sind anderer Meinung. Die Greuelgeschichten der Höfe können nicht schnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier soll man, wie einst in Aegypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den sie etwa stiften könnte, beurtheilt, so sind wir gewiss sehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer solchen Theorie würde die Beer'sche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn sie das Bild jener Kastenbevorrechtung in all seiner grausamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, so ist Das vielleicht heilsamer, als man glaubt. Es geht eine Sage im Volke, der Basilisk sei das furchtbarste und festeste Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, bestände darin, dass Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier sich selbst erblickt, erschrickt es so sehr ob seiner eignen Hässlichkeit, dass es zusammenstürzt und stirbt. Der ‚Struensee‘, eben so sehr wie der ‚Paria‘, war ein solcher Spiegel, den der kühne Dichter dem schlimmsten Basilisken unserer Zeit entgegen hielt, und wir danken ihm für diesen Liebesdienst . . . An der

freimüthigen Beurtheilung, die sein Werk bei uns gefunden, möge er unsere neidlose, liebreiche Gesinnung erkennen, und es sollte uns freuen, wenn unser Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der schönen Bahn, die er so ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter sind ein unstätes Volk, man kann sich nicht auf sie verlassen, und die besten haben oft ihre besseren Meinungen gewechselt aus eitel Veränderungssucht. In dieser Hinsicht sind die Philosophen weit sicherer, weit mehr als die Dichter lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit andauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervor gedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der ‚Paria' und der ‚Struensee', tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit." Es war Dies auf jeden Fall eine Sprache, wie man sie in den Theaterberichten eines Unterhaltungsblattes selten zu hören bekam, und die Schlussmahnung Heine's zum Ausharren bei der einmal ergriffenen Fahne hinterlässt fast den Eindruck, als ob sie von der Stimme des Gewissens eben so sehr ihm selbst, wie dem Verfasser des „Struensee", ins Herz gerufen worden sei. —

Ende Juni 1828 wurden die von Heine und Lindner redigierten „Neuen politischen Annalen" mit dem vierten Hefte des 27sten Bandes geschlossen. Es war die Absicht der Herausgeber wie der Verlagshandlung, die Zeitschrift nach Verlauf von sechs Monaten in erweiterter Gestalt wieder aufzunehmen, und Heine erklärte sich, wenn Cotta besonderen Werth darauf lege, bereit, seinen Namen als Redakteur — sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit Dr. Lindner oder mit Dr. Gustav Kolb — auch ferner auf das Titelblatt des Journals zu setzen, obschon er hinzufügte [170]: „Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, daß auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit. Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst später·

hin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war." Desto nachdrücklicher bestand Heine darauf (Bd. XIX, S. 345), daß den Mitarbeitern der renovierten „Annalen" ein ansehnliches Honorar gezahlt würde: „Ich dächte: für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Uebersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will mein sauer erworbenes bischen Ruhm nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal." Gleichzeitig schrieb er seinem in München verweilenden Freunde Kolb über diese Angelegenheit (Ebd., S. 348 u. 350): „Der Baron Cotta kann Ihnen sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die ‚Annalen' nicht fallen . . . Als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: ‚Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.'" Bei der ausgesprochenen Abneigung Heine's, der Zeitschrift neben dem Aushängeschild seines Namens auch häufigere Beiträge und eine ernstliche Redakteursthätigkeit zu widmen, zerschlugen sich jedoch die Unterhandlungen über Wiederaufnahme der „Annalen", und Cotta ließ das Journal gänzlich eingehen.

Fünftes Kapitel.

Die italiänische Reise.

Nur auf ein halbes Jahr hatte sich Heine zur Mitredaktion der „Neuen politischen Annalen" verbindlich gemacht. Gleichzeitig mit dem Ablauf dieses Termines wurde das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt. Die Entscheidung des Königs über die Professur Heine's konnte sich voraussichtlich noch Monate lang verzögern — es fesselte den Dichter für den Augenblick also Nichts mehr an München, und er beeilte sich, den längst gehegten Wunsch einer Reise nach Italien zur Ausführung zu bringen. Sehnsüchtig hatte er oftmals im Winter von der Treppenterrasse zu Bogenhausen nach den schneebedeckten Tyroler Alpen geblickt und sich Flügel gewünscht, um über die Berge zu schweben in das sonnige Frühlingsland. Schon im April hatte er sich von Varnhagen die 800 Thaler, die er dem Freunde bei seiner Rückkehr aus England in Verwahr gegeben, nach München schicken lassen, damit er jeden Tag sein Ränzel zu schnüren im Stande sei. Jetzt endlich sah er sich aller hemmenden Verpflichtungen ledig, und in der heitersten Stimmung trat er Mitte Juli die Reise nach Italien an.

Sein Bruder Maximilian, der um jene Zeit in München seine medicinischen Studien fortsetzte, begleitete ihn eine Tagereise weit bis Tyrol [181]), wo der Dichter mit besonderem Interesse den lebendigen Erinnerungen des Volkes an den Franzosenkrieg von 1809 lauschte, und mit Erstaunen wahrnahm, wie

getreu Karl Immermann in seinem „Andreas Hofer“ den Charakter des Helden und den Geist der Begebenheiten geschildert. Es ist bezeichnend für die damaligen politischen Zustände, dass Immermann's patriotisches Trauerspiel gerade in Tyrol strengstens verboten war — das wach gerufene Andenken an die Behandlung, welche die tapferen Vaterlandsvertheidiger erfahren hatten, mochte der kaiserlichen Regierung in Wien nicht allzu willkommen sein. — Zu Innsbruck kehrte Heine im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, bei dem Gastwirth Niederkirchner ein, und ließ sich von dem alten Manne Vielerlei aus dem Tyrolerkriege erzählen. In Steinach besah er den Marktplatz, auf welchem Immermann den Sandwirth eine Zusammenkunft mit seinen Getreuen abhalten lässt. Ueberall drängte sich dem wandernden Dichter der Zusammenhang zwischen den historischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und dem gutmüthig naiven Servilismus der Bevölkerung auf [182]): „Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit... Von der Politik wissen sie Nichts, als dass sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt. Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinauf kletterten und ihnen beredsam vorstellten, dass sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küssten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todtschlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen . . . Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht mehr gern davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: ‚Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf!‘ Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen Etwas versprochen worden. Passiert

es doch oft auf großen Sklavenschiffen, daß man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz, arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunklen Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen." 183)

Ueber Sterzing und Brixen hinab reisend, sah Heine die schönen Gebirgslandschaften des nördlichen Tyrols wegen des beständig herab fließenden Regens meist nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Botzen klärte sich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenschein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem schönen Sonntagnachmittag in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die schon ganz den Charakter der italiänischen Städte trägt. Hier besuchte er den uralten Dom, schlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die sonntäglich belebten Gassen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der schönen Männer und Frauen mit den edel geformten, von der Sonne des Südens gebräunten Gesichtern, aus denen die schwarzen Augen so melancholisch hervor strahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa bestieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Vetturins, und traf, nach mehrstündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gasthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Pallästen umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unscheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallast der Capuletti

hält; unfern davon die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Auch die Grabmäler der Scaliger und das trefflich erhaltene Amphitheater aus der Römerzeit, in welchem er jetzt, statt der Gladiatorenspiele und Thierhetzen, eine moderne italiänische Posse aufführen sah, boten dem Dichter Stoff zu ernsten Betrachtungen der Vergangenheit, deren blutbespritzter Riesenschatten gespenstisch unheimlich hinüber ragt in die mildere Gegenwart. (Bd. II, S. 106 ff.)

An einem drückend heißen Augusttage fuhr Heine in einem schwerfälligen Postwagen, der wegen des Staubes von allen Seiten dicht verschlossen wurde, nach Brescia, und setzte nach kurzem Aufenthalt seine Reise über Bergamo und Monza nach Mailand fort, wo er um Mitternacht anlangte und bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, einkehrte, dessen Hotel ihm von Deutschen und Engländern als eines der besten Wirthshäuser in Italien empfohlen war. Wie in Trient und Verona, fiel dem Dichter auch in Mailand wieder der blasse, elegische, von Leiden durchgeistete Ausdruck in den meisten italiänischen Gesichtern auf: das ganze Volk schien innerlich krank zu sein und zu verkümmern unter dem langjährigen Drucke der aufgezwungenen Fremdherrschaft. Nur beim Anhören berauschender Musik brach die verhaltene Leidenschaft mit stürmischer Wildheit hervor, wie Heine zu bemerken Gelegenheit fand, als er im Theater della Scala der Aufführung einer neuen Rossini'schen Oper beiwohnte. „Der leidende Gesichtsausdruck," schreibt er in seinem Reiseberichte (Ebd., S. 123), „wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner brittischen Gasthofsgefährten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Ihr Italiäner, sagte er, scheint

für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liede selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug, und die jetzt gewaltig hervorbrausen." — „Freilich," sagt Heine ein andermal (Ebd., S. 85), als er, vor der Thür einer Botega seinen Sorbet schlürfend, einem Trio von Straßenmusikanten lauschte, die ein leidenschaftliches Gesangsstück aus irgend einer beliebten Opera buffa mit leidenschaftlichster Lebendigkeit vortrugen, — „um die heutige italiänische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehn, muss man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden, seine Freuden, kurz seine ganze Geschichte, von Romulus, der das heilige römische Reich gestiftet, bis auf die neueste Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Augustulus II. Dem armen geknechteten Italien ist ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Musik die Gefühle seines Herzens kundgeben. All sein Groll gegen fremde Herrschaft, seine Begeisterung für die Freiheit, sein Wahnsinn über das Gefühl der Ohnmacht, seine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei sein leises Hoffen, sein Lauschen, sein Lechzen nach Hilfe, alles Dieses verkappt sich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegischer Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von schmeichelnden Karessen zu drohendem Ingrimm überschnappen. Das ist der esoterische Sinn der Opera buffa. Die exoterische Schildwache, in deren Gegenwart sie gesungen und dargestellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieser heiteren Liebesgeschichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner seine tödlichsten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Aristogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das ist halt närrisches Zeug, sagt die exoterische Schildwache, und es ist gut, dass sie Nichts merkt. Denn sonst würde

der Impresario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärrische Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecherischer Umtriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Kolumbine müsste sich über dieses Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, dass solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiänischen Demagogen pfiffiger sind, als die armen Deutschen, die, Aehnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber so auffallend trübselig aussahen, und bei ihren gründlichen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, dass die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mussten."

Der prächtige Dom zu Mailand, dessen Fortbau Napoleon so eifrig betrieben hatte, und mehr noch die Fahrt über das Schlachtfeld von Marengo boten Heine willkommenen Anlass, sich über seinen „Bonapartismus", der ihm nicht bloß von Varnhagen und Rahel, Börne und Lindner, sondern auch von manchem böswilligen Gegner scharf vorgerückt worden war, gegen Freund und Feind bestimmt zu erklären. Diese Erklärungen sind von Wichtigkeit, da Heine den hier ausgesprochenen Ansichten in der Folgezeit unverbrüchlich treu geblieben ist, und durch seine poetische Bewunderung der Heldengestalt Napoleon's sich weder zu einer Anpreisung des Imperialismus der älteren, noch der neueren napoleonischen Dynastie verlocken ließ. „Ich bitte dich, lieber Leser," heißt es in der „Reise von München nach Genua" (Ebd., S. 129), „halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that

es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Missverständnis, dass die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt dass sie jetzt darnieder liegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiss allerletzten Sieg. Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für alle Mal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo . . . Auf diesem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhms, dass er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer." In ähnlichem Sinne schrieb Heine später bei Rückführung der Asche des Kaisers nach Frankreich (Bd. IX, S. 95 u. 225), dass Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Despot, gekrönte Selbstsucht" war und die Gesetze mit Füßen trat, dass aber die Leichenfeier „nicht diesem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes" gelte, sondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte" . . . „Der Kaiser ist todt und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, dass er todt ist. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Menschheit athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem

Grabe erhebt sich eine industrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette oder James Watt, den Baumwollespinner."

In Genua hielt sich Heine fast eine Woche lang auf, und besuchte namentlich die Gemäldegalerie im Pallaste Durazzo, wo ihn treffliche Bilder von Paul Veronese, Giorgione und Rubens erfreuten. Wenn man den etwas prahlerisch klingenden Versicherungen eines Briefes an Moser glauben darf, scheint er dort auch (vielleicht aus Anlaß eines Liebesabenteuers) — die Bekanntschaft der verrufenen italiänischen Bravos gemacht zu haben; wenigstens schreibt er dem Freunde (Bd. XIX, S. 330): „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geschworen, mich zu erstechen; die Polizei sagte mir, solche Leute hielten gewissenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureisen — ich blieb aber sechs Tage, und ging, wie gewöhnlich, des Nachts am Meere spazieren. Ich lese alle Abend im Plutarch, und ich sollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?" — Nach mehrtägigem Verweilen in Livorno, wohin er eine Schiffsgelegenheit gefunden, traf Heine am 1. September in den Bädern von Lucca ein, deren wild romantische Lage in den Apenninen allsommerlich eine große Zahl von Touristen und Badegästen anlockt. Der Dichter verlebte hier in der frischen Bergluft und unter täglichem Gebrauch der berühmten heißen Mineralbäder von Ponte Seraglio vier herrliche Wochen. Im Anfang seiner Reise hatte er sich freilich durch seinen Mangel an Kenntnis der italiänischen Sprache vielfach in der Konversation behindert gefühlt. „Ich versteh' die Leute nicht," klagt er in einem Briefe aus Livorno (Ebd., S. 326), „und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbröckelter Longobardenthurm, so ein verwittertes gothisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Palläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des

Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht, und statt Dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht, und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache. Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht, — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße.“ — In der Mußezeit, welche Thermalbäder, Gebirgsexkursionen und der Umgang mit schönen Frauen ihm übrig ließen, begann Heine in seiner weinlaubumrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang seines italiänischen Tagebuches für das „Morgenblatt“ auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Absicht, Diesem sein neues Werk, die Frucht seiner Reise nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!“ hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geschrieben (Ebd., S. 336), „die Seele ist mir so voll, so überfließend, dass ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt“ abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewusst habe. Ich muss bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da

es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen schon jetzt zu sagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu diesem Buche hergeben müssen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch sein Sie nicht in Angst, es wird Ihnen auch erst zum Lesen gegeben, und es wird viel Artiges und meist Sanftes enthalten. Ich muss Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Gesinnungen geben, Sie haben's um mich verdient." Als Schenk jedoch seinem Versprechen, dem Freunde eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken, nicht nachkam, sondern ihn, wie Heine gegen Varnhagen behauptet [184]), den Jesuiten sakrificierte, wurde den „Bädern von Lucca", statt der schwerlich allzu willkommenen Dedikation an den bairischen Staatsminister, der jedenfalls geeignetere Name Karl Immermann's voran gestellt.

In Florenz gefiel sich Heine so gut, dass er dort die ersehnten Nachrichten aus München abzuwarten beschloss, und seinen Aufenthalt bis gegen Ende des Novembermonats verlängerte. Bei seinen Wanderungen durch die Kunstsammlungen und Gemäldegalerien der ruhmvollen Medicäerstadt begegnete er wiederholt dem Kronprinzen von Preußen, welcher zu jener Zeit ebenfalls Italien bereiste. „Ich bin," scherzt er in einem Briefe an Cotta (Bd. XIX, S. 347), „mit diesem Fürsten mehrmals solcher Art zusammen getroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu sprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, dass ich mal unter seiner Regierung auf die Festung käme. Es ist seltsam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böse, welches sie einst thun können, und nicht an das Gute, welches sie wahrscheinlich thun werden. Der Mensch fürchtet immer mehr, als er hofft." Dagegen machte Heine in Florenz die Bekanntschaft des Kunstschriftstellers Karl Friedrich von Rumohr, welcher dem Kronprinzen dort als Cicerone diente, und sowohl mit Cotta wie mit dem Grafen Platen befreundet war. Letzterer konnte es nicht verschmerzen, dass Heine im zweiten Bande der „Reisebilder" (Bd. I, S. 187) ein paar spöttische Xenien Immermann's über die westöstlichen Gaselendichter hatte abdrucken lassen [185]). Obschon kein Name genannt worden war, hielt Platen, der kurz zuvor zwei Hefte „Gaselen" und einen „Spiegel des Hafis"

herausgegeben, sich überzeugt, dass die Spitze jener Stachelverse vorherrschend gegen ihn gerichtet sei [186]), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantischen Oedipus“ an den Bekrittlern seines Dichterruhms ein rhadamantisches Strafgericht zu üben. Mit gewohnter Selbstüberhebung schrieb er am 18. Februar 1828 seinem Freunde Fugger, der ihm zuerst die in Rede stehenden Epigramme nach Italien gesandt hatte [187]): „Was den Juden Heine betrifft, so wünschte ich wohl, dass meine Münchner Freunde (denn er ist in München) ihn gelegentlich mystificierten und ihn zur Rede stellten, was ihn zu dem Wagestück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetschen kann, so unbarmherzig zu behandeln? Er solle sich gnädiger anlassen, und meine Gaselen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylvester de Sacy's erhalten, wenigstens nicht ganz verachten u. s. w.“ — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reisen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt (Bd. II, S. 298), dass Platen sehr feindselig gegen ihn gestimmt sei, und seinen Groll wider ihn und Immermann in einem aristophanischen Lustspiele ausgelassen habe, dessen erster Akt bereits dem Grafen Fugger zugesandt worden. Es ist begreiflich, dass Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegerische Stellung einnahm, und bei seinem Zusammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verstehen gab, wie es ihm ein Leichtes sei, den gräflichen Dichter bei dem deutschen Publikum als Aristokraten zu verdächtigen, und seine Vergötterung des eigenen Geschlechts den Damen ans Herz zu legen [188]). Der Freund Platen's verfehlte nicht, Diesem die Aeußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und so glauben wir gern, dass der Verkehr zwischen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein sehr steifer und förmlicher blieb. „Ich sehe ihn selten,“ schrieb Heine an Cotta (Bd. XIX, S. 347); „er kann mich nicht ausstehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht sonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundschaft zwischen uns aufkommen.“ Platen selbst, der sich im Sommer und Herbst 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreise eintraf, ist Letzterem niemals persönlich begegnet. —

Ursprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf

Stahr erzählte [189]), die Absicht gehabt haben, seine italiänische Reise bis nach Rom auszudehnen, obschon diese Angabe nicht mit den Worten eines Briefes an Moser aus den Bädern von Lucca (Bd. XIX, S. 328) übereinstimmt, wonach der Dichter von dort schon über Florenz und Bologna nach Venedig zurück zu reisen gedachte. Wie Dem aber auch sei, jedenfalls gelangte er südwärts nicht über Florenz hinaus. Nachdem er dort sechs oder sieben Wochen verweilt hatte, überfiel ihn plötzlich eine so krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater, dass er sich eiligst auf den Heimweg begab, und selbst Venedig nur im Fluge sah. Anscheinend war seine Beängstigung ganz grundlos, aber er vermochte sich derselben nicht zu entschlagen. In Venedig empfing er einen Brief seines Bruders, welcher ihm schrieb, dass der Vater lebensgefährlich erkrankt sei, und dass Heinrich bei Herrn Textor in Würzburg Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war sein Vater todt. Dieser war im Sommer 1828 mit der Mutter von Lüneburg nach Hamburg übergesiedelt, wo der zweite Sohn, Gustav, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, inzwischen ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte, das Anfangs auf dem Großen Burstah Nr. 90, später auf dem Zeughausmarkte Nr. 10 betrieben ward. Im letzterwähnten Hause erlag Samson Heine am 2. December 1828 den Folgen eines Nervenschlages, und wurde am 5. December auf dem israelitischen Friedhofe zu Altona bestattet [190]). Die Verhältnisse der Familie müssen auch um jene Zeit Nichts weniger als glänzend gewesen sein, da die Kosten des einfachen Begräbnisses, wie sich aus den noch vorhandenen Gemeinde-Rechnungen ergiebt, von Salomon Heine gedeckt wurden. Die Mutter bezog bald nach dem Hinscheiden ihres Gatten, den sie um mehr als dreißig Jahr' überlebte, eine Wohnung auf dem Neuenwall Nr. 28, Lit. D. Erst während der Brandtage im Mai 1842 übersiedelte sie nach dem kleinen Häuschen in der Dammthorstraße Nr. 20, das sie bis zu ihrem am 3. September 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ [191]). Gustav Heine, der in seiner kaufmännischen Karrière so wenig wie einst sein älterer Bruder von Erfolg begünstigt ward, liquidierte sein Geschäft bereits im Sommer 1829, und trat unter dem Familiennamen der Mutter — deren holländisches

van er in ein adliges von Geldern verwandelte — in östreichische Kriegsdienste, wo er nachmals zum Dragonerofficier aufrückte. Der jüngste Bruder, Maximilian, ging nach Vollendung seiner Universitätsstudien nach Russland, machte als Militärarzt den berühmten Zug des Generals Diebitsch über den Balkan, sowie zwei Jahre später die Kampagne zur Niederwerfung des polnischen Aufstandes mit, und ließ sich dann als praktisierender Arzt dauernd in St. Petersburg nieder, wo er sich vor einigen Jahren mit Henriette von Arendt, der Wittwe des Leibarztes von Kaiser Nikolaus I., verheirathete. Die „Bilder aus der Türkei", welche er 1833 mit einer Dedikation an das russische Heer veröffentlichte und die unlängst erschienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie" athmen eine fanatische Bewunderung russischer Zustände [192]), und es ist ein bizarres Spiel des Schicksals, daß von den Brüdern eines Dichters, dessen Leben dem Kampfe für die liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine den Heldenkampf des unglücklichen Polens mit schnödem Hohn begeiferte, der andere als Lanzknecht des Servilismus dem freiheitsfeindlichen Systeme der östreichischen Regierung erst seinen Arm, dann in dem von ihm geleiteten „Wiener Fremdenblatte" seine Feder lieh, und zum Lohn für seine der Reaktion geleisteten Dienste schließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter diesen Umständen erklärt es sich leicht, daß der geistige Verkehr Heinrich Heine's mit seinen Brüdern — wie auch die neuerdings von Maximilian Heine veröffentlichten Briefe beweisen — ein höchst oberflächlicher blieb und sich meist auf Geld- und Familienangelegenheiten beschränkte. Schon aus München schrieb H. Heine seinem Freunde Merckel: „Willst du Mord und Todtschlag verhindern, so geh zu Campe und sage ihm, daß er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Gustav geben soll. Denk dir, Dieser, auf dein Beispiel sich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu schreiben! Ich berste vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimnisse meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue!" Auch nach einem Besuche seines Bruders Gustav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine gegen

Campe (Bd. XXI, S. 169), wie er gespürt habe, „dass die Verschiedenheit der politischen Ansichten sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluss ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguss . . . Meine Uebersiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder." — „Von meinem Bruder," heißt es in einem der nächstfolgenden Briefe (Ebd., S. 184), „habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte." — „Mein Bruder schreibt mir," bemerkt H. Heine ein andermal (Ebd., S. 225), „dass das östreichische Verbot des ‚Romancero' durch das Gedicht ‚Maria Antoinette' motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, dass ich hinfüro Oestreich schone. Wahrlich, den Oestreichern ist es nichts Neues, dass Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden." Charakteristisch ist eine Antwort, die Heinrich Heine einige Jahre vor seinem Tode seinem Bruder Gustav gab, als Dieser sich naiver Weise erbot, die neuesten Gedichte Desselben durch Aufnahme in sein Blatt zu verbreiten. Heinrich — so erzählt Maximilian Heine [103]) — war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloses Gesicht und sagte dann im demüthigsten Tone: „Ach, lieber Bruder, du hast Recht; Das ist eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden!" Uebereinstimmend hiermit, schrieb H. Heine an Campe, als Gustav Heine sich bald nachher eine den Letztern injuriierende Einmischung in Dessen Geschäftsbeziehungen zu dem Dichter erlaubt hatte [104]): „Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir? Habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, dass ich Alles so einrichten werde, dass er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen,

der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe*) selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als Solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hinein fiel und während der wenigen Tage seines Aufenthalts die meisten Familienglieder gegen einander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daſs er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mussten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daſs er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. Man meint wirklich, ich würde ein solcher Narr sein, des Geldes wegen meinen Namen von Gustav für die Feuilletons seines Journales oder sonstwie als Annonce ausbeuten zu lassen. Er hat mir einen bedeutenden Geldvorschuſs gemacht auf Geschäfte, deren Besorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourfieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Mein Bruder Gustav kann auch Nichts wissen über meine ‚Memoiren'; er hat nur Vermuthungen und sagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daſs Sie ihn nicht von einer bessern Seite kennen gelernt; er hat sehr viele gute Eigenschaften, er hat sie oft durch die That bewiesen, und nur die verdammte Zwistsucht

*) Dieser Ausdruck ist — wie zur Verhütung von Miſsverständnissen bemerkt sein mag — eine scherzhafte Anspielung auf das Verhältnis des Dichters zu seinem Verleger, das Heine in seinen Briefen an Campe häufig mit einem Ehebündnisse verglich.

und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhasst machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben." — Ungleich günstiger sprach sich Heinrich Heine, nicht bloß in obiger Briefstelle, sondern auch bei andern Gelegenheiten, über den Charakter seines jüngeren Bruders, Maximilian, aus, den er einen „guten Jungen", einen „sehr geistreichen und höchst vernünftigen Menschen" nennt, welcher sein ganzes Zutrauen besitze und es immer verdient habe. Bei der weiten Entfernung zwischen Paris und St. Petersburg und bei der geringen Gemeinsamkeit geistiger Interessen lag es jedoch in der Natur der Verhältnisse, daſs der schriftliche Verkehr auch mit diesem Bruder, den er im späteren Leben nur ein einziges Mal — im Sommer 1852 — persönlich wiedersah, die großen politischen und literarischen Zeitfragen kaum in flüchtigstem Vorüberstreifen berührte. —

Nach kurzem Besuch bei seiner Familie in Hamburg, reiste Heinrich Heine im Anfang des Jahres 1829 nach Berlin, wo er ein Logis in der Friedrichstraße bezog, und von den alten Freunden — Varnhagens, Roberts, Moser und Zunz — mit gewohnter Herzlichkeit empfangen ward. Der Tod seines Vaters hatte ihn in die schmerzlichste Trauer versetzt, in dumpfer Betäubung war er nach Hause gereist, weil er geglaubt hatte, daſs nun die geliebte Mutter auch sterben müsse [195]), und selbst nachdem er Letztere gesund und rüstig, wennschon tief gebeugt durch den Verlust des treuen Lebensgefährten, wiedergefunden, vermochte er doch lange Zeit den Schlag, der ihn so unerwartet getroffen hatte, nicht zu verwinden. In wehmüthigster Stimmung nahm er zu Berlin die in den Bädern von Lucca begonnene Ausarbeitung seiner italiänischen Reiseerinnerungen wieder auf; aber Monate vergingen, bevor er den heiteren Eindrücken des geselligen Lebens von Neuem zugänglich ward. „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen und ihn nie verschmerzen können," sagte er später einem Freunde [196]), als die Rede auf dies Ereignis kam. Noch im Mai 1829 schrieb er an Friederike Robert [197]): „Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Uebermuth und Liebesglück, auf den Höhen

der Apenninen umher jauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird!" Zu so bescheidener Resignation auf seinen Dichterruhm war Heine jedoch nur in seltenen Stunden trübster Verzagnis aufgelegt — Rahel beklagt sich in einem Briefe an Varnhagen, welcher damals in einer diplomatischen Sendung nach Kassel und Bonn reiste, ganz im Gegentheil über Heine's allzustarkes Selbstgefühl, das ihn an ernstlicher Ausbildung seiner Gaben hindere[198]): „Von Heine'n wollte ich dir schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muss, sonst wird's inhaltsleer, und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug." Und nun erzählt Rahel allerlei flüchtige Witzworte Heine's, wie er von einem vielbelobten Tagesdichter gesagt: „So lange Der lebt, wird er unsterblich sein", — wie er die schlechte Aufführung der Bach'schen Passionsmusik bespöttelt: „er hätte acht Groschen Profit dabei; einen Gulden kostete sie, und für einen Thaler hätte er sich ennuyiert", — und wie er endlich in das tollste Gelächter ausgebrochen sei, als Rahel die steife Haltung der ägyptischen Bildwerke vom kulturhistorischen Standpunkte in Schutz genommen und als Gegensatz davon den Wiener Walzer aufgestellt habe, der ihr immer großen Eindruck mache und gefalle, ohne dass sie lange den Grund deutlich gewusst. „‚So wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geschehen ist: gewalzt! Was will der Mensch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigsein!' Heine schlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen, er brach wider Willen aus. ‚Tollheit!' schrie er, ‚toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein, Das ist rasend, solcher Unsinn ward noch nicht gesagt,' und so blieb er lachend. So wie er wieder zu sich war, war es reinster lichter Neid. Ich sagte ihm auch: ‚Den Unsinn möchten Sie gemacht haben.' Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom

Walzer, musste ich ihm erklären; er frug ganz ernsthaft, und fand es dann sehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich sah ich ihn nie.“ — Wenige Tage nachher war Heine auf dem besten Wege, sich mit der geistreichen Freundin ernstlich zu brouillieren. Dieselbe hatte ihm auf eine etwas eitle Bemerkung über den Vorzug, welchen er ihr durch seine häufigen Besuche erweise, halb ärgerlich geantwortet: wenn er so übergroßen Werth auf sein Kommen lege, so wolle sie ihn gar nicht haben! Heine fühlte sich durch diese treuherzig derbe Zurechtweisung bitter gekränkt, und schrieb andern Tages an Frau von Varnhagen ein pikiertes Billett, worin er ihr den freundschaftlichen Verkehr aufkündigte [199]. Er kam jedoch schnell zur Einsicht des Unrechts, das er durch seine gereizten Worte der Freundin zugefügt, und als Diese kurz darauf in schwerer Erkrankung Gesicht und Hände fortwährend mit befeuchteten Rosen erfrischen musste, sandte Heine ihr eine Fülle der herrlichsten Centifolien ins Haus.

„Rosen wurden Brücken, sie führten mich ins Leben,
Rosen waren Wunder, Heine hat sie mir gegeben“,

lauten die kunstlosen Erinnerungszeilen, welche Rahel nach bald erfolgter Genesung in ihr Notizbuch schrieb [200]).

Bei seiner diesmaligen Anwesenheit in Berlin machte Heine im Gesellschaftscirkel des Varnhagen'schen Hauses die Bekanntschaft des Dichters Achim von Arnim und seiner genialen Frau, Bettina, ohne jedoch mit Beiden in ein intimes Verhältnis zu treten. Auch in dem musikalisch geselligen Kreise, der sich im Elternhause des jungen Felix Mendelssohn zu versammeln pflegte, erschien Heine zuweilen als Gast. Unter dem Nachwuchs jüngerer Leute von Geist und Talent, die seinen Umgang suchten, ragten besonders der treffliche Kunsthistoriker Franz Kugler und der geistvolle Moritz Veit — später Buchhändler und Abgeordneter im deutschen Parlament und in der preußischen Kammer — hervor, welcher Letztere ebenfalls mit Moser, Zunz und Lehmann befreundet war. Die Neigungen des erst einundzwanzigjährigen Kugler waren zu jener Zeit noch unentschieden zwischen Musik, Malerei und Poesie getheilt; er versuchte sich mit Glück in allen drei Künsten, während er sich gleichzeitig schon mit Ernst in das

Studium der mittelalterlichen Architektur vertiefte. Als Zeugnis seines Verkehrs mit Heine existiert noch eine mit der Feder gezeichnete Porträtskizze, die er von Demselben entwarf, und die zu den ähnlichsten Bildern gehört, welche wir aus der Jugendperiode des Dichters besitzen. Nur die Backenknochen drücken etwas zu stark auf das Auge, und die Arme sind verhältnismäßig zu lang. Der melancholische Charakter der Züge, den wir auf der Grimm'schen Radierung bemerkten, nimmt hier einen weicheren, minder starren Ausdruck an. Das Bild, welches auch (bei E. H. Schroeder in Berlin) im Kunsthandel erschienen ist, trägt auf der linken Seite die von H. Heine geschriebene Notiz: „So sah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829.“ — Moritz Veit, ein Sohn des angesehenen Kaufmanns Philipp Veit, in dessen gastlichem Hause sich jeden Donnerstag die glänzendsten jüdischen Kapacitäten der Hauptstadt versammelten, beabsichtigte damals mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder die Herausgabe eines Berliner Musenalmanachs, und forderte auch Heine zu Beiträgen auf. Dieser schrieb jedoch an Moser (Bd. XIX, S. 354): „Zu dem Almanach werde ich ganz bestimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre, als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann.“ Mit verstärktem Nachdruck wiederholte er drei Wochen später in einem Schreiben an Heinrich Stieglitz die Erklärung, daß mit dem Beschreiten der politischen Arena die Zeit des Versespinnens für ihn vorüber sei: „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daß ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daß ich Ihnen deßhalb gar Nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen. Glauben Sie nur nicht, daß ich Dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewußtsein, daß ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen

konnte. Ich bitte Sie auch, erschrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es besonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden." Bei diesem vorwiegenden Herauskehren demokratischer Tendenzen zog sich Heine misstrauisch von manchen Freunden zurück, deren politische Gesinnung ihm zweifelhaft erschien. So nahm u. A. das früher so herzliche Verhältnis zu Joseph Lehmann jetzt eine merklich kühlere Farbe an, weil Derselbe als Mitarbeiter bei der neubegründeten „Preußischen Staatszeitung" eingetreten war, und Heine dieser Stellung, wiewohl irrthümlich, einen officiösen Charakter beimaß. — Ende Februar kam auch der Baron von Cotta mit seiner Gemahlin auf einige Wochen nach Berlin. Heine, der ihnen häufig im Varnhagen'schen Salon begegnete, war mit Erfolg bemüht, das Interesse des frei denkenden Buchhändlers für die gelehrten Forschungen von Leopold Zunz auf dem Felde der jüdischen Literaturgeschichte zu erwecken, und Cotta erklärte sich gern bereit, eine von Demselben zu schreibende Einleitung in die Wissenschaft des Judenthums zu verlegen; doch ist das Werk nicht erschienen, weil Zunz durch andere Arbeiten an der Ausführung seines damaligen Planes verhindert ward.

Gegen Mitte April übersiedelte Heine nach Potsdam, wo er drei Monate hindurch in ländlicher Stille fleißig am dritten Bande der „Reisebilder" arbeitete. Er wohnte bei Herrn Witte auf dem Hohen Weg Nr. 12, und lebte, wie er der schönen Friederike Robert schrieb, Anfangs so einsam wie Robinson auf seiner Insel: „Mein Stiefelputzer ist mein Freitag, die Hausmägde sind meine Lamas u. s. w. . . . Es ist hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläst ein kalter Verstandeswind in die jungen Kelche, die sich ängstlich wieder schließen . . . Ich befinde mich in jeder Hinsicht schlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterscheiden!" Der nächste Brief meldet [201]): „Ein ganz einsamer Robinson bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere sind bei mir gelandet, Menschenfresser. Gestern Abend im Neuen Garten gerieth ich sogar in eine Damengesellschaft, und saß zwischen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des

Admet. Vorgestern war ich in Sanssouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! Du heiliger Gott! Das ist Alles nur ein gewärmter, grün angestrichener Winter, und auf den Terrassen stehen Fichtenstämmchen, die sich in Orangenbäume maskiert haben. Ich spazierte umher und sang im Kopfe:

> Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
> Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das singt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor'. Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünschter Prinz, bin so kummerweich gestimmt, dass ich sterben möchte. Und ach! wer todt zu sein wünscht, Der ist es schon zur Hälfte." — Am 7. Juni schickte Heine die zweite Hälfte seiner „Reise von München nach Genua" und die Anfangskapitel der „Stadt Lucca" zum Abdruck im „Morgenblatte" nach Stuttgart. In dem Begleitschreiben an Cotta protestierte er nachdrücklich gegen jede Verstümmelung seines Manuskripts [170]): „Ist der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, so bitte ich, mir dasselbe unter Varnhagen's Adresse zurück zu schicken. Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern missfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht missdeuten. Ich finde jetzt, dass es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muss mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist." Trotz dieser bestimmten Erklärung, wurden die übersandten „Italiänischen Fragmente" erst im November des Jahres — und zwar nur zum kleinsten Theile und arg beschnitten — im „Morgenblatte" abgedruckt. „Sämmtliche Redakteure Cotta'scher Zeitschriften," klagt Heine (Bd. XIX, S. 362) in einem Briefe an Immermann, „sind mir feindlich, im ‚Morgenblatt' verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav." Dem Letzteren schrieb er am 14. December 1829: „Wenn ich dies Jahr Weniger gab, als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten im Stande ist, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, wesshalb mir auch die Redaktion Einiges zurückschicken und ich noch viel Mehr zurück behalten musste."

Die ländliche Zurückgezogenheit H. Heine's wurde, abgesehen von einem kurzen Besuch seines Hamburger Verlegers Julius Campe, nur einmal durch mehrtägiges Beisammensein mit dem Dichter Heinrich Stieglitz und seiner Frau Charlotte unterbrochen, die einige Jahre später so tragisch endete. Das seit Kurzem vermählte junge Ehepaar machte während der Pfingstferien einen Ausflug nach Potsdam und verlebte in Heine's anregender Gesellschaft glückliche Stunden. Fast täglich wurden gemeinsame Touren nach den umliegenden Hügeln und Seen ausgeführt, und mit besonderem Interesse ließ Heine sich von Stieglitz aus dem Manuskript seiner „Bilder des Orients" die Perle dieser Dichtungen, das „Frühlingsfest in Kaschmir", vorlesen[202]). Auf die Frage Charlottens, mit welcher poetischen Arbeit er selbst gegenwärtig beschäftigt sei, erwiderte Heine mit gutmüthiger Selbstironie: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, schöne Frau, lesen Sie niemals das abscheuliche Zeug, das ich jetzt schreibe!" Aber wie ungetrübt fremden Beobachtern um diese Zeit noch der Frieden der Stieglitz'schen Ehe erscheinen mochte: die Wolkenschatten künftiger Stürme zogen doch schon langsam herauf, und Heinrich Heine las in den mißmuthigen Zügen des mit sich selbst und der Welt zerfallenen Dichters und in den schwärmerisch aufleuchtenden Blicken der willensstarken Charlotte die Anzeichen einer schreckensvollen Tragödie. Maximilian Heine, welcher auf der Durchreise durch Potsdam mit seinem Bruder einige Stunden in der Gesellschaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz verbrachte, erzählt Folgendes über diesen merkwürdigen Besuch: „Der Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen soll, ein ängstlicher zu nennen. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, Ueberquellen dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und seine bewunderungswürdige Charlotte waren ernst, mein Bruder dagegen ausgelassen heiter; was mich betrifft, den bescheidenen Beobachter, so fielen mir die sonderbaren Kontraste nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. ‚Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts,' rief Stieglitz aus, ‚sind die thatvollen

großen Frauencharaktere verschwunden, und die Weiber sind hervorgetreten.' — ‚Sie meinen doch nicht die Berliner Waschweiber?' unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinsterten sich plötzlich die schönen Gesichtszüge Charlottens, sie wandte sich rasch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf seine Schulter, und sagte mit einem mir unvergesslichen Ausdruck ihrer Stimme: ‚Also du glaubst wirklich, es gebe heut zu Tag keine Frauen mehr wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präsentierte?' — ‚Jedenfalls,' setzte Heine scherzend hinzu, ‚gehörte er mehr zu den Weibern.' Auf dem Heimwege brach er in die prophetischen Worte aus: ‚Max, Die sind nicht glücklich zusammen, Die zanken nicht mit einander, sondern hadern mit dem Schicksal. Das ist die schlechteste Sorte von Verdruss, und ich sage dir, entweder er wird verrückt, oder sie begeht einen Selbstmord.'"

Anfangs August treffen wir Heinrich Heine auf dem rothen Felsen von Helgoland, wo er bei Brother Nikkels logierte und zwei Monate lang mit bestem Erfolg das kräftigende Seebad gebrauchte. „Ich befinde mich wohl und heiter," berichtete er seinem Freunde Moser (Bd. XIX, S. 356 ff.). „Das Meer ist mein wahlverwandtes Element, und schon sein Anblick ist mir heilsam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erst, unsäglich elend gewesen, als ich mich in Berlin befand; du hast gewiss darunter leiden müssen. Ein melancholischer Freund ist eine Plage Gottes. . . . Ich wünschte, du sähest mal das Meer; vielleicht begriffest du die Wollust, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fisch mit heißem Blute und schwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fisch auf dem Lande." Unter den Badegästen, mit denen er näheren Umgang pflog, ist vor Allem der Kunstschriftsteller Karl Schnaase zu nennen, welcher damals noch als Regierungsbeamter in Marienwerder angestellt war, aber schon im folgenden Frühjahr an das Landgericht zu Düsseldorf versetzt wurde und dort mit Immermann in anregendsten Verkehr trat. Ein häufiger Begleiter auf Heine's Fahrten um die Insel war ein Herr Vogt, der mit ihm zuletzt fast allein auf Helgoland zurück blieb, und sich kurz nach der Abreise des Dichters aus Liebesgram erschoss. „Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt,"

schrieb Heine, als er Immermann diese Nachricht zur Mittheilung an Schnaase meldete (Ebd., S. 376), „daſs ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoſs noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt."

Am 30. September kehrte Heine aus dem Seebade nach Hamburg zurück, wo er für längere Zeit seinen Aufenthalt nahm. Anfangs miethete er sich eine abgelegene Wohnung in der zweiten Etage des Schimmelmann'schen Palais in der Mühlenstraße; schon gegen Ende December zog er indeſs zu der Mutter auf dem Neuenwall. Der dritte Band der „Reisebilder" war in Helgoland wenig gefördert worden, aber Campe, der seit zwei Jahren auf denselben gewartet und das Papier längst bereit liegen hatte, drängte um Ablieferung des Manuskripts, und schickte die erste Hälfte des Buches in die Druckerei, ehe noch die letzte Hälfte fertig geschrieben war. Sofort entspannen sich, wie bei Herausgabe des vorigen Bandes, wieder ärgerliche Streitereien über die äußere Ausstattung des Buches. Wie damals, fand Heine das ihm vorgelegte Druckpapier nicht elegant und fest genug, und bestand darauf, sein Manuskript zurück kaufen zu wollen, wenn Campe nicht für besseres Papier sorge. „Hier erhältst du den ersten Aushängebogen," schrieb er an Merckel, der ihm bei Durchsicht der Korrekturen behilflich war. „Das ist also das Papier, das meiner so sehnsüchtig harrte, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisächte. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmuth." Nur mit Mühe gelang es dem Zureden Merckel's, den komischen Zorn seines Freundes zu beschwichtigen und einen Ausgleich der durch beiderseitigen Eigensinn verschärften Differenz zuwege zu bringen. Campe entschloſs sich endlich zur Wahl eines kostspieligeren, milchweißen Papiers, und Heine versprach dafür, einige Bogen mehr, als zu denen er sich verpflichtet hatte, zu liefern. In fliegender Eile, während die Setzer von Seite zu Seite auf das Manuskript warteten, schrieb er

jene letzten Kapitel, in denen er seine unfeine Rache an Platen für den „Romantischen Oedipus“ nahm, und so konnte er mit Fug gegen Moser scherzen, dass sein Buch „(irländischer Bull!) die Presse verließ, fast noch ehe es geschrieben war“. — „Ich will jetzt Alles aufbieten,“ heißt es in einem Billett an Merckel vom 5. December, „um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich dir diese Blätter, die ich dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten lassen.“ Diese drängende Hast mag wohl zum Theile Schuld daran gewesen sein, dass in der Diatribe gegen Platen nicht wenigstens einige der verletzendsten Stellen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung gemildert wurden.

Das Buch gelangte um Neujahr 1830 zur Versendung und machte bedeutenden Lärm, ohne jedoch im entferntesten den Beifall der früheren Bände der „Reisebilder“ zu finden. Ein Fortschritt lag allerdings in der gesteigerten Energie, mit welcher der Verfasser die großen politischen Zeitfragen in den Kreis öffentlicher Besprechung zog; aber Dies geschah mit solchem Uebermuth subjektiver Laune und in so theatralischer Fechterpositur, dass gerechte Zweifel an dem Ernst seiner Gesinnung laut werden mussten. Heine selbst legte den größten Werth auf die Betrachtungen, die er auf dem Schlachtfelde von Marengo anstellte, und bei denen er zunächst auf Varnhagen's Zustimmung rechnete [203]). Er entwickelte hier zum ersten Mal ausführlich jenen kosmopolitischen Gedanken, welchen er in dem Briefe an Dr. Gustav Kolb als Motto für die beabsichtigte Fortsetzung der „Annalen“ vorgeschlagen hatte. Anknüpfend an die Hoffnung, daß mit Napoleon die Periode der Eroberungskriege geschlossen sei, fährt der Dichter fort (Bd. II, S. 131 ff.): „Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wussten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haß, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr

die thörichten Nationalvorurtheile; alle schroffen Besonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäischen Civilisation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien, und es ist ein wundersamer Anblick, wie diese trotz der mannigfaltigsten Farben sich sehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverschiedenheiten sich sehr gut verstehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, so giebt es jetzt auch eine geistige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinsten Krieg, der zwischen den zwei unbedeutendsten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäischen Krieg machen würde, worin sich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Interesse, mischen müssten: so kann jetzt in der Welt auch nicht der geringste Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geistigen Bedeutungen nicht sogleich erkannt, und die entferntesten und heterogensten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieser Parteipolitik, die ich, weil ihre Interessen geistiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall sind, eine Geisterpolitik nenne, bilden sich jetzt, eben so wie vermittelst der Staatenpolitik, zwei große Massen, die feindselig einander gegenüber stehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Losungsworte und Repräsentanten dieser zwei großen Parteimassen wechseln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entstehen die größten Missverständnisse, diese werden durch die Diplomaten dieser Geisterpolitik, die Schriftsteller, eher vermehrt als vermindert; doch wenn auch die Köpfe irren, so fühlen die Gemüther nichtsdestoweniger, was sie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. Was ist aber diese große Aufgabe unserer Zeit? Es ist die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emancipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist, und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Kettenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, dass Millionen Menschen geschaffen sind als Lastthiere einiger Tausend privilegierter Ritter;

sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, so lange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen können, daß Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Lösung derselben rückt die Menschheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalsystem in Europa gestiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortschritten der Civilisation; jetzt aber hemmt sie diese, empört sie die civilisierten Herzen. Die Franzosen, das Volk der Gesellschaft, hat diese Ungleichheit, die mit dem Princip der Gesellschaft am unleidlichsten kollidiert, nothwendigerweise am tiefsten erbittert, sie haben die Gleichheit zu erzwingen gesucht, indem sie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abschnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menschheit. Lasst uns die Franzosen preisen! sie sorgten für die zwei größten Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft, für gutes Essen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunst und in der Freiheit haben sie die größten Fortschritte gemacht, und wenn wir einst Alle als gleiche Gäste das große Versöhnungsmahl halten und guter Dinge sind — denn was gäbe es Besseres als eine Gesellschaft von Pairs an einem gut besetzten Tische? — dann wollen wir den Franzosen den ersten Toast darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieses Fest gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgesetzt sein wird; aber sie wird doch endlich kommen, diese Zeit, wir werden, versöhnt und allgleich, um denselben Tisch sitzen; wir sind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod, dessen ernstes Gleichheitssystem uns wenigstens nicht so sehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Aristokratismus. Lächle nicht, später Leser. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf sei vor allen der wichtigste, Dieses ist der eigentliche Glaube der Zeit, in diesem lebt sie und stirbt sie, und auch wir wollen leben und sterben in dieser Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgestorbene Seelengespenst, das wir noch so zu benennen pflegen — unser heiliger Kampf dünkt uns der wichtigste, wofür jemals auf dieser Erde gekämpft

worden, obgleich historische Ahnung uns sagt, daſs einst unsere Enkel auf diesen Kampf herabsehen werden, vielleicht mit demselben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabsehen auf den Kampf der ersten Menschen, die gegen eben so gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubriesen, zu kämpfen hatten." — Diese „Geisterpolitik", als deren diplomatischen Vertreter Heinrich Heine sich einführt, verleitet den philhellenischen Träumer nun freilich sofort zu dem wunderlichen Irrthume, in dem Zaren Nikolaus, weil Derselbe scheinbar zu Gunsten der Griechen gegen die Türken focht, den Gonfaloniere der Freiheit zu erblicken, und ein Weilchen für Ruſslands demokratische Mission zu schwärmen. Im Gegensatze zu England, das in unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen erstarrt sei, wohinter die Aristokratie sich verschanze, sind ihm die Principien, woraus die russische Freiheit hervorgegangen, die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit, von welchen auch die russische Regierung durchdrungen sei, und die sie kosmopolitischen Sinns zu verwirklichen strebe. Der Sonnenaufgang über dem Schlachtfelde von Marengo verscheucht aber diese nebelhaften Gedanken, und der Dichter sieht im Geiste schon den Völkertag herauf dämmern, von welchem sein sehnsüchtiges Herz geträumt: „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben muſsten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häſslichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden muſsten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsre Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab."

Diese und ähnliche freisinnige Betrachtungen über politische und kirchliche Fragen der Gegenwart hätten ohne Zweifel noch weit tieferen Eindruck gemacht, wenn nicht die Persönlichkeit des Verfassers auf jeder Seite seines Buches allzu kokett in den Vordergrund träte. Man lässt es sich gefallen, dass Heine in vertraulichen Briefen an Varnhagen oder andere Freunde über die „vielen Opfer" klagt, die es ihn gekostet, „ganz rücksichtslos zu schreiben" [204]), aber in seinen für die Oeffentlichkeit bestimmten Schriften erregt das beständige Prahlen mit seinem politischen Märtyrerthum, mit dem Hass seiner Feinde und den Verfolgungen, die er zu erdulden habe, die unangenehme Empfindung, dass ihm mehr an der Verherrlichung seiner Person, als an dem Siege der von ihm verfochtenen Ideen gelegen sei. Ein Zufall hat uns das Original-Brouillon des dritten Bandes der „Reisebilder" in die Hand geführt, und wir haben wahrnehmen müssen, wie das selbstgefällige Prunken Heine's mit der „Gefährlichkeit" seiner politischen Schriftstellerei dort in noch grellerer Weise hervor trat. Dem Berichte Hyacinth's über den Rothschild'schen Kinderball folgte u. A. nachstehendes Kapitel (Bd. XXII, S. 288 ff.), auf das wir später bei Besprechung der Heine'schen Denkschrift über Ludwig Börne zurückkommen werden:

„Solche Bücher lässt du drucken!
Theurer Freund, du bist verloren!
Willst du Geld und Ehre haben,
Musst du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu sprechen vor dem Volke,
So zu sprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du bist verloren!
Fürsten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

„Diese Verse, die eigentlich der Extrakt eines sechs Bogen langen Briefes sind, den mir kurz nach Erscheinung des zweiten Bandes

der „Reisebilder“ ein Freund geschrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und sind Schuld, dass ich den ehrlichen Hirsch Hyacinthos nicht weiter sprechen lasse. Ich pflege sonst Nichts zu fürchten, die Pfaffen begnügen sich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben, auf diese Weise der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürsten schütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet setze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothschild empfinde ich zitternde Angst. Ehe ich mich Dessen versehe, schickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und lässt mich nach der ersten, besten Festung abführen. Ich kriege Angst — bin ich in diesem Augenblick auch ganz sicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtsinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beschränktheit nicht genug zu schätzen wusste, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder gesehen habe, täglich mehr achten und sogar lieben lerne, so dass es mir ordentlich schmerzlich wäre, wenn er jemals den Missgriff beginge, mich einzustecken und sich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußischen Regierung den Wink, im Fall sie es mal für dienlich halten sollte, mich einzustecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, sondern sich direkt an mich selbst zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Festung, die man mir nur zu bestimmen hat, hinbegeben, ohne im mindesten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu lassen. Kann man Mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das ist wahrer Patriotismus, wenn man lieber sich selber als Volontär auf die Festung setzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt, sich zu blamieren! Ich sehe in diesem Augenblick, wie den ältesten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen stürzen; nein, rufen sie alle aus, wie sehr haben wir diesen Menschen verkannt! welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieses Gemüthes; denn wisst, aus patriotischer Vorsorge habe ich sogar jetzt schon meine Freunde drauf vorbereitet, dass ich nächsten Sommer einige Monate zum Vergnügen in Spandau zubringen würde, und Das that ich,

damit ich ganz sicher bin, daß die wirklichen Ursachen eines etwaigen Aufenthalts daselbst nimmermehr errathen würden. Ihr seid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: Dieser edle Mensch, dieser zweite Regulus, soll nicht auf die Festung kommen, lieber wollen wir selbst statt seiner dort sitzen. — Aber ich, ich sage euch, ich will hin, ich habe mich auf diese großmüthige That schon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelste Aufopfrungsvergnügen. — Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und schluchzen: Keine Festung, sondern tausend Thaler Zulage! — Welch ein Zeitalter! werden einst die Nachkommen, die dieses Buch lesen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftsteller sich wechselseitig an Großmuth zu überbieten suchten! — Du siehst jetzt, lieber Leser, wie gut ich mit der Regierung stehe. Sei also nicht gleich ängstlich, wenn ich mal laut heraus sage, was Andre so gar heimlich verschweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren: Du, lieber Leser, kannst im Nothfall leugnen, mein Buch gelesen zu haben, oder du kannst sagen, du habest es, sobald du es ausgelesen, mit Unwillen fortgeworfen, es sei ein schlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verstehst mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich selbst betrifft, so habe ich eben so Wenig zu riskieren; ich sage wie Luther in seinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo Gottlob! sie haben mir Nichts gegeben auf dieser Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre sehr politisch gewesen, wenn sie mich unter einer Last von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, sorglos und leicht wie ein Vogel, und singe Freiheitslieder, selbst ein Lied und ein Bild der Freiheit. — Freilich, obgleich man bei unserer jetzigen Civilisation überall seine Bequemlichkeit findet, so möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anschaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Besitzthum käme auch die Furcht und die Knechtschaft. Es verdrießt mich schon genug, daß ich mir vor Kurzem ein Theeservice angeschafft habe — die Zuckerdose war

so lockend schön vergoldet, und auf einer von den Tassen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Tasse war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig schon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Mission ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreisen sollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer festen Anstellung entfliehen müsste. Ich fühle jetzt schon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde so zahm vorsichtig, ich schmeichle oft aus Angst — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein östreichischer Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern sah mich so lockend an, und eben Er, der liebenswürdigste der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich stark genug, meine Porzellanfesseln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstasse, wird zum Fenster hinausgeschmissen, und wer just vorbei geht, mag sich vor den Scherben hüten. — Je mehr ich mein Porzellan betrachte, desto wahrscheinlicher wird mir immer der Gedanke, dass es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindesten, dass er mir auf solche Weise beizukommen sucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit ist mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewisses tendre für Metternich. Ich lass' mich nicht täuschen durch seine politischen Bestrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg besitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächst, kann im Herzen den Servilismus und den Obskurantismus nimmermehr lieben. Es ist vielleicht eine Weinlaune von ihm, dass er der einzige freie und gescheite Mann in Oestreich sein will. Nun, Jeder hat seine Laune, und ich will auch Metternich die seinige hingehen lassen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächstens in Wien gebratene Hähndel essen. Auch mit den Rothschilden will ich es nicht verderben, und ich will nächstens in einem besonderen Buche ihren Werth noch besonders anerkennen und ihre Verdienste preisen." — Abgesehen

von dieser, an sich höchst witzigen Stelle, braucht man Heine's italiänische Reise nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetische Sentimentalität, bald in schalkhaften Humor gekleidete Selbstbespiegelungen zu stoßen, die in ihrer steten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfasser mit den Zeitideen nur tändele und sie bloß artistisch benutze, um seiner Persönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben. Es kann daher nicht überraschen, dass selbst wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moritz Veit, im dritten Bande der „Reisebilder" mehr noch als in den früheren Bänden jene Basis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernst und reinem Willen vermissten, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine," sagt Veit in seiner im „Gesellschafter" vom 3. Februar 1830 abgedruckten Recension scharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als sich selbst, er hat immer so viel mit dem Darstellen seiner Persönlichkeit zu thun, dass er sich nie oder nur höchst selten über dieselbe erhebt; er hat sich nach allen Seiten hin gehen und gewähren lassen, und sich immer in diesem Spiele mit sich selbst zu sehr gefallen, als dass er sich und sein Talent mit entschlossener Resignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poesie ist, so ist es bei ihm die Persönlichkeit. In so weit daher seine Persönlichkeit interessiert, so weit interessieren auch seine Produktionen. Aber eben dieses Spiel mit sich selbst hat in einer so reich begabten aber unbewachten Natur unauflöslichen Zwiespalt erzeugt ... Mitten in den lockenden Strudel großstädtischer Korruption und Ueberfeinerung hinein gerissen, hat er die Unschuld seines Herzens vergiftet, ohne sie gänzlich zerstören zu können, und ohne sich entschieden nach einer Seite hinzuneigen, schwingt er sich wechselweise nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlornen Paradieses als elegischer Seufzer oder als verschollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart, bald betäubt er diesen Schmerz durch bittern Hohn, der sich gegen das Liebste, was er hat, gegen sich selbst oder den Gegenstand seiner Sehnsucht kehrt ... Losgerissen von einem heimatlichen Boden, erscheint er uns stets auf Reisen, indem er nur in

Schweifen zum Genusse seiner Existenz zu kommen vermeint, und doch blutet sein Herz nach einer Heimat. In dem großen Zufluß neuer Bilder und Gedanken, mit denen er sich auf der Reise bereichert, findet seine Persönlichkeit einen freieren Spielraum, seine innern Zustände erweitern sich und sein Witz schweift frei umher und stachelt die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen. Und indem er mit seinem durchdringenden Geiste die Einseitigkeit und Befangenheit Anderer leicht überschaut, kann er gleichwohl nicht aus sich selber heraus, und eben diese Wehmuth über den Zwiespalt des eigenen Innern bestimmt auch in den „Reisebildern" seine Ansichten über die äußere Welt der Geschichte, der Politik, der Literatur. Scheint es doch oft, als ob er sich nur darum über die Sachen und die Menschen lustig machte, um seine Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken, und die beißendste Satire wird ihm unter der Hand zur bittern Selbstpersifflage. Jeder selbständige Zweck, etwa eine klare Erkenntnis der Zustände und der Menschen, liegt ihm hier eben so fern wie früher; nicht als ob es ihm an originellen Ansichten, an glücklichen Bildern und schlagendem Witz fehlte, sondern weil Alles nur in so fern für ihn Werth hat, als es ihm behagt, als es ihm in der Stimmung behagt, in welcher er sich gerade befindet; weil er die Gegenstände nur durch die gefärbte Brille seiner Persönlichkeit ansieht und sie nur in so fern aufzunehmen vermag, als sie dieser mehr oder minder zusagen. Er wird daher schwerlich Etwas schreiben, was nicht durch glänzende Gedanken und pikanten Witz seinen Autor verriethe; man wird ihm in manchen Fällen beistimmen, und in den meisten gestehen müssen, daß, **wenn** die Sache sich so verhält, wie er sie auffasst, das Recht allerdings auf seiner Seite sein würde. Darum werden so Viele an ihm irren; sie suchen eine Norm in ihm, und vergessen, daß gerade die geistreiche Normlosigkeit seine Vorzüge und Mängel bedingt. Höchst befremdlich erschien uns in dieser Beziehung die Stelle im dritten Bande der ‚Reisebilder', wo er sich mit großer Emphase als einen tapfern Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit ankündigt. Wie kommt Heine zu diesem Pathos? Sonderbar! — aus den mannigfachen Be-

strebungen seines Geistes wählt er gerade diese Richtung heraus, die ihm wohl am meisten am Herzen liegen mag, und beredet sich, daſs Dies der Zweck sei, den er mit Daransetzung seiner ganzen Kraft durchführe. Es ist ihm doch also jetzt um einen ernsten und heiligen Zweck zu thun, zu dem er seine Persönlichkeit steigern und erheben müſste und in welchem er sich als in einer höheren Heimat beruhigen könnte: die Ungebundenheit behagt ihm nicht mehr und er sucht gleichsam ein Amt. Vielleicht knüpft sich an dies politische Interesse eine neue Zukunft für ihn an. Bis jetzt aber würde ihn die linke Seite, zu der er sich bekennt, wohl als einen kecken Freibeuter, der dem trägen Feinde so manchen Fouragewagen gekapert, so manchen verlorenen Posten nieder gestreckt hat, mit offenen Armen aufnehmen; aber das Schwert auf seinem Grabe wird sie vorerst in einen schlanken Stoßdegen verwandeln." — Auch was Veit an der künstlerischen Form des dritten Bandes der „Reisebilder", besonders der „Bäder von Lucca", zu tadeln findet, ist im Ganzen beherzigenswerth: „Wenn auch manche Scene meisterhaft gearbeitet ist, und die Charaktere des Marchese und seines Dieners bis zur Unerträglichkeit spiegelwahr gezeichnet sind, so stehen sie doch — weder gegenseitig, noch zum Ganzen, oder vielmehr zur Masse — in so gar keiner Verbindung, daſs man sich an dem Interesse ärgert, welches diese gemeinen Menschen für sich zu erregen fähig waren. Die Gestalten, die uns Heine vorführt, sind alle nur um ihrer selbst willen da und scheinen uns mit frecher Selbstgenüge zuzurufen: nous voilà! Sie sind aus dem Leben gegriffen, aus der Gasse oder dem Salon mit all dem anklebenden Schmutze und den widrigen Parfüms auf das Papier gebannt; sie sind da, weil sie da sind, nicht weil sie als Mittel zu einem höheren Kunstzwecke da sind. Wenn man dergleichen Personagen wie Signora Lätizia, mit den beiden verschrumpften Amorosos und der tollen Franceska, in der Wirklichkeit begegnet, so kann man ihnen doch wenigstens ausweichen und sich allenfalls ärgern, daſs solch ein moralischer und physischer Kadaver, der zufällig vegetiert, sich einbilden kann, noch wirklich in der Welt zu existieren. Möge der Dichter immerhin solche Charaktere treu nach der Natur kopieren: durch die Stellung, die er ihnen in dem Gan-

zen seines Kunstwerks anweist, muß er sie zur Kunstgestalt läutern, muß er ihre innere Richtigkeit darthun — denn das Gemeine ist überhaupt nicht, Das heißt als Resultat, höchstens als Werkzeug. Auf diese Weise kommt siegreicher, als durch pfäffisches Moralisieren, durch die Kunst selbst die moralische Weltordnung zu Ehren. Dies aber ist unerläßlich, und Heine thut sich selbst zu Viel, wenn er sich zu seinen Gestalten erniedrigt. — Was diesem dritten Bande besonders schadet, ist der gänzliche Mangel an neuen Gedichten. Man kann es Heine zum Lobe nachsagen, daß die Poesie ihm nicht zum Handwerk geworden ist: sie ist es ihm vielleicht zu wenig; die Fesseln der Kunstform würden ihn wohlthätig zügeln. Doch auch in anderer Beziehung wird es bemerkbar, daß die fein gebaute Maschine seines Geistes hier und dort an Beweglichkeit und Federkraft müsse verloren haben. Das schlimmste Omen ist, daß Heine anfängt, sich selbst nachzuahmen, was immer, aber besonders bei ihm, etwas Unheimliches in sich hat. Das gespenstische Doppelwesen seines Innern, das uns in früheren Kompositionen, wo nicht erquickt, doch zuweilen wunderbar ergriffen hat, wirft — etwa im Verscheiden? — seine kalten Schlagschatten über seine jetzigen Gemälde. Die Geschichte der todten Maria — wer glaubt daran? Man fühlt wohl, daß es nur der Schatten eines Gespenstes sei, und friert. Auch so manche literarische Taschenspielereien, die früherhin einen pikanten Beigeschmack hatten, nutzen sich nachgerade ab. Die feierlich-komische heilige Alliance mit Immermann, dem Dichter, die muthwilligen und, was unerhört ist, oft witzlosen Neckereien neutraler Gebiete, die zweideutig verkappte captatio benevolentiae durch Ertheilung glänzender Epitheta oder Anführung ganz unpassender Mottos — alles Dies erregt Widerwillen, sobald es stereotype Manier wird, da es nur als Uebermuth oder geistreiche Neckerei geduldet wurde . . . Vor allen Dingen muß sich Heine vor einem Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten. Vielleicht aber ist es eben der Ueberdruß an der losen Form der ‚Reisebilder‘, welche im letzten Bande durch eine noch losere Form sich selbst persiffliert hat, während der Dichter schon auf Höheres sinnt. Die Vermuthung liegt nicht allzu fern; möchte sie wahr werden! Eine Krisis liegt auf jeden Fall zu Grunde,

welche sich eben so in Ueberspannung wie in Erschlaffung der Kräfte äußert."

Wir dürfen uns mit dem Hinweis auf diese eine Beurtheilung des dritten Bandes der „Reisebilder" um so eher begnügen, als dieselbe in gemessenster Weise tadelt, was die Gegner Heine's seinem neuesten Werke in den zeitgenössischen Journalen allerorten mit leidenschaftlicher Bitterkeit vorwarfen. Die Bezichtigung der Immoralität, des unsittlichen Behagens an gemeinen und niedrigen Dingen, der irreligiösen und revolutionären Gesinnung, all' diese gehässigen Denunciationen einer spießbürgerlichen Moral und eines furchtsam servilen Konservativismus erschienen hier auf das richtige Maß zurückgeführt, und der Dichter hatte wahrlich geringe Ursache, sich in den Briefen an Varnhagen [205]) so unwillig über eine Recension zu äußern, die ihn vor keinem andern Tribunal, als vor dem Richterstuhle der Kunst, zur Verantwortung zog. Einen weit feindseligeren Angriff in den „Blättern für literarische Unterhaltung" suchte Varnhagen durch eine Antikritik in einer späteren Nummer (44) desselben Journals zu parieren. In Hamburg trat in den „Litterarischen Miscellen" vom 16. Januar 1830 der Gymnasialprofessor Ullrich mit schulmeisterlicher Pedanterie gegen den Verfasser der „Reisebilder" in die Schranken, warf aber seinem Stile nicht mit Unrecht ein Haschen nach gesucht seltsamen Beiwörtern vor: „Sehnsüchtige Misthaufen! eine blöde Stadt! ein hastig grüner Leibrock! ein pittoreskes Weh! göttlich liederlich! geistreiche Hüften! ein ängstliches Violett! Wehmuth, dein Name ist Kattun! u. s. w. Wohin soll es mit unserer Sprache kommen, wohin ist es mit unserm Verstande gekommen, wenn Dergleichen gut geheißen wird? Wo hätten Herder, Lessing, Schiller, Goethe, Winckelmann je Aehnliches geschrieben? Ja, welchen Sinn soll man bei dem besten Willen mit jenen Worten verbinden? Man nenne diese Rügen nicht engherzige Wortklaubereien; auch sie bezeichnen wesentlich eine entartete Richtung, die nicht heilbringend ist. Das Einfache, Treffende, Wahre scheint nicht mehr auszureichen, so nimmt man denn zum Unnatürlichen und Pikanten seine Zuflucht."

Von befreundeten Stimmen ließen sich, außer Varnhagen,

diesmal wenige zu Gunsten Heine's vernehmen. Ludwig Robert, Gans und Lehmann schwiegen, obschon Heine sie durch die dringendsten Aufforderungen wiederholt anstachelte, ihm in der literarischen Fehde, die er durch sein Buch herauf beschwor, als Bundesgenossen zur Seite zu stehn[206]). Selbst Immermann, dem die „Bäder von Lucca" gewidmet worden und für dessen Märchenepos „Tulifäntchen" (vgl. S. 228 dieses Bandes) Heine im Frühjahr 1830 eine so herzliche Theilnahme bewies, konnte sich nicht entschließen, dem dritten Bande der „Reisebilder" öffentlich das Wort zu reden. Auch Michael Beer, den Heine durch Immermann's Vermittelung ersucht hatte, namentlich Schenk gegenüber den Anwalt seines Buches zu spielen, versprach Dies nur zu thun, soweit seine Ehrlichkeit es gestatte, und fügte ausweichend hinzu[207]): „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, daſs ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfaſste. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lektüre seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satire nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden." Mit ähnlichem Degout sprach sich der ehrliche Moser aus, dem Heine deſshalb in schroffster Weise die Freundschaft aufkündigte. Anfangs ließ er die tadelnden Bemerkungen Moser's unbeantwortet; als Derselbe jedoch sein andauerndes Schweigen mit vollem Rechte der verletzten Poeteneitelkeit beimaß, zerriſs Heine das langjährige Freundschaftsband durch die schnöden Worte[208]): „Diesen Irrthum muſs ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du ver-

stehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert." Für den selbstverschuldeten Verlust eines Freundes wie Moser bot die schwache Vertheidigung des dritten Bandes der „Reisebilder" in einzelnen Journalen des Frühjahrs 1830 einen mehr als kläglichen Ersatz. Es konnte Heine wahrlich nur geringe Genugthuung gewähren, wenn der Maler J. P. T. Lyser in den Hamburger „Lesefrüchten" jenes Jahres (Bd. I., 11tes Stück) mit bombastischen Tiraden über den „fortschreitenden Riesengeist der Aufklärung" dem „Schleicher-Gesindel" den Text las, das der „Sache des Lichts und der Freiheit" nicht beizukommen vermöge und deßhalb über „ihren Streiter" herfalle, — oder wenn die nach Müllner's Tode noch mehr verlumpte „Mitternachtzeitung" (Nr. 162, vom 27. August) über die „bezifferten und bezahlten" Recensenten der Brockhausischen Unterhaltungsblätter witzelte, — oder wenn der Gleich'sche „Eremit" „selbst die Extravaganzen und Abirrungen eines Geistes wie Heine noch lehrreich und gewissermaßen erfreulich" fand. Ein anonymer Aufsatz in Nr. 37. des „Freimüthigen" oder „Berliner Konversationsblatts" — Heine schrieb denselben (Bd. XIX, S. 403) der Feder W. Häring's zu — und eine von Karl Herloßsohn verfaßte Schutzkritik im Leipziger „Kometen" sekundierten dem Dichter etwas geschickter in seiner literarischen Bedrängnis. Herloßsohn, der, wie beiläufig erwähnt werden mag, mit Heine weder persönlich bekannt war, noch je mit ihm in brieflicher Verbindung stand, geißelte vor Allem das thörichte Geschwätz jener Recensenten, welche beständig über die Zerrissenheit des Dichters und die schrillen Dissonanzen seiner Poesie klagten. „In Heine's Gemüth," sagte er, „geht Das vor, was in vielen andern Gemüthern vorgeht, die keinen Kammerherrnschlüssel und taxfreien Legationsrathstitel haben: nämlich die neueste Zeit, und Heine ist ein Dichter der Nation. Fühlt er sich unglücklich, so fühlt er sich darum unglücklich, weil die Zeit schroffe Gegensätze zu seinem poetischen Himmel bildet, und weil sie ihm Gebäude zertrümmert, bevor er sie noch aufgebaut. . . Wir freuen uns seines schönen, lebenskräftigen Talentes, seines kühnen Strebens in der Zeit, seiner wahren Menschenliebe, seiner Begeisterung

für das Vaterland, seines Eifers für das uralte Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit, und sagen: Ja, er ist ein guter Kämpfer in der guten Sache, und gleich ihm giebt es noch Manche, die eben so streben, und die ihn lieben, und die eine spätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird. Wir freuen uns seines heiteren Gedankenspieles, seines Lebensernstes und seines guten Spottes über die alt gewordenen Formen und ihre Träger, über die aristokratischen Haarbeutel, die sich einbilden, Menschen zu sein, wie sie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der frischen, lebendigen Komik, die seine Gestalten bewegt, und der poetischen Färbung seiner Ideale." Die cynische Weise, in der Heine den Platen'schen Angriff erwidert hatte, sucht freilich auch Herloßsohn mehr zu entschuldigen, als zu rechtfertigen, und er giebt sogar dem Leser den Rath: „Die letzten Blätter überschlage in den ‚Reisebildern', du gewinnst Nichts durch die Lektüre derselben, du könntest vielleicht verstimmt werden und unsern Heine weniger lieben, als er's verdient."

Sicherlich war die skandalöse Polemik gegen den Grafen Platen, welche den dritten Band der „Reisebilder" abschloß, ganz dazu angethan, das unvortheilhafteste Licht auf den Charakter Heine's zu werfen, und seinen Freunden jede erfolgreiche Vertheidigung so maßloser Ausfälle auf einen literarischen Gegner unmöglich zu machen. „Ich habe mich," schrieb Campe in einem vertraulichen Briefe an Wilhelm Häring, „vor und bei dem Abdrucke gesträubt, soviel es mir möglich war, um diesen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf sein Serail stecken; dabei hatte es sein Bewenden." Heine war freilich aufs äußerste gereizt worden, und Platen hatte sich im „Romantischen Oedipus" gegen ihn ebenfalls der unredlichsten Waffen bedient. Er hatte ihm, in dasselbe Horn mit den Münchener Junkern und Jesuiten stoßend, voll schnöder Intoleranz den „Synagogenstolz" des „getauften Juden" vorgerückt, hatte ihn den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin", den „Petrark des Lauberhüttenfests", „des sterblichsten Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen „Küsse Knoblauchsgeruch absondern", und zu all' diesen unwürdigen Schmähungen war er durch nichts Anderes provociert worden, als durch den Abdruck

einiger wohlberechtigten Epigramme Karl Immermann's im zweiten Bande der „Reisebilder". Wohlberechtigt in der That war der Xenienspott Immermann's über die seit Anfang der zwanziger Jahre grassierende Nachahmung orientalischer Dichtungsweisen, welche bereits in alexandrinische Formtändelei ausartete, und von Keinem mit prätentiöserem Eifer, als von dem Grafen Platen, betrieben ward. Wie Viel sich Dieser schon auf seine ältesten, an künstlerischem Werthe sehr ungleichartigen Gaselen zu Gute that, zeigt uns das ruhmredige Vorwort seiner ersten Gedichtsammlung, der 1821 erschienenen „Lyrischen Blätter". Als Immermann die erwähnten malitiösen Epigramme drucken ließ, hatte Platen noch kein einziges Werk veröffentlicht, das ihm begründeten Anspruch auf jene Lorberkränze verliehn hätte, die sein ehrgeiziger Sinn heute schon mit kindischer Ungeduld als Lohn seines Strebens von der Kritik einforderte, statt bescheiden zu erwarten, daß sie ihm später als freie Gabe des Dankes und der Bewunderung von selbst zufielen. Es soll jedoch nicht behauptet werden, daß nur ein kleinliches Rachegefühl verletzter Eitelkeit das Motiv zur Abfassung des „Romantischen Oedipus" gewesen sei. Durch die unerhörte Gehässigkeit seiner Invektiven trug Platen allerdings die Hauptschuld daran, daß sein Streit mit Heine und Immermann in persönlichen Skandal ausartete — ursprünglich aber lagen auf beiden Seiten ehrenhaftere Motive zum Grunde. Wie Platen bereits in seinen früheren Lustspielen, vor Allem in der „Verhängnisvollen Gabel", dem „lockern Sanskulottismus" romantischer Formlosigkeit den Krieg erklärt und, an die antiken Muster sich anlehnend, auf natürliche Einfachheit der Sprache, Korrektheit der Bilder, rhythmischen Wohllaut der Verse, Reinheit der Reime, mit einem Wort auf eine makellose Handhabung der künstlerischen Technik gedrungen hatte, so nahm er auch im „Romantischen Oedipus" diesen Kampf mit verdoppelter Kraft wieder auf. Daß er in seiner Literaturkomödie gerade Immermann und Heine zu Repräsentanten jener so scharf von ihm befehdeten, alle Kunstgesetze verachtenden hyperromantischen Richtung wählte, war zunächst freilich ein Akt persönlicher Rache. In einem Briefe an Gustav Schwab gestand Platen selbst, daß er von Immermann Nichts, außer dem Trauerspiel

„Cardenio und Celinde", gelesen habe, und er bat seinen Freund Fugger, ihm aus der Tyrolertragödie, deren Titel er nicht einmal kannte, „Etwas von der Handlung und einigen pikanten Unsinn" mitzutheilen, dessen er für den Schluß des fünften Aktes benöthigt sei. Auch von Heine waren ihm nur einzelne Lieder zu Gesicht gekommen, und er lernte die „Reisebilder" erst kennen, nachdem er das fertige Manuskript des „Oedipus" schon nach Deutschland geschickt hatte. Vergebens ermahnte ihn Fugger, die Angriffe auf Heine zu mildern und Letzterem wenigstens keinen Vorwurf aus seiner jüdischen Abstammung zu machen [209]) — Platen ließ sich zu keiner Mäßigung bewegen, und nahm es ebendrein dem wohlwollenden Freunde fast übel, daß er für den „Pfuscher" um Schonung gebeten. So verfehlte der giftgetränkte Pfeil, am Ziele vorbei schnellend, seine Wirkung, und prallte auf den Schützen zurück. Weder Heine, noch Immermann wurden durch den Spott Platen's vernichtet, während Dieser durch die Repliken der so arg von ihm mißhandelten Dichter eine bedeutende Einbuße in der öffentlichen Achtung erlitt.

So gut wie Platen, glaubten auch Heine und Immermann, in dieser unerquicklichen Fehde nicht allein pro domo, sondern zugleich pro aris et focis der Poesie zu kämpfen. Immermann, der zuerst antwortete, sprach im Vorwort seiner Broschüre „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" den aristophanischen Lustspielen Platen's nicht allein den dramatischen Gehalt, sondern im höheren Sinne selbst die Form ab, sofern man unter letzterer die lebensvolle und folgerichtige Darstellung einer poetischen Idee begreife. Er wies ferner nach, daß die aristophanische Form, in welcher der Dichter beständig im Vordergrunde steht, während die Handlung und die Entwicklung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung sind, für das moderne Publikum immer eine gelehrte Spielerei bleiben werde, weil unser Lustspiel, diametral entgegengesetzt der griechischen Komödie, das Hauptgewicht auf die Handlung und das Spiel der komischen Charaktere legt, der Dichter selbst aber sich hinter den Koulissen hält. „Diese natürliche Ordnung der Dinge umkehren," sagt Immermann, „heißt denn doch nur wieder in die gewöhnliche

deutsche Krankheit verfallen. Das Nahe, Nationale scheint für uns nicht vorhanden zu sein, uns wird nicht eher wohl, als bis wir fremden Boden unter uns fühlen, wo möglich den fremdesten. Freilich giebt es dabei ein haltungsloses Dilettieren von Gaselen zu Parabasen . . . Aber zugegeben im Allgemeinen, Aristophanes könne bei uns nachgebildet werden, dann müssen wir wenigstens auf der Forderung bestehen, ihn in seiner großen und unterscheidenden Eigenthümlichkeit wieder aufgeweckt erblicken zu wollen. Allerhand Nuditäten, schwierige Strophen, zierlich und leicht behandelt, das Burleske wechselnd mit dem Sublimen, diese Dinge finden sich zwar sämmtlich bei Aristophanes, machen ihn aber nicht zu Dem, der er ist. Der Mittelpunkt, der Charakter seiner Gedichte ist vielmehr die patriotische Begeisterung. Erfüllt von der Schönheit seines herrlichen Landes, glühend für die Ehrbarkeit, die Nüchternheit und die Tugend der marathonischen Zeit, verfolgt er Alles, was Dem entgegen tritt, oder ihm entgegen zu treten scheint. Deßhalb verfolgt er Kriegанstifter und die das Volk verderbenden oder verleitenden Schreier, Sykophanten, Sophisten, Dichter. Immer aber bildet jener Patriotismus den Kern des Ganzen, er ist das Gefühl einer großen Seele, und erscheint deßhalb bedeutend, er ist das Agens in einem großen Dichter, und bewirkt daher, daß jedes Wort, trotz aller scheinbaren Willkür, die künstlerische Einheit in sich trägt. Jedesmal erscheint die Gluth und der Zorn des Aristophanes besonders modificiert, daraus entspringt die besondre Tendenz jeder Komödie, und diese Tendenz ist zwar nicht immer im Einzelnen, wo die Laune allerdings Kreuz- und Quersprünge herbeiführt, gewiß aber stets in der Konstruktion der Situationen, der Haupt- und Grundverhältnisse festgehalten. Lustspiele, welche die aristophanische Freiheit ohne jenes ideale Gegengewicht und ohne diese Einheit sich anmaßen, können nur frech und buntscheckig werden, wo das alte edle Muster kühn und schön war.“ Dieselbe undeutsch gesinnungslose Nachahmung fremder Weisen, dieselbe renommistische Formenspielerei, welche die Kunst des Dichters zu Jongleurkünsten erniedrigt, wirft Immermann dem gräflichen Poeten in den nachfolgenden Sonetten und Parabasen vor. Zwei der ersteren mögen ein Beispiel dafür liefern, wie geschickt Immermann die Blößen

seines Gegners aufzudecken und der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben verstand:

Der falsche Perser.

Als Hafis eben Mode war geworden,
Fand einen Mann ich einst im grünen Grase,
Den Turban überm Kopf bis zu der Nase,
Gelagert ernst an eines Baches Borden.

Ich bin nun leider von der Zweifler Orden,
Und um zu prüfen ihn mit leichtem Spaße,
Ob er von östlich-genuiner Race?
Rührt' ich ihn an mit meiner Gert' aus Norden.

Da war's geschehn um meinen Orientalen!
Nichts als ein Mummenschanz war die Geschichte,
Vom Turban bis zum Kaftan und zur Harfe.

Statt in Gaselen selig fortzustrahlen,
Sah mit erschrecklich grimmigem Gesichte
Der deutsche grobe Michel aus der Larve.

Glänzendes Elend.

So glatt, so glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant,
Als Jüngling schon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geschnürt-antikisierlich!

So von Familie stäts und reputierlich!
Bei der Begeistrung wagestarkem Brand
So rhythmisch-angst in ⏑ und — gebannt,
In Zoten selbst so erudit und zierlich!

Doch in den Versen dann, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greise Weise,
Und die Doublettgedanken, ach, die matten!

Ich denk: der Bettler bleibt der Don vom Heller,
Wenn er auch ißt die magre Bettelspeise —
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Hatte Immermann bei der Abwehr des Platen'schen Angriffs sich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Jambenschleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen seiner Trimeter zu zerschmettern gedroht, so citierte Heine den hesperischen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und schlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Varnhagen verglich in seiner Besprechung des dritten Bandes der „Reisebilder" die Justiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Processes," sagte er, „können wir uns hier nicht einlassen; die Beschaffenheit der Gesetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung lassen wir dahingestellt; über Schuld oder Unschuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir aussprechen, was wir als Thatsache bezeugen können: die Hinrichtung ist vollzogen, der Scharfrichter hat sein Amt als Meister ausgeübt, der Kopf ist herunter! . . . Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichsten komischen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragischen Entwickelung, ja diese selbst liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geschichten dieser Art erlebt: Lessing, Voss, Wolf, die „Xenien", die Schlegel, Tieck haben in solcher Weise bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in so heitern und Lachen erregenden Zerstreuungen haben wir noch keinen literarischen Sünder zu so grausamem Ende wandern sehen. Gewiss, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieser Umstände ist meisterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Hyacinth, wiewohl nur in schlichter, doch in äußerst gebildeter und wohltönender Prosa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Aristophanes die Rede sein soll, aristophanischer als Alles, was Graf Platen bisher in gekünstelten schweren und doch leeren Versen nach solchem Muster zu arbeiten versucht hat. Und nicht sowohl durch die materielle Belastung, durch die Ersäufung in Satire und Hohn, sondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, dass er ihn in dem Fache, auf das Derselbe

sich am meisten zu Gute thun wollte, in seiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, sondern auch an Kunst, und gerade an aristophanischer Kunst, unendlich überboten hat. Wollt ihr aristophanisieren, so müsst ihr es so machen; habt ihr dazu nicht Muth und Geschick, nun so bleibt in Gottesnamen dabei, dass ihr kotzebuisiert oder müllnerisiert!" — Was in der Heine'schen Entgegnung mit Recht den größten Anstoß erregte, war die Beschuldigung eines geheimen Lasters der widernatürlichsten Art, für welches die Sonette Platen's an F. v. B. und C. T. G. den Beweis liefern sollten. Es wäre jedoch ungerecht, Heine den Vorwurf zu machen, dass er zuerst oder allein jenen Sonetten eine so verfängliche Deutung gegeben. Andere Leser waren durch die sinnliche Inbrunst der Platen'schen Freundschaftssonette eben so abstoßend berührt worden, und Ludwig Robert hatte schon im Sommer 1829, bei Gelegenheit einer ausführlichen Kritik der Gedichte des Grafen Platen in den Hegel'schen Jahrbüchern, seiner Entrüstung über die Wahl eines so zweideutigen Themas den schärfsten Ausdruck verliehen. „Der Anblick der ekelhaftesten Missgeburt," hieß es u. A. (auf S. 601) in jener sonst recht wohlwollenden und anerkennenden Kritik, „kann nicht widerlicher sein, als in diesen schönen Versen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieses für sie kraftlose Schmachten, diese Eifersüchtelei, dieses jammervolle Verschmähtsein, diese unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundschaft." Zu tadeln ist nur das frivole Behagen, mit welchem die Phantasie Heine's im Kampfe gegen den Stoff jener Gedichte sich der weiteren Ausmalung des schlüpfrigen Gegenstandes hingab, und einen literarischen Streit auf das Gebiet sittenpolizeilicher Inkrimination hinüber spielte. Dass Heine auf den Angriff Platen's schweigen, oder einen Gegner, der ihn in der öffentlichen Meinung zu ruinieren suchte, mit zarter Schonung behandeln werde, stand freilich nicht zu erwarten, am wenigsten in einer Zeit, wo das Interesse an Theaterskandal und literarischen Klopffechtereien die mangelnde Theilnahme an den politischen Ereignissen nothdürftig genug ersetzte. Zudem sah Heine in Platen auch den politischen Widersacher, den geburtsstolzen Aristokraten. „Ich habe gethan, was meines Amtes war," schrieb er an Varnhagen bei Ueber-

sendung seines Buches. „Mag die Folge sein, was da will. Anfangs war man gespannt: was wird dem Platen geschehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht so stark ihn treffen sollen. Ich sehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daſs ich in ihm nur den Repräsentanten seiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Aristokraten und Pfaffen hab' ich nicht bloß auf ästhetischem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menschen gegen Menschen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daſs ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas schonen sollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte so ein Beispiel geben, mag entstehen, was da will — ich habe es den guten Deutschen jetzt gegeben." — „Keiner fühlt es tiefer, als ich selbst," heißt es im nächsten Briefe an denselben Freund[210], „daſs ich mir durch das Platen'sche Kapitel unsäglich geschadet, daſs ich das Publikum, und zwar das bessere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daſs ich mit all' meinen Talenten nichts Besseres hervorbringen konnte, und daſs ich dennoch — coute que coute — ein Exempel statuiren muſste. Der Nationalservilismus und das Schlafmützenthum der Deutschen wird sich bei dieser Gelegenheit am glänzendsten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort Graf seines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt schon aufs Tapet. Sie erinnern sich, daſs ich von Anfang an daran dachte — gleichviel, ich hab' es in solcher Vorsorge so toll gemacht, daſs dem Grafen mehr daran liegen müſste, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältnisse soll diesmal ein Lustspiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutschen Literatur unerhört sei. Als ob die Zeiten noch dieselben wären! Der Schiller-Goethe'sche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunstperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunst, nicht das Leben selbst — jetzt gilt es die höchsten Interessen des Lebens selbst, die Revolution tritt in die Literatur und der Krieg wird ernster. Vielleicht bin ich außer Voſs der einzige Repräsentant dieser Revolution in der Literatur — aber die Erscheinung war nothwendig in jeder

Hinsicht. Ich glaube nicht, daſs ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel' Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil und die Sache des Volkes ist nie die populare Sache in Deutschland. Doch hier läſst sich Nichts vorausbestimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. Ich sage Das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Anspruch machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Anderer, und Das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt.“ In gleichem Sinne schrieb Heine an Immermann (Bd. XIX, S. 364, 367 u. 373): „Nicht gegen Platen habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, daſs man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte . . . Ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: ‚Der arme Heine, der arme Immermann!‘ Das Mitleid war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, daſs der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), daſs ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn

ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war . . . Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg." — Daſs Heine auch in späteren Jahren sein Auftreten gegen Platen durch dieselben Doppelgründe persönlicher Nothwehr und principieller Parteitaktik zu rechtfertigen suchte, bezeugen die Unterhaltungen, welche er mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem ungarischen Schriftsteller K. M. Kertbeny gelegentlich über dies Thema führte. Gegen Ersteren äußerte er bei einem Besuche im April 1846, seine Polemik gegen Platen sei nichts Anderes gewesen, als ein Kampf gegen die Pfaffen. Hinter Platen hätten die Pfaffen gesteckt, deren Hauptlager damals München gewesen, und er habe es für ein verdienstliches Werk gehalten, in Jenem einen Verbündeten derselben zu vernichten. Kertbeny, dessen Gespräch mit Heine aus dem Februar 1847 datiert[211]), empfing auf die Frage: „Halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter?" die treffende Antwort: „Ei, freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathemathischen Sinne für Musik." — „Weſshalb," fragte Kertbeny, „thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewuſstsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte Heine, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daſs es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen muſste. Das fühlte ich voraus; besonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte Dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den gröſsten unter ihnen heraus, schund ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in Erlangen oder Würzburg mit einem Lorbeerkranze spazieren. Auch," und hier stockte Heine etwas, „war er

schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen * * *, und endlich erstach er sich wie ein Skorpion." — In ähnlicher Weise ließ sich Heine einige Jahre später gegen Alfred Meißner über die poetische Begabung des literarischen Gegners aus, den er so tödlich verwundet hatte. „Platen," sagte er, „wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur Poesie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte ja Alles zum Dichten: den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntnisse, Alles — eben mit Ausnahme der Poesie! An Verständnis der Metrik hat ihn Niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die in diese Verskunst zu kleiden waren. Er hatte die poetische Kochkunst gründlich erlernt — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, daſs er solche Angriffe verdient, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Kapitel in den Bädern von Lucca nie in die Welt gesandt!" —

In der ersten Zeit nach dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" lief das Gerücht durch die Presse, als ob der Graf Platen für die seine sittliche Ehre verletzenden Ausfälle Heine's Satisfaktion bei den Gerichten suchen wolle. Heine erfuhr sogar, daſs der Graf Fugger im Auftrage Platen's schon die vorbereitenden Schritte zur Anstellung einer Injurienklage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gethan habe, und für solchen Fall war er zum Antritt des Wahrheitsbeweises entschlossen [212]). Platen handelte indeſs vernünftiger, indem er, weiterem Skandal vorbeugend, die unerquickliche Streitsache ruhen ließ und sich damit begnügte, daſs Heine, wenn er auch für den Augenblick die Lacher auf seine Seite gezogen, doch bei dem besseren Theile des Publikums durch den unsaubern Charakter seiner Polemik sich selbst empfindlich geschadet hatte.

Sechstes Kapitel.

Die Julirevolution.

Die entschiednere politische Richtung, welche Heine im dritten Bande der „Reisebilder“ eingeschlagen hatte, ließ ihm die Rückkehr nach Berlin für den Augenblick bedenklich erscheinen. Bei dem in Preußen sofort erfolgten Verbot seines Buches hielt er es jedenfalls für gerathener, etwaigen Ausweisungsgelüsten der dortigen Behörden aus dem Wege zu gehen, und unter dem Schutze der reichsstädtischen Freiheit das wider ihn heran drohende Gewitter prefspolizeilicher Verfolgungen sich verziehen zu lassen. Sein Aufenthalt in Hamburg und der Umgegend verlängerte sich indefs zu einem fast zweijährigen Verweilen, und er gewöhnte sich allmählich, den Ort, an welchen ihn so schmerzliche Jugenderinnerungen knüpften, vor der Hand als sein bleibendes Domizil zu betrachten. Vermochte er dem nüchternen, vorwiegend auf materielle Interessen gerichteten Leben und Treiben der unliterarischen Handelsstadt auch nach wie vor keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen, so hatten doch die geistigen Anregungen Berlin's in den letzten Jahren ebenfalls Viel von ihrer früheren Anziehungskraft für ihn eingebüßt, und es war geringe Aussicht vorhanden, dafs sich dort in der nächsten Zeit ein freierer Aufschwung des politischen Lebens entfalten werde. Ueberall in Europa boten die öffentlichen Zustände den gleichen trostlosen Anblick — wozu also sollte er seinen Aufenthaltsort verändern,

wenn doch kein Entrinnen aus der Kerkeratmosphäre möglich war, die mit bleierner Schwüle über allen Ländern lag? —

Wir erwähnten früher, dass Heine durch seine muthwilligen Spöttereien über die von den Hamburger Neuisraeliten erstrebte Synagogenreform sich mit den meisten seiner jüdischen Freunde überworfen hatte, und von ihnen als ein Abtrünniger gehasst und angefeindet ward. Um so schneidender musste ihn in dem Angriffe Platen's der Hinweis auf seine jüdische Abstammung verletzen, die ihm fortan von allen böswilligen Gegnern als ein durch kein Taufwasser abzuwaschender Makel vorgerückt wurde. Von den Juden als Renegat, von den Christen als „Jude" geschmäht, wandte er mit steigender Bitterkeit jedem Glaubensdogma den Rücken, und machte die positiven Religionen ohne Unterschied zur Zielscheibe des vernichtendsten Hohnes. Wir erinnern nur an die witzige Charakteristik (Bd. II, S. 231 ff.), in welcher der aufgeklärte Hyacinth die verschiedenen Religionen — Katholicismus und Protestantismus, orthodoxes und modernisiertes Judenthum — zum Aergernis aller Gläubigen eine wahrhaft voltairianische Revue passieren ließ. Die Originale, welche dem Dichter zu den ergötzlichen Figuren des Marchese Gumpelino und seines Dieners Hyacinth gesessen hatten, waren, beiläufig bemerkt, wohlbekannte Hamburger Persönlichkeiten. Der Bankier Gumpel, dessen Name schon in der „Harzreise" (Bd. I, S. 87) scherzend genannt worden — er hieß freilich mit Vornamen nicht Christian, sondern Lazarus, — wohnte unweit des Landhauses von Salomon Heine in Ottensen, und ahmte den Millionär gern in Allem nach, wofür er von Diesem weidlich gefoppt wurde. Die beiden Nachbarn lebten mit einander in einer Art harmlosen Krieges, Jeder suchte dem Andern allerhand Schabernack anzuthun, und Salomon Heine fühlte sich aufs ergötzlichste divertiert durch das drollige Zerrbild seines Rivalen, das sein Neffe in den „Bädern von Lucca" aller Welt vor Augen gestellt. Das Original des Hyacinth war ein armer Lotteriebote, dessen fremd klingender Name Isaak Rocamora auf Heine einen so belustigenden Eindruck machte, dass er ausrief: „Rocamora! reizender Buchtitel! Eh' ich sterbe, schreibe ich ein Gedicht Rocamora!" Während seines Aufenthaltes in Hamburg

pflegte der junge Dichter den intelligenten Mann zu mancherlei kleinen Vertrauensdiensten zu verwenden. Rocamora war eine lebendige Zahlenmaschine; er wusste genau, wie oft jede Lotterienummer im Laufe von Decennien mit einer Niete herausgekommen. Die Verbesserung der sogenannten „Nachschlagebücher" war sein Werk, und auf die von ihm verzeichneten Nieten konnte ein Schwur wie auf das Evangelium geleistet werden. Wie er länger als dreißig Jahre die Nieten der Hamburger Stadtlotterie verzeichnete, so glich das ganze Leben des Mannes einer Niete. Arm, wie er gelebt hatte, starb er am 22. Juli 1865, mit Hinterlassung einer Gattin und vieler Kinder, aber auch jenes ehrlichen Namens, dem H. Heine in der Geschichte von dem heimlich gespielten Lotterieloose ein so rührendes Denkmal gesetzt. Selbst der unvergleichlich humoristischen Zeichnung des Hyacinth, welchen der Dichter mit Recht die erste ausgebeutete Gestalt nannte, die er jemals in Lebensgröße geschaffen[213], wurde jedoch von empfindlichen Stammgenossen die Absicht einer Verspottung des jüdischen Nationalcharakters untergelegt, und mehr noch verdachten es Letztere dem Verfasser der „Reisebilder", daß er einen an der Hamburger Börse so schwer wiegenden Mann wie den Bankier Gumpel aus purem Muthwillen lächerlich gemacht. Vor Allem nahm der Betreffende selbst den Spaß sehr übel auf, obschon er wusste, wie wenig er der Romanfigur glich, für die er den Namen hatte hergeben müssen, und August Lewald erzählt[214]), daß Herr Gumpel sich z. B. auch von ihm zurückzog, als er von seinem nähern Verhältnisse zu Heinrich Heine Nachricht bekam. Es ist daher erklärlich genug, daß der Dichter den Verkehr mit jüdischen Kreisen, der schon bei seinem letzten Aufenthalte in Hamburg stark gelockert worden war, jetzt vollends abbrach, und höchstens noch mit seinen nächsten israelitischen Verwandten, der Mutter, Schwester und den beiden Oheimen Salomon und Henry, freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Ludolf Wienbarg, der in jener Zeit viel mit ihm umging, bemerkt ausdrücklich[134]), daß Heine damals, außer mit seiner Familie, mit Juden wenig in Berührung kam; „er mied und wurde gemieden mindestens von Denjenigen, welchen die Religion der Väter noch ehrwürdig war, und welche dem witzigen Spötter

vielleicht Alles, nur nicht seine Jehova-Spöttereien, verziehn hätten.“ Derselbe Freund fand Heine „derzeitig noch sehr befangen und unfrei in Betreff der Vorurtheile, die sich gegen ihn wegen seiner Abstammung erhoben und nichtswürdiger Weise von Platen und Anderen gegen ihn ausgebeutet wurden. Erst in seinen späteren Lebens- und Krankheitsjahren lüftete er wieder den Vorhang seines Innern und offenbarte so menschliche wie poetische Sympathien mit dem Volke der Zerstreuung, dem Volke seiner Väter. Im ‚Romancero‘ ward er der Romantiker des Judenthums; mancher zarten Nase mag sogar der plötzliche zwiebelhafte Beigeruch der blauen Blume recht unleidsam vorgekommen sein.“

Wie in Heine's Gesichtszügen und in der vornehm ruhigen Haltung seines Körpers fast Nichts an den Juden erinnerte, so sprach er auch ohne jeden Anklang von Dialekt. „Nur einmal,“ berichtet Wienbarg, „war ich Zeuge, wie eine leidenschaftliche Aufregung ihm Worte entriss, die sehr an die eigenthümlich schrillen Kehllaute des Volkes erinnerten, dem er ursprünglich angehörte. Es war beim Hereintreten in sein Zimmer, wo ich ihn in heftigem Perorieren und fibrierender Arm- und Fingerbewegung einem mir fremden Manne gegenüber fand. Als sich Dieser entfernt hatte, sagte er noch erbittert, aber ruhiger und in verändertem Tone: ‚Der schändliche Kuppler hat mich betrogen!‘ — ‚Ich dachte gleich,‘ erwiderte ich lachend, ‚dass es eine sehr wichtige Angelegenheit sein müsse, die Sie dermaßen in Harnisch bringen konnte.‘ Aehnliche Anklänge und Rückschläge in die früheste Kindheit mögen jedoch seine längsten und ältesten Freunde nicht bei ihm beobachtet haben.“

Von den Umgangsfreunden Heine's in Hamburg sind uns manche, wie Merckel, Zimmermann, Töpfer, Prätzel und die Assing'sche Familie, schon von seinem früheren Aufenthalte her bekannt. Zu Diesen gesellten sich allmählich zahlreiche Andere, mit denen sich ein oberflächlicher oder ein intimerer Verkehr anknüpfte. Die hervorragendsten derselben, Lewald und Wienbarg, sind so eben genannt worden. Ludolf Wienbarg, der vor Kurzem seine Universitätsstudien beendet und das philosophische Doktorexamen gemacht hatte, privatisierte damals in seiner Vaterstadt Altona

und ließ seine ersten schriftstellerischen Versuche in Hamburger Journalen abdrucken. Ein fahrender Ritter der Publicistik, welcher um die Mitte der dreißiger Jahre auch die literarischen Persönlichkeiten Hamburg's in seinen Reisefeuilletons abschilderte, skizziert die äußere Erscheinung Wienbarg's, wie folgt[215]: „Eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, — eine Mischung von Student und Professor mit holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpelt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit Hilfe der Kreide docieren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronianischer Eleganz.“ An einem Februarmorgen des Jahres 1830 machte er die Bekanntschaft Heine's in Dessen Wohnung auf dem Neuenwall, und war ziemlich überrascht, als die erste Begegnung ihm nicht, wie er sich vorgestellt, eine feurige, kräftige, burschikose, sondern eine feine, stille, vornehme, freundliche Gestalt vor Augen führte. „Damals,“ erzählt Wienbarg[134]), „war der Dichter, ohne mager zu sein, Nichts weniger als fett, was er erst später nach der Verdauung so vieler satirischer Opfer und an der Seite seiner Mathilde wurde. Er trug sich sauber, doch einfach; Pretiöses habe ich nie an ihm gewahrt. Ein schönes, weiches, dunkelbraunes Haar umgab sein ovales, völlig glattes Gesicht, in welchem eine zarte Blässe vorherrschte. Zwischen den einander genäherten Wimpern seiner wohlgeschlitzten, mehr kleinen als großen Augen dämmerte für gewöhnlich ein etwas träumerischer Blick, der am meisten den Poeten verrieth; in der Umgang drang ein heiteres, kluges Lächeln hindurch, in das sich auch wohl ein wenig Bosheit schlängeln konnte, doch ohne einen stechenden Ausdruck anzunehmen. Faunisches war nicht in ihm und an ihm. Die ziemlich schwache Nasenwurzel verrieth, physiognomischen Grundsätzen zufolge, Mangel an Kraft und Geradheit; auch mochte die mäßig gebogene Nase nach unten etwas schlaff abfallen. Die faltenlose Stirn leicht und schön gewölbt, die Lippen fein, das Kinn rundlich, doch nicht stark. Das ‚böse

Zucken' der Oberlippe war ihm offenbar nur eine Angewöhnung, kein Zeichen der Menschenverachtung und des Lebensüberdrusses wie bei Lord Byron, der jedoch wohl nicht unschuldig daran war. Dem Engländer mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen stand diese Bewegung vielleicht besser, jedenfalls natürlicher." Als Wienbarg sich's auf die Einladung des Dichters an Dessen Seite auf dem Sofa bequem gemacht, erinnerte ihn der erste Blick auf die umgebenden Gegenstände sehr lebhaft an den Goethe'schen Zugvogel, der nirgends seines Bleibens findet[216]): „Ein offener Reisekoffer, zerstreute Wäsche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierstöckchen mit kaum verwischten und abgeglätteten Spuren sorgfältigen Einpackens, und vor Allem das Männchen selber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anständigen Bürgerhause wohnlich eingerichtet war, so schien er mir doch den Anstrich von einem Reisenden zu haben, der erst den Abend vorher vom Postwagen gestiegen und eine etwas marode Nacht im Gasthofe zugebracht." An diesen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte sich ganz natürlich ein Gesprächsthema über Reisen und Wandern, und Wienbarg brachte die „Reisebilder" aufs Tapet. Er hatte seine Studentenjahre noch in frischem Gedächtnis und erzählte, wie er Heine's Lieder, die dem ersten Theile der „Reisebilder" vorausgehen, früher gekannt als dieses Werk selbst, ja sogar früher als den Namen ihres Verfassers. Kieler Studenten hatten bei ihren lustigen Zusammenkünften so manchen pikanten Vers jener Lieder recitiert, und sich bei der herkömmlichen altburschikosen Malice auf die Philisterschaft besonders an dem Aergernis ergötzt, das keuschen Philisterohren durch solch' übermüthige Weisen bereitet ward. „Heine," so erzählt Wienbarg weiter, „benahm sich bei dieser Erklärung ganz allerliebst. Er drückte sich das rothseidene Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten, dunklen Haare, klagte Anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistofelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter, und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Docenten-

tone, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinander zu setzen. Ich musste ihm gerade ins Gesicht lachen, und blieb demungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, dass, als gleich nachher der taube Maler Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenüber setzte und eine der drolligsten Karikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelangen." Solche Belehrungen über den tieferen Sinn seines poetischen Schaffens scheint Heine von jeher geliebt zu haben, und dieselben beweisen zum mindesten, dass er über die Wirkung und Bedeutung seiner Produktionen sehr frühe ein stark ausgeprägtes kritisches Bewusstsein hatte. So machte er u. A. bereits im Anfange seiner Laufbahn gegen Professor Gubitz, als Dieser über die frivole Witzpointe eines seiner kleinen Lieder etwas zweideutig gelacht hatte, die charakteristische Bemerkung[217]: „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talentes muss man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern. Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt, — jetzt zumal; sie haben in der Gefühlswonne so lange geschwelgt, dass zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerlässlich sind, ganz so wie die Kirmessluft ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktiert."

Wienbarg kam nach dem erwähnten ersten Besuche im Verlauf des Jahres 1830 häufig mit Heine zusammen, und empfing von ihm vielfache Anregungen zur Ausbildung seines schriftstellerischen Talentes. Das ernsthafte künstlerische Streben und der weite, vorurtheilslose Blick des geistreichen Mannes flößten Heine Sympathie und Bewunderung ein; denn bei allem Selbstgefühl war er keineswegs blind für manche seiner Mängel, wenn er dieselben auch dem Publikum gegenüber eher zu vertuschen als einzugestehen pflegte. „Ich kenne meine Fehler," äußerte er nachmals in Paris gegen einen ihn besuchenden Schriftsteller, „aber ich werde kein solcher Narr sein, geflissentlich auf dieselben aufmerksam zu machen. Das Publikum ist gar zu geneigt, sie alle für wahr zu halten. Rückert z. B. hätte niemals aussprechen sollen, dass er kein *ganzer* Dichter sei — nun glaubt man ihm den unvorsichtigen Vers aufs Wort." Vor Allem

kannte Heine recht wohl die Schattenseiten, die sich an die Glanzseiten seiner Darstellung hefteten. Mit großer Offenheit sagte er einmal zu Wienbarg[134]): „Professor Zimmermann hat Ihre Verse gelobt, mit Recht, der Bau (es war von einer metrischen Uebersetzung aus dem Griechischen die Rede) ist schwungvoll und elegant, aber Das hat in meinen Augen weniger auf sich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Prosa." Als der Belobte ihn mit etwas spöttischem Unglauben ansah, rief Heine aus: „Nein, nein, Das ist kein Kompliment von mir, Das ist meine aufrichtige Meinung. Sie sind noch ein freies Ross, ich habe mich selbst Schule geritten. Ich bin in eine Manier hinein gerathen, von der ich mich schwer erlöse. Wie leicht wird man Sklave des Publikums! Das Publikum erwartet und verlangt, dass ich in der Weise fortfahre, wie ich angefangen; schriebe ich anders, so würde man sagen: ‚Das ist gar nicht heinisch, Heine ist nicht Heine mehr.'" Er meinte ohne Zweifel, außer dem beständigen Hervortreten seiner Person, die Häufung der pikanten Beiwörter, in welche ein mecklenburgischer Professor von ehemals das wahre Wesen der Poesie setzte, — überhaupt aber jene überwiegend in sinnlicher Anschauung verweilende, meist so reizend witzige, das gewählte Bild in künstlerischer Harmonie ausführende, zuweilen jedoch überkünstelte Plastik seines Gedankenausdrucks, eine Eigenschaft seines Stils, die man kaum an demselben missen möchte, die jedoch für die Handlung, Bewegung, für den raschen und reichen Gedanken- und Scenenwechsel, wie auch für die mehrseitige dialektische Auffassung der Gegenstände selbst — der Vorzug der Prosa vor der Poesie — ihm wohl nicht selten als hemmende Fessel sich fühlbar machte. Indess stimmte diese Schreibart wesentlich mit seinem mehr intuitiven als reflektierenden Charakter zusammen. Niemals zergliederte er die Erscheinungen, und es konnte ihm daher auch nicht der entgegengesetzte Fehler des Nergelns und Verschnitzelns zustoßen. Er sah sich die Personen und Dinge an und gab ihnen Namen, nicht selten mit der Originalität eines ersten Spracherfinders, wie Adam im Paradiese. Er ließ die Erscheinungen ganz, wenn er sie anders nicht in böser Absicht zerreißen wollte, und auch dann schund er sie lieber, als

daſs er sie zerfetzte. In seinen Betrachtungen war jedesmal eine leitende Idee, in seinen Charakteristiken eine scharf ausgeprägte Marke, in seinen Bildern ein Zug und eine Farbe vorherrschend. ‚Der gute Schriftsteller zeigt sich weniger durch Das, was er niederschreibt, als durch Das, was er wegläſſt,‘ war eine seiner gewichtigen Aeußerungen. So rasch er schrieb, wenn er im Zuge war, konnte ihn doch zuweilen ein Wort, eine Wendung lange aufhalten. Er fand Nichts wahrer, als die Goethe'sche Bemerkung, daſs man mit der deutschen Sprache niemals fertig wird, und jeden Tag aufs Neue an ihr hämmern und bilden muſs. Wenn er aber auch über die Sprödigkeit des Materials klagte, so war ihm doch das unerschöpfliche, in die Breite und Tiefe gehende Bergwerk desselben ein Gegenstand der Bewunderung und fleißigen Pochens. Seine dichterischen Entwürfe gingen immer erst durch die Hand des Künstlers. Das kleinste frisch empfangene Gedicht war ihm eine Statuette, der er die zarteste Nachhilfe, hier am Finger, dort am Mundwinkel oder an der Wölbung des Auges angedeihen ließ.“ Mit wie sorgfältigem Studium Heine sich in den Geist der Sprache vertiefte und jede Feinheit desselben zu erlauschen suchte, Das mögen, neben diesem Zeugnisse Wienbarg's, auch die nachfolgenden Worte eines Briefes an Varnhagen aus dem Sommer 18[illegible] beweisen [218]): „Stilistisch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31sten und 32sten Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaſs. Daſs Goethe sich darin, mehr als je, von dem bestimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichst entläſſt, daſs er neue Formen des Unbestimmten ausprägt (der unbestimmte Artikel ‚ein‘ in ängstlicher Anwendung gehört dazu), daſs er ferner eine konventionelle Gesellschaftssprache für die Deutschen begründet und somit manchem fühlbaren Mangel abhilft. Dergleichen und Mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anspruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu bestimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbestimmtheitssucht wohlthätigst entfernt. Ich habe diesen Morgen schon Viel geschrieben

wo sich die Goethe'sche Superlativität beständig in meine Perioden drängte — so ansteckend ist eine Schreibgrimasse!"

August Lewald, der von 1827 bis Ende 1831 in Hamburg lebte, war schon im Herbst des erstgenannten Jahres dem Dichter im Pavillon an der Alster flüchtig begegnet und ihm von einem Freunde vorgestellt worden. Heine kam ihm mit einer Artigkeit entgegen [219]): „Ich habe diesen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntschaft gemacht," sagte er lächelnd. „Ihre Novelle ‚Der Familienschmuck' hat mich sehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, dass ich Sie in Hamburg finden würde. Sie glauben nicht, wie trostlos es auf Norderney zu leben ist, wie man alles geselligen Umgangs entbehrt, und wie froh man ist" ... „Diesem Umstande," fiel ihm Lewald ins Wort, „habe ich es denn auch zu verdanken, dass Sie meine Novelle lasen und goutierten." Heine lächelte wiederholt. Lewald erzählte ihm nun, dass er bereits in Hoopte Jemanden getroffen, der wahrscheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als sich für ihn auszugeben. In Hoopte, wo die Elbfähre die Reisenden aus dem Königreiche Hannover ins hanseständtische Gebiet Kirchwerder hinüber führt, war ihm nämlich ein einsamer Reiter begegnet, der von Lüneburg kam und gleichfalls nach Hamburg wollte. Der junge Mann, an dem Lewald nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Nase bemerkte, war sehr gesprächig. Mit unermüdlichem Geschwätz gab er eine Menge Geschichten zum Besten, Avantüren mit Schauspielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und Dergleichen mehr; auch von seinen poetischen Versuchen hatte er erzählt, und als er endlich drüben in Vierlanden Abschied nahm, reichte er Lewald im Davonsprengen eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte die Einladung hinzu, ihn doch in seiner Hamburger Wohnung auf dem großen Burstah zu besuchen. „Ach, mein Bruder Gustav!" rief H. Heine aus; „Der wird mich noch ins Unglück bringen!" — und Lewald erfuhr, dass der Dichter schon damals mit diesem Bruder nicht im freundschaftlichsten Vernehmen stand. — Seit dieser ersten Entrevue hatte er Heine lange nicht gesehen, als ihn Derselbe einst gegen Ende des Jahres 1829 aus seinem Nachmittagsschlummer weckte. Er kam, wie er sagte, um Lewald's Wohnung

zu besehen und sie zu miethen, wenn sie ihm konveniere, da er gehört hatte, dass Jener sie verlassen wolle. Sie war ihm aber zu geräuschvoll, wie er sich bald überzeugte. Er litt immer noch sehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlassung, und war fast beständig in einem gereizten Zustande. Wie ehemals in der Wohnung seines Vetters Schiff zu Berlin, so musste auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geschah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr seiner Schlafstube entfernt, sondern selbst die des anstoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er versicherte, dass er sonst von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das stärkste Kopfweh haben würde. Lewald sah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel sich so gut in seiner Gesellschaft, dass er ihm bald täglich seinen Besuch machte.

Obschon August Lewald damals bereits im achtunddreißigsten Jahre stand, hatte er sich doch erst seit Kurzem ernstlich der Schriftstellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode seines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmännische Karrière einschlagen müssen. Nachdem er eine Zeitlang in Warschau gelebt, und von dort aus als Kanzleisekretär des Barons Rosen im Hauptquartier des Feldmarschalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht hatte, war er nach Deutschland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pseudonym Karl Waller mehre kleine Lustspiele schrieb, und die er schließlich in Brünn und München als Schauspieler betrat. Aus dieser Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die selbständige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regisseur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerspiel in Tyrol" glänzend in Scene setzte. Ein vollkommener Weltmann, verstand er sich nicht allein im Theaterverkehr, sondern auch im bürgerlichen Leben und literarischen Umgange, mit feinstem Takt zu bewegen. Mit seinem schwarzen Schnurrbarte und den blitzenden dunklen Augen, die so klug und mit so freundlicher Zuvorkommenheit

umher blickten, sah er fast wie ein polnischer Edelmann aus, und derselbe Charakter vornehm gewandter Welterfahrung, den seine Unterhaltung trug, zeichnete auch seine niemals tiefen, aber stets anmuthigen Feuilleton-Arbeiten aus. Seine vorhin erwähnte Novelle „Der Familienschmuck“, welche zuerst in den Lotz'schen „Originalien“ und gleich darauf in den Hamburger „Lesefrüchten“ abgedruckt wurde, fand so allseitigen Beifall, dass Lewald sich von jetzt an mit Eifer dem novellistischen Fache zuwandte. Vor Allem war es Heine, der ihn in diesem Bestreben ermunterte und unterstützte. Er forderte ihn auf, mehre Novellen aus früheren Jahren, die in der „Abendzeitung“, im „Morgenblatte“ und anderen Journalen abgedruckt worden, zu sammeln und herauszugeben, und bewog Campe, den Verlag zu übernehmen. Dem ersten Bande folgte bald der zweite. Die fünf Erzählungen, welche ihn füllten, wurden rasch hinter einander geschrieben, und Heine nahm sich die Mühe, sie im Manuskripte, mit dem Bleistifte in der Hand, zu lesen und dem Verfasser seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. In einem Briefe an Wilhelm Häring, welcher damals den Berliner „Freimüthigen“ redigierte, sagt Heine über das novellistische Talent Lewald's (Bd. XIX, S. 408): „Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, dass er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, dass Sie den Band von Lewald's Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Aesthetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, dass der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.“ Lewald selbst legt das offene Bekenntnis ab[220]): „Wenn hie und da ein wohlwollender Recensent mir einen nicht ganz schlechten Stil nachrühmte, so gestehe ich gern, dass Heine es zuerst war, der

mich darauf hinlenkte. Es ist mir nie eingefallen, wie Heine schreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, seine krystallflüssige Form wiederzugeben, die den feinsten, durchdringendsten Geist aushaucht; allein die gewissenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Stils, bald mit mehr, bald mit minder Glück, verwende, den Rhythmus der Prosa, die Vermeidung veralteter Wendungen und misstklingender Worte, Dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes." Der Aufstand in Polen veranlasste Lewald, mehre Erlebnisse aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und das Buch unter dem Titel „Warschau" herauszugeben. Auch dies Manuskript sah Heine durch. „Das ist keine Novelle," sagte er; „Sie müssen es anders benennen." Und er erfand den Namen „Zeitbild" dafür, wie er früher „Reisebilder" erfunden hatte, und wie er später „Zustände" erfand. Diese Benennungen haben seitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugnisse für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literarischen Arbeiten seiner Freunde erwies, so brauchten wir nur an seine früher erwähnten bogenlangen Verbesserungsvorschläge zu Immermann's „Tulifäntchen" zu erinnern, die von Diesem fast ausnahmslos acceptiert wurden. Es spricht nebenbei sehr günstig für Heine's scharfe Urtheilskraft, dass er Immermann's echte Dichterbegabung schon zu einer Zeit erkannte, wo dieselbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakspearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiss sein konnte, ob sein Geist jemals die volle Herrschaft über seine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?" fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakterisierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenschaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es ist so schauerlich, ganz allein zu sein." Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerst aufging, so werden wir dies Gefühl, trotz der scheinbar übertriebenen Selbstschätzung, welche sich darin ausspricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gastlicher Wohnung fand sich fast allabendlich

ein geselliger Kreis literarisch und künstlerisch gebildeter Personen zusammen. Schriftsteller, Maler und Musiker, Schauspieler und Sänger saßen in anregendem Geplauder, bald in größerer Anzahl, bald en petit comité, um den gemüthlichen Theetisch, an welchem Frau Lewald, eine liebenswürdige Münchnerin, präsidierte, und oftmals zogen sich die ernsten oder in neckischem Witzgeplänkel hin und her fliegenden Gespräche bis spät in die Nacht hinein. Zu diesem Kreise gehörte vor Allem der Baron Gotthilf August von Maltitz, geb. 1794 zu Königsberg, Verfasser der „Pfefferkörner", des dramatisierten „Hans Kohlhaas" und zahlreicher theils humoristischer, theils politischer und religiöser Gedichte. Seit 1822 hatte er sich in Berlin niedergelassen, nachdem er durch die üble Aufnahme einer von ihm veröffentlichten Satire zum Aufgeben seiner Oberförsterstelle genöthigt worden war. Im Jahre 1828 wurde er plötzlich aus Berlin ausgewiesen, weil er bei der Aufführung seines Schauspiels „Der alte Student" die Darsteller veranlasst hatte, einige von der Censur gestrichene Stellen, in denen sich eine warme Theilnahme für die Sache Polens kundgab, dennoch zu sprechen. Er ging nach Hamburg, und übernahm dort die Redaktion des „Norddeutschen Kouriers", konnte aber niemals das vermeintliche Unrecht vergessen, das ihm in Preußen geschehen war. Ein unermüdlicher Raisonneur, der keinen Andern zu Worte kommen ließ, war er einer von jenen Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen, und über dasselbe an jedem Wirthshaustische mit Feuer und Ingrimm schwadronieren. In seinem Gedichte „Polonia" besingt er den Heldenkampf eines edlen Volkes und den Untergang der Freiheit mit ergreifendem Pathos — aber er kann es nicht unterlassen, nach den schwungvollsten Strophen plötzlich das preußische Ministerium „vor ganz Europa" (wie es in dem Gedichte heißt) zu fragen, weßhalb man ihn ohne Recht und Urtheil aus Berlin verwiesen habe? „Während der Hamburger Krawalltage im Jahre 1830," erzählt Wienbarg[134]), „ließ sich Maltitz nirgends in der Oeffentlichkeit sehen; auch klopfte man vergebens an seine Zimmerthür, sie war und blieb verschlossen. Heine versicherte, Maltitz hege eine übertriebene Vorstellung von seiner Populari-

tät; er habe sich eingesperrt, aus Furcht, vom Volke abgeholt und zum Hamburger Diktator gepresst zu werden. ‚Denken Sie sich unsern kleinen Maltitz,‘ sagte er lächelnd, ‚wenn die Hamburger Butjes ihn auf die Schulter nehmen und ihn im Triumph durch den Jungfernstieg tragen; denken Sie sich Maltitz auf eine Tonne gehoben, Reden an das Volk haltend!‘ Man konnte sich den guten Maltitz allerdings in solcher Lage nicht ohne Lachen vorstellen. Der Dämon, der in Gestalt eines Buckels so manchen witzigen Leuten auf dem Nacken sitzt, äußerte sich bei ihm in polternder Schauspielerhelden-Manier, und er würde in der That als Hamburger Ciceruacchio auf dem Piedestal einer Tonne eine höchst ergötzliche Wirkung gemacht haben. Hinter seinem Tisch in der Grube'schen Restauration „Zum Kronprinzen‘ oder an der Wirthstafel des alten Marr im ‚König von England‘ war er jedenfalls besser aufgehoben. Maltitz führte grausenhafte Reden, namentlich wenn er Dom Miguel beim Kopf kriegte und mit raffinierter Grausamkeit die Strafjustiz über dies portugiesische Ungeheuer ausübte. Dabei war er der gutmüthigste Mensch von der Welt, und hätte keiner Fliege Was zu Leide gethan. Erzliberal, aber, wo nicht stolz, doch eitel auf seinen alten Adel, hatte er sein auf Glas gemaltes Wappen in ein Fenster seiner Wohnung einsetzen lassen; darunter befand sich der Bequemlichkeitsstuhl. ‚Hat er Ihnen schon vom Baseler Turnier erzählt?‘ fragte mich Heine. Denn gewöhnlich erfuhr man in der ersten oder jedenfalls in der zweiten Unterredung mit Maltitz, daß ein Maltitz urkundlich schon auf dem ersten Baseler Turnier seine Lanze eingelegt habe, was die glänzendste Ahnenprobe sein sollte. Campe und Grube machten damals ein gutes Geschäft mit ihm, Ersterer mit den gedruckten, Letzterer mit den gesprochenen Pfefferkörnern, womit Maltitz die Unterhaltung an der Gasttafel würzte und Gäste herbei zog.“ Heine liebte es, ihn durch immer neue Enthüllungen über die teuflischen Pläne der „Tyrannen“ und „Jesuiten“ in fieberhafte Aufregung zu versetzen. Nach der Julirevolution wanderte Maltitz voller Begeisterung nach Paris, wo er Börne's Bekanntschaft machte, aber, weil er kein Französisch sprach, sich nie auf den Speisekarten zurecht finden konnte, sondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal

Sauerkraut und Schweinefleisch aß. Enttäuscht und grollend kehrte er bald wieder nach Deutschland zurück, und ist einige Jahre später in Dresden gestorben.

Wie sich bei der vorherrschend poetischen, träumerisch in sich selbst zurückgezogenen Natur Heine's erwarten ließ, hatte er zum Volksredner nicht das mindeste Talent. „Ich habe ihn schon damals bedauert," sagt Wienbarg[134]), „daß in dieser Richtung Ansprüche an ihn gemacht wurden, die auf Unkunde seines eigensten persönlichen und dichterischen Wesens beruhten. Oeffentliche Beredsamkeit war nicht seine Sache, auch wenn sein Organ stärker gewesen wäre. Bei seiner Schüchternheit machte ihn jede größere Versammlung beklemmt. Schon in der gewöhnlichen Unterhaltung lähmte ein etwas barscher Widerspruch oder nun gar ein satirischer Ausfall ihm die Schwingen. Denn seltsam genug erlag er am ersten der Waffe, deren Meister er war, sobald sie gegen ihn selbst gerichtet wurde; jener stechende, funkelnde Witz, von dem er einmal sagt, daß es gut sei, ihn in dieser schlechten Stockjobber-Zeit statt des Degens bei sich zu tragen, wurde ihm treulos, wenn er ihm zu augenblicklicher Vertheidigung dienen sollte. Doch nicht nur die Schüchternheit hielt ihn von öffentlichen und selbst auch nur gesellschaftlichen Reden zurück: er fühlte Abneigung von allen rhetorischen Aeußerungen, und hatte auch keine Gabe dafür; ein Mangel, der ohne Zweifel in seiner poetischen Individualität begründet war. Er besaß nur das Konversationstalent. Daß von seinen feinen Lippen nicht selten die feinsten Bemerkungen, die köstlichsten Spiele des Witzes und der Ironie und die drastischsten Schilderungen von Charakteren und Erlebnissen glitten, werde ich wohl nicht zu versichern brauchen. Auch das Alltägliche und Unbedeutende nahm einen gewissen Reiz in seinem Munde an. Des richtigen oder vielmehr des besten Ausdrucks war er bei guter Laune stets sicher, und konnte sich dann auf seine Ueberlegenheit verlassen. Jemand wollte mir eine lächerliche Anekdote erzählen. ‚Halt,' fiel ihm Heine ins Wort, ‚lassen Sie mich' . . . Er wusste nur zu gut, daß die Geschichte bei ihm um zwanzig Procent gewann."

Als die berühmte Sängerin Henriette Sontag im Herbst

1830 nach Hamburg kam und durch die prätentiöse Art ihres Auftretens, so wie durch die Forderung unerhört hoher Eintrittspreise zu ihren Concerten, den Unwillen des Publikums erregte, schrieb August Lewald ein Paar Hefte satirischer Gedichte, die er unter dem Titel „Die Primadonna in Hamburg, besungen von dem Dichter Tobias Sonnabend" bei Hoffmann und Campe erscheinen ließ. Die Manier Heine's war in einigen dieser — übrigens höchst faden und witzlosen — Gedichte geflissentlich nachgeahmt, und Campe hatte versprechen müssen, den Namen des Autors nicht vor der Abreise der Sängerin zu verrathen. Im Publikum hieß es allgemein, daß Heine der Verfasser sei, und Campe fand es für den Absatz der Gedichte sehr vortheilhaft, dieser Meinung mit keinem Worte zu widersprechen. Heine hatte alle Mühe, sich des Unwillens der Sontag-Enthusiasten zu erwehren, Niemand glaubte seinen Betheuerungen, daß er völlig unschuldig an dem Pamphlete sei, und erst spät erfuhr er den Namen des Verfassers. Er konnte sich eine kleine Rache nicht versagen. „Eines Abends," erzählt Lewald [221]), „war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tische gehen, als er seinen Hut ergriff und versicherte, nicht dableiben zu können. So auf dem Sprunge fortzugehen, brachte er noch die Sontag-Broschüre aufs Tapet, und warf die Frage auf, ob man ihn immer noch für den Autor halte. Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoß sich voll Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daß Heine es verfasst haben könne. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre Das nie eingefallen. Einige Andere stimmten noch Maltitz bei, und schimpften und lästerten gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wissen, daß sie mit ihren Pfeilen ihren unglücklichen Wirth trafen. Heine aber empfahl sich gewandt und rief: ‚Nun denn, der Verfasser der Gedichte ist Herr Lewald, und es wird ihm eben so leid thun wie mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!' Er ergötzte sich noch eine Weile an den verlegenen Mienen meiner Gäste, dann drückte er mir die Hand und eilte hinaus."

Von anderen Schriftstellern, welche der Zeit in Hamburg lebten, kamen wenige mit Heine in Berührung. Obschon seine

Werke vom Publikum verschlungen wurden, schenkte man dem Dichter selbst nur geringe Beachtung. Wenn Professor Zimmermann seinen reiferen Schülern die Lektüre der „Reisebilder“ empfahl und die plastische Lebenswahrheit der Gestalten eines Hyacinth und Gumpelino hervor hob, so gehörten dafür seine Kollegen Ullrich, Meyer und Wurm zu den erbittertsten Gegnern der jungen Literatur. Die beiden Letzteren hatten wegen ihrer gereizten Ausfälle wider Börne nachmals viel Uebles zu erdulden; Professor Ullrich las seinen Primanern mit Entzücken den „Romantischen Oedipus“ vor, und warnte die jugendlichen Gemüther vor der moralischen und ästhetischen Verwilderung der Heine'schen Muse, auf welche in Hamburg und Berlin schon die boshaftesten Spottgedichte cirkulierten. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die Beurtheilung seiner Werke hatte der Dichter, nach Sterne's Beispiel, in den „Reisebildern“ und in der Mehrzahl seiner Lieder sich selbst zum Helden seiner Darstellung gemacht und dadurch bei klatschhaften Lesern ein neugieriges Interesse für seine Person hervorgerufen, das sich getäuscht glaubte, wenn der zufällige Anlass der dichterischen Fiktion nicht in allen Einzelheiten mit dieser zusammentraf. Heine war nicht unschuldig an solchem Missverständnis, das die Aufgabe des Künstlers auf ein bloßes daguerreotypisches Abschildern des realen Erlebnisses herabdrücken würde, er lebte, eben so gut wie sein Publikum, sich mehr und mehr in die Verwechselung des Autors mit seinem Helden hinein; aber man fügte ihm ein bitteres Unrecht zu, wenn man ihn in diesem Irrthume durch das thörichte Verlangen bestärkte, in den Gestalten des Dichters nur Spiegelbilder der nackten Wirklichkeit zu sehen, und es ihm verwehren wollte, die letztere mit dem verklärenden Schimmer des Ideals zu umgeben. Von den zahlreichen Pasquillen, welche damals auf Heine's Kosten in Umlauf waren, mögen die beiden folgenden von Wilhelm Neumann, dem Freunde Chamisso's und Varnhagen's, die witzigsten sein [222]):

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in Klein-Oktav.

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhasst ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal.

Eben so unglimpflich ist folgendes Spottgedicht, das ein Anonymus im „Gesellschafter" drucken ließ:

Liebeslieder à la Heine
Willst du, Liebchen, dass ich schildre?
Nun, dann magst du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwildre.

Lass, mein Lieb, dich brünstig küssen,
So! — nun lass dich täppisch schlagen! —
Das sind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut möcht' er am losen Schätzchen
Lieb' und Langeweile kühlen,
Morgen lässt er ihn das Tätzchen
Oder gar die Tatze fühlen.

Küsse erst, dann Schlangenbisse,
Heucheln mit dem Gluthenscheine —
So sind, daß mein Lieb es wisse,
Liebeslieder à la Heine.

Ueber solche Anfeindungen seines Dichterruhmes konnte Heine sich um so leichter hinwegsetzen, als sie Alles, was an ihnen gut und wirksam war, bis auf die Form herab von ihm selbst hatten borgen müssen, wenn es ihn auch verdroß, daß sie gerade in Hamburg mit besonderer Schadenfreude verbreitet wurden. Freilich, was konnte er Besseres erwarten in einer Stadt, wo die belletristische Lokalpresse zumeist in den Händen der unfläthigsten Gesellen war? Dem bissigen, moralisch verkommenen Professor Friedrich Karl Julius Schütz aus Halle, welcher in seiner „Teufelszeitung" oder in dickleibigen Schmähschriften, nach Müllner's Vorgang, den widerwärtigsten Schmutz des Privatskandals aufwühlte, und heute den Lebenswandel seiner eigenen Gattin, morgen den ehrlichen Ruf seines Vaters, übermorgen den Charakter Goethe's mit schnöden Anschuldigungen begeiferte, ging Heine eben so verachtungsvoll aus dem Wege, wie dem schändlichen Georg Lotz, der länger als dreißig Jahre, trotz völliger Erblindung, seine frechen Theaterkritiken für die von ihm redigierten „Originalien" seiner Frau in die Feder diktierte, und alle Schauspieler und Bühnendichter, die es verschmähten, sein feiles Lob zu erkaufen, mit ingrimmiger Bosheit verfolgte. Unter den anständigeren Journalen der Hansestadt zeichnete sich die „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburger unparteiischen Korrespondenten" aus, ein vorwiegend politisches Blatt von konservativer Haltung, mit dessen Redakteur, dem gewandten Linguisten Dr. Martin Runkel, Heine in freundlichstem Vernehmen stand. Lieber noch konversierte er mit dem Todfeinde Hahnemann's und der Homöopathie, dem geistreichen Arzte Dr. F. A. Simon, der seine Gespräche wie seine fachwissenschaftlichen Bücher aufs ergötzlichste mit klassischen Citaten und satirischen Ausfällen würzte. Auch der harmlos witzige Theodor von Kobbe hielt sich im Jahre 1830 vorübergehend in Hamburg auf, und Heine bereicherte den von ihm herausgegebenen Novellen-

almanach „Die Wesernymphe“ durch das humoristische Theeabenteuer aus den Bädern von Lucca [223]).

Ein anderer Umgangsgenosse des Dichters war der schon genannte taube Maler und Schriftsteller Johann Peter Lyser, der sein körperliches Gebrechen und die trüben Schicksalsschläge eines Lebens voll Noth und Herzeleid bis auf den heutigen Tag mit unverwüstlichem Humor erträgt. Nachdem er im zehnten Jahre sein Gehör vollständig verloren, wuchs er fast ohne Unterricht und Erziehung auf, zog als junger Bursche eine Zeitlang mit einer wandernden Schauspielergesellschaft umher, Abends als Statist, tagüber als Dekorationsmaler beschäftigt, bis endlich Campe sich seiner annahm und ihn zu literarischen Arbeiten ermuthigte. Wie einst Goethe an dem schnurrigen Kauze Gefallen fand, so mochte auch Heine gern mit ihm verkehren, und erfreute sich eben so sehr an seinem gesunden Mutterwitz, wie an der Gewandtheit seines rasch über das Papier fahrenden Zeichenstifts, mit welchem er in wenigen Minuten die ergötzlichsten Karikaturen entwarf. Bittere Armuth, und in Folge davon Mangel an jeder Gelegenheit zu ernstlicher Ausbildung seines Talentes haben verhindert, daß Lyser jemals eine höhere Stufe der Kunst erreichte. Die Illustrationen, welche er auf Heine's Anregung zu Immermann's „Tulifäntchen“ und zu mehren seiner eigenen Humoresken anfertigte, tragen einen allzu possenhaften Charakter, und Thier- und Menschenformen sind in ihnen allzu grotesk mit einander verbunden; von drolligster Wirkung sind aber seine Zeichnungen zu der plattdeutschen Geschichte vom Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Swinegel auf der Buxtehuder Haide, die auch Heine's ganzen Beifall gewannen. „Daß für solche Menschen in Deutschland Nichts geschieht, ist empörend,“ schrieb er (Bd. XXI, S. 395) an Campe, der ihm das kleine Heft zugesandt hatte. Eine hübsche Zeichnung von Lyser aus Heine's „Harzreise“ schenkte Dieser der Frau Lewald bei seiner Abreise von Hamburg [224]). Der Dichter sitzt auf dem Bilde, in luftiger Wandertracht, nachlässig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit seinem spinnenden Weibe halb abgewendet am Fenster hockt und Zither spielt. Der Mond scheint herein. Vor dem Wanderer liegt das

unge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend, und spricht die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben:

Daſs du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Wie frappant Lyser die charakteristischen Züge der von ihm gezeichneten Personen zu treffen verstand, beweisen u. A. die Porträtskizzen, welche er von Beethoven, Karl Maria v. Weber, und vor Allem von Paganini entworfen hat. Heine versichert, daſs von allen bekannten Porträts des berühmten Violinisten keines seinen wirklichen Charakter wiedergebe. „Ich glaube," sagt er in den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 218), „es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Lyser, der in seiner geistreichen Tollheit mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganini's so gut getroffen hat, daſs man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. Es ist mir leid, daſs ich die kleine Zeichnung nicht mehr besitze. Nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaſst werden, die mehr dem schweflichten Schattenreich als der sonnigen Lebenswelt zu gehören schienen. ‚Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt,' sagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegeleien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik, und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch schrieb er die Opernkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen." Von Lyser's schriftstellerischen Arbeiten verdienen die 1837 bei Sauerländer

in Frankfurt erschienenen „Neuen Kunstnovellen“ genannt zu werden, — originelle, mit anmuthigem Humor erzählte Episoden aus dem Leben berühmter Künstler. Heine verbrachte im Sommer 1830 oft halbe Tage in Gesellschaft des tauben Malers, der in der engen Mattentwiete wohnte. Manchmal erschien er auch Abends und blieb die ganze Nacht. Lyser musste ihm dann immer starken Thee vorsetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber sehr viel Zucker schüttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten sofort Feder und Thee, und schrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder andere Gedicht, welches ihm unterwegs in den Sinn gekommen war, auf ein Blättchen seiner Brieftasche; so das kleine Lied: „In den Küssen welche Lüge!“, das bald darauf in der zweiten Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder“ mitgetheilt wurde. Ein anderes Gedicht Heine's (Bd. XVI, S. 191 [168]), das Lyser in der Erinnerung bewahrt hat, und das mit den Worten begann:

„Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leise“ —

erregte das Missfallen Merckel's, welcher die Aehnlichkeit dieser Verse mit dem Anfang des Liedes: „Das Meer erglänzte weit hinaus“ tadelte, und spöttisch hinzufügte: „Du solltest uns nicht mehr so viel Salzwasser geben!“ Heine bemerkte verdrießlich: „Merckel ist heute wieder einmal Biereſſig!“, erkannte aber die Berechtigung des Tadels dadurch an, dass er jenes Lied niemals drucken ließ.

Als Paganini in Hamburg seine Koncerte gab, interessirte es Heine sehr, ihn zu hören; doch schien er nicht ohne Eifersucht bei dem ungeheuren Aufsehen, das der Violinkünstler erregte. Er speiste mehrmals mit Demselben an der Table d'hôte und beobachtete ihn und seinen Begleiter, den Schriftsteller Georg Harrys, genau; offenbar hatte er schon damals die Absicht, Beide zum Gegenstand einer Schilderung zu machen. Später forderte er Lewald auf, über Paganini zu schreiben, und Dieser sagte es zu. Als Lewald aber nicht Wort hielt, machte Heine ihm Vorwürfe und sagte, er habe ihm den werthvollen Stoff freundlichst über-

lassen wollen, und es sei Unrecht, daß er ihn nun verschmähe. Erst in den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 216) verwerthete Heine seine Erinnerungen an jenes Hamburger Erlebnis zu einer unübertrefflichen Charakteristik des Paganini'schen Spiels. — „Solcher Scherze," sagt Lewald[225], „war er stets voll. Sehr schnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie. Einst gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin standen zwei Windmühlen. ‚Sehen Sie,' sagte Heine, ‚diese armen Geschöpfe, wie sie sich sehnen und doch nie zusammen kommen. Dieses hier ist der Mühlerich, das Andre dort ist die Mühle. Ich werde einen Romanzencyklus dieser Unglücklichen bekannt machen.'"

Nur selten besuchte er das Theater. Er sprach mit Lewald davon, daß es ihn verdrieße, von den Direktoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den sie Jedem bewilligten, der in dem unbedeutendsten Blatte eine Korrespondenz einzuschmuggeln wusste. Er rächte sich für die Unart nur, indem er des Hamburger Theaters, mit Ausnahme einer witzigen Stelle in den Briefen über die französische Bühne (Bd. XI, S. 220), niemals öffentlich erwähnte. Des Direktors Schmidt, welcher damals in Gemeinschaft mit Herzfeldt das Stadttheater leitete, gedenkt Heine sogar in seinen Briefen an Immermann (Bd. XIX, S. 379) mit besonderer Hochachtung. — Nachmittags besuchte er zuweilen den Cirkel, der sich bei dem Schauspieler Forst zu versammeln pflegte und aus den heterogensten Elementen bestand. Einige Mitglieder des Stadttheaters — der Sänger und nachmalige Theaterdirektor in Wien Julius Cornet, der ausgezeichnete Charakterdarsteller Jooft, Emil Devrient und Karl Lebrun — einige junge Advokaten und Mediciner, der Lustspieldichter Töpfer und August Lewald waren dabei. Es wurde meist bis zum Anfang des Theaters gespielt. Heine sah zu, er spielte niemals mit.

Gewöhnlich speiste er Mittags bei dem originellen Gastwirthe J. W. Marr — dem Vater des trefflichen Schauspielers — im „König von England". Der biedere alte Herr, welcher, gleich seinem Sohne, den Feldzug gegen Napoleon als Freiwilliger

mitgemacht, und Schlachter gewesen, bevor er sich als Hotelwirth einrichtete, führte einen vorzüglichen Tisch und die auserlesensten Weine; nebenher hatte er allerlei literarische Liebhabereien, die sich mancher Schalk von Schriftsteller zu Nutz machte, um wochenlang ohne Bezahlung an der Table d'hôte zu dinieren. Herr Marr gab sich nicht allein mit poetischen Kleinigkeiten ab, wie jene gereimte Einladung zum Besuch seiner neuen Wirthschaft, die er Anfangs der dreißiger Jahre im „Korrespondenten" inserierte; nein, er verfasste auch ellenlange Komödien und Tragödien, deren Originalmanuskripte Heinrich Heine (Bd. IV, S. 96) zu den Merkwürdigkeiten Hamburgs rechnet, und deren eine sogar im Theater in der Steinstraße zur Aufführung kam. Wehe Dem, welcher sich von dem verselustigen Wirth unter vier Augen in ein Kunstgespräch verwickeln ließ — er musste zum mindesten dies zweiaktige Lustspiel anhören, wenn ihm die bittere Pille auch durch eine Flasche Sekt versüßt wurde, wie er nicht perlender in ganz Hamburg zu finden war! Eine besonders hohe Verehrung zollte Herr Marr dem Könige von Preußen, dessen Geburtstag er alljährlich durch Illumination seines Hotels und durch ein solennes Gastmahl feierte. Der gutmüthige Sonderling starb in den letzten Tagen des Jahres 1837. In seinem Testamente hatte er den Wunsch ausgesprochen, daß man ihn prunklos, aber im vollen schwarzen Civilanzuge, mit Stiefeln an den Füßen, beerdigen, und daſs ihm das Schlachteramt die letzte Ehre erweisen möge. Sämmtliche Schlachtermeister, mehrere Sektionen des Vereins hanseatischer Kampfgenossen von 1813 und 1814 und zahlreiche angesehene Bürger der Stadt folgten seinem Sarge. —

Weite, zwecklose Spaziergänge scheint Heine nicht geliebt zu haben. Er zog es vor, bequem auf dem Sofa liegend oder behaglichen Schrittes durch die Straßen flanierend, mit einem Freunde zu plaudern, statt vor die Thore hinaus ins Freie zu gehn und in der Umgegend umher zu streifen. Höchstens schlenderte er in Begleitung Merckel's dann und wann nach Eimsbüttel hinaus, wohin ihn eine andere „Merkwürdigkeit" Hamburg's, die schöne Marianne, zog, welche dort eine vielbesuchte Gastwirthschaft hielt. Marianne war eine holsteinische Schla-

heit: groß, fest und körnig; nur die schmachtenden blauen Augen, die aus langen Seidenwimpern träumerisch hervor blickten, verliehen ihrer Erscheinung einen poetischen Anstrich. Viel umworben, bewahrte sie sich, trotz aller Anfechtungen, den Ruf einer makellosen Tugend und Sittsamkeit. Man huldigte ihr, man drängte sich zu dem Büffett, wo sie in eigener Person das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; selbst der Herzog von Braunschweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause. Marianne war liebenswürdig, aufmerksam gegen ihre Gäste, wie es einer schmucken Wirthin geziemt, aber mit jener Zurückhaltung und Bestimmtheit, welche Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit fernhält. Sie schien sogar, ohne indifferent zu sein, kein Auge für Männer zu haben, und doch, wenn man ihr in das Antlitz sah, das sich stets mehr zu Thränen als zum Lächeln neigte, so konnte man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe sei nicht spurlos an diesem Mädchen vorüber gegangen, es sei Resignation und Selbstbeherrschung, daß sie sich mit aller Grazie, mit allem Savoir faire einer Gastwirthin, so zuvorkommend wie gleichgültig hinter dem Schenktisch bewege. In der That, es mochte etwas Wahres an der romantischen Geschichte sein, die man sich aus ihrer Vergangenheit erzählte, und die wir uns von Eduard Beurmann berichten lassen wollen [226]): „Die schöne Marianne war eine glücklich Liebende, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja vielleicht ohne daß seine Aufmerksamkeiten nur bemerkt worden, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, den sie niemals gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Beweis seiner Kunst, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm sofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer, und sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnsüchtig blickte sie es vom Morgen

bis zum Abend an; Nachts brannten zwei Wachskerzen auf dem Tische, über welchem es hing, denn sie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte sie den Wunsch Pygmalion's, jenes Ideal, das so ganz ihr Eigen war, mit Fleisch und Blut bekleidet zu sehn; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte sie denken, dasselbe sei mehr als Phantasie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäste heimgekehrt, verlangten mehrere Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beschäftigt, eine vom Mantel umhüllte männliche Gestalt aus demselben zu heben, die auf den Tod verwundet schien. Eine Dame, die in einem Kabriolette dem Wagen gefolgt war, bat um ein Asyl für den Sterbenden. In ängstlicher Hast räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem die Lichter brannten. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leisten, da die unbekannte Dame — wie es schien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann schlug die Augen auf, Marianne bebte, von seinem starren Blick elektrisch berührt, mit einem Schrei des Entsetzens zurück. Sie erkannte in dem Verwundeten das Original ihres Bildes, und zog sich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden seinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlassend. Am Morgen darauf erfuhr sie, die sich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeschlossen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitanischer Edelmann, war gegen Morgen verschieden. Ein junger Maler hatte ihm, unweit Eimsbüttel's, im Pistolenduell die tödliche Wunde beigebracht. Die Sekundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behausung geleiten lassen; seine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbei geholt worden, und er war in ihren Armen gestorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der trostlosen Gattin bereits in die Stadt geschafft; alle Fremden hatten sich entfernt. ‚Ein Traum, ein Traum!‘ Das waren die einzigen Worte, welche die schöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie

uchte das Bild. Es war verschwunden, und die Kerzen standen, ganz herabgebrannt, erloschen auf dem Tische. Keine Nachforschungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Resultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächsten Morgen sofort nach Italien abgereist. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnisplätze vor dem Dammthore der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlassen. Von ihr wie von dem Mörder traf niemals wieder bestimmte Kunde ein. Nur so Viel wurde gerüchtweise laut, daſs Letzterer der Bruder der Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe Maler gewesen sei, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe entflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O, gewiſs! sie hatte ein Bild geliebt, und dieses lebte in ihrer Phantasie fort. Sie hatte durch das blutige Ereignis Nichts eingebüßt, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Ja, es mochte süß für sie sein, zu wissen, daſs der Gegenstand ihrer Liebe nie und nimmer einer Andern mehr zufallen könne. Diese Gewiſsheit mochte sie für die entzogene Wirklichkeit entschädigen. Nach wie vor stand sie ihrer Wirthschaft mit demselben Eifer vor. Das geliebte Ideal blieb ihr, und stellte sie gegen jede Versuchung sicher. Marianne soll den Herzog von Braunschweig so wenig wie irgend einen Andern erhört haben."

Eine minder solide Gesellschaft fand Heine in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen stattfanden, denen er so häufig als muthwilliger Gast beiwohnte. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," sagte er einst lachend zu August Lewald, „ohne zu wissen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrens' Salon vereinigt die anständigste Gesellschaft. Ich finde da stets den feinsten, ungeniertesten Ton in Hamburg, und sehr gute Geschöpfe." Natürlich konnten diese lockern Zerstreuungen weder sein Gemüth ausfüllen, noch seinem Geiste eine würdige Anregung gewähren, und wenn er in seinen Briefen ein seltenes Mal flüchtig auf dieselben anspielte, geschah es mit schlecht verhohlenem Unmuth und Ueberdruſs. „Ich leide an einem hohlen

Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen," schrieb er einmal an Friederike Robert[227]). „Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist Nichts übrig geblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstischer Aerger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens." — Auch für Heine's ohnehin schwache Konstitution musste dieser tolle Lebenswandel von nachtheiligster Wirkung sein. Schon zu Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie uns ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 belehrt[228]): „Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten: ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen lassen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeschichte wusste, was Dergleichen bei Versifexen zu bedeuten hat, so wurde ich ängstlich und habe mir aus Angst alle poetischen Gefühle und noch viel mehr alles Poetisieren streng untersagt. Mit der Poesie ist es also aus; hoffentlich aber werde ich deſshalb um so prosaisch länger leben." — Zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit in ländlicher Stille und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahe gelegenen holsteinischen Flecken Wandsbeck, wo er sich drei Monate aufhielt, und bald aufs wohlthätigste die geistige und körperliche Frische wiederfand. Wie sehr ihm diese Erholung noth that, sehen wir aus einem der nächsten Briefe an Varnhagen, vom 5. April[229]): „Während des vorigen Monats, besonders seit Ende des Karnevals, ist es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlsein, auch mit geistigem Miſsbehagen, welches gröſstentheils durch mein letztes Buch verursacht wurde, zu schaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin besteht, daſs man nicht mehr zu Hause eingezogen lebt und daſs man dem kranken Leibe so viel' Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach solchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernste Arbeitssehnsucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleich-

ültigkeit, womit ich Hamburg's Fleischtöpfe und Fleischtöpfinnen, ine Theater- und Ballvergnügungen, seine guten und schlechten esellschaften verlassen habe, um mich in Einsamkeit und Studien u vergraben, giebt mir die Ueberzeugung, daß ich noch anders in — als die Anderen. Große Vorsätze wälzen sich in meinem eiste, und ich hoffe, daß auch öffentlich dieses Jahr Manches avon zur Erscheinung komme . . . Seit zehn Tagen wohne ich anz allein in Wandsbeck, wo ich seitdem noch mit Niemanden esprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich lese ämlich die Revolutionsgeschichte des einen und die Bibel des nderen Verfassers. Das Bedürfnis der Einsamkeit wird mir ie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur sich auch in den Gesichtern der Stadtphilister eigt und unerträglich gemüthliche Grimassen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden sich die Bäume, die ruhig grün werden und bestimmt wissen, was sie wollen! — Auch ich weiß bestimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus."

In Wandsbeck bezog Heine ein hübsch möbliertes Zimmer, das aber auf einen wüsten Hofraum hinausging, und dessen nächstes Gegenüber ein Schweinekoben war. Auch lag das Haus nicht an der Park- und Schlossseite, wo noch die schönsten Miethgelegenheiten freistanden, wo auch der alte Dichter Claudius gewohnt hatte, und wo man sich mit zwei Schritten unter den Wipfeln des herrlichsten Buchenwäldchens befindet. Seinem Vorsatze gemäß, vergrub Heine sich an diesem melancholisch stillen Orte in die tiefste Einsamkeit, die nur selten durch einen Besuch Lewald's, Wienbarg's oder Merckel's unterbrochen ward. Einmal kam sein Freund Rudolf Christiani aus Lüneburg herüber; ein andermal stellte sich unerwartet der Baron Tjutschew, den Heine in München kennen gelernt, auf der Durchreise nach St. Petersburg mit Frau und Schwägerin bei dem dichterischen Klausner ein, der für eine Weile den aufreibenden Genüssen der Elbstadt entflohen war. Mit welchen Gefühlen er der materiellen Prosa Hamburg's den Rücken gewandt haben mochte, verräth uns der Stoßseufzer des nachstehenden Liedes:

Daſs ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laſſt mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreun ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.

O, daſs ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüber reiſend dieſer Stadt,
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

Eine ähnliche miſsmuthige Stimmung, die aus Ekel und Ueberdruſs an den unfruchtbaren politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden Europas in den zwanziger Jahren hervorging, ſprach ſich auch in den Briefen Heine's an Varnhagen aus. „Wie trübe beginnt dieſes Jahr, wie beängſtigend!“ heißt es in einem Schreiben vom 3. Januar 1830. „Könnte man nur der Zeit

ntlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muss dies anze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!" Die fieberafte Unruhe, der zehrende Gram über die Langsamkeit der gechichtlichen Bewegung brach bei den oberflächlichsten Anlässen nit bitterer Gereiztheit hervor. „Diesen Brief erhalten Sie ielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht," chrieb Heine ein paar Monate nachher an Varnhagen[230]). „Es oll nun in Deutschland Nichts schnell gehn, und selbst die Beeisterung soll sich nur im langsamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiss sein Gutes. Z. B. die französische Revolution väre nicht zu Stande gekommen, wenn die korrespondierenden Jakobinerklubbs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen. . . . Ich habe ein wüst lieblos fatales Jahr verbracht. Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus, und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse." Dies steigende Interesse an den politischen Ereignissen dokumentiert sich am besten in dem Umstande, dass Heine während seines Aufenthaltes in Wandsbeck fast ausschließlich die Geschichte der französischen Revolution, die Werke von Thiers und Mignet und die Memoirenliteratur aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, studierte. Als Wienbarg eines Morgens zu ihm kam — der Dichter hatte Tags zuvor seine Wohnung verändert — fand er ihn ungewöhnlich blass und leidend, die kleine weiße Hand an das seidene Kopftuch geschmiegt. „Ich bin wie zerschlagen!" sagte er. „Das hat man von Mignet und der französischen Revolution. Ich las diese Nacht noch spät im Bette, nein, ich las nicht mehr, ich sah die Gestalten aus dem Mignet emporsteigen, die edlen Köpfe der Gironde und das Fallbeil, das sie mit dumpfem Schlage vom Rumpfe trennt, und die heulende Volksmeute. Da sah ich nieder, und mein Blick fällt auf die Bettstelle, auf diese abscheuliche rothe Bettstelle, und ich komme mir vor, als liege ich auch schon auf der rothen Guillotine, und bin mit einem Satz aus dem Bette. Seitdem hab' ich kein Auge zugethan." — „Ueber Frankreich

denk' ich Manches,“ heißt es bedeutungsvoll in einem Briefe an Varnhagen vom 5. April 1830[231]), „um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las, dass der jetzige König und die Familie Polignac die Ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten.“ In demselben Briefe kommt Heine auf die Wirkung zu sprechen, welche seine freisinnigen Aeußerungen über religiöse Dinge in den „Reisebildern“ auf das Publikum geübt. „Sehr viele freie Protestanten,“ versichert er, „sind enthusiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, dass ich mir unter dergleichen Leuten sehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, dass ich unter den evangelistischen Lesern einen Anhang bekäme. So Viel weiß ich, die Jesuiten glauben, dass sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren wirklich) unterstützen und befördern sie den Pietismus. Dessen habe ich mich in Baiern überzeugt.“ Wir werden später sehen, dass der Gedanke an ein Bündnis der politischen Fortschrittspropaganda mit dem freien Protestantismus bei Heine mehr als ein vorübergehender Einfall war, und dass er recht gut wusste, wesshalb er bei seinen Versuchen, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Philosophie zu erklären, sich nicht ohne Ostentation auf seine protestantische Qualität berief. Varnhagen erwies ihm daher gar keinen Gefallen, als er in seiner Biographie Zinzendorf's den sektiererischen Bestrebungen der Herrnhuter eine unmotivierte Wichtigkeit beilegte, und er musste sich dafür von Heine ziemlich derb den Text lesen lassen. „Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausstehen,“ schrieb ihm der junge Kritiker[232]), „und dass Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revolution, Memoiren und Dergleichen, und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit

hrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar. Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. Ich ärgere mich, daſs Sie Zeit und köstlichstes Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Laſst die Todten ihre Todten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiſs ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorf'sche Gebäude nicht sein, als daſs nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen muſsten." — Neben der Verachtung jedes pfäffischen Obskurantismus bildete sich in Heine's Gemüth ein leidenschaftlicher Adelshaſs aus, den er häufig auf ungerechteste Weise selbst in seine persönlichen Umgangsbeziehungen sich einmischen ließ. Wir haben schon vernommen, mit welcher Bitterkeit ihn bei der Lektüre des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels die aristokratische Gesinnung erfüllte, die sich in Goethe's wegwerfenden Urtheilen über die Lobredner der französischen Revolution aussprach. Der Freiherr Gaudy hatte ihm seine „Erato" mit einem freundlichen Begleitbriefe zugeschickt; aber wiewohl Heine die meisten Gedichte vortrefflich fand, zögerte er doch vier Monate mit der Antwort, — wie er an Varnhagen schrieb[233]), „aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Noblesse riecht". „So muſste eine liebe Freundin," heißt es im weiteren Verlauf des Briefes, „die ich wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adlig fatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muſs. Denn z. B. jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet." —

Von Ende Juni bis Ende August gebrauchte Heine wieder die Seebäder von Helgoland. Auf dem einsamen Meerfelsen überraschte ihn die Kunde von der Julirevolution in Paris, die ihn aus seiner unproduktiven Stimmung in die fieberhafteste Aufregung warf. Wir haben gesehen, wie das Mißbehagen an den politischen Zuständen, das Gefühl der Uebersättigung mit Kunst- und Literaturgeschwätz, die ungestüme Sehnsucht nach einem beschleunigten Gang der Ereignisse sich in der letzten Zeit bei dem Dichter zur schärfsten Erbitterung steigerten, und wie ein Vorgefühl des herauf ziehenden Sturmes ihn angetrieben hatte, seit Monaten sich in die Geschichte der Revolution von 1789 zu vertiefen. „Wie es Vögel giebt," schrieb er an Varnhagen[234]), „die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen, voraus ahnen, so giebt's Menschen, denen die socialen Revolutionen sich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und seltsam stockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zustand bis zum Ende Juli. Ich befand mich frisch und gesund, und konnte Nichts treiben als Revolutionsgeschichte, Tag und Nacht. Zwei Monate badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verstände sich Das von selbst, als sei es nur eine Fortsetzung meiner Studien." In den Briefen aus Helgoland, die er seiner Denkschrift über Börne eingefügt, schildert Heine (Bd. XII, S. 55 ff.) noch drastischer die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, welche der Julirevolution voran ging, und die freudige Begeisterung, zu welcher ihn die Kunde von dem großen Ereignis entflammte: „Ich selber bin dieses Guerillakrieges müde und sehne mich nach Ruhe, wenigstens nach einem Zustand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumerischen Art und Weise, meinem phantastischen Sinnen und Grübeln ganz fessellos hingeben kann. Welche Ironie des Geschickes, daß ich, der ich mich so gerne auf die Pfühle des stillen beschaulichen Gemüthslebens bette, daß eben ich dazu bestimmt war, meine armen Mitdeutschen aus ihrer Behaglichkeit hervor zu geißeln und in die Bewegung hinein zu hetzen! Ich, der ich mich am liebsten damit beschäftige, Wolkenzüge zu beobachten,

etrische Wortzauber zu erklügeln, die Geheimnisse der Elementar-
eister zu erlauschen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen
u versenken — ich musste politische Annalen herausgeben, Zeit-
nteressen vortragen, revolutionäre Wünsche anzetteln, die Leiden-
chaften aufstacheln, den armen deutschen Michel beständig an
er Nase zupfen, daß er aus seinem gesunden Riesenschlaf er-
wache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem schnarchenden
Giganten nur ein sanftes Niesen, keineswegs aber ein Erwachen
bewirken . . . Und riß ich auch heftig an seinem Kopfkissen, so
rückte er es sich doch wieder zurecht mit schlaftrunkener Hand . . .
Einst wollte ich aus Verzweiflung seine Nachtmütze in Brand
stecken, aber sie war so feucht von Gedankenschweiß, daß sie nur
gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer. —
Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls
eine deutsche Nachtmütze anschaffen und über die Ohren ziehen.
Wenn ich nur wüsste, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann.
In Deutschland ist es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein
Polizeidiener heran kommen und mich tüchtig rütteln, um zu er-
proben, ob ich wirklich schlafe; schon diese Idee verdirbt mir
alles Behagen. Aber in der That, wo soll ich hin? Wieder
nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die
Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum steht dort eine
östreichische Schildwache, und donnert dir ein schreckliches ‚Wer
da!‘ entgegen. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nord-
osten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem
sie sich civilisieren und Glacéhandschuhe tragen. Oder soll ich
wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie
hängen, wie viel weniger in Person leben möchte! Nimmermehr nach
diesem schnöden Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen und
die Menschen wie Maschinen gebärden . . . Auch in Frankreich
soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat kein
Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder.
Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man be-
reits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen. Was half's!
sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment
noch thörichter als früher . . . Oder soll ich nach Amerika, nach
diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten

mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte ... Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht ... Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel — mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! ... O Freiheit, du bist ein böser Traum!" — „Ueberall herrschte eine dumpfe Ruhe," heißt es in der 1855 geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der Helgolander Briefe (Bd. XII, S. 101). „Die Sonne warf elegische Strahlen auf den breiten Rücken der deutschen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unsern frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einsamen Felsen saß ein Sturmvogel, aber er ließ schläfrig sein Gefieder hängen und schien selbst zu glauben, daß er sich getäuscht habe, und daß so bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und schier muthlos geworden, er, welcher kurz vorher so mächtig und geräuschvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutschland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Katastrophe, von den drei Tagen in Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erscholl. Man glaubte schon in der Ferne die Trompete des jüngsten Gerichts zu vernehmen." Die trübsinnige Niedergeschlagenheit hatte ein Ende, und mit fröhlichem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Enthusiastische Rhapsodieen entströmten seiner Seele, jauchzend rief er aus (Ebd., S. 87 ff.): „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise ... Ich bin wie berauscht. Kühne Hoffnungen steigen leidenschaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachsenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausstrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raschen Fluge entwurzeln diese Riesenbäume und jagen damit von dannen.

der Himmel hängt voller Violinen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: ‚Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?‘ Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt . . . ‚Wie heißt er?‘ Ihr kennt ihn gut, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht . . . Pan ist todt! — Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muſs. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter den Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Palläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!“

Aber dem feurigen Rausch der Begeisterung sollte nur zu bald die kühle Ernüchterung folgen. Gegen Ende August nach Hamburg zurück gekehrt, erlebte Heine dort alsbald die rohen Excesse der Judenkrawalle, mit denen der Hamburger vornehme und geringe Pöbel seine Nachfeier der Julirevolution beging. Hier galt es nicht, wie in Braunschweig, das ruhmvolle Beispiel der Franzosen durch Fortjagung eines verhassten, Recht und Gesetz verhöhnenden Regenten nachzuahmen, sondern an einer harmlosen Klasse von Mitbürgern sein tolles Müthchen zu kühlen. Das mittelalterliche Vorurtheil gegen die Juden, welches den Letzteren in Hamburg nicht bloß, wie in den übrigen deutschen Ländern, den Zutritt zu Staatsämtern, Advokaturgeschäften, Innungen und Zünften verwehrte, sondern ihnen auch die gesellschaftliche

Gleichstellung missgönnte, wollte sein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beschloss man, an einem Septemberabend mit dem Glockenschlag Neun Alles, was eine jüdische Physiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweise aus den Alster- und Elbpavillons, hinaus zu werfen. Nur den getauften Söhnen Israel's wurde gestattet, sich durch Herbeiholung ihres Taufscheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten sich die schändlichen Demonstrationen; kein Bekenner des mosaischen Glaubens durfte sich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken lassen oder Licht in seiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gassen raste; viele Judenhäuser wurden demoliert, und selbst das stattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernstieg entging, trotz der Popularität, deren sich der gutherzige Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der seine Fensterscheiben bedrohte. Vergebens suchte die Polizei dem Unfuge zu steuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geschrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingesetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanseatische Kontingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertstreich gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieser Gelegenheit sprach. Beiderlei Truppen erhielten, während sie auf der Straße kampieren mussten, eine Stärkung an Brot, Käse 2c. Heine behauptete, die Hanseaten hätten Schweizer Käse, die Bürgersoldaten holländischen bekommen.

Aber so sehr Heine über dies klägliche Nachspiel der Julitage entrüstet war, das, wie er an Varnhagen schrieb[235]), „einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnte,“ ließ er sich durch die Hamburger Ereignisse doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudiger Stimmung ein Buch rasch zu vollenden, das, sofort nach seiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, auf eine unmittelbare Förderung der Zeitinteressen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reisebildern“, welche Anfangs Januar 1831 erschienen, waren zum Theil freilich aus alten Materialien zusammen gestellt; aber die „englischen Fragmente“, die zuerst in

den „Politischen Annalen“ gedruckt worden, erhielten durch Hinzufügung der Schlusphantasie: „Die Befreiung“ direkten Bezug auf die Julirevolution, und „Die Stadt Lucca“, welche sich den „Bädern von Lucca“ anschließt, ward, mit Ausnahme der Eingangskapitel, erst im Sommer und Herbst 1830 geschrieben[236]). Unter der irrigen Voraussetzung, daſs in Sachsen die Censur nachsichtiger als in Hamburg sei, hatte Campe das Manuskript zum Drucke nach Leipzig gesandt; aber bald wurde ihm die Nachricht, daſs auch dort die Julirevolution Nichts an den alten Preſschikanen geändert habe, und Heine musste, wie er sich ausdrückt, „noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben“, um die vorschriftsmäßigen zwanzig Bogen zu füllen. Religiöse und politische Freiheit sind das stets wiederkehrende Grundthema, über welches der Dichter in diesem Buche, zuweilen mit lachenden Späßen, meist aber mit würdevollem Ernste, phantasiert; und zwar dient ihm Italien vorherrschend, um die Miſsbräuche einer zu todtem Buchstabendienst erstarrten Religion, — England, um die Gefahren einer falsch verstandenen, aristokratisch verklausulierten Freiheit ins Licht zu stellen. „Das Buch ist vorsätzlich so einseitig,“ bemerkt Heine in einem Briefe an Varnhagen[237]). „Ich weiß sehr gut, daſs die Revolution alle socialen Interessen umfasst, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die Letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern tragen.“ — „Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten,“ heißt es in einem der nächsten Briefe[238]), „es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisei verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.“

In der That entspricht der Charakter der „Nachträge zu den

Reisebildern" vollständig der Tendenz, welche Heine in diesen Worten ankündigt. Trotz aller losen Spöttereien über Dogmen und Priesterlug, trotz aller scharfen Befehdung der privilegierten Adelskaste, die sich zwischen Fürst und Volk gestellt, ist der Verfasser im Grunde seines Herzens weder ein Feind des Altars, noch des Thrones. Wir haben in der That keine Ursache, seiner Versicherung (Bd. II, S. 394) zu misstrauen: „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, so bleibe ich doch meiner innersten Ueberzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips." Um so nachdrücklicher erhebt Heine seine Stimme wider jede Verbündung der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiösen und politischen Freiheit. „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin," sagt er weiter, „hasse ich jene Missgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deuschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Misstrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhass, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken." Heine entwickelt sodann, wie es für die Religion, für ihr heiliges Wesen, eben so verderblich sei, wenn der Staat ihre Diener mit besonderen Privilegien bekleide, und die Religion zu politischen Zwecken missbraucht

werde: „Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird. Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daß Dieses das einzige Mittel ist, die Religionen vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daß sie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; ebenso wie der Adel eher den Thron selbst und Höchstdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daß er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! ... Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daß die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Korrespondenten“ läse, daß der alte Jehovah Jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daß die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daß sie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Buden entspringen und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den rothen Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldenen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andere Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das ist die Emancipation der Könige. — Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volkes sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle

aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einsehen, daß ein bischen Salböl keinen menschlichen Kopf guillotinenfest machen kann, eben so wie das Volk täglich mehr und mehr einsieht, daß man von Oblaten nicht satt wird! Nun freilich, da bleibt der Aristokratie und der Klerisei Nichts übrig als sich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren. — Vergebliches Bemühen! Eine flammende Riesin, schreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe bissiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.“ —

In dem „Gespräch auf der Themse“ und dem Schlußkapitel der „Englischen Fragmente“ (Bd. III, S. 6 und 155) führt Heine den früher schon in der Betrachtung auf dem Schlachtfelde von Marengo angedeuteten Gedanken weiter aus, daß die Freiheit die Religion der neuen Zeit sei, die den Glauben an die alten Götter verloren und nicht Phantasie genug habe, neue Götter zu erschaffen: „Alle Kraft der Menschenbrust wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit ist vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es ist wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, sondern den Armen, und sie hat ebenfalls ihre Evangelisten, ihre Märtyrer und Ischariots . . . Wenn Christus auch nicht der Gott dieser Religion ist, so ist er doch ein Hohepriester derselben, und sein Name strahlt beseligend in die Herzen der Jünger. Die Franzosen sind aber das auserlesene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache sind die ersten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris ist das neue Jerusalem, und der Rhein ist der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philister.“ Derselben enthusiastischen Hinweisung auf Frankreich und die französische Revolution begegnen wir mehrfach in den „Nachträgen zu den Reisebildern“, vor Allem in dem Abschnitte: „Die Befreiung“, welchem die eben angeführten Worte entnommen sind. Es wird dort (Ebd., S. 143 ff.) in einem geistvollen Rückblick auf die Entwicklungsgeschichte der Menschheit die Ansicht aufgestellt, daß Aegypten zuerst jenes privilegierte Kastenthum, jene geistliche und weltliche Hierarchie hervorgebracht habe, die später als Verbindung der katholischen Kirche und des Feudaladels ganz Europa in Knechtschaft erhielt, und

deren unheilvolle Macht erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst und des Pulvers allmählich gebrochen ward. „Die früheren Bestrebungen, die wir in der Geschichte der lombardischen und toskanischen Republiken, der spanischen Kommünen und der freien Städte in Deutschland und anderen Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, sondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, sondern für Gerechtsame; Korporationen stritten um Privilegien, und es blieb Alles in den festen Schranken des Gilden- und Zunftwesens. Erst zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geistiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, sondern als ein ursprüngliches, nicht als ein erworbenes, sondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, sondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deuschland und der Puritaner in England beriefen sich auf das Evangelium, dessen Aussprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da stand deutlich ausgesprochen, dass die Menschen von gleich edler Geburt sind, dass hochmüthiges Besserdünken verdammt werden muss, dass der Reichthum eine Sünde ist, und dass auch die Armen berufen sind zum Genusse in dem schönen Garten Gottes, des gemeinsamen Vaters." Aber in Deutschland siegte die hohe Jagd des Adels über die Gleichheitslehre der Bauernrevolution, und auch in Großbritanien wurde die religiöse und politische Reformation nur zur Hälfte vollbracht, keine gesellschaftliche Umwälzung fand statt, es wurden nur neue liberale Flicken auf das alte Staatskleid gesetzt. Erst die Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, haben, in Uebereinstimmung mit den Ansichten jenes älteren Bergpredigers, der gegen die Aristokratie von Jerusalem gesprochen, mit Erfolg der Menschheit klar gemacht, dass nicht bloß die Form des Staates, sondern das ganze gesellschaftliche Leben, nicht geflickt, sondern neu umgestaltet, neu begründet, ja neu geboren werden sollte. „Ich spreche," so schließt Heine diese geschichtsphilosophische Entwicklung, „von der französischen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit so siegreich empor stieg

aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muss, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Aegyptenthum."

Denen, welche so rasch bei der Hand sind, unserm Dichter wegen seiner Bewunderung der Franzosen und wegen seines Lobpreisens der französischen Revolution eine unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, dass das Erwachen des politischen Lebens in Deutschland eben seit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerst aus dem wüsten Schlafe der Restaurationszeit wirksam empor scheuchten. Die Schriftsteller, deren Begeistrung sich an den Ereignissen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienstliches Werk, indem sie ihren thatendurstigen Enthusiasmus dem Volke diesseit des Rheines mitzutheilen suchten und ihm das an der Seine gegebene Beispiel zur Nacheiferung empfahlen. Das haben auch die wahren Freunde des Fortschritts und der Freiheit damals sehr wohl begriffen, und nicht sie waren es, von denen die Verdächtigung der patriotischen Gesinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbst der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher so kreischend in das Horn des Franzosenhasses stieß, schmückte derzeit noch die Namen Beider in seinem „Literaturblatte" bei Besprechung ihrer neuesten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die aufregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleonkultus Heine's nahm Menzel damals Anstoß, mit Behagen druckte er im Gegentheil Dessen boshafte Charakteristik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten schließt: „Daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!" — und

r fügte sogar die anerkennende Bemerkung hinzu [239]): „Diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unecht, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleon's Sturz, als die Lüge!"

So Viel ging aus den „Nachträgen zu den Reisebildern" hervor: wie die Zeit selber, war auch Heine, der ihr Leben in tiefster Bedeutung zu erfassen strebte, durch die Julirevolution ernster geworden, und beschäftigte sich nachdenklicher mit den großen Fragen der Gegenwart, die er in seinen früheren Schriften meist nur oberflächlich und mit keck umher tastender Neugier gestreift hatte. Das politische Interesse trat mehr und mehr in den Vordergrund, die behagliche Stille des rein poetischen Schaffens war auf Nimmerwiederkehr entwichen. Die schönen Gedichte des „Neuen Frühlings", welche Heine im Spätherbst 1830 auf Anregung Albert Methfessel's schrieb, der ihn um einen zur Komposition geeigneten Liedercyklus ersucht hatte, waren gleichsam ein letzter zärtlicher Scheidekuß der aus dem Schlachtlärm des Tages angstvoll entfliehenden Muse seiner Jugendzeit. Was ist der Inhalt dieser Lieder? Der Dichter will wohlbewaffnet in den großen Freiheitskampf der Zeit ziehen; allein eine neue Liebe hält ihn festgebannt im Zauberhaine der Romantik, wie jenen Ritter, dessen geharnischten Arm Amoretten mit Blumenketten umwanden. Ja, er liebt wieder, wie sehr er sich durch so viel' bittere Schmerzen vor neuer Bethörung geschützt wähnte; er liebt, und die Liebe, welche sein Herz erfüllt, scheint alle Wunder des Frühlings hervor zu locken. Neuer Frühling im Herzen und neuer Frühling in der Natur verweben sich mit einander zu einem harmonischen Liede. Im Walde sprießt und grünt es, die Lindenblüthen ergießen ihre Düfte, die blauen Frühlingsaugen der Veilchen blicken sanft aus dem Grase, die Nachtigall singt der Rose ihr schluchzend langgezogenes Lied, das ganze Wald-Orchester musiciert nach dem Takte, den Schalk Amor, der Kapellmeister des Herzens, schlägt, und aus dem Dunkel der Kastanien glänzt das weiße Landhaus der Geliebten hervor. Wenn die frischen Farben des Bildes gegen den Schluß hin erlischen und feuchte Herbstnebel den absterbenden Frühlingstraum der Natur und des Herzens umhüllen, so schleicht

doch der Spott sich nur leise und lächelnd ein, und verwandelte
sich in eine sanft wehmüthige Klage über den Unbestand alles
irdischen Glückes. — Aus so idyllischer Stimmung heraus hat
Heine seitdem nie wieder gedichtet. Die „Kunstperiode", wie er
selbst die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende,
die Revolution hielt ihren Einzug in die Häupter und Herzen
der Schriftsteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihres
Publikums bemächtigte sich fast eine Abneigung gegen die streng
geschlossene Kunstform der gebundenen Rede. „Es will mich be-
dünken," sagte Heine einige Jahre später (Bd. XV, S. 3), „als
sei in schönen Versen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit
scheue sich, in metrischen Gewanden zu erscheinen." Das leiden-
schafterfüllte Gemüth sehnte sich, in unverhüllter Nacktheit das
Programm des Kampfes auszusprechen, der vielleicht auch in
Deutschland nicht mehr allein mit geistigen Waffen auszufechten
war. Konnte nicht auch uns das Schicksal Frankreichs beschieden
sein? Wenn dort ein Polignac nur das Geistermordgesetz seiner
Preßordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution
hervor zu bringen und nach drei heldenmüthigen Tagen die
Knechtschaft mit ihren rothen Schergen und weißen Liljen zu
Boden geschleudert zu sehen: warum sollte Deutschland für immer
seine Ketten tragen? Hatte doch das halbzertretene Polen sich
eben wieder in blutigem Aufstand erhoben, um ein unerträglich
gewordenes Joch zu zertrümmern — warum sollte die deutsche
Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und musste die Revolution
in Deutschland nicht einen um so gewaltthätigeren Charakter an-
nehmen, je despotischer es den Schriftstellern verwehrt wurde,
die wichtigsten Fragen des Staates und der Gesellschaft in der
Presse zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politischer
Bildung in die Herzen des Volkes zu streuen? Solche Fragen
waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er
im März 1831 zu der Broschüre Robert Wesselhöft's: „Kahldorf
über den Adel" schrieb. Er deutete warnend hin auf die Schrecken-
herrschaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Ma-
guillotine gewirthschaftet, bald auch die Menschencensur eingeführt
worden sei, und wie derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtete,
später mit derselben Gelassenheit seinen eigenen Herrn ausstr-

us dem Buche des Lebens." Und wie einst in Frankreich, so önne jetzt auch in Deutschland „die bürgerliche Gleichheit" das rste Losungswort der Revolution werden, von der Pressfreiheit ber sei es abhängig, ob diese Frage durch ruhige Erörterung riedlich geschlichtet, oder von einer blinden Menge mit ungetümer Wildheit gelöst werden solle. Die Broschüre, welcher Heine diese kraftvolle Einleitung mit auf den Weg gab, war eine Abfertigung der im Jahre 1830 erschienenen Schrift des Grafen Magnus von Moltke: „Ueber den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande". Mit überlegener Feinheit und treffender Schärfe der Argumente bestritt der pseudonyme Verfasser die Rechtsansprüche des Adels, für welche der hochgeborene Kämpe in die Schranken gesprengt war. Die Briefe Kahldorf's wiesen nach, daß, wenn im Kampfe der Monarchie und Demokratie die Wagschalen schwanken, jedenfalls die Aristokratie in neuerer Zeit fast all ihr Gewicht verloren habe und immer mehr verliere. Das neuere Heerwesen habe die Macht, das neuere Geldwesen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubische Vorurtheil zerstört, worauf im Mittelalter der Adel seine Privilegien gründete. Auf allen Gebieten des Wissens, der Kunst, des Erwerbs und des öffentlichen Lebens habe das Bürgerthum dem Adel längst den Rang abgelaufen, und wenn der Geist der Ahnen noch in den Ruinen ihrer alten Burgen umgehe, so gewahre er mit Staunen, wie deren höchste Thürme der junge Eichwald überrage. Nicht so kühl und gemäßigt, wie der Verfasser des „Kahldorf", der später kurze Zeit in großherzoglich weimarischen Staatsdiensten stand, sich 1838 durch Abfassung der Streitschrift „Berlin und Rom" an dem durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Broschürenkampfe betheiligte, und dann in Amerika verschollen ist, vermochte Heine die Prätensionen einer Aristokratie zu besprechen, die er in allen Ländern zur Ausrottung der liberalen Ideen verbündet sah, und an deren Spitze er jetzt denselben Zar Nikolaus erblickte, den er noch jüngst irrthümlich für den Gonfaloniere der Freiheit gehalten. War es ihm doch, während er seine Einleitung zu den Kahldorf'schen Briefen schrieb, als spritze das Blut von Warschau bis auf sein Papier, und als höre er die Trompeten der „Berliner Ukasuisten und Knutologen" zu einem neuen Feld-

zuge gegen Frankreich blasen, um der Idee eines „Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit“ den Garaus zu machen! Da galt es zu warnen und zu wecken auf jede Gefahr, und Heine schleuderte so blitzscharfe Worte gegen die Kerkermeister der Freiheit, dass ein großer Theil seines Aufsatzes von der servilen Censur völlig unterdrückt wurde. Er mahnte laut an die Konstitution, welche dem deutschen Volke versprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Gut und Blut für die Rettung der Fürsten und des Vaterlandes eingesetzt. „Der gallische Hahn,“ sagte er, „hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutschland wird es jetzt Tag. In entlegene Klöster, Schlösser, Hansestädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten sich die unheimlichen Schatten und Gespenster, die Sonnenstrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauscht uns, wir sind erstaunt, wir befragen einander: Was thaten wir in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in unserer deutschen Weise, d. h. wir philosophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächst betrafen oder zunächst passierten, sondern wir philosophierten über die Dinge an und für sich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphysische und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hinein pfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. Seltsam ist es, dass das praktische Treiben unserer Nachbarn jenseits des Rheins dennoch eine innige Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viele wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anderes, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Ueberlieferung im Reiche

es Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft; um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervor geblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restaurationn, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber Wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eigenen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist. — In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daß wir jetzt zur Politik übergehn."

Das war eine andere Sprache, als man sie in den sentimental-humoristischen Karnevalspäßen der „Reisebilder" gehört hatte. Heine schien das Gleichnis wahr machen zu wollen, in welchem er sich den Kunz von der Rosen des deutschen Volkes genannt. Er hatte ob der Drangsal des Vaterlandes so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daß die närrischen Schellen abfielen von der rothen Mütze, und diese schier das Ansehen einer Jakobinermütze bekam. Eindringlich und verheißungsvoll klang seine Rede (Bd. II, S. 427): „Der Mann, dessen eigentliches

Amt die Kurzweil, und der dich nur belustigen sollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein starkes Scepter und die schöne Krone — erkennst du mich nicht, mein Kaiser? Wenn ich dich nicht befreien kann, so will ich dich wenigstens trösten, und du sollst Jemanden um dich haben, der mit dir schwatzt über die bedränglichste Drangsal, und dir Muth einspricht, und dich lieb hat, und dessen bester Spaß und bestes Blut zu deinen Diensten steht. Denn du, mein Volk, bist der wahre Kaiser, der wahre Herr der Lande — dein Wille ist souverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das sich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andere Gewähr, als die Salbadereien geschorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, ist die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Fesseln darnieder liegst, so siegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiser, die Nacht ist vorüber, und draußen glüht das Morgenroth."

Aber was half es, daß Heine so beherzte Töne anschlug und in die Speichen des Zeitrades griff, um den langsamen Gang der Ereignisse durch sein stürmisches Wort zu beschleunigen? Nur zu rasch musste er erfahren, daß die Julirevolution in Deutschland keine sofortige Nachahmung fand, daß sie uns nicht einmal die Aufhebung der verhassten Censur brachte, und daß die freie Diskussion politischer Fragen nach wie vor auf unüberwindliche Hemmnisse stieß. Dazu kamen neue Zerwürfnisse mit dem reichen Oheim, neue Drangsale der materiellen Subsistenz und kleinlaute Zweifel an dem endlichen Siege der Volkssache, untermischt mit Aufwallungen aristokratischen Stolzes und mit der immer wiederkehrenden Sehnsucht, durch eine feste Staatsanstellung der quälenden Unsicherheit seiner persönlichen Verhältnisse zu entrinnen. „Täglich verdüstert sich mehr und mehr meine äußere Lage," schrieb er schon im November 1830 an Varnhagen[240]), „und die Studien, die mich so stark ergriffen, und obendrein die Weltereignisse haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich selbst verantworten kann. Dazu kommt, daß ich manchmal wie mit Blindheit geschlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ.

Dies Alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so dass ich in Geldsachen nicht difficil war und gern Etwas sakrificierte, literarischer Interessen wegen. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beizukommen gewusst, und ich muss ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich sehe aber ein, dass ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Nothfall, bedacht sein muss. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale, aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja, der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all' seinen plebejischen Nöthen zu verlassen. . . . Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, dass ich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preußische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach." — Varnhagen rieth dem Freunde vor Allem, die Differenz mit Salomon Heine durch ein offenherziges Aussprechen und versöhnliches Entgegenkommen zu begleichen; im Uebrigen versprach er, durch seine Verbindungen in ministeriellen Kreisen das Terrain mit Rücksicht auf den Wunsch Heine's nach einem Staatsamte zu sondieren. Dieser antwortete unterm 4. Januar 1831[241]): „Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundschaft gesetzt, um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äußerstes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix

eine sichere Stellung zu erwerben; ohne solche kann ich ja doch Nichts leisten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutschland, so reise ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle spielen müsste, wobei all mein künstlerisches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimischen Machthabern konsakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdessen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen ist. Ich will Nichts unversucht lassen und mich zum Aeußersten nur im äußersten Falle entschließen."

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzusiedeln, war ihm, wie uns bekannt ist, keineswegs neu. Schon als Student in Berlin hatte er diesen Plan gehegt, und war seitdem häufig auf denselben zurückgekommen. Bei seiner Begeisterung für die Ideen der französischen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche ihnen unter dem Schutze des Bürgerkönigthums gesichert schien, musste es für einen liberalen Schriftsteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieser Entwicklung zu sein. Börne, Maltitz, Michael Beer und andere seiner Freunde waren auf die Kunde von den Juli-Ereignissen sofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beispiele zu folgen? Obige Briefstelle giebt uns die Antwort, sie enthüllt uns offenherzig die schwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit banger Sorge erfüllten, je bestimmter der Gedanke einer Entfernung aus der Heimat an ihn heran trat. Ach, er hätte mit seinem weichen, lyrisch-sensitiven Gemüthe sich noch vor Kurzem so gern in die Poesie zurück gezogen und das publicistische Kriegshandwerk Andern überlassen[242]); denn mehr die Macht der Umstände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunat aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeitereignissen den lebhaftesten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politischer Parteiführer zu sein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienbarg geschrieben[134]): „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich schicke Ihnen meinen Dolch, um sich gegen Ueberfälle des Gesindels zu vertheidigen. Dass ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Jolle im Sturm hier ankommen sah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutschland ein Journal herauszu-

geben, Das übersteigt meine Kourage.“ Welt und Leben boten ihm Stoff zur Satire, zur charakteristischen Abspiegelung, zu dichterischen Ergüssen, er hatte seine Sympathien und Antipathien in stärkster Weise, und, wie es von ihm als Dichter zu erwarten stand, er konnte schwärmen für große Charaktere und für die Entfesselung geschichtlicher Kräfte — aber ein Abgrund trennte ihn von den Leuten da draußen, von dem Gewühl der Kämpfenden, von den Umtrieben der Lenker und Beweger. Er wusste, dass ihm diese Zurückhaltung vorkommenden Falles als Aristokratismus ausgelegt werden, dass sein freies Urtheil, sein nach allen Seiten hin unschonsamer Witz ihm zum Verderben gereichen konnte. „Bricht nun gar,“ sagte er düster[134]), „in Deutschland die Revolution aus, so bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt.“ Hatte er den vaterländischen Boden erst verlassen, befand er sich einmal in Paris, dem Herde der weltgeschichtlichen Bewegung, so war vorauszusehen, dass er sich den Anforderungen nicht würde entziehn können, welche die radikale Partei an ihn stellte. Die grauenhafte Ahnung beschlich ihn, dass seine Dichterlaufbahn alsdann zu Ende sei, dass sein Talent zum unselbständigen Werkzeug der Agitation im politischen Tageskampfe herabsinken werde. Diese Angst des Poeten war es vorzüglich, die ihn mit starken Banden in der Heimat festhielt, und ihm die Flucht in die Fremde als den schrecklichsten, um jeden Preis abzuwendenden Nothfall erscheinen ließ.

Die Aussichten auf eine Staatsanstellung in Preußen lagen, wenn nicht ganz im Gebiet der Chimäre, doch jedenfalls in weitem Felde. Heine sann inzwischen nach, wie er denselben etwas festeren Grund geben könne, und gerieth dabei auf einen abenteuerlichen Einfall. In Hamburg war seit geraumer Zeit der Posten eines Raths-Syndikus erledigt. Zahlreiche Meldungen liefen ein, doch war keiner der Kandidaten dem Senate genehm, dessen Hauptaugenmerk dahin ging, einen Mann zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüsste. „Man fühlt schon das Bedürfnis nach Männern,“ schrieb Heine[243]), welcher diesen und den sonstigen Erfordernissen des Amtes zu entsprechen glaubte; denn das Diplom eines Doktors der Rechte besaß er schon, und Bürger konnte er gegen Bezah-

lung einiger Mark jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, dass man ihn keinenfalls wählen, und dass er bei einer Meldung dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheim fallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Presse sollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadtgeklätsch schon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht sich mit ihm beschäftigte, so musste man suchen, demselben eine heilsame Richtung zu geben. „Dieses geschähe im vorliegenden Fall," so lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, dass man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, dass man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder Dergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, dass Sie, so bald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, dass die Augsburger Allgemeine Zeitung sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muss, dass meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet werden," fügt Heine schüchtern hinzu, „dass es ein Verlust sei, dass ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" In einem späteren Briefe berichtet Heine [244]), dass Professor Blume in Halle, „der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule", ihn bei der Konkurrenz zu schlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, dass man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müssen wir lächeln, wenn wir uns den Verfasser der „Reisebilder", den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter saß, mit der ehrsamen Allongeperücke, den seidenen Pluderhosen und dem spanischen Mantel angethan, inmitten der ceremoniösen Versammlung eines hoch- und wohlweisen Senates am grünen Rathstische denken! Auch Varnhagen mag dieser Ansicht gewesen sein; er unterließ es wenigstens, den gewünschten Artikel zu schreiben, und Heine gelangte zu der Erkenntnis, dass nach seiner Vorrede zu der Kahldorf'schen Strei-

schrift gegen den Adel jede Hoffnung auf ein Staatsamt für ihn abgeschnitten sei.

Der nächste Brief an Varnhagen belehrt uns, daß der Würfel gefallen, die verhängnisvolle Entscheidung fürs Leben getroffen ist. Wir sehen Heine schon mit dem Gedanken der Auswanderung nach Frankreich vertraut geworden und mit fiebernder Leidenschaft den großen Tagesereignissen zugewandt, vor welchen das kleine Leid des Einzelnen sich beugen und verstummen muß. „Des Weltallgemeinen ist zu Viel,“ schreibt er am 1. April[245]), „um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird. Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in vierzehn Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese sowie auch den angstschnellen schlechten Stil billigst entschuldigen. Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für

mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrificiert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daß meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daß ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!"

Ja, es duldete ihn nicht länger in Deutschland, wo das Damoklesschwert der Censur beständig über seinem Haupte hing und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Aussicht stand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er seine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anspruchslosem Humor erzählt Heine in den „Geständnissen" (Bd. XIV, S. 236) die Gründe seiner Flucht aus der Heimat und seiner Uebersiedlung nach Frankreich: „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade sehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungesunder, und ich musste ernstlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Visionen; die Wolkenzüge ängstigten mich und schnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als sei die Sonne eine preußische Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen schwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward sehr melancholisch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Justizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie unangenehm es sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daß man den Menschen die Eisen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen

und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, und wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte er mir auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind, und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singen zu hören.“

Den Tag vor seiner Abreise von Hamburg verbrachte Heine zum großen Theil in Gesellschaft Lewald's, dem er zur Erinnerung das Originalmanuskript der neuen Frühlingslieder schenkte. Auch gab er ihm die Abbildung einer Kirche in Lucca, worunter er die Verse geschrieben:

> Die Kirche siehst du auf diesem Bilde,
> Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
> Signora Franceska und Lady Mathilde
> Mit Doktor Heine die Messe gehört.

In Frankfurt verweilte er acht volle Tage. Es wurde ihm dort von den Stimmführern der liberalen Partei die achtungs-

vollste Aufmerksamkeit erwiesen. Am frühen Morgen ging er aus, und als er Mittags nach Hause kam, fand er seinen Tisch mit Visitenkarten bedeckt [246]). An der Wirthstafel des Hotels traf er mehrmals mit Saphir zusammen, und die witzige Unterhaltung der beiden geistreichen Männer lockte zahlreiche Gäste an. Einst erzählte ein Fremder, dass der Kurfürst von Hessen in Folge der Unruhen in seiner Hauptstadt, um den Bewohnern der Residenz seinen Unwillen zu erkennen zu geben, alle Ruhebänke auf der Wilhelmshöhe habe entfernen lassen. Saphir bemerkte sogleich: „Dann werden seine lieben Kasselaner sich in einem permanenten Aufstande befinden.“ — „Saphir! Saphir!“ rief Heine aus, „Wer wird Witze ohne Honorar machen?“ — „Besser, als Honorar ohne Witz!“ gab der boshafte Saphir schlagfertig zurück. — Auch der durch sein Bild Mignon's mit der Harfe bekannt gewordene Historienmaler Professor Moritz Oppenheim suchte Heine auf und bat den Dichter, sich von ihm malen zu lassen. Das wohlgelungene Oelbild, welches 1861 in den Besitz des Herrn Julius Campe überging, stellt Heine in sitzender Stellung dar. Vornehm nachlässige Haltung. Der Anzug — Rock, Hosen und Weste von schwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Halstuch vorn zusammen gehalten — ist einfach und elegant. Die Kniee sind übergeschlagen. Der rechte Arm stützt sich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herab fällt; die schmalen, rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartlose Oval des Gesichtes macht auf den ersten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den missmuthigen Zügen fehlt die träumerisch sinnende Genialität des Grimm'schen Bildes. Die allzu hohe, schön gemeißelte Stirn ist von kurzem, lichtbraunem Haar umschattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen lassen die kleinen, pfiffig hervor blinzelnden grünblauen Augen etwas schräger geschlitzt erscheinen, als auf den meisten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Nase mit breiter Wurzel ist das Einzige, was an jüdische Abstammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuseln pflegte, verräth sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken.

aber die Oberlippe ist noch nicht so höhnisch empor gezogen, wie in späteren Jahren, während die fleischige Unterlippe jenen stark sinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heine's gewahren. Im Ganzen entsprechen die Gesichtsformen des Oppenheim'schen Porträts, dessen Aehnlichkeit von Schiff, Lyser, Campe und anderen Freunden des Dichters verbürgt worden ist, den wenig veränderten, nur durch langjähriges Leiden veredelten Zügen der bekannten Bleistiftzeichnung von E. B. Kietz aus dem Sommer 1851 und des trefflichen Hautrelief-Medaillons in Bronze, das ein Pariser Künstler, David d'Angers, ungefähr um dieselbe Zeit modellierte[247].

Von Frankfurt reiste Heine ohne weiteren Aufenthalt über Heidelberg und Karlsruhe der französischen Grenze zu. Am 1. Mai 1831 fuhr er bei Straßburg über den Rhein, und zwei Tage später hielt er im Koupé des Postwagens seinen Einzug in die Seinestadt.



Anmerkungen.



Anmerkungen.

Die Citate aus H. Heine's Schriften beziehen sich stets auf die kritische Gesammtausgabe seiner Werke, welche in XXI Bänden (Hamburg, 1861—1866) und einem Supplementbande (Bd. XXII, ebendas. 1869) von mir herausgegeben ward. Für die Besitzer der neuesten, billigeren Ausgabe sind die hin und wieder abweichenden Seitenzahlen der letzteren in eckigen Klammern [ ] beigefügt

[1]) Bd. XXII., S. 379. Vgl. die Stelle im Wintermärchen „Deutschland", Bd. XVII., S. 189 [179].

[2]) Diese Vettern H. Heine's, deren Vater ein Deutscher war, entließen nicht allein 1870 beim Ausbruche des französischen Krieges sämmtliche deutsche Kommis ihres Geschäftes, sondern haben auch nach dem Kriege keinem Deutschen wieder eine Anstellung gewährt. Einen noch alberneren Deutschenhaß trägt die Wittwe Karl Heine's zur Schau. Daß diese Dame, als geborene Französin (sie ist eine Tochter des Bankiers Furtado, der mit einer Schwester des Ministers Achille Fould verheirathet war), eine ihrer ererbten Hamburger Millionen dem Komité zur Befreiung des Landes zur Verfügung stellte, wird kein Billigdenkender ihr verargen — an Wahnsinn aber grenzt es, daß Madame Heine, nachdem sie im September 1870 beim Herannahen der Preußen ihre Eigenschaft als Deutsche geltend gemacht hatte, um ihr Schloß Rocancourt bei Versailles dem Schutze der Occupations-Armee zu empfehlen, im Frühling 1872 den Befehl gab, das ihr durch Erbschaft zugefallene Landhaus Salomon Heine's in Ottensen bei Altona mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu einer wüsten Einöde verwildern zu lassen, die kein deutscher Fuß mehr betreten solle!

[3]) Einer Mittheilung des Kaufmanns Michel Simons in Düsseldorf folgend, dessen Schwiegermutter eine geborene van Geldern war, habe ich in der ersten Ausgabe dieses Buches erzählt, daß ein Vorfahr

der Mutter H. Heine's, obschon Jude, von einem der Kurfürsten von Jülich-Cleve-Berg wegen eines Dienstes, den er Diesem erwiesen, mit dem Adelsdiplome beschenkt worden sei. Diese Angabe war irrig; auch fand sich, wie Herr Simons sofort hinzugefügt, bei einer früheren Revision der alten Familienpapiere der angebliche Adelsbrief nicht vor. Ein Aufsatz über die Familie van Geldern im zweiten Bande des fünften Jahrgangs (1818) der jüdischen Zeitschrift „Sulamith" und ein, auf den Angaben des gelehrten Forschers Dr. E. Carmoly beruhender Artikel über die mütterliche Familie H. Heine's in Nr. 123 der „Frankfurter Zeitung" vom 3. Mai 1871, welchen ich für die Textdarstellung benutzt habe, lassen die Streitfrage über den vermeintli… Adel der „van Geldern" nunmehr als erledigt erscheinen. Nach die… zuverlässigen Quelle stellen sich auch die meisten Notizen, wel… Maximilian Heine in den, mit unglaublicher Leichtfertigkeit zusamm… getragenen anekdotischen „Erinnerungen" an seinen Bruder über d… Familienverhältnisse der Mutter giebt (sogar seinem Schwager M… Embden dichtet er ein adliges „von" an), als pure Erfindung hera… Der „alte" Herr van Geldern, der Vater Betty's, war, als Sam… (nicht Sampson, wie Maximilian Heine den jüdischen Namen anglisi… Heine nach Düsseldorf kam, seit mehren Jahren todt, und die Hochzeit d… Letzteren fand nicht am 6. Januar 1798, sondern erst am 1. Febr… 1799 statt, welches Datum auch mit dem des von Max Heine sel… mitgetheilten Gratulationsgedichtes übereinstimmt.

[4]) Trotz aller aufgewandten Mühe hat es mir nicht gelin… wollen, den Geburtsschein des Dichters in amtlich beglaubigter A… schrift zu erlangen. Da die betreffenden Geburtsregister in Düsse… bei einer Feuerbrunst vernichtet worden sind, suchte ich mir einen A… zug aus den Beschneidungsprotokollen zu verschaffen; aber auch d… waren nur noch bis zum Jahre 1784 aufzufinden, und die folge… Bände bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts scheinen v… loren gegangen zu sein. Der Witz H. Heine's in den „Reisebild… (Bd. II., S. 212), dass er in der Neujahrsnacht 1800 geboren, … „einer der ersten Männer seines Jahrhunderts" sei, hat manche irr… Notizen in Betreff seines Geburtsdatums zur Folge gehabt. A… auch im Uebrigen widersprechen sich die ernsthafteren Angaben d… Dichters über diesen Gegenstand. In einem Briefe an Fried… Rassmann vom 20. Oktober 1821 behauptet H. Heine, 24 Jahre … folglich 1797 geboren zu sein. Ein heute noch in den Fakultäts… der Universität Göttingen aufbewahrtes, in lateinischer Sprache a… fasstes Schreiben an Professor Hugo vom 16. April 1825 enthält … den wunderlichen Schreibfehler: „Natus sum mense Decembri an… 1779." Die 1835 an Philaréte Chasles gesandte autobiograph…

Skizze wiederholt die scherzende Angabe der „Reisebilder“, und erst ein Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851 giebt mit nachstehenden Worten das als richtig erscheinende Jahr an: „Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, daſs das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographischen Notizen nicht eben genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag die Folge eines absichtlichen Irrthumes sein, den man zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem sind all' unsre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet.“ Dasselbe Datum findet sich zum ersten Male schon in einer kurzen Notiz der „Zeitung für die elegante Welt“, Nr. 104, vom 29. Juni 1838. Auch in den 1854 veröffentlichten „Geständnissen“ (Bd. XIV., S. 234) berichtet Heine, daſs er „im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts“ geboren sei. Ein noch lebender Schulkamerad und Universitätsfreund des Dichters, Herr Dr. med. Joseph Neunzig in Gerresheim, dem ich manche interessante Nachricht über H. Heine's Jugendjahre verdanke, und der 1797 geboren ist, will freilich, nach Aussage seiner Mutter, in gleichem Alter mit Demselben gestanden haben, und auch ein anderer Schulgefährte Heine's, der Bankier und Stadtrath S. H. Prag in Düsseldorf, spricht in einem mir vorliegenden Briefe die Meinung aus, daſs Jener spätestens im Jahre 1798 geboren sei. Wollte man dem höchst unzuverlässigen Friedrich Steinmann Glauben schenken, so würde sich ein ferneres Zeugnis zu Gunsten des Jahres 1797 ergeben; denn Steinmann behauptet, daſs ihm Heine nicht nur wiederholentlich dies Jahr als das seiner Geburt genannt, sondern dasselbe auch als solches in sein Stammbuch eingetragen habe. Da jedoch Steinmann seinem Buche über Heine ein Autograph des betreffenden Stammbuchblattes beifügt, und auf diesem eine Angabe des Geburtsjahres keineswegs vorhanden ist, dürfte der Versicherung eines so unglaubwürdigen Zeugen so wenig in diesem wie in den meisten übrigen Fällen Gewicht beizumessen sein. Dagegen verdanke ich der Güte des Herrn Superintendenten W. Felgenhäger zu Heiligenstadt ein weiteres Zeugnis für die Richtigkeit des von H. Heine zuletzt angegebenen Datums. Im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenstadt findet sich nämlich unter den vom Magister Gottlob Christian Grimm eingetragenen Notizen über Harry Heine's Taufakt die ausdrückliche Bemerkung, daſs der Proselyt am 13. December 1799 geboren sei. Da die Notiz des Kirchenbuches unzweifelhaft auf den Angaben des Taufscheines beruht, dürfte die Richtigkeit dieses, auch von

dem jüngsten Bruder des Dichters bestätigten Datums hinfort nicht mehr anzufechten sein.

⁵) Bei Gelegenheit der Denkschrift über Ludwig Börne. Vgl. den Brief Heine's an Julius Campe vom 24. Juli 1840, — Bd. XX, S. 276.

⁶) Dasselbe wird zur Zeit von dem gegenwärtigen Eigenthümer, dem Kappenmacher Joseph Hürter, bewohnt.

⁷) Jetzt Eigenthum und Wohnhaus des Schreib- und Zeichenmaterialienhändlers Stephan Schönfeld. Der in der Mitte der sechziger Jahre ausgebrochene Streit über die Geburtsstätte des Dichters wurde nach vielfältigen Zeugnissen zu Gunsten des Schönfeld'schen Hauses entschieden.

⁸) Vgl. die Broschüre von Dr. Hermann Schiff „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus", S. 3, und die „Erinnerungen an Heinrich Heine" von Dessen Bruder Maximilian, S. 35—37.

⁹) Wenn H. Heine in dem Briefe an Professor Hugo vom 16. April 1825 seinem Curriculum vitae die Bemerkung einfügt, daß sein Vater (dem er gleichzeitig in einem Anfall muthwilliger Laune den romantischer klingenden Vornamen Siegmund ertheilt) früher Soldat gewesen sei, so kann dies nur in scherzhafter Anspielung auf seinen Dienst in der Bürgerwehr geschehen sein. Maximilian Heine wiederholt mit gewohnter Kritiklosigkeit die absurde Behauptung, daß Samson Heine dem Militärstande angehört und als Soldat in dem van Geldern'schen Hause Quartier gefunden habe. Der Jugendgespiele des Dichters, Herr Dr. Joseph Neunzig, schreibt mir Betreffs dieser abenteuerlichen Angabe mit berechtigtem Spotte: „Heine's Vater, im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichsam sein Todtenhemd anzog, der streng gläubige Jude, Soldat? Bei welchen Truppen sollte er denn gedient haben? Bei den Bückeburgern oder bei unsern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was könnte ihn bewogen haben, unter das „Kriegsvolk", wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals bestand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts bestand aus zusammengerafftem, erkauftem, meist schlechtem Volke. Und Samson Heine soll als Soldat bei der jüdischen Familie van Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben sein, und sich stets in günstigen Vermögensverhältnissen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrscheinlich! Wenn er sich gut bei Gelde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu gehen? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder im Irrthume geschrieben; Harry Heine hat mir auch nie Etwas davon

gesagt. Die Bürgerwehr-Uniform des Vaters mag den Irrthum verursacht haben."

[10]) Vergleiche vor Allem die beiden Sonette „An meine Mutter" (Bd. XV., S. 108 [77]), „Nachtgedanken" (Bd. XVII., S. 270 [248]), und Kaput XX. des Wintermärchens „Deutschland" (Bd. XVII., S. 192 [181]).

[11]) Abgedruckt in Wilhelmi's „Panorama der Stadt Düsseldorf".

[12]) In den „Geständnissen", Bd. XIV., S. 235.

[13]) Siehe die von mir als Hauptquelle dieser Schilderung benutzte Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg, von Dr. J. F. Knapp, Bd. III., S. 395.

[14]) Vgl. Dr. Schiff's oben erwähnte Broschüre, S. 3 und 4.

[15]) Bd. I., S. 225, und Bd. XVIII., S. 164 [150]. Wenn Heine den Knaben dort Wilhelm nennt, so verwechselt er ihn in der Erinnerung mit dem jüngeren Bruder. Der Ertrunkene hieß Fritz, wie aus folgender, der „Abendzeitung" entnommener Notiz in Nr. 151 der „Mitternachtszeitung" vom 20. Sept. 1838 hervorgeht und wie mir auch von anderer Seite bestätigt worden ist: „Auf dem Kirchhofe zu Düsseldorf, ganz zu Ende des ersten Feldes katholischer Abtheilung, steht ein kleines hölzernes Denkmal, das eine Urne trägt und die simple Aufschrift ‚Fritz von Wizewsky' zu lesen giebt. Ein Düsseldorfer, Herr J. Liebesleben, bringt uns die nicht uninteressante Notiz, daß dieser Fritz, der in seinen Knabenjahren ertrank, eben derjenige Wilhelm ist, dessen Heine im zweiten Bande seiner ‚Reisebilder' gedenkt."

[16]) Bd. II., S. 392 und 393; Bd. IV., S. 149; Bd. XXI., S. 210; Bd. III., S. 319 und 320; Bd. XIV., S. 296 und 303—308.

[17]) Clemens Theodor Perthes in „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", S. 321.

[18]) Vgl. H. Heine's „Geständnisse", Bd. XIV., S. 317 und 320. — Auch bei einem Besuche Adolf Stahr's im Oktober 1850 erzählte Heine Diesem Mancherlei von den Einflüssen katholischer Geistlichen auf seine Erziehung. „Ich habe," sagte er — wie Stahr in seinem Reisewerke „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 334 ff. berichtet — „eigentlich immer eine Vorliebe für den Katholicismus gehabt, die aus meiner Jugend herstammt, und mir durch die Liebenswürdigkeit katholischer Geistlichen eingeflößt ist. Einer von Diesen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philosophie an unserer Schule. Er machte es durch allerhand kleine Kunstgriffe möglich, daß ich schon mit vierzehn Jahren seine philosophischen Stunden mit besuchte, und ich verstand auch all' seine Sachen ganz gut. Er war wirklich freisinnig; trotzdem las er doch, wenn er Tags zuvor die freiesten Dinge

gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Messe wie die Andern. Und weil ich so von Jugend auf gewohnt war, Freisinnigkeit und Katholicismus vereint zu sehen, sind mir die katholischen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegen getreten, und niemals als Etwas erschienen, was dem Gedanken der Menschheitsentwickelung schädlich sei. Ich weiß nicht, ob Sie so recht verstehen mögen, wie ich Das meine, aber es ist für mich ein unabweisbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft sich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerst gewohnt hatten, kaufte mein Vater eins der stattlichsten Häuser in Düsseldorf, welches das Onus hatte, bei den Processionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darin, diesen Altar so schön und reich wie möglich auszustatten. Das waren dann immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, diese Ausstaffierungen des Passionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düsseldorf kamen, da nahm man uns das Recht."

[19]) In den Briefen an Philaréte Chasles und Professor Hugo. Bd. XIII., S. 5, und Bd. XIX., S. 208.

[20]) Herr Maximilian Heine, welcher in seinen „Erinnerungen ꝛc." die Liebesleidenschaft seines Bruders für seine Kousine Amalie, trotz aller Gedichte und schmerzlich bewegten Briefe, für eine grundlose Fabel erklärt, behauptet ebenfalls, dass das angeführte Lied eine poetische Erfindung ohne jeden Bezug auf ein persönliches Erlebnis sei. Angesichts dieser dreisten Behauptung ist mir von der noch lebenden Wittwe jenes „Andern," den Amalie Heine liebte, aufs bestimmteste das Gegentheil versichert worden. Nach ihren Mittheilungen war der wirkliche Sachverhalt buchstäblich der in jenen Versen geschilderte, und Salomon Heine setzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsvisite mit gutmüthiger Neckerei bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für seine eigene Tochter erwartet.

[21]) Vgl. den Brief an Heinrich Laube v. 23. Novbr. 1835, — Bd. XX., S. 49. Das betreffende Gedicht findet sich in Bd. XVI. S. 226 [199]. Nicht in Göttingen übrigens, sondern in Berlin erhielt Heine im Sommer 1821 die Nachricht von der Vermählung seiner Kousine Amalie mit dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg. Vgl. S. 166 dieses Bandes.

[22]) „Ueber Heinrich Heine," von Schmidt-Weißenfels, S. 14.

[23]) Im Manuskript dieses Gedichtes lautet die Schlußzeile der ersten Strophe: „Mit mir mein muntres Mühmchen Hand in Hand."

In der vorletzten Strophe stand ursprünglich „Blume" statt „Lilje", und der dritte Vers ebendaselbst lautete: „Heirathe mich', du allerliebste Muhme."

[24]) Das vom 1. Februar 1813 datierte Gratulationsgedicht des dreizehnjährigen Knaben zur Wiederkehr des Hochzeitstages seiner Eltern lautet, wie folgt:

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel' Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!

[25]) „Mein Leben," Bd. I., S. 236.

[26]) Wie das Bonner Universitäts-Album besagt, erhielt Heine von der Prüfungs-Kommission das Zeugnis No. III. Nach Inhalt dieses vom 16. November 1819 datierten Zeugnisses, soll er „in der Geschichte nicht ohne alle Kenntnisse" gewesen sein, und seine deutsche Ausarbeitung, „wiewohl auf wunderliche Weise gefasst", soll „ein gutes Bestreben bewiesen haben". — Der Aufsatz selbst wurde vermuthlich in späterer Zeit mit andern Universitätsakten nach Köln an das Konsistorium geschickt, und war bisher nicht zu erlangen.

[27]) Bd. XIX., S. 7—10, 13—18, 50—52 und 380—402.

[28]) Siehe den Aufsatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der „Posaune", Nr. 65, vom 2. Juni 1839.

[29]) Minder glaubwürdig ist die von Max Heine in Dessen „Erinnerungen" erzählte Anekdote, wie sein Bruder in Bonn um einen nagelneuen blauen Sammtrock gekommen sei, den sein Barbier anstatt des ihm geschenkten alten Studentenrocks von schwarzem Sammet mitgenommen habe. „Hat das Barbierchen Glück!" soll Heine ausgerufen und gelassen den alten Rock angezogen haben. — Wir erwähnten schon, daſs Heine, nach dem Zeugnisse Neunzig's, Steinmann's und anderer Universitätsgenossen, niemals einen sogenannten altdeutschen Rock, am wenigsten wohl einen schwarzen oder blauen Sammtrock, trug.

[30]) „Zur Würdigung H. Heine's," in J. B. Rousseau's „Kunststudien" (München, Fleischmann, 1834), S. 242 ff. — Nachdem Rousseau jahrelang das unstäte Wanderleben eines fahrenden Literaten geführt, bald für Zeitungen arbeitend, bald Vorträge haltend oder deklamatorisch-musikalische Unterhaltungen arrangierend, setzte er sich endlich 1864 in Köln zur Ruhe, wo er in dürftigsten Umständen am 8. Oktober 1867 verstarb.

[31]) Aus einem Briefe an Moses Moser vom 27. Juni 1831, — Bd. XIX., S. 410. Die nachfolgenden Stellen sind gleichfalls aus Briefen an Moser, ebendaselbst S. 185, 154, 141 und 117.

[32]) Mit welcher Begeisterung H. Heine schon in damaliger Zeit

sich in das Lied der Nibelungen versenkte, zeigt nachstehendes Gedicht Rousseau's, das von Heine so hoch bewundert ward. „Rousseau's Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetische Schönheiten und ergreifende Stellen," schreibt er unterm 29. Oktober 1820 an Steinmann, und im nächsten Briefe fragt er: „Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht satt dran ergötzen. Ich habe es wenigstens schon zwanzigmal laut vorgelesen und die Schönheiten desselben mit gewaltig kritischer Miene entwickelt." (Bd. XIX., S. 8 und 17.) — Mag uns der poetische Werth des Rousseau'schen Gedichtes auch in zweifelhafterem Lichte erscheinen, so wird die Mittheilung desselben doch gerechtfertigt sein, da es ein Bild der enthusiastischen Stimmung giebt, welche das Wiederaufgraben der Schätze unserer mittelalterlichen Literatur in den Herzen der Jugend erweckte.

Das Lied der Nibelungen.

Nun ist es Maie worden im leuchtenden Gefild,
Nun zeigt sich aller Orten ein blühend helles Bild;
Nun fangen die Sangesweisen auch wieder lustig an,
Und Jeder will singen und preisen, wie er's am besten kann.

So will auch ich denn singen ein Liedel wohlgemuth,
Gar frisch soll es erklingen in Wald und Frühlingsbluth',
Die Vögelein mit ihren geschliffnen Schnäbelein
Die sollen musicieren und lustig pfeifen drein. —

„O deutsche Kunst und Rede! o heimischer Gesang!
Sag an, was sich den höchsten Palmzweig in dir erschwang?
Schlag ein mit Flammenblitzen, bis Alles flammend glüht,
Du Höchstes, Schönstes, Größtes: der Nibelungen Lied!

Es war in alten Tagen ein Sänger kühn und gut,
Der hat dies Lied gesungen von Siegfried's Löwenmuth:
Das soll auch ewig dringen an jedes deutsche Ohr,
Heinrich von Ofterdingen steh' allen Sängern vor.

Es war in alten Tagen ein Held gar wohl bekannt,
Das war der Herre Siegfried, der Held von Niederland:
Der schlug euch Lindwürm', Drachen, als wär's nur Kindertand;
Hei, wie der wackre Degen die größten Riesen band!

Ihn selber band Chriemhilde, das große hohe Weib.
Wie minniglich da Siegfried pflegt' ihren süßen Leib!

Deſs hat ſie auch gedenket nach ſeinem Jammertod,
Da mufſten viele Klingen noch werden blutesroth.

Und Alles muſste ſterben, die Brüder und das Kind —
So war ſie ihm ergeben, ſo treu war ſie geſinnt! —
Bis daſs der Mörder nieder, und das Geſchick erfüllt:
So rächte ſich kein Weib noch, ſo gräſslich und ſo wild.

Von dir auch wird man ſingen, du lichter Heldenſtern,
So lang noch Schwerter blitzen, o Dieterich von Bern!
Wie du ſo keck geſchaltet mit Wort und hellem Schwert,
Das war wohl hohen Klanges, war ſolcher Mühe werth.

An Hagen's Heldengröße ſehn ſchwindelnd wir hinauf,
Der trug das rechte Waffen und faſſte recht den Knauf:
Wir Zwerge wolln's nicht glauben, und ſtaunen ihn nur an,
Uns grauſt es vor dem grimmen, dem langen Schreckensmann. —

O helle grelle Tage! o muth'ger blut'ger Schein!
Wann brecht ihr wieder weckend in unſre Nacht hinein?
Die Helden ſtehn ſo ferne, und heben bleich den Arm:
Heda, iſt denn im Volke nicht mehr ein Herze warm?

O Jugend, faule Jugend! hör dieſen Weheſchrei,
Und ſtähle deine Glieder, und mach das Herz dir frei.
Willſt du ein Vorbild wiſſen, zu prüfen deine Kraft?
Lies nur dies Lied von Tugend, von Muth und Ritterſchaft.

Nach jenem theuren Horte, im tiefen Strom verſenkt,
Sei jedes deutſche Auge in Freud' und Luſt gelenkt.
Wollt ihr den Schatz erkunden? der iſt euch nicht mehr weit:
Leſt nur das Lied von Siegfried und von Chriemhildens Leid.

Und dann, ihr neugelehrten, ihr flinken Dichterlein,
Wollt ihr die ehrenwerthen, die alten Dichter ſein,
Hei, ſtreicht die Fiedeln muthig, und friſch zum Tanz heran!
Herr Volcher hat's euch blutig weiland zuvorgethan. —

Wo ſolch ein Lied entſprungen, am alten hohen Rhein,
Da ſoll es auch geſungen von Alt' und Jungen ſein.
Auf allen Rebenbergen, das Stromesbett entlang
Soll kräftiglich erſchallen der Nibelungen Sang.

Die alten Heldengeister entsteigen dann der Gruft,
Das seltsame Gezwerge entschleichet öder Kluft;
Die Geisterschar schlägt freudig an ihren rost'gen Schild,
Die Zwerge hüpfen dazwischen: Das rauscht so schön, so wild!

Sind so die alten Zeiten uns wiederum erneut,
Dann liegt das Hohe, Große nicht mehr so dumpf und weit;
Wir wandeln wieder zu Einem altdeutschen großen Dom,
Es lebt in hohen Ehren der alte heil'ge Strom. — —

Dies hab' ich, mein Heine! gesungen mit dir auf der Drachenburg,
Es schaute die Abendsonne an allen Ritzen durch:
Da stiegen die Heldengeister zu uns herauf, herab,
Auch kam ein grauer Meister, der uns die Harfe gab.

Wie schlugen wir drein um die Wette, bis daß es wurde Nacht!
Die haben wir bei den Geistern da droben zugebracht.
Sie tanzten leicht und luftig im Mondenlicht herum;
Wir lagen allein dazwischen, im Mantel still und stumm.

[33]) Bd. XIX., S. 7, 8, 9, 13, 16, 50 und 51.

[34]) In dem (Mitte 1823 geschriebenen) Aufsatze über J. B. Rousseau's Gedichte, — Bd. XIII, S. 200.

[35]) Die Details dieser Erzählung sind den Göttinger Universitätsakten entnommen. Ich verdanke den mir vorliegenden, von Herrn Professor Hermann Sauppe angefertigten Auszug aus den Verhandlungen des Universitätsgerichts der gütigen Vermittlung des Herrn Hofraths Dr. W. Francke, welcher sich gleichfalls mit der freundlichsten Zuvorkommenheit bemüht hat, mir jede heutigen Tags noch zu erlangende Auskunft über das Doktor-Examen und die Promotion Heine's zu verschaffen. Ich erfülle nur eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, indem ich öffentlich konstatiere, wie bereitwillig die erbetenen Notizen über Heine's zeitweilige Verbannung von Göttingen und seine Erlangung der Doktorwürde mir von den jetzigen Vertretern einer Universität mitgetheilt wurden, der sein muthwilliger Humor vor vier Decennien einen so lustig klingelnden Schellenschwanz in die ehrsame Perücke gehängt hatte.

[36]) Gespräche mit Goethe, von J. P. Eckermann. Erster Theil, S. 102.

[37]) Ueber die ängstlich übertriebene Sorgfalt, welche Graf Brühl auf die historische Treue der Garderobe verwandte, machte sich auch Heine in der „Harzreise" (Bd. I., S. 87) lustig: „Da in Berlin

überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Redensart „man so duhn" hinlänglich andeutet, so muß dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht florieren, und die Intendanz hat daher am meisten zu sorgen für die ‚Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird', für die Treue der Kostüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und Das ist nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiß der Bankier Christian Gumpel sich mit Recht beklagen, daß ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Versehen die Hose von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiß die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen."

[38]) Wie Heine in den „Briefen aus Berlin" (Bd. XIII., S. 64) erzählt, wurde Weber am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper von der antispontinischen Partei aufs glänzendste gefeiert. „In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: ‚er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten'. Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Er verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, und reiste nach Dresden zurück."

[39]) Das mehrfach laut gewordene Gerücht, als hätte H. Heine den Text einer Arien-Einlage für den Komponisten der „Dido" geschrieben, beruht auf einem Irrthume, wie mir, neben dem Zeugnisse des Kapellmeisters Heinrich Dorn, in dessen Besitz sich jetzt die Oper befindet, auch Herr Dr. Moritz Parthey in Berlin, der Schwager Klein's, ausdrücklich versichert hat. Das Libretto der „Dido" ist von Ludwig Rellstab verfaßt; ein paar spätere Einschaltungen rühren vom Staatsrath Körner, dem Vater Theodor's, her.

[40]) So berichtet Heine selbst in einem Briefe an Vesque von Püttlingen (Bd. XXI., S. 186 ff.). Den Titel der Oper giebt Steinmann an. Der Bruder des Komponisten, Herr Stadtrath B. J. Klein in Köln, und sein Schwager, Herr Moritz Parthey in Berlin, erinnern sich nicht, jemals gehört zu haben, daß Joseph Klein einen Operntext von Heine's Feder besessen und komponiert habe; doch stimmt die Angabe des Dichters in diesem Falle vollkommen mit den Angaben

Steinmann's überein, welche den erst vor Kurzem veröffentlichten Brief an Vesque von Püttlingen nicht gekannt haben kann. In letzterem erwähnt Heine gleichfalls eines ungedruckten Singspieles, das später durch Zufall verbrannt sei. Möglicher Weise ist dies dasselbe Lustspiel, dessen Schmidt-Weißenfels in seiner Broschüre über Heinrich Heine gedenkt.

41) Bd. XIII, S. 87. — Heine wohnte in Berlin zuerst in der Behrenstraße, Nr. 71, dritte Etage, dann unter den Linden Nr. 24, später in der Taubenstraße No. 32, und zuletzt in der Mauerstraße, unweit der Französischen Straße.

42) „Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865), S. 134 und 159. Die folgenden Citate sind derselben Briefsammlung entnommen.

43) „Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind," schreibt Heine noch von München aus unterm 28. November 1827 an Varnhagen; „ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße No. 20." Ebendaselbst, S. 177.

44) Siehe das Gedicht Fouqué's in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 74.

45) Bd. XVI., S. 251 ff. [220 ff.]. — „Nicht wahr, die Robert ist schön?" schreibt Heine u. A. in einem Briefe an Moser (Bd. XIX., S. 133). „Hab' ich dir zu Viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und Modernste."

46) Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrgang 1853, Nr. 34, S. 134.

47) Die Erzählerin irrt sich: das mit den Worten „Allnächtlich im Traume seh' ich dich" beginnende Gedicht (Bd. XV., S. 184 [117]) wurde schon im Berliner „Gesellschafter" vom 9. Oktober 1822, dann wieder im „Lyrischen Intermezzo" der Tragödien, und in sämmtlichen Auflagen des „Buch der Lieder" abgedruckt.

48) Ein Theil der von dem 1867 verstorbenen Dr. Hermann Schiff auf meinen Wunsch niedergeschriebenen Erinnerungen seines Verkehrs mit H. Heine ist 1866 unter dem Titel „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus" (Hamburg, J. P. F. E. Richter) veröffentlicht worden. Der ungedruckte Rest seiner Aufzeichnungen, welchem die angeführte Schilderung entnommen ist, befindet sich in meinen Händen.

49) Grabbe's Leben und Charakter, von Karl Ziegler, S. 47.

50) Reisenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 356.

51) Ebendaselbst, S. 367.

52) Grabbe's Leben von Ziegler, S. 48 und 49.

53) „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das Jahr 1808." (Berlin, 1815.)

[54]) Man vergleiche beispielsweise die Scherze in den Briefen an Moser, Bd. XIX., S. 68 und 90.

[55]) In der von Dr. C. L. Michelet zu Berlin herausgegebenen philosophischen Zeitschrift: „Der Gedanke“, Bd. II., Heft 1., S. 77.

[56]) Vgl. den Brief an Wohlwill, Bd. XIX., S. 47.

[57]) Vgl. den Brief Heine's an Eugen von Breza in den aus Varnhagen's Nachlasse herausgegebenen „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim“, S. 242. — In Paris begann Graf Breza 1834 in Gemeinschaft mit Dr. Richard Otto Spazier die Herausgabe einer „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte; ihre Porträts und Biographien“, mit deutschem und französischem Texte (Berlin, Gropius; später Stuttgart, Fr. Brodhag), von welcher jedoch nur drei oder vier Lieferungen erschienen. In den Jahren 1845 und 1846 veröffentlichte er zwei Broschüren: „Monsieur le Marquis de Custine en 1844“ (Leipsick, Librairie étrangère) und „De la Russomanie dans le grand-duché de Posen“ (Berlin, Schröder).

[58]) In einem Briefe an Moser schreibt Heine (Bd. XIX., S. 237) um dieselbe Zeit: „Hast du schon gehört, daß mein Vetter Schiff Hoffmann's ‚Kater Murr‘ fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen.“

[59]) Siehe den Brief an Wohlwill, Bd. XIX., S. 46, und die Briefe an Immermann und Schottky, ebendaselbst, S. 23, 36, 39, 61 und 65.

[60]) In Bd. XV. der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke sind die von Immermann angezogenen Fresko-Sonette mit den Nummern III., IV., VII., IX. und XI. bezeichnet.

[61]) Im „Zuschauer“, Nr. 5, vom 10. Januar 1822, findet sich eine warme, freilich ziemlich geistlose und im albernsten Zopfgeschmack stilisierte Empfehlung der Heine'schen Gedichte. Die lobenden Besprechungen in den von Heine (Bd. XIX., S. 30) namhaft gemachten süddeutschen Blättern sind mir nicht zu Gesichte gekommen.

[62]) Bei einem Besuche Adolf Stahr's in Paris im Oktober 1850 kam Heine auf dasselbe Thema zu sprechen. Stahr erwähnte des wundervollen, im echten Volksliedtone verfassten Gedichtes: „Entflieh mit mir, und sei mein Weib!“ — „Es ist aber keine Originalerfindung,“ bemerkte Heine, „und ich habe Das auch ausdrücklich dabei gesagt. Ich bin in solchen Dingen immer von der peinlichsten literarischen Ehrlichkeit gewesen. Andere, selbst Goethe, haben sich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und sie haben Recht daran gethan. Ich bereue es oft, daß ich es nicht eben so gemacht habe,

denn ich hätte manches Schöne, Volksthümliche dadurch schaffen können." (Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr. Zweiter Theil, S. 330.)

[63]) In dies Lob der Uebersetzungen Byron'scher Poesien vermögen wir freilich nicht einzustimmen. In der Vorbemerkung zu denselben sagt Heine selbst, dass einige dieser Gedichte von ihm in frühester Zeit, „und zwar in unreifer, fehlerhafter Form" übersetzt, und „aus bloß zufälligen Gründen" abgedruckt worden sind. Die Sprache ist in der That häufig recht ungelenkig und steif, selbst in den Geisterliedern aus „Manfred", die Heine in Bonn zu übertragen suchte, weil A. W. Schlegel behauptet hatte, dass man sie nicht verdeutschen könne, ohne ihren zarten Duft und die Elfenmusik ihrer Rhythmen zu zerstören. Vgl. Heine's Aeußerungen in Adolf Stahr's „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 327.

[64]) Heine giebt in der Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte" (Bd. XVI., S. 5) irrthümlich an, dass der „William Ratcliff" in den letzten drei Tagen des Januar 1821 unter den Linden in Berlin geschrieben worden sei. Da Heine jedoch um diese Zeit noch in Göttingen verweilte, und in dem Briefe an Steinmann vom 4. Febr. 1821 nur von seiner Tragödie „Almansor" spricht, ist es wohl außer Zweifel, dass der „Ratcliff" erst im Januar 1822 verfasst wurde, zu welcher Zeit der Dichter auch unter den Linden Nr. 24 wohnte.

[65]) Bei dem ältesten Abdruck im „Gesellschafter" am 10. Juni 1822 war „Die Wallfahrt nach Kevlaar" von folgender Nachbemerkung begleitet: „Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt, und dort zuerst Buchstabieren und Stillsitzen lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der ersten Silbe, und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmals mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer neben einander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter-Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn studierte, und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die

wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: ‚Gelobt seist du, Maria!' und als die Procession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Er sah aber sehr blaſs und krank aus." — Bei dem Wiederabdruck in der ältesten Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder" schloſs sich an diese Angaben über den Stoff des Gedichtes noch die nachstehende Erklärung: „Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben so wenig wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgesprochen werden soll. Dieses, ‚Almansor' überschrieben, wird im Roman, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und gesungen. ‚Und wahrlich', — so spricht ein englischer Schriftsteller, — ‚wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätsche dieser Erde.'"

[66]) Reisenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 360.

[67]) Die Bemerkungen Heine's über die Posener Bühne erinnern stark an die bekannte witzige Manier der Börne'schen Theaterkritiken. So heiſst es z. B. daselbst: „Demoiselle Franz spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesichte, nämlich einen Mund. Madame Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel."

[68]) „Vorzeit und Gegenwart." 3 Hefte. Posen, Munck, 1823.

[69]) „Bemerker" Nr. 5, Beilage zum „Gesellschafter" vom 26. Februar 1823.

[70]) Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, daſs Heine, mit der Unterschrift „—rry" und „Sir Harry," im Berliner „Zuschauer" vom 30. Juni, 10. Juli und 4. August 1821 ein Epigramm auf Houwald's Trauerspiel „Das Bild", und die Sonette auf das projektierte Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main, sowie auf den als Mirakelheld bekannten Fürsten Hohenlohe und den schreibseligen Dramatiker Joseph von Auffenberg abdrucken ließ (Heine's Werke, Bd. XV., S. 110 und 111 [280 und 281]). — Außerdem sandte er den Prolog zum „Lyrischen Intermezzo" (Bd. XV., S. 147 [89]) mit der Ueberschrift: „Lied vom blöden Ritter" an Friedrich Raſsmann in Münster als Beitrag zum „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach für das Jahr 1822"; und der von J. B. Rousseau herausgegebene „Westteutsche Musenalmanach" enthielt in den Jahrgängen 1823 und 1824 das Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott" (Bd. XV., S. 247 [167]), sieben Lieder aus dem „Lyrischen Intermezzo" (Bd. XV., S. 151, 155, 188, 178, 159, 186 und 179 [92,

284, 121, 112, 99, 119 und 113]), das Lied: „Gekommen ist der Maie" (Bd. XVI., S. 158 [143]), und das früher schon im „Gesellschafter" abgedruckte Traumbild „Götterdämmerung" (Bd. XV. S. 265 [180]).

[71]) Steinmann, der später seine eigenen plumpen Verseleien unter Heine's Namen herausgab, tischt in seinem Buche: „H. Heine ic." S. 164—167, auch die Anselmi'schen Nachahmungen mit gewohnter Leichtfertigkeit dem Publikum als Heine'sche Originalgedichte auf. Da der verschollene Musenalmanach, in welchem die kleinen Scherze veröffentlicht wurden, nur wenigen Lesern zur Hand sein wird, theilen wir noch einige der „Zuckerpastillen" hier mit:

1.

Gedenkst du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des lang versagten, ersten Kusses,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen sich das Fischlein hängt!
O Kuß, du süße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

2.

Du sprachst, und gabst ein Löckchen mir
Von deinem seidnen Haar:
„Das trag, ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar."

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl spielten diese Roll'.
Drum sprich: ist noch dein Kopf nicht kahl,
Dein kleines Herz nicht voll?

3.

Der Trauerspiele sah ich schon viel',
Ich weinte so manche Thräne,
Doch hatte keins ein so trauriges End',
Als jene rührende Scene:

Du spieltest darin die Hauptperson,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuschend machtest die Unschuld du,
O schönste der schönen Aktricen!

Der „Westteutsche Musenalmanach für 1824“ enthält unter der Ueberschrift: „Zwei Lieder für Liebe und Freundschaft“ ein paar ähnliche Gedichte von H. Anselmi, welcher schon im „Bemerker“ Nr. 9, der Beilage zum „Gesellschafter“ vom 29. Mai 1822, nachfolgenden poetischen Gruß an H. Heine gerichtet hatte:

Von Morpheus' Armen war ich sanft umfangen,
Als Phantasie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in seltner Schönheitsfülle;
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünstigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in süßer Stille,
Da weckte mich des Schicksals ehrner Wille,
Und ach, der Zauber war im Nu vergangen.

Vergebens sucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantasie genommen, wie gegeben;
Da, junger Sänger, fand ich deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das so froh mich machte,
Erkannt' ich bald in deinen Skizzen wieder,
Viel schöner noch, als ich es selbst mir dachte.

Es wird manchem Leser interessant sein, zu erfahren, dass hinter der Maske dieses pseudonymen Poeten der spätere langjährige Freund Heine's, Joseph Lehmann, steckt, der aus seinem Namen J. S. Lehman(n) das Anagramm H. Anselmi bildete.

[72]) In den „Hallischen Jahrbüchern“ vom 5., 6. und 8. Juli 1839; zum Theil wieder abgedruckt in Schiff's Broschüre: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus.“

Aus der Erinnerung hat mir Schiff einige seiner Parodien Heine'scher Gedichte aufgezeichnet; am treffendsten darunter mögen folgende sein:

1.

Die Träume sind verflogen,
Erstorben der Jugendmuth,
Mein Glaube hat mich betrogen —
Der Magen allein ist noch gut.

2.

Hier sitz' ich und rauche die Pfeife
So still auf hölzerner Bank.
Gedanken sind Blasen von Seife,
Das Herz ist mir immer noch krank.
Und wär's nicht krank geworden,
So wär's noch heute gesund —
Da trüg' ich vielleicht einen Orden,
Und wär' ein erbärmlicher Hund.

3.

(„Selten habt ihr mich verstanden." — Bd. XV, S. 258 [175]).

Ich weiß, wo du zu suchen bist,
Und hab's von dir gehört:
Dich dort zu finden aber ist
Mir nicht der Mühe werth.

73) „Bemerker" Nr. 9, Beilage zum „Gesellschafter" vom 29. [illegible] 1822. Der Angriff und die Entschuldigung finden sich in [illegible] Werken, Bd. XIII., S. 43.

74) Die Verlagsanzeige lautete: „Wie verschieden auch die Urth[illegible] über den Werth dieser Poesien ausfallen mögen, so wird doch [illegible] gestehen, daß der Verfasser derselben, durch seltene Tiefe der Em[illegible]dung, lebendige humoristische Anschauung und kecke gewaltige [illegible]stellung, eine überraschende Originalität beurkundet. Fast alle [illegible]dichte dieser Sammlung sind ganz im Geist und im schlichten [illegible] des deutschen Volksliedes geschrieben. Die Traumbilder sind ein [illegible] Nachtstücke, die in ihrer Eigenthümlichkeit mit keiner aller vorhan[illegible] poetischen Gattungen verglichen werden können."

75) Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden [illegible] Halle &c. Leipzig, Klein, 1817.

76) Das Beiblatt zum Berliner „Freimüthigen" vom 18. [illegible] 1823 enthielt folgende boshafte Aufforderung: „Der rheinische [illegible]ler, Herr Heinrich Heine, welcher aus allzu großer Bescheiden[illegible] mit seinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von seinen [illegible]ehrern dringendst ersucht, sie durch mimisch-plastische Darstell[illegible] aus Immermann's „Edwin" zu erfreuen. **C. v. R. — H. St. — F. v. R.**" — Heine bemerkt zu diesem Pröbchen klatschhafter [illegible]

dung in einem Briefe an Immermann (Bd. XIX., S. 39): „Scheint mir von einem armen Edelmann, Namens U. (Uechtritz), herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, sobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, daſs ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte."

[77]) Adolf Stahr behauptet in seinem Buche „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 340, daſs die Heine'sche Kritik in den Berliner „Jahrbüchern" abgedruckt worden sei. Dies ist jedoch, wie ich mich überzeugt habe, nicht der Fall. Wie Stahr, hat auch Herr Wilhelm Hemsen in Stuttgart jene Kritik gelesen, weiß sich aber gleichfalls nicht des Blattes zu entsinnen, in welchem sie abgedruckt war. Eine kurze Besprechung der Immermann'schen Schrift fand ich im „Gesellschafter" Nr. 82, vom 24. Mai 1826; dieselbe ist jedoch mit Varnhagen von Ense's bekannter Chiffre (E.) unterzeichnet, und kann auch sonst, nach Stil und Inhalt, nicht die von Heine geschriebene Recension sein. Eben so wenig läſst eine ausführliche, mit der Ziffer „29" unterzeichnete Recension jener Abhandlung in Nr. 132 des „Literarischen Konversationsblattes" vom 8. Juni 1826 die Annahme zu, daſs sie von Heine verfaſst worden.

[78]) Die von Heine empfohlenen Veränderungen sind Bd. XIX., S. 380—400, abgedruckt. Vgl. auch die Bemerkungen Heine's in den Briefen an Immermann, ebendaselbst, S. 371, 372, 375, 376, 401 und 402.

[79]) Vgl. u. A. auch die Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „Ueber Deutschland", Bd. V., S. 8 und 9.

[80]) Michael Beer's Briefwechsel, herausgegeben von Eduard von Schenk, S. 176 und 192.

[81]) Siehe den Brief an Fouqué, Bd. XIX., S. 76. — In einem Briefe an Joseph Lehmann schreibt Heine am 26. Juni 1823: „Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den ‚Ratcliff' aufgeführt zu sehen, obschon ich keinen Schauspieler kajoliert und keine Schauspielerin fetiert habe, und es überhaupt nicht verstehe, Etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne."

[82]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 147.

[83]) Siehe den halbjährigen Bericht, im Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden am 28. April 1822 abgestattet von Dr. E. Gans. Hamburg, 1822, bei M. Hahn.

[84]) Ich entnehme dies Beispiel aus J. M. Jost's „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten" (Abth. III., S. 339), welche mir,

neben S. Stern's trefflicher „Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart", häufig als Quelle zur Uebersicht der Entwicklung des Judenthums bis zum Jahre 1819 gedient hat. — Meine Darstellung der Geschichte und Bestrebungen des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden" beruht dagegen auf ungedruckten handschriftlichen Mittheilungen aus dem brieflichen Nachlasse Moser's und Wohlwill's, deren Einsicht ich der Familie des Letzteren verdanke, sowie auf der sorgfältigen Vergleichung der Vereinsstatuten und dreier von Eduard Gans über die Thätigkeit des Vereins 1821, 1822 und 1823 abgestatteten, im Druck erschienenen Berichte, deren Benutzung mir Herr Dr. Zunz auf mein Ansuchen freundlich gestattet hat.

[85]) Im Jahre 1823, in der „Vierzehnten Nachricht von dem Zustande der jüdischen Freischule in Berlin", S. 14.

[86]) Der jetzt in Hamburg lebende Juwelenhändler Abraham Auerbach, welcher mir den erwähnten Vorfall erzählt hat.

[87]) Siehe die Briefe Heine's, Bd. XIX., S. 123, 124, 129 und 135, wo erzählt wird, wie sehr dem Bruder Heine's, Gustav, welcher die Landwirthschaft erlernt hatte, bei dem Bemühen, einen Inspektorsdienst zu erlangen, überall „der Jude" im Wege stand.

[88]) Die Proklamation Noah's an alle Juden der Welt findet sich in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 232, und in J. M. Jost's „Geschichte der Israeliten", Bd. X., Abth. II., S. 228 ff., abgedruckt. An letztgenannter Stelle ist des Näheren nachzulesen, wie am 15. September 1825 die Gründung von Ararat in der Stadt Buffalo gefeiert ward. Mordachai Noah begab sich als „Richter Israel's", in hermelinbesetztem Ornat von rother Seide, mit einer dicken goldenen Medaille um den Hals, inmitten eines karnevalsmäßig aufgeputzten Zuges von Freimaurern, Tempelrittern ꝛc., nach der bischöflichen Kirche, und hielt dort nach Beendigung des Gottesdienstes eine Rede, während der Eckstein der zu errichtenden Stadt auf dem Kommunionstische lag. Außer dieser Farce, deren Beschreibung damals durch alle Tagesblätter ging, hatte der Aufruf Noah's keine weiteren Folgen, als daß der Ober-Rabbiner und Präsident des jüdischen Konsistoriums in Paris, Abraham de Cologna, und einige andere von Noah zu seinen Kommissarien ernannte angesehene Israeliten (auch Gans und Zunz waren in der Proklamation als Agenten namhaft gemacht) die Annahme der ihnen zugedachten Ehrenämter öffentlich ablehnten.

[89]) Rede bei Wiedereröffnung der Sitzungen des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, gehalten den 28. Oktober 1821 von Dr. E. Gans. Hamburg, 1822, bei M. Hahn.

[90]) Hauptstraße der Hamburger Judenschaft, auf die Heine (vgl. Bd. XIX., S. 103, 104 ꝛc.) überhaupt nicht gut zu sprechen war.

[91]) Geschichte des Judenthums, Abth. III., S. 341.

[92]) Name einer Hauptstraße in Hamburg.

[93]) „Die Monas" war ein Scherzname, den Wohlwill unter seinen Vereinsfreunden führte, weil er in seinem Aufsatze für das erste Heft der Zeitschrift die allmähliche Erhebung der Menschheit zur *Μόνας*, zur allgemeinen Einheit, besonders betont hatte.

[94]) Bd. XIX., S. 46, 55, 56, 66 und 78.

[95]) Herr Maximilian Heine spricht sich in seinen „Erinnerungen rc." sehr ungehalten über meine Darstellung der Vermögensverhältnisse seines Vaters aus, ohne jedoch eine einzige der von mir angeführten Thatsachen zu widerlegen. Obschon ich nicht die Ansicht des Herrn M. Heine zu theilen vermag, welcher die beschränkten Vermögensumstände seiner Eltern fast mit einer Entrüstung, als handle es sich um einen Familienmakel, in Abrede stellt und in der Armuth einen Schimpf zu erblicken scheint, so habe ich, in dem Bestreben, jede irrige Angabe nach Kräften zu vermeiden, es doch für meine Pflicht gehalten, erneute sorgfältige Erkundigungen über diesen Punkt einzuziehen. In Folge Dessen sehe ich mich veranlasst, die Richtigkeit meiner Darstellung in allen Stücken aufrecht zu erhalten. Der Jugendfreund H. Heine's, Herr Dr. med. Neunzig in Gerresheim, schreibt mir am Schlusse des in Anm. [9]) angezogenen Briefes: „Wie Samson Heine's Vermögensverhältnisse in Düsseldorf beschaffen waren, darüber kann ich nichts Genaueres sagen — der guten wegen ist er aber nicht von dort weggezogen." Daß sich dieselben auch in Lüneburg und Hamburg, wo der Vater kein Geschäft mehr hatte, und die wissenschaftliche Ausbildung seiner Söhne nur durch die Munificenz des reichen Oheims Salomon ermöglicht ward, nicht verbessern konnten, liegt auf der Hand. Wenn die Behauptungen des Herrn Maximilian Heine über die Vermögensumstände der Eltern im Mindesten Glauben verdienten, so würde H. Heine wahrlich nicht genöthigt gewesen sein, in den Briefen an seine vertrautesten Freunde so bitter über seine Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims zu klagen! Es mag den auf zuverlässigsten Nachforschungen beruhenden Angaben im Text dieses Bandes noch hinzugefügt werden, daß auch die Mutter des Dichters seit dem Tode ihres Gatten von Salomon Heine eine jährliche Leibrente von 1000 Mark Banco erhielt, deren Fortdauer bis an ihr Lebensende ihr testamentarisch gesichert ward.

[96]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 134.

[97]) Bd. XIX., S. 92. — Vgl. auch daselbst S. 108, 112, 113, 114, 126, 127, 169, 259, 261, 262 und 334, sowie die Erinnerungen Maximilian Heine's an seinen Bruder, S. 60 ff.

[98]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 129.

99) Ebendaselbst, S. 134.

100) Ebendaselbst, S. 129, und H. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 92 und 95.

101) Heine spielt hier, wie anderwärts in seinen Briefen an Moser (vgl. Bd. XIX., S. 146), auf die judenfeindlichen Schriften des Berliner Geschichtsprofessors Chr. Fr. Rühs („Ueber die Ansprüche der Juden an das deutsche Bürgerrecht". Berlin, Reimer, 1816. — „Die Rechte des Christenthums und des deutschen Volks, vertheidigt gegen die Ansprüche der Juden und ihrer Verfechter." Ebd. 1816) und des Jenenser Philosophen Jakob Friedrich Fries („Ueber die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden". Leipzig, 1816) an.

102) Bd. XV., S. 204—212 [134—140].

103) Hiemit stimmt im Allgemeinen der Bericht überein, welchen F. W. Gubitz in seinen „Erlebnissen", Bd. II., S. 265 ff., über die Unterstützung erstattet, die H. Heine während der Universitätsjahre von Salomon Heine erhielt. — Auf die im Text besprochene Gelddifferenz mit dem Oheim bezieht sich augenscheinlich die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen ꝛc." erzählte Anekdote, wonach sein Bruder es durch allerlei künstliche Manipulationen zu bewerkstelligen gewusst, einmal fünf Quartalswechsel innerhalb eines Jahres zu beziehen. Wie Herr Maximilian Heine es bei der anekdotischen Ausschmückung seiner „Erinnerungen" mit der historischen Treue des Details überhaupt nicht genau nimmt, sucht er auch im vorliegenden Falle die irrige Meinung zu erwecken, als ob H. Heine die Geldmittel zum Aufenthalte in Berlin und Göttingen von Hause empfangen habe, während die Briefe seines Bruders und sonstige Zeugnisse nicht den mindesten Zweifel daran lassen, dass er jene Mittel ausschließlich der Munificenz seines Oheims Salomon verdankte. Vgl Anm. 85).

104) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 155.

105) Ebendaselbst, S. 136.

106) Bd. XV., S. 201, 235, 244, 221 und 200 [130, 159, 165, 147 und 129]. Ueber die Lorelei-Sage vgl. den Aufsatz von Hermann Grieben in der „Kölnischen Zeitung" vom 13. Juli 1867.

107) Wieder abgedruckt in Loeben's „Erzählungen", Bd. II., S. 197. (Dresden, Hilscher, 1824.)

Da, wo der Mondschein blitzet
Ums höchste Felsgestein,
Das Zauberfräulein sitzet
Und schauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir.
Glaub's nicht, daß sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach Allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läßt her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel.
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Fluth bleibt falsch und kühl!

Unter den renommierteren Behandlungen der Sage nennen wir noch das Gedicht Wolfgang Müller's von Königswinter. Der zweite Jahrgang des „Deutschen Künstler-Album" (Düsseldorf, Breidenbach & Co., 1868) enthält auf S. 73 ebenfalls eine Lorelei-Ballade, von Max Schaffrath. Selbst jenseit des Oceans hat die Rheinnixe sich bereits ein Echo erweckt, wie ein in meiner „Amerikanischen Anthologie" mitgetheiltes Gedicht von Caroline M. Sawyer bezeugt.

[108]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 133.

[109]) Ebendaselbst, S. 132.

[110]) Das Haus ist jetzt mit Nr. 5 bezeichnet. Michaelis 1824 zog er in das Seeboldt'sche Haus an der Allee Nr. 10, — Ostern 1825 in das Haus Olzen an der Weender Straße Nr. 78, — im Juni 1825 in die Gartenwohnung der Rektorin Suchfort an der Herzberger Chaussee Nr. 8, vor dem Albanithore. Die Ermittelung von Heine's Wohnungen in Göttingen verdanke ich der gütigen Bemühung des Dr. juris Eduard Grisebach. — Nach Angabe des Dr. Ellissen wohnte Heine bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen

gleichfalls vor dem Albanithore, im Schweizerhause des Ulrich'schen (später v. Sehlen'schen, jetzt Marwedel'schen) Gartens, wo 1785 auch Bürger und Molly wohnten, und wo eine Zeitlang der jetzt nach den städtischen Anlagen versetzte Gedächtnisstein Bürger's stand.

[111]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 139 u. 140.

[112]) „Agrippina", „Wächter am Rhein" und „Rheinische Flora". — Die erstgenannte Zeitschrift enthielt in No. 17—25, vom 6. bis 25. Februar 1824, eine von Rousseau verfasste ausführliche Besprechung der Heine'schen „Gedichte" und „Tragödien", welche mit einigen Zusätzen 1834 in Rousseau's „Kunststudien" (München, E. A. Fleischmann), S. 233—259, wieder abgedruckt ward. Sie erhebt sich indess so wenig, wie irgend eine andere Arbeit des vagabundierenden Bellettristen, über das phrasenhafte Kunstgeschwätz eines unwissenschaftlichen Dilettantenthums. — Nur die erste der obigen Zeitschriften ist mir zu Gesichte gekommen; ich vermuthe jedoch, dass Heine auch für die beiden andern Journale Beiträge geliefert hat.

[113]) In No. 89 und 90 der „Agrippina", vom 23. und 25. Juli 1824, sind folgende, erst im Supplementbande zu H. Heine's Werken (Bd. XXII, S. 5, 10, 11, 12 und 14) wieder abgedruckte Lieder Heine's enthalten: „Die Wälder und Felder grünen", „Es fasst mich wieder der alte Muth", „Tag und Nacht hab' ich gedichtet", „Dass ich dich liebe, o Möpschen", „Lieben und Hassen, Hassen und Lieben".

[114]) Dass Heine nicht der Verfasser des, im Supplementbande seiner Werke (Bd. XXII., S. 17 u. 18) irrthümlich unter seinem Namen mitgetheilten Liedes ist, habe ich in der Beilage zur „Allg. Ztg.", Nr. 332, vom 28. Nov. 1869, ausführlich nachgewiesen.

[115]) Wie Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen" erzählt, gab die trockene Langweiligkeit Meister's unserem Dichter Veranlassung, das Gerücht zu verbreiten, dass in der Gasse, in welcher Meister sein Kollegium las, allnächtlich ein Geist spuke. „Die Göttinger Philister wagten nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich, der spukende Geist sei ein Student, der in Meister's Kollegium sich zu Tode ennuyiert habe, und dessen Seele nicht Ruhe finden könne, bis Meister einmal einen Witz machen würde. Die Geschichte ärgerte den Professor dermaßen, dass er sein Kollegium in eine andere Straße verlegte."

[116]) Ein jüdischer Kaufmann aus Tudela, welcher als der erste Europäer, der das östliche Asien durchwanderte, theils in Handelsangelegenheiten, theils um die Zustände der rings zerstreuten Juden kennen zu lernen, 1159—73 eine Reise von Saragossa über Frankreich, Italien und Griechenland nach Palästina und Persien bis in die chinesische Tatarei machte. Von dort kehrte er über Hinterindien, den indischen Archipel und Aegypten nach Spanien zurück. Seine inter-

essanten Reisenotizen erschienen in hebräischer Sprache zuerst 1543 in Konstantinopel, und wurden seitdem fast in alle lebende Sprachen übersetzt.

[117]) Jüdische Merkwürdigkeiten. 4 Thle. Frankfurt, Eßlinger, 1717—18.

[118]) Es mag wahr sein, daß, wie Heine seinem Verleger Julius Campe versichert hat, das ursprüngliche Manuskript des „Rabbi von Bacharach" bei einer Feuersbrunst im Hause seiner Mutter zu Hamburg, nebst andern Papieren des Dichters, verbrannte; doch wird eben nur der Anfang des Werkes ein Raub der Flammen geworden sein, denn nirgends findet sich eine glaubhafte Andeutung, daß die Erzählung jemals vollendet ward. Vermuthlich besaß Heine noch eine Abschrift der ersten beiden Kapitel, und begann später die Fortsetzung hinzu zu dichten; wenigstens ist in dem mir vorliegenden Manuskripte nur das unvollendete dritte Kapitel und die Bemerkung, daß „der Schluß ohne Verschulden des Autors verloren gegangen", von Heine's eigener Hand geschrieben.

[119]) Bd XIX., S. 182, 204 und 283.

[120]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 159.

[121]) Ebendaselbst, S. 141.

[122]) Ebendaselbst, S. 133, 139 und 141. Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 45, 178 und 194.

[123]) Bd. XIX., S. 176, 186, 188, 189 und 194.

[124]) Vgl. Karl Goedeke's Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. III., S. 439.

[125]) „Bemerker" Nr. 3, Beilage zum „Gesellschafter" vom 19. Januar 1825. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 204 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen", S. 45—47.

[126]) Dieser Vorfall wurde mir von Herrn Hans Ellissen in Göttingen mitgetheilt, dessen Vater ihn aus dem Munde des in den sechziger Jahren verstorbenen Gastwirths Michaelis vernahm. Daß Heine seinen Beleidiger zum Duell fordern ließ, schließe ich aus einem Briefe an Moser vom 24. Februar 1826 (Bd. XIX, S. 261).

[127]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 141 ff., 145 und 151 ff.

[128]) Siehe Heine's Werke, Bd. XIII., S. 286—289; Bd. VI., S. 77—83; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 207.

[129]) Abgedruckt Bd. XIX., S. 222 ff. Vgl. dort die Anmerkung auf S. 223.

[130]) Der Taufakt Heine's findet sich im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenstadt eingetragen, wie folgt:

„Ein Proselyt, Herr Harry Heine, welcher in Göttingen die Rechte studiert und bereits das Examen zum Grade eines Doctoris juris bestanden hat, empfing, mit Beibehaltung des Familien-Namens Heine, bei der Taufe die Namen Christian Johann Heinrich.

„Er ist geboren zu Düsseldorf den 13. December 1799, — ehelich, — ist der älteste Sohn eines vormals in Düsseldorf wohnenden israelitischen Kaufmanns Samson Heine. Der Vater privatisiert jetzt in Lüneburg. Der getaufte Sohn hält sich noch in Göttingen auf.

„Tag der Taufe: der 28. Junius, gegen 11 Uhr Vormittags. Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Dr. der Theologie und Superintendent in Langensalza, Herr Karl Friedrich Bonitz."

Maximilian Heine, welcher in den Erinnerungen an seinen Bruder (S. 50 ff.) den Zweck jener Reise nach Heiligenstadt ängstlich verschweigt und dieselbe vielmehr als einen fidelen Studenten-Ausflug darstellt, giebt neben andern Unrichtigkeiten irrthümlich an, daß die Doktor-Promotion damals schon stattgefunden habe.

131) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 230 ff. — Das dort erwähnte Gedicht war ohne Zweifel „Almansor", Bd. XV., S. 277 ff. [189 ff.]

132) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, Bd. III., S. 105.

133) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.

134) Siehe Ludolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg" in der Hamburger Wochenschrift „Der Kompaß", Nr. 37 und 38, vom 13. und 20. September 1857.

135) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine &c., S. 157.

136) Erinnerungen an Heinrich Heine &c., S. 60 ff.

137) Ebendaselbst, S. 165, 166 und 158. — Was die Ansicht des Herrn Maximilian Heine über meine Darstellung der zwischen dem Dichter und seinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, so ist es einigermaßen komisch, daß derselbe Mann, welcher in den „Erinnerungen an seinen Bruder" aus freien Stücken die schmutzige Wäsche seiner Familie auf öffentlichem Markte wäscht, den Biographen Heinrich Heine's vorschreiben will, welche seiner Familienmitglieder er glimpflich oder unglimpflich behandeln sollen. Die „angeheiratheten Personen", die „Schwiegersöhne des reichen Onkels", die „in den Heine'schen Stamm eingepfropften Seitenverwandten", und „ausnahmsweise auch einen früher rothhaarigen, scharfnäselnden Agnaten, der Fuchs genannt," giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60—63 zc.

nes Buches) der rächenden Nemesis vollkommen preis und schreibt ihnen selbst die boshaftesten Steckbriefe — aber die „nächsten Verwandten", die „direkten Mitglieder der Heine'schen Familie, sammt ihren vortrefflichen Ehefrauen", soll der Biograph nicht anzutasten wagen. Eben so wenig soll er sich um die Religion des Dichters bekümmern — „Franzosen und Engländer befassen sich nicht mit solchen polizeilichen Fragen, wenn es die Würdigung ihrer geistigen Größen gilt," belehrt uns Herr Maximilian Heine auf S. 8 seiner „Erinnerungen", — und was der abenteuerlichen Vorschriften mehr sind. Herr Maximilian Heine gestatte uns, seine bevormundenden Restriktionen mit einem heiteren Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes? bei Seite zu schieben, und uns die volle Freiheit historischer Kritik über die Einflüsse der verwandtschaftlichen Mißhelligkeiten, so gut wie über andere Einwirkungen auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters, zu bewahren.

[138]) Ein Beispiel dieses trotzigen Benehmens findet sich schon in dem Briefe an Moser aus Lüneburg vom 27. September 1823, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112.

[139]) O. L. B. Wolff's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 19.

[140]) Bd. XIX., S. 283. — Karl Goedeke (Grundriß zur Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. III., S. 451) behauptet irrig, die von mir in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke mit X. X. bezeichneten Briefe seien an Rud. Christiani gerichtet. Da der Grund, welcher mir früher verbot, den Adressaten zu nennen, jetzt weggefallen ist, und die Originale der betreffenden Briefe mir seitdem sämmtlich vorgelegen haben, darf ich aufs bestimmteste versichern, daß dieselben keineswegs an Christiani, sondern an Friedrich Merckel gerichtet sind.

[141]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 157 u. 158.

[142]) Ebendaselbst, S. 165. — Die Recension stand im „Gesellschafter" Nr. 103, vom 30. Juni 1826.

[143]) „Heinrich Heine's Entwicklungsgang nach neuen Quellen" in „Unsere Zeit", neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 337.

[144]) Abgedruckt in der Beilage zum „Gesellschafter", Nr. 112, vom 15. Juli 1826. — Ein anderer Gegner Heine's, August Beyfus, hatte schon im „Bemerker" Nr. 6, Beilage zum „Gesellschafter" Nr. 25 vom 13. Februar 1826, seinem literarischen Grolle in folgenden holperigen Epigrammen Luft gemacht:

H. H—e.

Dieser nun ist euch der Freund! O schämt euch der traurigen Halbheit!
Niemals war ein Poet abominabler, als Der!

H. H—e noch einmal.

Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubst du schon Hoffmann, du Thor, glaubst du gar Byron zu sein?

Und abermals H—e.

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutscher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnsinn.

Ueber dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift sie
Höher in sich, wenn der Wahn draußen im Dunst sich gefällt.

Anwendung ut supra.

Jegliche falsche Tendenz, die nur seit Schlegel und Müllner
Unsere Köpfe verwirrt, ist in den Einen gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt sich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; siehe, es wird ein Gedicht.

Abschluss.

Dämmert einmal in dem Wust die Spur eines besseren Sinnes,
Den du dir selber verrückst, jammert mich, H—e, dein Loos!

[145]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 153 u. 154. — Vgl. Heine's Werke, Bd I., S. 266 ff.

[146]) Bd. III., S. 121 und 154 ff.; Bd XIII., S. 274.

[147]) Es ist mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern des „Mitternachtsblattes" vom Oktober 1826 habhaft zu werden, da selbst die Wolfenbütteler Bibliothek diesen Jahrgang nicht besitzt. — Wie H. Heine (Bd. XIX., S. 302) andeutet, mag allerdings Müllner, welcher 1823 das kritische Wochenblatt „Hekate" herausgegeben hatte, durch die Anspielung, daß der Teufel nicht mehr mit Kritik sich befassen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der theuren Großmutter Hekate —

verletzt worden sein und einen vorübergehenden Groll auf den Dichter geworfen haben. Später, als Dieser in den „Politischen Annalen" die Goethe'sche Autoritätsherrschaft angriff, gehörte der gesinnungslose Weißenfelser Rabulist wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

[148]) Briefe an Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 164 ff.

[149]) Die nachfolgenden Gespräche sind zum Theil der Broschüre „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus", S. 106, zum größeren Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiff's entnommen.

[150]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 169 ff.

[151]) Bd. III., S. 135, 136, 66, 70 und 71.

[152]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 173. — August Lewald berichtet in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (Bd. II., S. 119) folgende Anekdote über Heine, welche neuerdings von Stein-

mann und Godfried Becker („Heinrich Heine; eine biographisch-literarische Skizze." Philadelphia, John Weik & Co., 1861) kritiklos nacherzählt worden ist: „In London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daß Heine im Sinne habe, ein Buch über die Brüder Rothschild herauszugeben. Als Heine erfuhr, daß dieses Haus zu den entschiedensten Gegnern der Rothschild gehöre, und sehr wünsche, daß die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluß sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm Dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit zu bewahren und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte." Die ganze Erzählung muß auf einem Irrthume beruhen, da Heine, wie wir sahen, durch den Kreditbrief seines Oheims an das Haus Rothschild aller Geldverlegenheiten überhoben war. Auch findet sich nirgends eine Andeutung, daß er den Plan gehabt, ein Buch über das Haus Rothschild zu schreiben.

[153]) Vgl. den Aufsatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der hannövrischen Zeitschrift „Die Posaune", Nr. 63—67, vom 29. Mai — 7. Juni 1839.

[154]) Bd. XIX., S. 317, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 174.

[155]) Maximilian Heine's „Erinnerungen rc.", S. 88. —

In seinen dieser Anekdote angehängten Bemerkungen hat Herr Maximilian Heine mir, als dem Herausgeber der Heine'schen Werke, zweideutige Vorwürfe darüber gemacht, daß ich in einem Briefe des Dichters an Dessen Verleger einige auf eine Gelddifferenz bezügliche Erörterungen höchst unerquicklicher Art nicht des Abdruckes werth hielt. Zu meiner Rechtfertigung habe ich Folgendes zu erwidern. Wie der Leser des von Herrn Maximilian Heine aus dem Brouillon jetzt vollständig mitgetheilten, im Wesentlichen mit der an Herrn Campe gelangten Reinschrift übereinstimmenden Briefes ersieht, hatte der Dichter gegen Ende des Jahres 1844 auf seinen Verleger 1000 Mark Banko trassiert, die ihm für den „Atta Troll" zugesagt worden. Da Campe das Manuskript aber noch nicht empfangen hatte — er erhielt es erst volle zwei Jahre später, — so fand er sich nicht bewogen, die gewünschte Vorauszahlung zu leisten, und die beleidigenden Worte Heinrich Heine's entbehrten jedes triftigen Grundes. Mit Klarlegung dieses Sachverhalts in der Campe'schen Antwort war das ganze Missverständnis erledigt, und es ist schwer einzusehen, welchen Dienst Herr Maximilian Heine dem Andenken seines Bruders durch die Veröffentlichung jener kränkenden Ausbrüche einer verdrießlichen Stunde zu er-

weisen glaubt. Ich bin dem Andenken des Herrn Campe das Zeugnis schuldig, dass er mir bei der Aufnahme oder Weglassung einzelner Stellen in den von Heine an ihn gerichteten Briefen ganz freie Hand liess, und ich habe zur Charakterisierung des eigenthümlichen, oft feindlich gespannten, aber stets wieder in freundschaftliche Bahn zurückgelenkten Verhältnisses zwischen Autor und Verleger wohl übergenug Material geliefert, als dass dem Leser ein Mehr erwünscht sein könnte. Die unwürdige Insinuation, als habe der Umstand, dass Herr Campe zufällig auch einige Schriften von **mir** verlegte, bei Redaktion der Heine'schen Korrespondenz irgend einen Einfluss auf meine Entscheidung über die Aufnahme oder Weglassung von Briefstellen geübt, weise ich um so gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian Heine mir sogar an einer andern Stelle seines widerspruchsvollen Buches (S. 219) den entgegengesetzten Vorwurf macht, Herrn Campe durch Veröffentlichung der Heine'schen Briefe kompromittiert zu haben. Aufs strengste aber muss ich es rügen, wenn Herr Maximilian Heine mit Sperrschrift hervorhebt, dass der Schluss des oben erwähnten Briefes in dem ihm vorliegenden, von **Heinrich Heine eigenhändig geschriebenen Koncepte** nicht mit der von mir zum Abdruck gebrachten Fassung übereinstimme. Ich habe (H. Heine's Werke Bd. XXI., S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus den Schlusszeilen des Briefes selber mit unzweideutigster Klarheit erhellt, dass in der Herrn Campe zugekommenen Reinschrift nur der letzte Absatz von Heine's eigener Hand geschrieben ist. Derselbe mag sich also im Koncept vielleicht wirklich nicht vorgefunden haben; dass aber ein ursprüngliches Briefkoncept bei der späteren Reinschrift oftmals Zusätze und Aenderungen erfährt, ist doch zumal bei einem Schriftsteller wie Heinrich Heine, der von den meisten Briefen, auf die er Gewicht legte, erst ein Brouillon entwarf, keine so ungewöhnliche Thatsache, dass sie einen Mann, der auf literarische Bildung Anspruch macht, befremden oder ihn gar zum öffentlichen Aussprechen leichtfertiger Verdächtigungen anreizen sollte.

156) „Mit H. Heine's Reisebildern", schrieb u. A. Dr. Nikolaus Bärmann im „Gesellschafter" Nr. 178, vom 7. November 1827, „hat es allerdings seine Richtigkeit, aber mit Dessen Buch der Lieder nimmermehr. Denn dies 372 Seiten starke Buch enthält, so ich anders noch Deutsch lesen kann, volle 160 Seiten aus den Reisebildern buchstäblich abgedruckt. Das ist arg, aber doch ist es ein seltener Fall, dass ein Buchhändler seinen eigenen Verlag gewissermaßen nachdruckt."

157) Man sehe z. B. die absurde Besprechung des „Buches der Lieder" auf S. 341 ff. in Konrad Schwenk's „Charakteristiken und Kritiken", Frankfurt, J. D. Sauerländer, 1847.

158) Gesellschafter Nr. 178, vom 7. November 1827.

159) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 114.

160) Ich vermag nicht mit Bestimmtheit zu sagen, auf welche Gedichtsammlung der Recensent anspielt. Die auffälligsten Nachahmer der lyrischen Manier Heine's waren in damaliger Zeit Dräxler-Manfred, Daniel Leßmann und Franz Freiherr Gaudy. Die „Erato" des Letzteren, an welche man sonst denken könnte, erschien jedoch erst im Jahre 1829, und wurde von Heine (Bd. XVI., S. 7) sehr warm gelobt. Es dürften sonach eher die Dräxler-Manfred'schen oder Leßmann'schen, vielleicht auch die Ferrand'schen Lieder gemeint sein, welche den äußern Charakter der Heine'schen Dichtungsweise aufs plumpste nachäfften.

161) Abgedruckt in der „Triester Zeitung", Nr. 88—91, vom 17. bis 20. April 1867.

162) Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, S. 167.

163) Vgl. das nächstfolgende Gedicht: „Reinigung", Bd. XV., S. 329 [236].

164) Geschichte der deutschen Literatur, 3. Auflage, Bd. III., S. 11.

165) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 176.

166) Ebendaselbst, S. 175.

167) Bd. XVI., S. 182 [162]. — Nach der noch erhaltenen Grimm'schen Originalskizze hat ein neuerer Künstler, Ernst Fröhlich, eine sorgfältig ausgeführte Tuschzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München mit gewohnter Vortrefflichkeit photographiert worden und aus dem Hoffmann & Campe'schen Verlage durch jede Buch- oder Kunsthandlung zu beziehen ist. Ein paar untergeordnete Fehler des Grimm'schen Bildes — die stark verzeichneten Finger der linken Hand, die sich unklar abscheidende Pelzverbrämung der Mantel-Draperie, die falsche Perspektive des Tisches, und das Arrangement der auf demselben verstreut liegenden Bücher — hat Fröhlich sehr glücklich verbessert. Auf jeden Fall möchten wir dies künstlerisch höchst werthvolle Porträt Jedem empfehlen, der, statt des wehmüthigen Krankenbildes vom Jahre 1851, die jugendlich belebten Züge des Verfassers der „Reisebilder" und des „Buches der Lieder" zu erblicken wünscht. — Ein anderes, im Juni 1828 von dem Porträtmaler Reichmann in München angefertigtes Oelbild des Dichters, das Heine seinen Eltern bestimmte, ward bei dem großen Hamburger Brande 1842 im Hause seiner Mutter ein Raub der Flammen. Dagegen ist eine nicht üble Porträtzeichnung erhalten und kürzlich in photographischer Nachbildung (Berlin, H. Kuntzmann & Co.) vervielfältigt worden, welche der unter dem Namen des „Neapolitaners" bekannte, am 26. Juli 1829 zu Eutin verstorbene Maler Johann Heinrich Wilhelm Tischbein Ende

December 1828 bei dem kurzen Besuche des Dichters in Hamburg entwarf. Der Ausdruck des schmalen und feinen Gesichtes ist etwas blasiert, der Mund missmuthig verzogen, die Augen schräg geschlitzt wie auf dem Oppenheim'schen Bilde; im Ganzen aber macht die Physiognomie einen geistig bedeutenderen Eindruck, als letzteres.

[168]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 176.

[169]) Ebendaselbst, S. 207.

[170]) Briefe von Heine an Cotta in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 50—52, vom 13., 20. und 27. December 1867.

[171]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 183.

[172]) Bd. XIX., S. 328. — Maximilian Heine bestätigt in seinen „Erinnerungen" ebenfalls, dass sein Bruder während seines Münchener Aufenthaltes sich viel in vornehmer Gesellschaft bewegte. Die auf S. 75 ff. seines Buches erzählte schmutzige Anekdote vom „Aftrabium" steht jedoch in schroffem Widerspruche mit Allem, was den nächsten Freunden des Dichters über seinen gesellschaftlichen Takt im Umgange mit gebildeten Kreisen bekannt geworden ist. Wenn H. Heine im Salon einer Münchener Gräfin und in Gegenwart junger Damen so cynische Reden, wie sein Bruder sie ihm in den Mund legt, wirklich geführt hätte, so würde ihm die Dame vom Hause sicherlich weder die Hand zum Kusse gereicht, noch ihn als „ungezogenen Liebling der Grazien" bekomplimentiert haben, — eine Bezeichnung, die, beiläufig bemerkt, erst in viel späterer Zeit auf Heine angewandt worden ist. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, dass der Dichter, welcher sich in seinen Schriften manchen frivolen Witz gestattete, im persönlichen Umgang dem weiblichen Geschlechte die zarteste Rücksicht erwies, und in seinen Scherzen anständigen Damen gegenüber von ausgesuchter Feinheit war. Ein Beispiel davon berichtet Adolf Stahr in seinem Buche „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 338: Heine besuchte in München mit einer Dame, die für sein bekanntes Gedicht vom Fichtenbaum und von der Palme schwärmte, einst die Gemäldegalerie, wo ihnen ein kleines reizendes Genrebild auffiel. Es stellte ein Mädchen dar, das über dem Lesen eines Buches, welches sie auf den Knieen hält, eingeschlafen ist, und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um sie aufzuwecken. Dies Bild ließ Heine der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb er auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.

[173]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 173 u. 174.

[174]) Ebendaselbst, S. 177.

[175]) Ebendaselbst, S. 185 ff.

[176]) Ebendaselbst, S. 181 ff.

[177]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50. — Durchaus unglaubwürdig klingt die von Maximilian Heine auf S. 74 seiner „Erinnerungen" mitgetheilte Anekdote, wonach der Dichter einer bairischen Prinzessin, die ihn zum Kaffe in ihr Palais entbieten ließ, die malitiöse Antwort zugesandt hätte: er sei gewohnt, den Kaffe dort einzunehmen, wo er auch zu Mittag gespeist habe. H. Heine war nicht der stolze Republikaner, der die Gelegenheit zur Anknüpfung fürstlicher Bekanntschaften ausschlug, — am wenigsten gar zu einer Zeit, wo er so begierig danach trachtete, das Wohlwollen des Königs für sich zu gewinnen.

[178]) Tjutschew's „Lyrische Gedichte" sind 1861 in einer deutschen Uebersetzung von Heinrich Noé (München, bei E. A. Fleischmann) erschienen. Tjutschew starb zu Zarskoje-Selo am 27. Juli 1873.

[179]) Der neuhochdeutsche Parnaß, von Johannes Minckwitz, S 649.

[180]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine 2c., S. 183.

[181]) Vgl. Bd. II., S. 30. — In dem mir vorliegenden Originalbrouillon der „Reise von München nach Genua" bemerkt H. Heine noch genauer, daß sein Bruder Maximilian ihn bis Bad Kreuth an der Tyroler Grenze begleitet habe. Im Widerspruche mit dieser Angabe erzählt Herr Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen" (S. 81—85), daß er mit dem Bruder in Lucca gewesen sei und dort mit ihm jenes Thee-Abenteuer erlebt habe, das H. Heine in Theodor von Kobbe's Novellen-Almanach „Die Wesernymphe" (Bremen, Kaiser, 1831) weit ergötzlicher geschildert hat, und das auch in seinen sämmtlichen Werken (Bd. XIII., S. 183 ff.) abgedruckt ist. — Die geringe Zuverlässigkeit der Angaben des Max. Heine'schen Buches, welche wir so häufig berichtigen oder widerlegen mussten, macht dasselbe leider zu einer sehr trüben Quelle, aus der nur mit Vorsicht zu schöpfen ist. Wir verweisen in dieser Beziehung u. A. auf die Beilage der A. A. Ztg. Nr. 132, vom 30. Juni 1868, woselbst Dr. Ernst Förster, der Schwiegersohn Jean Paul's und Herausgeber seines literarischen Nachlasses, den von Maximilian Heine (auf S. 199—201 seines Buches) erzählten Besuch Jean Paul's bei Salomon Heine in Hamburg und das „ansehnliche Geldgeschenk", welches der reiche Bankier ihm beim Abschiede gemacht habe, für pure Erfindungen der Max. Heine'schen Phantasie erklärt.

[182]) Bd. II., S. 51, 56, 47 und 48.

[183]) Welchen absurden Mißverständnissen die humoristische Ausdrucksweise Heine's zuweilen unterlag, davon giebt die Einsendung eines „gebornen Tyrolers" in Nr. 13 des Müllner'schen „Mitternachts-

blattes" vom 22. Januar 1829 ein scherzhaftes Beispiel. Heine hatte die Anfangskapitel der „Reise von München nach Genua" im Stuttgarter „Morgenblatte" vom 1.—12. December 1828 veröffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer des „Mitternachtsblattes" eine „Wohlverdiente Abfertigung" angedeihen, in welcher der Einsender mit ernsthaftester Entrüstung die Behauptung zurückwies, als seien die „rothen Hosen" des Kaisers die einzige Ursache des Heldenkampfes von 1809 gewesen! Das war doch selbst dem hämischen Müllner zu arg, der zwar die Kriegserklärung des ultrapatriotischen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten Redaktionsnote den philisterhaften Beweis antrat, daß jene Aeußerung Heine's „allem Vermuthen nach bloß zum Scherz gemacht worden, um die Schreibart zu würzen."

[184]) Briefe von Metternich, Stägemann, Heine 2c., S. 230.

[185]) Die Immermann'schen Xenien, welche besonders den Zorn Platen's erregt hatten, lauteten:

Oestliche Dichter.

Groß mérite ist es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

Sonsten sang beim Mondenscheine Nachtigall, seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger.

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,
Daß sie den Olympos mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

„Ganz bewältigt er die Sprache"; ja, es ist, sich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!

[186]) „Daß die Epigramme auf mich und Rückert gehen, daß wir Beide die ‚kleinen Sänger' sind, unterliegt keinem Zweifel," schrieb Platen dem Grafen Friedrich Fugger. Nachlaß des Grafen August von Platen, Bd. II., S. 99.

[187]) Ebendaselbst, S. 87, 89 und 99.

[188]) Ebendaselbst, S. 145 und 150.

[189]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359. — Wenn dort erzählt wird, daß Heine direkt von London nach Italien gekommen sei, und noch von London her eine große Anzahl englischer Banknoten bei sich geführt habe, so beruhen diese Angaben entschieden auf einem Irrthume. Das Geld, welches Heine 1827 in London übrig behalten und einstweilen an Varnhagen geschickt hatte, war ihm von Letzterem im Mai 1828, laut Ordre, in Gestalt eines Wechsels auf Frankfurt nach München gesandt worden. Vgl. die Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183 und 185.

[190]) Der schlichte Denkstein auf dem Grabe Samson Heine's trägt die Inschrift:

Nun liege ich und schlafe, erwache
einst, denn der Herr erhält mich. Ps. C. 3.
Hier ruhet
Samson Heine
aus Hannover,
gestorben im 64. Jahre
seines Alters d. 2. Dec. 1828.
Ruhe sanft, edle Seele!

[191]) Die Mutter des Dichters hat ihre letzte Schlummerstatt nicht neben dem Vater, sondern auf dem inzwischen eingerichteten neuen israelitischen Friedhofe in Hamburg gefunden. Der einfache Sandstein auf ihrem Grabe trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Hier ruhet Betty Heine, geb. v. Geldern, geb. in Düsseldorf d. 27. Nov. 5531, gest. 3. Sept. 5619." Auf der Rückseite ist das Geburts- und Sterbejahr nach christlicher Zeitrechnung angeführt. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Heinrich Laube in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine" (Gartenlaube, Jahrgang 1868, Nr. 1 und 2) seltsamerweise die alte, durch Nichts motivierte Fabel wieder auftischt, als ob Heine's Mutter Christin gewesen sei. Der „verführerische Witz" der „gemischten Abstammung", welche „Heine's literarisches Wesen prächtig erklären" soll — daß er nämlich „aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Race entsprossen sein könne, und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesschärfe, darstelle" — dieser gewaltsame Witz der Racentheorie findet in den thatsächlichen Abstammungsverhältnissen des Dichters nicht den mindesten Anhalt. Eben so unrichtig ist die Angabe Laube's, daß Heine seiner Mutter eine „Schrift" gewidmet habe, wenn darunter etwas Anderes als die bekannten zwei Sonette (Bd. XV., S. 108 u. 109 [77 u. 78]) verstanden sein soll.

[192]) Nichts ist absurder, als der Eifer, mit welchem Herr Maximilian Heine darzuthun sucht, daß auch sein Bruder Heinrich „allezeit

mit großer Liebe über Russland und mit vollster Hochachtung über Russlands Monarchen gesprochen“ habe. „Wer wollte leugnen,“ heißt es auf S. 98 der „Erinnerungen“, „dass sich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Russlands innere Verhältnisse, Missbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer historischen Zeit angehören, auch sarkastische, satirische Bemerkungen eingeschlichen (!) haben. Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geistigen Aufschwungs des heutigen Russlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Russland beglückwünscht haben!“ Der Recensent des Max. Heine'schen Buches in der „Wiener Zeitung“ (Nr. 121, vom 21. Mai 1868) hat bereits auf das köstlich naive „eingeschlichen“ in obigem Satze aufmerksam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewiesen, dass „Glückwünsche bekanntlich die starke Seite der Heine'schen Lyrik waren!“

[193]) Maximilian Heine's „Erinnerungen ꝛc.“, S. 86.

[194]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 288 ff. — Ueber das insolente Benehmen des Herrn Gustav Heine in der beregten Angelegenheit vgl. die Anmerkung daselbst, S. 286 ff.

[195]) So erzählt August Lewald in seinen „Aquarellen aus dem Leben“, Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. Heine schon in Italien den Tod seines Vaters erfahren.

[196]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359.

[197]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 192.

[198]) Rahel, ein Buch des Andenkens ꝛc., Thl. III., S. 373 und 377 ff.

[199]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 187 ff.

[200]) Rahel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

[201]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 189—192. — Vgl. auch Heine's Werke, Bd. IV., S. 198—201, und Bd. XI., S. 138—143.

[202]) Heinrich Stieglitz, eine Selbstbiographie, herausg. v. L. Curtze, S. 96 und 112.

[203]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[204]) Ebendaselbst, S. 197.

[205]) Ebendaselbst, S. 204.

[206]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 369, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 194, 195, 197, 199 und 204.

[207]) Michael Beer's Briefwechsel, S. 182.

[208]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 410. — Vgl. auch Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204 und 205.

[209]) Nachlass des Grafen Platen, Bd. II., S. 71, 87 u. 98, 151. 99 und 100.

[210]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 196 und 200 ff.

[211]) Silhouetten und Reliquien, von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 236.

[212]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 217, und Heine's Werke, Bd. XIX., S. 405.

[213]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 195.

[214]) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 107.

[215]) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanseftädten", S. 211.

[216]) L. Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, S. 147 ff.

[217]) Erlebnisse, von F. W. Gubitz, Bd. II., S. 269.

[218]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 216.

[219]) Lewald's „Aquarelle aus dem Leben", Bd. II., S. 93 ff.

[220]) Ebendaselbst, S. 121.

[221]) Ebendaselbst, S. 101—105. — Vgl. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 223 und 227.

[222]) Das erste dieser Spottgedichte ist häufig — u. A. in der Pariser Zeitung „Vorwärts" vom Jahre 1844 (vgl. die Erinnerungen Franz Wallner's in der „Gartenlaube", Jahrgang 1862, S. 202) — Heine selbst zugeschrieben worden. Beide Gedichte sind jedoch schon im Jahre 1828 mit Wilhelm Neumann's Unterschrift im „Gesellschafter" abgedruckt, und finden sich auch in Neumann's Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835), Bd. II., S. 239. — Ein anderes, sehr form- und geistloses Pasquill auf die Heine'sche Muse, das 1830 in der Berliner „literarischen (Mittwochs-) Gesellschaft" vorgelesen wurde, hat Professor Gubitz in seinen „Erlebnissen", Bd. II., S. 271, mitgetheilt.

[223]) Vgl. Anm. [181]), und Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 120.

[224]) Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 112.

[225]) Ebendaselbst, S. 111.

[226]) Skizzen aus den Hansestädten, S. 231 ff.

[227]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 193 u. 194.

[228]) Ebendaselbst, S. 202.

[229]) Ebendaselbst, S. 208 und 209.

[230]) Ebendaselbst, S. 214.

[231]) Ebendaselbst, S. 212.

[232]) Ebendaselbst, S. 215 und 216.

[233]) Ebendaselbst, S. 213. — Vgl. Lewald's „Aquarelle", Bd. II., Seite 115.

[234]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine rc., S. 218 u. 219.

[235]) Ebendaselbst, S. 219.

[236]) Heine versichert freilich in der Vorrede und in der Nach-

schrift seines Buches, daß „Die Stadt Lucca“ gleichzeitig mit de
„Bädern von Lucca“ im Sommer 1829 geschrieben sei. Er dementie
aber diese Angabe durch folgende Worte eines Briefes an Varnhag
vom 19. November 1830: „Sie werden sich nicht täuschen lassen dur
meine politische Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, da
das Buch ganz von früherem Datum sei. In der ersten Hälfte sin
etwa drei Bogen schon alt; in der zweiten Hälfte ist nur der Schlu
aufsatz neu.“

[237]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

[238]) Ebendaselbst, S. 224.

[239]) Literaturblatt Nr. 79 und 80, vom 3. und 5. August 18

[240]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 220 u. 2

[241]) Ebendaselbst, S. 223 und 224.

[242]) Ebendaselbst, S. 232.

[243]) Ebendaselbst, S. 225.

[244]) Ebendaselbst, S. 228. — Uebrigens erhielt auch Profe
Blume nicht die vakante Stelle, sondern der bisherige Vicepräses d
Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Christian Kauffmann, wurde in d
Senatssitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus erwählt.

[245]) Ebendaselbst, S. 229 ff.

[246]) Lewald's „Aquarelle“, Bd. II., S. 116.

[247]) Ein Abdruck dieses Medaillons ist gleichfalls im Besitz d
Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabgusse desselben eine Phot
graphie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichste und zuglei
schönste Porträt des Dichters aus seinen letzten Lebensjahren gelt
darf. — Das Oppenheim'sche Bild ist wiederholt durch Druck un
Stich vervielfältigt worden; doch entspricht keine der verschiedene
Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am besten ist noch de
kleine Kupferstich ausgeführt, welcher von J. Fleischmann angeferti
wurde; mangelhafter sind der bei F. König in Hanau erschienene gr
Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie
ausgezeichnetsten Israeliten“ (Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835); du
aus verzeichnet ist der schlechte Stahlstich, welcher dem „Jahrbuch
Literatur für 1839“ vorgeheftet ward. Eine verkleinerte, wesen
verbesserte Kopie des Originalbildes endlich wurde in Oel von d
Maler selbst angefertigt und befindet sich jetzt im Besitze des He
Professors Theodor Benfey zu Göttingen.

Franz Duncker's Buchdr. in Berlin.

r F

r Famil

e,
64
09 m
en,
71,

G

En

pig G
den.





